



**ADONIRAM** Courtney  
Anderson  
**JUDSON**

LEIDEN FÜR  
DIE EWIGKEIT



ADONIRAM  
JUDSON  
LEIDEN FÜR DIE EWIGKEIT

## **Adoniram Judson**

Courtney Anderson

### ***Leiden für die Ewigkeit***

Hardcover, 704 Seiten

Artikel-Nr.: 256330

ISBN / EAN: 978-3-86699-330-3

Der ungewöhnlich begabte, ehrgeizige Pastorensohn von der amerikanischen Ostküste hat jede erdenkliche Möglichkeit, seine Zukunft zu gestalten. Dem Glauben seines Vaters hat er abgeschworen und sich dem aufgeklärten Deismus zugewandt – bis zu jener Nacht, in dem das qualvolle Stöhnen eines Sterbenden im Nebenzimmer nagende Zweifel an seiner selbstsicheren Überzeugung weckt. Monate des Suchens und Fragens folgen, bis er sich schließlich Gott hingibt. Von da an dominiert der Wunsch, als Missionar in Birma zu dienen, sein Denken und Handeln.

Alle Hindernisse überwindend betritt er 1813 als erster amerikanischer Außenmissionar birmanisches...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](http://clv.de)

clv



*Adoniram Judson (1788 – 1850)*

COURTNEY ANDERSON

ADONIRAM  
JUDSON

LEIDEN FÜR DIE EWIGKEIT



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

### **Anmerkungen des Originalverlags:**

Das Buch wurde ursprünglich 1956 veröffentlicht und entspricht der Sprache dieser Zeit.

Der Name von Judsons erster Ehefrau war Ann Hasseltine. Die meisten nannten sie jedoch »Nancy«. Im Buch wird sie fast durchgehend »Nancy« genannt.

Die Bibelzitate sind der Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

1. Auflage 2015

© der Original-Ausgabe 1987 by Courtney Anderson  
Original copyright © 1956 by Little, Brown and Company  
Originaltitel: *To the Golden Shore*  
Originalverlag: Judson Press

Der Anhänge A – D stammen aus:  
*The Life of Adoniram Judson* von Edward Judson  
Originalverlag: Anson D. F. Randolph & Company

© der deutschen Ausgabe 2015  
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld  
[www.clv.de](http://www.clv.de)

Übersetzung: Alois Wagner  
Satz: CLV  
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Bestell-Nr. 256.330  
ISBN 978-3-86699-330-3

*Für KIT in Liebe*

ICH SEHNE MICH NACH DER ANKUNFT  
AM GOLDENEN STRAND.

Adoniram Judson

*In welches alte Schiff ich auch steig ein,  
es soll mir Sinnbild Deiner Arche sein;  
und welches Meer mich auch verschlingt: Die Flut  
sei mir ein Sinnbild für Dein Blut;  
und wenn mit Zorneswolken sich verhüllt  
Dein Antlitz: Maske nur ist's vor dem Bild  
der Augen Dein voll Liebe, zwar oft abgewandt,  
doch nie verstößt mich Deine Hand.*

John Donne, *A Hymne to Christ*

# Inhalt

Anmerkung des Autors	10
Vorwort	11
<b>TEIL I: Dienstbeginn (1788 – 1812)</b>	
Kapitel 1	
Der Rahmen (1788)	14
Kapitel 2	
Wolken (1789 – 1792)	22
Kapitel 3	
Wenham (1792 – 1799)	30
Kapitel 4	
Braintree, Plymouth und Brown (1800 – 1807)	42
Kapitel 5	
Revolte (New York: 1807 – 1808)	56
Kapitel 6	
Die Übergabe (Andover: 1808)	70
Kapitel 7	
<i>Gesandtschaft nach Ava</i> – Die Entscheidung (1809)	77
Kapitel 8	
Die »Brüder«; Das Amerikanische Missionskomitee (1810)	86
Kapitel 9	
Nancy (Ann Hasseltine: 1810)	104
Kapitel 10	
»Ein verrücktes, abenteuerliches Unterfangen« (1810)	115
Kapitel 11	
Frankreich und England (1811)	125
Kapitel 12	
Die förmliche und ernste Zurechtweisung (1811)	134

Kapitel 13	
Die Ordination (1812)	142
Kapitel 14	
Die Einschiffung (1812)	157
 <b>TEIL II: Die gefährvolle Reise (1812 – 1826)</b>	
Kapitel 1	
Indien (1812)	166
Kapitel 2	
Exil (1812)	189
Kapitel 3	
Mauritius, Madras und Rangun (1812 – 1813)	206
Kapitel 4	
Birma (1813 – 1814)	223
Kapitel 5	
Der kleine Roger (1814 – 1816)	235
Kapitel 6	
Mit der Zeit muss die Ernte kommen (1816 – 1817)	254
Kapitel 7	
Ängste und Exkursionen (1817 – 1818)	264
Kapitel 8	
Der erste Bekehrte (1818 – 1819)	280
Kapitel 9	
Lasst uns zu den Goldenen Füßen reisen (1819)	297
Kapitel 10	
Ava – und der Misserfolg (1819 – 1820)	314
Kapitel 11	
Krise (1820)	332
Kapitel 12	
Rückkehr zu den Goldenen Füßen (1820 – 1822)	348

Kapitel 13		
Königlicher Empfang (1822 – 1823)		359
Kapitel 14		
Das Neue Testament; Nancys Rückkehr (1823 – 1824)		367
Kapitel 15		
Ausländer müssen Spione sein (1824)		376
Kapitel 16		
Gefangenschaft (1824)		388
Kapitel 17		
Tage im Todeskerker (1824)		403
Kapitel 18		
Leben im Gefängnis; die kleine Maria (1824 – 1825)		415
Kapitel 19		
Kümmere dich um dich selbst (1825)		425
Kapitel 20		
Oung-pen-la (1825)		435
Kapitel 21		
Freilassung und Triumph (1825 – 1826)		452
Kapitel 22		
Der schwarz umrandete Brief (1826)		468
 <b>TEIL III: Zum goldenen Strand (1826 – 1850)</b>		
Kapitel 1		
Die Schatten werden länger (1826 – 1827)		478
Kapitel 2		
Die Einsiedelei; Gib uns etwas Geschriebenes (1828 – 1831)		490
Kapitel 3		
Die birmanische Bibel; Sarah (1831 – 1834)		512
Kapitel 4		
Ruhige Jahre; die Familie (1834 – 1839)		531
Kapitel 5		
Der Wille Gottes geschehe (1840 – 1845)		548

Kapitel 6	
Amerika (1845)	566
Kapitel 7	
Fanny Forester (1845 – 1846)	580
Kapitel 8	
Wenn wir alle zusammen strahlen (Moulmein; Rangun: 1846 – 1847)	600
Kapitel 9	
Die »Fledermausburg« (Rangun: 1847)	614
Kapitel 10	
Sonnenuntergang; das Wörterbuch (Moulmein: 1847 – 1849)	631
Kapitel 11	
Zum goldenen Strand (1849 – 1850)	638
Kapitel 12	
Danach	651
Zu den Quellen	653
Bibliografie (in Auswahl)	655
Dank	662
Anhang A	
Autobiografische Zusammenstellung von Daten und Ereignissen	665
Anhang B	
Judsons erstes Traktat für die Birmanen	679
Anhang C	
Die dreifache Schnur	685
Anhang D	
Ratschläge für Missionskandidaten	695
Abkürzungen	700
Abbildungen	701

## Anmerkung des Autors

Diese Erzählung ist ein Tatsachenbericht, keine fiktive Geschichte. Die einzigen »Erfindungen« sind die Vermutungen und Meinungen des Verfassers, und diese sind, so hoffe ich, deutlich als solche zu erkennen. Einige wenige Freiheiten habe ich mir bei der Wiedergabe von Absätzen und Schreibweisen der Originaldokumente erlaubt. So wurde zum Beispiel die Schreibweise desselben Wortes – von unterschiedlichen Personen unterschiedlich gehört und geschrieben oder von derselben Person zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich geschrieben – so weit vereinheitlicht, dass der normale Leser es als dasselbe Wort erkennen kann. Das Ergebnis ist – streng genommen – unwissenschaftlich, doch wird der Erzählfluss dadurch weniger unterbrochen.

Selbstverständlich sind Fehler und Irrtümer enthalten. Dafür, ebenso wie für seine eigenen Ansichten, bringt der Verfasser keine andere Verteidigung oder Entschuldigung vor, als dass er eine große Persönlichkeit so gewissenhaft dargestellt hat, wie es im Rahmen seiner Möglichkeiten lag.

## Vorwort

»MALDEN, SEINE GEBURTSTÄTTE; DIE SEE, SEIN GRAB«

Das steht auf der Tafel auf dem unscheinbaren Stein inmitten des hübschen grünen Rasens vor dem weißen, dem Verkehr der Hauptstraße von Malden zugewandten Haus. Und das war in der Tat der Kurs seiner Lebensbahn: in der Sprache der Navigation von  $42^{\circ} 25,75'$  nördlicher Breite und  $71^{\circ} 4,4'$  westlicher Länge nach  $13^{\circ}$  nördlicher Breite und  $93^{\circ}$  östlicher Länge.

Die großen Bahnen seiner Lebensreise auf unserem Erdball hatten gewisse Kreuzungspunkte: in einem unbekanntem Gasthaus in West-Massachusetts; in einem Wäldchen hinter der Akademie von Andover; im Salon eines geräumigen Hauses in Bradford; im Todesgefängnis in Ava am Irrawaddy-Fluss; neben einem ausgehobenen Grab im wilden Dschungel unterhalb von Moulmein; im Hafen der Insel St. Helena; in der Stadt Philadelphia; am Seehafen von Amherst am Golf von Martaban.

Und dann noch der letzte Kurs entlang einer Kurve, die nur ein einziger Navigator zu zeichnen vermag, und zu einem Kreuzungspunkt, den nur ein einziger Navigator kennt.

Dieser Eine hat die Order gegeben:

»MIR IST ALLE GEWALT GEGEBEN IM HIMMEL UND AUF DER ERDE. GEHT NUN HIN UND MACHT ALLE NATIONEN ZU JÜNGERN UND TAUFT SIE AUF DEN NAMEN DES VATERS UND DES SOHNES UND DES HEILIGEN GEISTES UND LEHRT SIE, ALLES ZU BEWAHREN, WAS ICH EUCH GEBOTEN HABE. UND SIEHE, ICH BIN BEI EUCH ALLE TAGE BIS ZUR VOLLENDUNG DES ZEITALTERS.«

A. Judson gehorchte dieser Order.

Die Frage aber bleibt: Warum?



TEIL I:  
DIENSTBEGINN  
(1788–1812)

## Der Rahmen (1788)

Es war gewiss seine Liebe zu Abigail Brown, die Reverend Adoniram Judson sen. dazu trieb, sich für die Pastorenstelle der Ersten Kongregationalistengemeinde in Malden zu bewerben. Andere Gründe konnten dies kaum erklären.

Gewiss, für jeden – außer einem Geistlichen der Kongregationalisten, und ganz besonders einem von Judsons Charakter – hätte Malden als eine der anziehendsten und lebenswertesten Städte in Massachusetts erscheinen müssen. Die fast 200 Familien, die die fruchtbaren Talhänge unterhalb ihrer sattgrünen Hügel bearbeiteten, lebten alle in gesichertem Wohlstand. Die Gesamtbevölkerung von etwa 1000 Menschen reichte gut aus, um eine Kirche und einen Pastor auf angemessene, wenn nicht gar verschwenderische Weise zu unterstützen. Von der Größe und dem Wohlstand her brauchte Malden den Vergleich mit Städten wie Concord und Lexington nicht zu scheuen, hatte aber den zusätzlichen Vorteil seiner Ortslage, denn es lag kaum acht Kilometer nördlich von Boston, jenem blühenden Zentrum von Kultur und Reichtum, das jetzt – so wurde geredet – die unglaubliche Größe von etwa 20 000 Einwohnern erreicht hatte. Natürlich musste man zwei Flüsse mit der Fähre überqueren, den Mystic und den Charles, um von Malden nach Boston zu kommen, aber es gab bereits Pläne, an beiden Stellen Brücken zu bauen.

Für einen Pastor, der Heirat und Familiengründung im Sinn hatte, war Maldens größte Attraktion jedoch das Pfarrhaus – ein großes, quadratisches, zweistöckiges Gebäude mit einem Satteldach und einem Anbau nach hinten, errichtet im alten Stil der frühen 1700er-Jahre, mit zwei riesigen Schornsteinen auf beiden Seiten des Korridors, der das Haus von vorn bis hinten teilte.

Natürlich war das Pfarrhaus mehr als 60 Jahre alt in jenem Sommer 1786, als Pastor Judson davon zu träumen begann, wie seine zukünftigen Kinder vor der Eingangstreppe spielen würden, aber es war solide gebaut und zeigte kaum Anzeichen von Verschleiß. Im

Laufe der Jahre waren riesige Ulmen und Steineichen gewachsen, Schattenspender für die breiten Rasenflächen, die sich sanft zur Steinmauer entlang der Straße neigten. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand die Kirche, etwa 100 Meter entfernt. Nicht weit von der Kirche sprudelte eine Quelle mit klarem Wasser aus der Erde, am Fuß des Glockenfelsens, wo in vergangenen Zeiten die Stadtglocke an einem Dreibock aus gewaltigen Baumstämmen gehangen hatte. Brunnen können versiegen, aber diese Quelle war seit Menschengedenken niemals ausgetrocknet.

Das war der Anblick, der sich Pastor Judson jeden Sonntag bot in jenem Sommer, während er als Anwärter für das Pastorat der Kirche predigte. Jedes Mal, wenn er das Pfarrhaus sah, wurde der Wunsch in ihm stärker, dessen Studierstube dauerhaft in Gebrauch zu nehmen, es mit Abigail Brown zu bewohnen, seine Kinder darin zur Welt kommen und aufwachsen zu sehen und vielleicht sogar darin zu sterben – wie der von allen geliebte Gottesmann<sup>1</sup>, für den es einst errichtet worden war.

Seine Bedenken gegen die Annahme von Berufungen, bei denen keine Einstimmigkeit deutlich wurde, verblassten und verschwanden schließlich völlig.

Er war 34 Jahre<sup>2</sup>, dieser Adoniram Judson sen., der Vater unserer Hauptperson – ein mittelgroßer, stämmiger Mann. Seit er den Abschluss in Yale<sup>3</sup> gemacht hatte – in jenem schicksalhaften Jahr 1776 –, hatte er auf vielen Kanzeln gepredigt. Aber nie hatte er bisher die

---

1 A. d. Ü.: Joseph Emerson (1700–1767), der Urgroßvater des berühmten amerikanischen Dichters Ralph Waldo Emerson, mehr dazu siehe unten. A. d. H.: Joseph Emerson von Malden ist nicht zu verwechseln mit jenem Pastor gleichen Namens, der in Beverly wirkte und die Schwester von Ann Judson geb. Hasseltine heiratete (vgl. Teil I, Ende von Kapitel 9).

2 A. d. H.: Adoniram Judson sen. wurde den zuverlässigsten Quellen zufolge im Juni 1752 geboren (vgl. auch Anhang A). Demnach war er hier zu Beginn des Buches 34 Jahre alt. (Aufgrund des Wortlauts der Originalausgabe könnte man davon ausgehen, dass er im Jahr 1750 geboren wurde.) Dementsprechend wurden alle ihn betreffenden Altersangaben angeglichen.

3 A. d. Ü.: Die Yale University in New Haven (Connecticut) ist eine der renommiertesten Universitäten der Welt und die drittälteste Hochschule der Vereinigten Staaten (gegründet 1701 als kongregationalistisches Seminar). Sie ist Mitglied der sogenannten *Ivy League*, einer Gruppe von acht US-Eliteuniversitäten im Nordosten der USA. Neben Harvard und Princeton wird Yale in Medien und Gesellschaft weltweit als eine der drei einflussreichsten, renommiertesten und leistungsstärksten Ivy-League-Universitäten der USA wahrgenommen. In Yale hatten auch David Brainerd (1718–1747) und Jonathan Edwards (1703–1758) studiert. Edwards war kurze Zeit vor seinem Tod Präsident von Yale (Frühjahr 1758). Ein Enkel von Edwards, Timothy Dwight IV., war dann Präsident von Yale (von 1795 bis 1817), ebenso wie dessen Enkel Timothy Dwight V. (Präsident von 1886 bis 1899).

Berufung einer Gemeinde angenommen. Die Erste Kongregationalistengemeinde von Scituate, etwa 30 Kilometer südöstlich von Boston und fast dreimal so groß wie Malden, hatte ihn im Jahr 1784 berufen. Er hatte abgelehnt. Hardwick, weiter westlich im Landkreis Worcester und beinahe doppelt so groß wie Malden, hatte ihn zweimal berufen, das zweite Mal im Frühjahr 1785. Er hatte abgelehnt. Wrentham, knapp 50 Kilometer südwestlich von Boston und größer als Malden, hatte ihn berufen, und auch diese Berufung hatte er abgelehnt.

Alle diese Berufungen hatte er abgelehnt, weil sie nicht einstimmig gewesen waren. Denn Pastor Judson wollte nicht irgendeine Gemeinde, sondern eine, in der jedes Mitglied hinter seinen Ansichten stand. Seit der Revolution waren solche Gemeinden zunehmend schwieriger zu finden. Das Ferment, das zur Ablehnung des »Gottesgnadentums« der englischen Könige und zur letztendlichen Unabhängigkeit vom Mutterland geführt hatte, hatte auch begonnen, die alte puritanisch-calvinistische Theologie infrage zu stellen. Im weltoffenen Boston gab es – von den Reichen und Mächtigen großzügig unterstützte – wohlhabende unitarische Kirchen, die aber in Glaubensbekenntnis und Lehre kaum besser waren als blanker Unglaube. Und im nahen Cambridge hatte der in Harvard gelehrte Kongregationalismus eine traurige Verwässerung erlebt. Selbst in den etwas außerhalb gelegenen ländlichen Dörfern – in Orten wie Hardwick, Wrentham und Malden – gelangte eine zunehmende Anzahl von Gemeindegliedern zu dem Schluss, dass Gott die Welt ebenso sehr für das Glück der Menschen geschaffen habe wie zu seiner eigenen Verherrlichung. Darüber hinaus wurden Abstriche an der bisherigen Heilslehre gemacht.

Für Judson, einst Student des bekannten Joseph Bellamy<sup>4</sup> und Vertreter der Ansichten von Samuel Hopkins<sup>5</sup> – beide Erben der Lehrauffassungen von Jonathan Edwards –, waren solche Behauptungen

---

4 A. d. Ü.: Joseph Bellamy (1719 – 1790): Schüler und Freund Jonathan Edwards', 1740 – 1790 Pastor der Kongregationalistengemeinde in Bethlelem (CT), Autor von 22 Büchern, Gründer und Leiter eines Ausbildungszentrums für Pastoren in seinem Haus.

5 A. d. Ü.: Samuel Hopkins (1721 – 1803): Schüler und Biograf Jonathan Edwards'; Pastor in Housatonic (MA), Newport (RI), Newburyport (MA), Canterbury (CT) und Stamford (CT). Er verfasste zahlreiche Schriften, war ein Gegner der Sklaverei und gründete eine Schule für afroamerikanische Missionare. Er entwickelte das theologische System des »Hopkinsianismus«/der »New Divinity«/des »konsistenten Calvinismus«/der »New Haven Theology« bzw. der »New England Theology« (wichtig für die Zweite Große Erweckung).

glatte Häresie, im direkten Widerspruch zu Logik und Schrift gleichermaßen.

Aber er war nicht geneigt, sich auf Kontroversen einzulassen. Er wollte kein Pastor einer Gemeinde sein, wo dergleichen notwendig war oder werden konnte.

Das heißt bis zu dem Zeitpunkt, als er Kandidat für die Kanzel von Malden wurde. Malden aber war aufgrund von weit schlimmeren Meinungsverschiedenheiten gespalten als die Gemeinden, deren Berufungen er abgelehnt hatte. Die Erste Kongregationalistengemeinde litt nämlich nicht unter *einer* Kontroverse, sondern unter *zwei*.

Die eine natürlich betraf die alte Frage der Glaubenswahrheit. Für eine bedeutende Minderheit (zumeist aus den wohlhabenderen und einflussreicheren Bürgern bestehend) war Pastor Judsons traditioneller Kongregationalismus ein abscheulicher Affront. Sie hatten ihn fast den ganzen Sommer 1786 hindurch predigen gehört, und zwar mit zunehmender Missbilligung. Aber zu ihrem Entsetzen stimmte eine Mehrheit für seine Berufung, als sich die Gemeinde am Freitag, dem 7. Juli, versammelte, um über den Kandidaten zu entscheiden. Pastor Judson predigte den unverwässerten Glauben ihrer Vorfäter. Außerdem brauchte die Gemeinde dringend einen Geistlichen, und Judson schien unter den gegebenen Umständen so passend wie nur irgend möglich zu sein. Die Minderheit argumentierte lautstark, aber ohne Erfolg. Dennoch gab die Opposition nur unter zähem Ringen auf. In den Gemeindeakten für diesen Tag findet sich immer noch der Eintrag: »Hauptmann John Dexter bestand auf der Niederschrift seines Protests gegen die Berufung eines Pastors, der ein Anhänger der üblen hopkintonischen<sup>6</sup> Prinzipien ist.«

Aber es gab eine zweite und sogar schwerwiegendere Sache, die die Erste Gemeinde spaltete; und diese hatte schon seit Generationen Schwierigkeiten gemacht – länger, als irgendjemand sich erinnern konnte. Sie betraf den Platz des Kirchengebäudes, der vor langer Zeit bestimmt worden war, als die ersten Siedler von Charlestown den

---

6 A. d. H.: »Hopkintonisch«, »hopkinsianisch« und »hopkins'sch« sind im Grunde Synonyme, wobei der hier gebrauchte Ausdruck eher selten ist (und außerdem von einem Gegner verwendet wird), während der zweite Begriff sich mehr auf die Lehre von Hopkins bezieht und der dritte mehr auf ihn als Person Bezug nimmt.

Mystic überquerten, um nördlich davon Malden zu gründen. Diejenigen, die nahe am Flussufer siedelten, meinten schon immer, dass die Kirche viel zu weit im Norden gebaut worden sei, sowohl im Blick auf Erreichbarkeit als auch auf gesunden Menschenverstand. Das Problem schwelte unter der Hand weiter, das halbe Jahrhundert von 1721 bis 1767 hindurch, als der allseits beliebte Joseph Emerson die Kanzel innehatte – für den das geräumige Pfarrhaus im Jahr 1724 errichtet worden war. So geschätzt, wie er war, vermochte er doch auch, tiefen Respekt einzuflößen, was selbst den bloßen Ansatz einer Spaltung schon im Keim erstickte. Sein Sohn schrieb über ihn, er sei »ein Boanerges, ein Sohn des Donners, [gewesen] für die Täter der Gesetzlosigkeit; ein Barnabas aber, ein Sohn des Trostes, für die Trauernden in Zion«. Als er, mit schlohweißem Haar und reich an rettender Gnade, zum Empfang seiner himmlischen Belohnung heimgerufen wurde, suchte die Gemeinde drei Jahre lang, ehe sie einen passenden Nachfolger in dem brillanten Peter Thacher gefunden hatte. Dieser war schon im frühreifen Alter von 18 Jahren ordiniert worden, und kein Geringerer als der große Evangelist Whitefield nannte ihn den »jungen Elia«. Thacher führte seinen Dienst zu allgemeiner höchster Zufriedenheit aus, aber die Zeiten und auch die Temperamente hatten sich gewandelt. Die Dissidenten, die unbedingt ihre eigene Kirche im südlichen Gemeindegebiet haben wollten, erhoben nun lautstark ihre Stimmen.

Thacher, dessen Ansehen sich bis nach Boston verbreitet hatte, erhielt 1785 eine Berufung von der einflussreichen Brattle Street Church. Er nahm an, wahrscheinlich in der Meinung, dass es ihm außerhalb von Malden besser ergehen würde, denn sofort zogen sich die Mitglieder des südlichen Gebiets, die direkt am Mystic-Ufer wohnten, aus der Gemeinde zurück und errichteten ihre eigene Kirche. Jetzt hatte Malden zwei schwache Gemeinden, wo zuvor eine einzige starke unter dem Pastorat Emersons geblüht hatte. An diesem Punkt berief die Erste Gemeinde Reverend David Avery. Der aber lehnte ab – aus leicht nachvollziehbaren Gründen.

Das also war die Situation, als Judson sen. Kandidat für die vakante Kanzel der Ersten Gemeinde wurde. Ihm war in diesem Sommer 1786 wohl bewusst, dass eine bedeutende Minderheit seine Überzeugungen in puncto biblischer Lehre von Herzen ablehnte. Er kannte die

Auffassung dieser Gruppe, er sei nicht der richtige Mann, die beiden geschwächten Gemeinden zusammenzubringen. Er konnte dieses Wissen nicht einfach verdrängen, denn Hauptmann Dexter hatte in die Gemeindeakten eintragen lassen, dass Judsons Einsetzung als Pastor sich als »effektive Barriere« erweisen würde und »als Hindernis für die beiderseitig gewünschte Wiedervereinigung der beiden Gemeinden in dieser Stadt, die beide ihre Trennung schmerzlich spüren, und wenn der gegenwärtige Zustand bleibt, wird dies wahrscheinlich mit dem Untergang beider enden«.

Was Judson dachte, ist schwer zu sagen. Für diejenigen, die ihn kannten, war seine Persönlichkeit deckungsgleich mit seinen Glaubensüberzeugungen. Sowohl von seinem Charakter als auch von seinen Auffassungen her war er stoisch, abweisend und streng. Seine Urteile waren penibel gerecht; aber er verfügte über große Entschlossenheit – bzw. Sturheit, wie seine Gegner sie genannt hätten. Wahrscheinlich verschloss der Gedanke an das komfortable Pfarrhaus – und an Abigail Brown – seine Augen gegenüber Umständen, die ihn normalerweise hätten zögern lassen.

Denn mit seinen 34 Jahren war er immer noch nicht verheiratet. Abigail war fast zehn Jahre jünger. Gewiss würden sie Kinder bekommen. Er konnte seine zukünftige Familie nicht von der in vielerlei Hinsicht unsicheren Existenz eines Reisepredigers abhängig machen. Er musste sich endlich niederlassen. Und in der Geborgenheit des attraktiven Pfarrhauses von Malden würde er Frieden und Sicherheit bei seiner Frau und seinen Kindern finden, was für Stürme draußen auch toben mochten.

Er nahm die Berufung an. Im Oktober versammelte sich die Gemeinde unter dem Vorsitz Judsons, um seine Ordination zu planen. Sie wurde auf den 15. November festgelegt. Abigail und er sollten am Dreiundzwanzigsten des gleichen Monats getraut werden, eine Woche später.

Bei der Versammlung tat die Gemeinde alles, was sie nur konnte – außer der Annullierung der Berufung Judsons –, um der immer noch anwachsenden Unzufriedenheit der Minderheit entgegenzukommen, indem sie beschloss, dass »Personen, die mit der Berufung nicht einverstanden sind, in völliger Gewissensfreiheit nach ihrem Gutdünken

handeln können, ohne dadurch gegen die Gemeinderegeln zu verstoßen«. Diese Geste der Versöhnung hatte aber keinerlei positive Auswirkung. Die Minderheit wollte Judson einfach nicht haben. Wenn sie schon seine Berufung nicht verhindern konnte, so konnte sie doch wenigstens seine Ordination stören und behindern, so gut es eben ging. Als das Gremium, das ihn ordinieren sollte, sich im Haus von Hauptmann William Wait versammelte, entwickelte sich eine derart hitzige Diskussion, dass Judson die Versammlung um Abbruch bitten musste, »obwohl die Schwierigkeiten nicht in unmittelbarem Bezug zu seiner Person standen«. Der Gemeinde blieb keine andere Wahl, als fünf Tage später wieder zusammenzukommen und eine erneute Ordinationsversammlung zu beschließen – diesmal für den 7. Dezember.

Unter solch beschämenden Umständen wurden Abigail Brown und Adoniram Judson getraut, und das frisch vermählte Paar zog in dieser unsicheren Lage ins Pfarrhaus, indem es hoffte, die nächste Versammlung würde einen für sie günstigeren Verlauf nehmen. Doch selbst die Natur schien sich gegen sie verschworen zu haben. Denn am 7. Dezember hatten Malden und die umliegenden Siedlungen unter einem so gewaltigen Schneesturm zu leiden, dass kein Mitglied des Komitees – weder zu Fuß noch zu Pferd – aus den vom Schnee eingeschlossenen Häusern kommen konnte. Die Ordination konnte letztendlich erst am 23. Januar 1787 stattfinden. Und diesmal verlief sie – wenigstens ansatzweise – wie geplant.

»Das Komitee wurde dann über die Situation der Gemeinde und der Pfarrei unterrichtet, und obgleich etliche Einwände gegen die Ordination vorgebracht wurden, hielten dessen Mitglieder es für ihre Pflicht, mit der Examinierung des zum Pastor Gewählten fortzufahren. Nach der Anhörung des Bekenntnisses seines Glaubens und des Berichts seiner religiösen<sup>7</sup> Erfahrungen und nach gründlicher

---

7 A. d. H.: Es ist zu beachten, dass die Begriffe »religiös« und »Religion« im gesamten vorliegenden Buch weitgehend so wiedergegeben werden, wie sie im Original zu finden sind. Dabei muss man z. B. den historischen Kontext oder die Tatsache berücksichtigen, dass diese Begriffe von vielen unterschiedslos für alle gebraucht werden, die einer beliebigen Glaubensrichtung angehören – ganz gleich, ob dem Christentum, einer Weltreligion (wie dem Buddhismus) usw. –, obwohl das Christentum im biblische Sinne keine Religion ist. Wenn z. B. A. Judson in diesem Buch von der »Religion Jesu Christi« spricht, dann berücksichtigt er zunächst das Verständnis seiner Hörer bzw. Leser, wobei er nichts anderes meint als den Glauben an Jesus Christus bzw. dessen praktische Umsetzung im täglichen Leben.

Prüfung beider waren sich die Komiteemitglieder seiner Qualifikation für den Dienst am Evangelium gewiss, und zwar einstimmig. Demgemäß ordinierten sie ihn ... für das Amt des Pastors, dem Wunsch der Gemeinde entsprechend.«

Die unterlegene Minderheit hatte noch eine letzte Patrone im Lauf. Unmittelbar nach der Ordination zog sich ein guter Teil davon – die einflussreichsten Gemeindeglieder – aus der Gemeinde zurück und schloss sich der Pfarrei im Süden der Stadt an.

Unter solch ungunstigen Vorzeichen begann Pastor Judsons Dienst in der geschrumpften Ersten Gemeinde von Malden. Aber wenn er auch während seines Lebens als Pastor mit Enttäuschungen konfrontiert war, so fand er doch liebevollen Trost innerhalb der Mauern des Pfarrhauses. Und zu gegebener Zeit (am Samstag, dem 9. August 1788) schenkte ihm Abigail einen Sohn. Das Neugeborene bekam den Namen seines Vaters, Adoniram.

Während er den kleinen Jungen in seiner Wiege beim Schlaf beobachtete, entschloss sich der Vater, wie so viele andere Väter vor und nach ihm, dass der Junge werden sollte, was *ihm* verwehrt geblieben war. *Ihn* hatte Herabsetzung getroffen. Sein Sohn sollte den Respekt der Massen erringen. *Ihm* war inzwischen klar, dass er sein Leben auf Dorfkanzeln verbringen würde. Aber sein Sohn sollte Ruhm ernten.

Irgendwo tief in seinem Inneren mag sich der Wunsch geregt haben, sich auf diese Weise für die erlittenen Herabwürdigungen und Kränkungen zu rächen. Jetzt würde er in der Person seines Sohnes die Möglichkeit haben, sein Leben von Anfang an noch einmal zu leben und im Leben des Sohnes die Ambitionen zu erreichen, auf die er in seinem eigenen hatte verzichten müssen.

## Wolken (1789 – 1792)

Der Säugling Adoniram blieb heiter und unbekümmert angesichts der Nöte seines Vaters mit der Ersten Gemeinde von Malden, da er davon natürlich nichts mitbekam. Er schlief und erwachte, weinte und lächelte, oder er lag einfach in seiner Wiege und beobachtete mit großen Augen seine Kleinkindwelt. Er wurde gefüttert und wuchs. Allmählich entdeckte er die Welt ringsumher. Gelegentlich regte sich in ihm das flüchtige Gefühl, dass man etwas von ihm erwartete, aber das war nichts als eine kurze schattenhafte Vorahnung. Er war mit anderen, wichtigeren Dingen beschäftigt.

Ein frostiger Herbst wich einem bitterkalten Winter – die zwanzig Winter zwischen 1779 und 1799 blieben im Gedächtnis wegen ihrer außergewöhnlichen Strenge. An den Sonntagen, während es die versammelten Gemeindeglieder trotz ihrer Fußwärmer fröstelte, mühte sich der Vater des Babys beharrlich mit der Pflicht ab, seiner geschrumpften Zuhörerschaft den hopkins'schen Gott vorzustellen – einen Gott, dessen Eifersucht Teil seiner Gerechtigkeit war und für den Heiligkeit in »allumfassendem Wohlwollen« oder »freundlicher Zuneigung« gegenüber allen intelligenten Wesen bestand. Dieser Gott war ein Gott, dessen Motiv bei der Erschaffung des Menschen darin bestand, ein Wesen zu bilden, das ihn und keinen anderen verherrlichen sollte. Und die Welt, die Gott gemacht hatte, war – mit all ihren scheinbaren Unzulänglichkeiten – die beste aller möglichen Welten, denn Gott war im Anfang das einzige Wesen; er war vollkommen; er hatte unendlich viele Wahlmöglichkeiten, welche Art von Welt er erschaffen wollte; er schuf diese eine; diese musste also die bestmögliche Welt sein. So weit Judsons Argumentation auf der Kanzel.

Wenn die Februarstürme am ächzenden Kirchturm zerrten und ständiges Schneetreiben weiße Verwehungen im gefrorenen Kirchhof auftürmte, horchten die Gemeindeglieder wahrscheinlich sorgenvoll auf das Getöse draußen und fragten sich, während ihr Atem in frostigen Fahnen aufstieg, ob der Winter nicht selbst schon Beweis genug

war für die strafende Gerechtigkeit Gottes im Sinne der hopkins'schen Lehre.

Aber an warmen Sommertagen, wenn die lieblich nach Gras duftende Luft sich durch die offenen Fenster hereinstahl und die Männer in sanfter Lethargie in ihren Bänken zurücksanken, nach einer Woche harter Arbeit auf der Farm oder an der Werkbank schläfrig geworden durch das Summen der Bienen und das ferne Geläut von Kuhglocken sowie die wohlgesetzten Worte des Pastors, dann waren sie wohl auch geneigt, eine derart »düstere Theologie« abzulehnen. Sie war so bitter gewürzt mit der Lehre, dass Säuglinge ebenso wie Erwachsene, die nie eine Entscheidung für Christus getroffen haben, in die Hölle kommen, und nur oberflächlich gesüßt mit »allumfassendem Wohlwollen«.

Eines war jedenfalls – leider – gewiss, als der Winter in den Frühling überging und der Schnee schmolz und die Knospen erschienen und die Singvögel zurückkehrten, dass die sich in der Maldener Gemeinde bekämpfenden Parteien immer weniger allumfassendes Wohlwollen gegeneinander und noch weniger gegenüber ihrem Pastor Judson verspürten.

Der kleine Adoniram bekam nichts mit von dem, was sich in der Kirche in ein paar Hundert Metern Entfernung abspielte. Im Pfarrhaus aber war er ständig am Lernen. Er saß auf dem Küchenboden auf seiner gestreiften Decke – natürlich dachte er nicht im Traum daran, dass man sie 200 Jahre später immer noch aufbewahren würde – und beobachtete das hell prasselnde Feuer im Kamin. Es war angenehm warm von seinem Sitzplatz aus, doch wenn er näher kroch, stellte er fest, dass es auch wehtun konnte.

Von diesem Feuer kam Gutes. Große Fleischstücke wurden davor gegrillt. Gelegentlich bekam er ein köstliches Stück Bratfleisch. Doch meistens wurde er, als er alt genug war, mit püriertem Gemüse gefüttert, das man aus dem großen, über dem Herd aufgehängten Eisenkessel schöpfte. Es gab auch anderes zu sehen und zu riechen: den Mais, den seine Mutter in einem hölzernen Mörser zerstampfte, und die Äpfel, die aufgereiht vor den glühenden Kohlen brieten. Manchmal streute seine Mutter Sand auf den Fußboden. Er kostete ihn und fand den Geschmack körnig und unangenehm für die Zunge. Ihm dämmerte, dass die Dinge, die er probierte, unterschiedlich schmeckten und

beschaffen waren. Einige waren nicht gut und angenehm. Seine Mutter hatte entschiedenere Vorstellungen von dem, was gut und schön und attraktiv war. Er fand früh heraus, dass schmutzige Dinge schlecht waren, saubere Dinge aber gut. Und das Wort »schmutzig« bedeutete weit mehr als nur die Krümel des Erdbodens.

Sehr früh, weit früher als den meisten Kleinkindern, wurden ihm Geräusche und Klänge bewusst. Es gab Muster hinsichtlich der von Menschen hervorgebrachten Geräusche. Sie hatten eine Bedeutung, aber welche, das wusste er noch nicht. Er horchte sorgfältig auf Hinweise. Sein erster Versuch, die Geräusche zu reproduzieren, zeitigte unmittelbaren Erfolg. Er wurde gelobt und angelächelt, auf den Arm genommen und gehätschelt. Die Resultate ermunterten ihn zu weiteren Versuchen, aber er vermutete, dass Klänge und Töne zu mehr gut waren als nur dazu, Anerkennung zu erlangen.

Als sein zweiter Sommer kam, krabbelte er auf allen vieren, und als der Herbst sich einstellte, watschelte er bereits auf seinen Beinen durchs Zimmer. Seine Welt dehnte sich aus. Vom sanft abfallenden Rasen vor dem Pfarrhaus sah er diesen Sommer dem Verkehr auf der staubigen Straße durch Malden zu – Leute zu Fuß und in Kutschen, Jungen, die Kühe trieben, langsame Gespanne mit gewaltigen Ochsen, auf deren massiven Nacken die schweren Holzjoche scheinbar leicht wie Streichhölzer auflagen. Er sah andere Tiere auf der Straße und dem Pfarrgrundstück – Hunde, Hühner, aber keine Schweine, denn im Sommer 1788 hatten die Selectmen<sup>8</sup> beschlossen, dass Schweine nicht mehr frei herumlaufen dürften, sondern von August bis Oktober in Ställen gehalten werden mussten. Dennoch hat ihn sein Vater gewiss auf den Arm genommen und ihm die Schweine im Stall hinter dem Haus gezeigt. Pastor Judson hielt nämlich, wie alle anderen Geistlichen, Kühe sowie Schweine und baute seine eigenen Feldfrüchte an. Pastoren waren immer noch Teilzeit-Farmer, und Bauernarbeit schmälerte keineswegs die Würde ihres Berufs.

In diesem Alter war die Mutter der Lebensmittelpunkt des kleinen Adoniram. Sie gab ihm zu essen, sie wärmte ihn, tröstete und beruhigte ihn, kümmerte und sorgte sich um ihn. An zweiter Stelle nach

---

8 A. d. Ü.: Die Selectmen bildeten den Stadtrat in den Städten Neuenglands.

ihr kam die schwarz gekleidete Person, die je nach Situation »dein Vater«, »Sir«, »Herr Judson« oder – eher selten – »Adoniram« genannt wurde. Letzteres gab ihm Rätsel auf, denn er hatte gelernt, das Wort »Adoniram« mit sich selbst in Verbindung zu bringen. Der so Angeredete war irgendwie seltsam – freundlich, doch distanziert. Er sollte geliebt werden, und doch gab es etwas an ihm, was Furcht hervorrief.

Als sein dritter Winter zu Ende ging und er inzwischen mit Schnee vertraut war, kam eine weitere Person an, um fortan mit ihnen im Haus zu leben – neben seinem Vater und seiner Mutter und den drei Frauen, die »Haushaltshilfen« genannt wurden. Diese Person war kleiner als er und lag fast den ganzen Tag in der Wiege. Sie kam in den Genuss von sehr viel Aufmerksamkeit – manchmal zu viel, dachte er, da er dementsprechend weniger erhielt. Aber insgesamt fühlte er sich mit ihr verbunden, vor allem, weil ihre Größe eher seiner eigenen entsprach. Als sie später gehen gelernt hatte, lief sie hinter ihm her wie ein getreues Hündchen.

Sie wurde am 21. März 1791 geboren. Ihr voller Name war Abigail Brown Judson, nach ihrer Mutter und Großmutter benannt; doch Adoniram verwendete für sie die Namen, die er häufiger hörte: »Schwester« oder »Abby« oder »Nabby«.

Inzwischen war Adoniram wohl gelegentlich bei Gottesdiensten anwesend. Mit dem Gottesdienstbesuch waren interessante Dinge verbunden, obwohl das Ganze schrecklich lange dauerte.

Die Kirche spielte in seinen Gedanken eine große Rolle, denn er konnte sie in einiger Entfernung auf der anderen Straßenseite sehen, nicht weit vom schroffen Glockenfelsen entfernt. Von außen schaute sie wie ein großer rechteckiger Kasten aus. Und auch drinnen ähnelte sie einem Kasten. Waren die Gottesdienstbesucher hineingegangen, nahmen sie in anderen Kästen Platz – auf »Kirchenbänken«. In der Kirchenbank saß der kleine Adoniram auf einem Stuhl wie die anderen Kinder; die Holzwände der Bank waren höher als sein Kopf – um etwas sehen zu können, hätte er auf Zehenspitzen auf dem Stuhl stehen müssen, aber das war für gewöhnlich verboten. Aber dennoch boten sich ihm sicherlich Gelegenheiten, alles in der Kirche wahr-

zunehmen: Er sah, dass die Männer in den Bänken hinten saßen, die Frauen dagegen vorn. Vor den Bänken gab es Sitzreihen für die Sänger und ganz vorne ein paar Stühle für ältere Leute, die nicht mehr so gut sehen oder hören konnten. Die Sitze für die Sänger waren mit Drehscharnieren befestigt. Wenn die Sänger zum Beten aufstanden, klappten sie die Sitze hoch. Beim letzten »Amen« setzten sie sich wieder – dabei fielen auch die Sitze mit einem herrlich donnernden Geklapper wieder in die Horizontale.

Das Wichtigste bezüglich der Kirche aber war Adonirams Vater. Er war wichtiger als alle anderen. Er stand ganz allein auf der Kanzel vorn und sprach zu den Leuten, und zwar sehr laut. Adoniram war glücklich über die große Bedeutung seines Vaters. Ihm schien, sein Vater wäre Herr über alle Leute, denn sie mussten jede Woche zu seiner Kirche kommen und hören, was er ihnen zu sagen hatte.

Manchmal jedoch redete Adonirams Vater nicht zu den Leuten, sondern zu jemand anderem, den Adoniram nicht sehen konnte, der anscheinend oben auf dem Dach oder noch höher war, jedenfalls außer Sichtweite. Diese Person hatte sehr viele Namen. Er wurde »unser himmlischer Vater«, »Gott« und »Jehova« genannt. Adoniram hatte ihn nie gesehen, aber wenn er fragte, sagte man ihm, er würde ihn eines Tages sehen, an einem wunderschönen Ort namens »Himmel«.

Inzwischen konnte Adonirams Vater offensichtlich »unseren himmlischen Vater« sehen – denn er sprach sowohl zu Hause als auch in der Kirche oft mit ihm. Der himmlische Vater war eindeutig jemand, den man fürchten musste. Die Konsequenzen, wenn man ihm nicht gehorchte, waren sogar noch schrecklicher als die schroffe Missbilligung vonseiten seines eigenen Vaters, die Adonirams Ungehorsam nach sich zog. Denn obwohl er anscheinend die meisten Leute lieb hatte, warf er Leute, denen er zürnte oder deren Verhalten ihm missfiel, in ein heißes Feuer, noch größer und heißer als das heißeste Feuer in den Pfarrhauskaminen.

Die Bedeutung von Adonirams Vater hatte viel mit Büchern zu tun, besonders mit einem Buch, das er in der Kirche verwendete und in das er im Pfarrhaus oft stundenlang hineinschaute. Das war die Bibel, und Adonirams Vater und Mutter lasen ihm fast jeden Abend Teile dar-

aus laut vor. Einige der Geschichten waren sehr interessant. Andere konnte er nicht ganz verstehen, aber er hörte sie trotzdem gern. Andere Male wieder saß sein Vater am Tisch und beschrieb Seite um Seite mit schwarzen Zeichen, die aus einem spitzen Gänsekiel flossen. Wenn sein Vater mit einer Seite zu Ende war, streute er Sand darüber, schüttelte ihn hin und her und streifte den Sand dann ab, bevor er wieder in seinen Behälter kam. Das hieß »die Predigt vorbereiten«. Es hatte etwas mit der Macht seines Vaters über die Leute zu tun und war sehr wichtig. Es war sogar so wichtig, dass Adonirams Vater für gewöhnlich die Tür schloss und Adoniram selten die Gelegenheit hatte, seinem Vater beim Gebrauch der Gänsefeder zuzusehen. Manchmal war »unser himmlischer Vater« hinter der verschlossenen Tür und half. Zumindest dachte Adoniram das, denn gelegentlich konnte er seinen Vater mit jemandem reden hören, den er mit diesem Namen ansprach.

Leider war nichts weiter von der Wirklichkeit entfernt als die Vorstellung des Jungen von der »Macht« seines Vaters. Seine Kontrahenten hatten nie mit den Versuchen aufgehört, ihn aus dem Amt zu vertreiben, und allmählich hatten sie Erfolg. Im Frühling 1790 konnte William Bentley, Pastor der East Church im weltläufigen Salem, mit Befriedigung notieren, dass es für Pastor Judson, einen der hopkins'schen »Intriganten« »in Malden, ziemlich ungemütlich geworden« war.

Ein weiteres Jahr, und Judsons Stellung war unhaltbar geworden. Anfang April 1791, nicht einmal zwei Wochen nach der Geburt der kleinen Abigail, erhielt er seine »Demission«. Die taktvolle Formulierung des von der Gemeinde offiziell verabschiedeten Beschlusses lautete: »Da beschlossen wurde, dass Pastor Judson sich von uns verabschiedet, halten wir es für unsere Pflicht, bei dieser Gelegenheit der Welt ausdrücklich und von Herzen zu erklären, dass Pastor Judson während seines Dienstes unter uns sich völlig in Übereinstimmung mit seinem Bekenntnis als Christ und als Diener Jesu Christi verhalten hat, und als solchen empfehlen wir ihn der Allgemeinheit unserer Mitchristen.«

Er sollte letztendlich seine Kinder doch nicht in jenem komfortablen Pfarrhaus in Malden aufziehen können. Aber ein Pastor konnte

nicht von einem Tag auf den anderen fortgeschickt werden wie ein Tagelöhner – und schon gar nicht ein Mann wie Judson, der ein feines Gespür dafür hatte, was ihm der Ehre und Gerechtigkeit nach zustände, und der mit einer auf ihn angewiesenen Frau und zwei Kleinkindern entschlossen war, auf seinen Rechten zu bestehen.

Selbst seine erbittertsten Gegner konnten ihm nicht vorwerfen, etwa seinen Prinzipien untreu geworden zu sein, die ja überhaupt erst der Grund für seine Berufung nach Malden gewesen waren. *Er* hatte sich nicht geändert, die *Gemeinde* hatte sich geändert. Und ohnehin lag die Ursache der Kontroverse vor allem in der geografischen Struktur der Gemeinde und der Stadt.

Gerüstet mit diesen Argumenten, erwirkte er eine Vereinbarung mit der Gemeinde, wonach zwar sein Pastorenamt Ende September enden sollte, ihm aber »die alleinige und ununterbrochene Nutzung und die Verschönerung des oben genannten Pfarrhauses – vorbehaltlos – für ein ganzes Jahr, vom Tag der oben genannten Beendigung des Dienstverhältnisses an«, überlassen wurde.

Diese Vereinbarung wurde im August bestätigt und unterzeichnet, als Adoniram drei Jahre alt geworden war, und zwar von einem Gemeindegremium, bestehend aus der Dritten Gemeinde von Salem, der Brattle Street Church von Boston und der Gemeinde von Stoneham. Zumindest würden die Judsons für mehr als ein Jahr noch ein Dach über dem Kopf haben, während Pastor Judson sich nach einer anderen Kanzel umsah.

Die Suche dauerte lange. Während des nächsten Jahres war der Vater oft tagelang am Stück unterwegs, hielt Probepredigten auf anderen Kanzeln, führte Vorstellungsgespräche mit Gemeindegremien und machte Besuche bei seinen Amtsbrüdern. Immer wieder kam er nach Hause, müde und voller Sorgen, nur um sich einen weiteren Misserfolg eingestehen zu müssen.

Während er auf einer dieser Reisen unterwegs war, bereitete Abigail die eine Überraschung für ihn vor, von der sie wusste, dass sie ihn wie sonst nichts auf der Welt ermutigen würde. Denn nach seiner Rückkehr, wahrscheinlich nachdem er das Pferd abgesselt, sich erfrischt, ein wenig gegessen und sich schließlich in einen Sessel am

Kamin gesetzt hatte, öffnete sie die Bibel und reichte sie dem dreijährigen Adoniram. Und während dem Vater vor Erstaunen die Kinnlade herunterfiel, las der kleine Junge ein ganzes Kapitel laut vor. Seine Mutter hatte ihn in einer einzigen Woche lesen gelehrt – und das im Alter von drei Jahren!

Zärtlich, vielleicht sogar unter Tränen, nahm Reverend Judson seinen Sohn auf den Schoß und versicherte ihm mit Stolz und Gewissheit in der Stimme, dass er ohne Zweifel eines Tages ein großer und bedeutender Mann würde. Jemand, der mit drei Jahren lesen lernen konnte, musste später fast zwangsläufig Großes bewirken und eine berühmte Persönlichkeit werden.

Dieses Ereignis lebte in der Familientradition lange fort. Auf's Neue bekräftigte es die Ambitionen des Vaters für seinen Sohn. Er selbst würde vielleicht unbedeutend und ohne großen Einfluss bleiben. Aber sein Sohn würde sich einen glänzenden Namen machen. Adoniram jun. würde eines Tages die Welt zu Füßen liegen.

Und was den kleinen Jungen auf dem Schoß seines Vaters betraf – er lauschte ernst und stolz dem Lob seines Vaters. Viele Worte verstand er noch nicht. Aber irgendwie verstand er sehr wohl, dass man von ihm große Anstrengungen erwartete. Wenn er sich sehr bemühte, würde ihm das mehr Anerkennung einbringen. Er begriff, dass auch er die Menschen führen sollte, und zwar mit größerem Erfolg als sein Vater. Vielleicht begann er zu verstehen – manchmal spürt man solche Dinge schon in frühem Alter –, dass sich ihm ein Weg eröffnen könnte, auf dem er seinen Vater übertreffen und somit von ihm und seiner Mutter gelobt werden würde. Die Fundamente eines machtvollen Entschlusses begannen, sich in ihm zu formen.

Aber nichts von alledem konnte eine neue Gemeinde für die Judsons finden.

## Wenham (1792 – 1799)

Pastor Judson blieb über ein Jahr ohne Stelle. Erst Ende 1792 kam er von einer seiner Reisen nach Hause mit der guten Nachricht, dass er eine akzeptable Berufung erhalten hatte.

Die Gemeinde befand sich in Wenham – dort, wo jene Landzunge beginnt, die bis Cape Ann reicht. Wenham lag etwa acht Kilometer nördlich von Salem im Landkreis Essex. Der vorige Pastor, Joseph Swain, hatte dort über 40 Jahre bis zu seinem Tod gedient. Jetzt hatte die Gemeinde, am letzten Tag im November, einstimmig dafür gestimmt, Judson zum neuen Pastor zu berufen. In der gleichen Versammlung hatte sie auch beschlossen, den »Halfway Covenant« abzuschaffen, der schon lange ein Dorn im Fleisch aller Pastoren war, die Judsons Überzeugungen teilten. Nun konnte ein Mann oder eine Frau nicht mehr darauf hoffen, lediglich aufgrund eines moralisch angemessenen Charakters und des Glaubens an Gott Gemeindeglied zu werden. Von jetzt an würde die Gemeinde zur Praxis des alten Neuengland zurückkehren, die verlangte, dass ein Kandidat für die Gemeindegliedschaft Zeugnis ablegte von seiner Erfahrung »rettender Gnade«, und zwar zur vollen Zufriedenheit des Pastors und der Gemeinde. Und von nun an konnten auch nur noch Vollmitglieder ihre Kinder taufen lassen, obwohl dem Kirchenbesuch von Nichtmitgliedern nichts in den Weg gelegt wurde. Im Großen und Ganzen war das ein gewaltiger Triumph für den neuen Pastor.

In Wenham suchte die Kirchengemeinde zwar den Pastor aus, aber die Stadt stellte ihn an und bezahlte sein Gehalt. Unmittelbar nach der Entscheidung der Kirchengemeinde kamen die Stadtvertreter zusammen. Der Stadtrat beschloss, Judson als Stadtgeistlichen zu berufen und ihm das Pfarrhaus der Stadt zuzüglich eines »freiwilligen Beitrags« und der »gesetzlich vorgeschriebenen sechzig Pfund Sterling« für den Umzug nach Wenham zur Verfügung zu stellen. Sein Gehalt wurde auf 95 englische Pfund jährlich festgesetzt, doch der Geldwert

schwankte, als die junge amerikanische Nation ihre eigene Währung zu prägen begann, und er konnte unter Umständen auch in aktuell gangbarer Währung entsprechenden Werts bezahlt werden. Judson verlor keine Zeit und nahm den Ruf an. Gut zwei Wochen später leitete er bereits seine erste Gemeindeversammlung. Am 16. Dezember 1792 wurde er feierlich eingesetzt. Dr. Bentley, der die Ereignisse vom nahegelegenen Salem aus verfolgte, notierte in seinem Tagebuch Folgendes: »Heute soll Judson, der ehemalige Pastor von Malden, eingesetzt werden. Seine beratenden Kollegen sind Cleveland, Oliver und Parish. Er vertraut keinen aufgeklärten Geistlichen mehr, nachdem diese ihm in Malden so viele Steine in den Weg gelegt hatten.«

Einige Tage später, am 10. Januar 1793, packte Judson seine Familie auf einen Schlitten, nahm die Zügel, schnalzte dem Pferd zu, und auf leisen Kufen glitten sie über die verschneiten Straßen nach Wenham.

Wenham war kaum halb so groß wie Malden. Seine 500 Einwohner lebten in knapp 75 Häusern entlang der Old Bay State Road, der ältesten Landstraße von Massachusetts, die von Beverly nordwärts über Ipswich und dann die Atlantikküste entlang zum Merrimack River führte. Aber für einen kleinen vierjährigen Jungen war Wenham nicht sehr viel anders als Malden. Das Pfarrhaus war dem von Malden vergleichbar und lag auf einer sanften Erhebung östlich der Old Bay State Road. Die Kirche stand auf der anderen Straßenseite einige Hundert Meter weiter nördlich, ein Gebäude mit aufgesetztem Türmchen und Glocke. Sie war etwa gleich groß wie die Kirche in Malden. Auch die Kirchenbänke waren die gleichen, rechteckig und mit hohen Rückenlehnen, wie sie Adoniram bereits kannte. Wahrscheinlich bestand der einzige bedeutende Unterschied in der Wahrnehmung eines Jungen darin, dass der Chor auf der Galerie Platz nahm und nicht vorn auf gleicher Ebene mit den anderen Kirchgängern.

Dem Vater fielen natürlich andere Unterschiede auf. Wenhams Einwohnerzahl ging langsam zurück, wobei das Kirchengebäude seit der Errichtung 1748 ziemlich vernachlässigt worden war und sich in reparaturbedürftigem Zustand befand. Doch diesem Nachteil stand der gewaltige Vorteil einer einigen Gemeinde gegenüber. Ein paar Jahre lang zumindest sollten die Judsons in Frieden leben können.

So war es tatsächlich. Und hier wurde ihnen am 28. Mai 1794 ein weiterer Sohn geboren – Elnathan, benannt nach seinem Großvater väterlicherseits, Hauptmann Elnathan Judson aus Woodbury in Connecticut, dessen siebtes Kind und sechster Sohn Adoniram sen. war.

Der kleine Adoniram blühte in Wenham auf. Er entwickelte seine eigene Persönlichkeit. Mit vier Jahren war er noch vom Nachahmungstrieb geprägt und imitierte seinen Vater, indem er die Nachbarskinder um sich versammelte und ihnen »predigte«. Das Lied, das seine Kinder-»Gemeinde« singen musste, war für gewöhnlich – so erinnerten sich seine Eltern – »Go preach my Gospel, saith the Lord«. Aber mit sechs oder sieben Jahren, als er in Lehrer Dodges Schule eintrat, legte er ganz andere Interessen und Fähigkeiten an den Tag als die der übrigen Jungen in der Nachbarschaft.

Und auch seine Persönlichkeit war anders. Er war ausgesprochen lebhaft, fast übermütig, und begeistert bei allem, was er tat. Er war aktiv und voller Energie und verfügte schon in diesem frühen Alter über großes Selbstvertrauen. Und doch verwendete er, insgesamt gesehen, seine Zeit lieber auf Bücher als aufs Spielen. In seiner Kindheit und frühen Jugend las er alles, was er in die Hände bekam, von den theologischen Büchern seines Vaters über die Dramen Ben Jonsons – die er sich in der Nachbarschaft auslieh – bis zu den Romanen von Richardson und Fielding, den Bestsellern jener Epoche.

Dieses gierige Verschlingen alles Gedruckten allein schon hätte ihn in jedem beliebigen Ort, in dem die Bewohner weitgehend mit sich selbst beschäftigt und geschwätzig waren (und dazu zählte auch Wenham), hervorstechen lassen. Dazu kam aber noch sein eigenartiger Hang zum Forschen, zum Rätsellösen und zu Denksportaufgaben, der heutzutage Eltern davon überzeugen würde, einen geborenen Wissenschaftler aufzuziehen.

Einmal, er war noch sehr klein, wäre er beinahe blind geworden, als er durch ein kleines Loch in seiner Hutkrempe die Sonne fixierte – um das Problem der Sonnenbewegung zu lösen, wie er seiner Schwester Abigail mitteilte. Da sie damals nicht viel über fünf Jahre alt war, glaubte sie seiner Behauptung, dass es ihm geglückt wäre.

In Lehrer Dodges Schule beeindruckte (und irritierte) er die anderen Jungen durch seine geradezu unheimliche Fähigkeit, Rätsel zu lösen. Allmählich hatte er eine beträchtliche Sammlung von Denksportaufgaben angehäuft, mit denen er gerne seine Schulkameraden verblüffte.

Mit acht oder neun brachte ihm seine intellektuelle Keckheit beinahe Ärger mit seinem Vater ein. Eine Zeitung druckte ein von ihr so genanntes »Enigma«, eine Denksportaufgabe, die ihre Leser lösen sollten. Adoniram warf einen Blick darauf und dachte, er hätte ja schon andere, ebenso schwierige Aufgaben gelöst, bevor er sich umgehend an die Arbeit machte. Schon bald hatte er die Lösung, schrieb sie ins Reine, adressierte sie an den Herausgeber und marschierte (wahrscheinlich mit Abigail im Schlepptau) die schattige Straße entlang – an der Kirche vorbei zum Postamt im Krämerladen. Er gab den Brief dem Postmeister und vergaß, dass in diesen Tagen vor der Einführung von Briefmarken die Zeitung das Porto würde bezahlen müssen, eine nicht unbeträchtliche Summe – vier Pennies für einen Brief nach Boston, einen guten Stundenlohn nach heutigem Geld. Der Postmeister legte den Brief still und heimlich zur Seite, ohne ihn abzuschicken, und gab ihn später Adonirams Vater.

Derjenige, den Adoniram mehr als alle anderen fürchtete, war sein Vater. Es war nicht nur die Tatsache, dass er Pastor war. Es war nicht einmal die Tatsache, dass er Adonirams Vater war zu einer Zeit, als Väter über ihre Kinder mit eiserner Hand herrschten. Es war die schiere, Ehrfurcht gebietende Strenge des Mannes selbst. Er war nahezu unfähig, humorvoll zu sein, und verstand auch kaum Humor. Er war gerecht, aber von jener vergeltenden Gerechtigkeit, die er Gott zuschrieb. Er war ernst und streng; und so wie Gott nicht einmal den Fall des Sperlings übersah, durfte auch Pastor Judson nicht die geringste Kleinigkeit übersehen. Ja, tief in Adonirams Denken dürften Gott und sein Vater fast schon dieselbe Identität angenommen haben.<sup>9</sup>

---

9 A. d. A.: Falls dem so war, dann wurde das Furchteinflößende dieser Identität noch durch die Tatsache verstärkt, dass zu diesem Zeitpunkt (im Februar 1796) Adonirams Mutter ein weiteres Kind zur Welt gebracht hatte, Mary, die nach fast sieben Monaten starb – in einem Alter, in dem man noch nicht über die Erbsünde Buße tun und sich bewusst für die rettende Gnade entscheiden kann. Der junge Adoniram, tief geprägt von den Glaubensüberzeugungen seines Vaters, muss über das ewige Schicksal des Säuglings wohl mit einigem Unbehagen nachgedacht haben. Was wartete

Wie dem auch gewesen sein mag, als Adoniram später an jenem Tag zum Tee nach Hause kam und den Brief auf dem Tisch liegen sah, erlebte er. Pastor Judson wies auf den Brief: »Ist der von dir, Adoniram?«

»Ja, Sir«, stammelte der Junge.

»Wie kamst du dazu, ihn zu schreiben?«

»Bitte lies ihn, Vater.«

»Ich lese nicht die Briefe anderer Leute. Öffne das Siegel und lies ihn selbst.«

Mit zitternden Fingern brach der Junge das Siegel, las halblaut den Inhalt vor und reichte den Bogen seinem Vater, der ihn schweigend entgegennahm und selbst las. Aber das erwartete Zorngewitter brach nicht los. Pastor Judson bat Adoniram um die Zeitung mit der Denksportaufgabe. Dieser brachte sie ihm und zog sich dann hastig vom Kamin in die andere Ecke des Wohnzimmers zurück. Aus der Entfernung beobachtete er das Gesicht seines Vaters und versuchte – mit wenig Erfolg –, seine Gedanken zu lesen. Er konnte lediglich seinen Vater die Aufgabe in der Zeitung lesen sehen, wie er sie mit Adonirams Lösung verglich, sie noch einmal las und sie – mit unbewegtem Gesicht – aufs Neue mit der Lösung verglich. Endlich legte Pastor Judson Aufgabe und Lösung auf den Tisch, kreuzte seine Hände über den Knien und starrte gedankenverloren lange ins Kaminfeuer.

Schließlich fing die Mutter taktvoll ein neues Gesprächsthema an, und Adoniram ging mit verworrenen und vagen Schuldgefühlen zu Bett, ohne das Urteil des Vaters erfahren zu haben.

Am nächsten Morgen sagte dieser beim Frühstück: »Adoniram, ich habe dir ein Buch mit Denksportaufgaben gekauft. Es ist vergleichsweise einfach, aber wenn du alles darin gelöst hast, bekommst du ein schwierigeres.« Adoniram strahlte; und er strahlte noch mehr, als sein Vater ihm mit seltener Zärtlichkeit über das Haar strich und hinzu-

---

nun auf die kleine Mary? Automatische Vergebung? Oder, wie es der Dichter Wigglesworth über ein Jahrhundert zuvor formuliert hatte, »der angenehmste Platz in der Hölle?« (A. d. Ü.: Michael Wigglesworth [1631–1705]; Theologe, Prediger, Dichter und Arzt; 1656–1705 Prediger in Malden. Sein langes Gedicht *The Day of Doom; or, A Description of the Great and Last Judgment*, eine Darlegung puritanisch-calvinistischer Glaubenssätze, wurde zum ersten Bestseller Amerikas und war damals neben der Bibel sowie John Bunyans *Pilgerreise* das meistgelesene Buch in Neuengland.)

fügte: »Du bist ein sehr kluger Junge, Adoniram, und ich denke, dass du einmal etwas ganz Großes wirst.«

Aber als Adoniram das Buch öffnete, war er enttäuscht. Es war das von den höheren Klassen in Lehrer Dodges Schule verwendete Rechenbuch. Dennoch: Sein Vater hatte ihn gelobt, und wenn es in einem Rechenbuch Denksportaufgaben gab, dann würde es ihm sicher gefallen.

Und so war es auch. Er begann, sich im Meer der Zahlen zu tummeln, als wäre er ein Delfin im Wasser. Sein Ruf als hochbegabter Löser von mathematischen Problemen drang bis nach Beverly. Von dort sandte ihm ein Mann eine Aufgabe und bot ihm die unglaubliche Summe von einem Dollar – mehr, als sein Vater an einem Tag verdiente – für die erfolgreiche Lösung an. Die Aufgabe stellte sich als weit schwieriger heraus als das »Enigma« in der Zeitung, und am ersten Tag kam Adoniram nicht weiter. Am nächsten Tag aber, als er gerade auf seinen kleinen – inzwischen etwa vierjährigen – Bruder Elnathan aufpasste, fand er die Lösung, und wieder konnte er den Geschmack des Erfolgs kosten.

Als er zehn und auf der Lateinschule war, hatte sich sein Ruf als Genie in Mathematik auch auf Sprachen – Griechisch und Latein – ausgedehnt, und seine Schulkameraden nannten ihn »Vergil« oder auch, in Anspielung auf seinen unförmigen Hut, »den ausgegrabenen alten Vergil«. Arithmetik und das Lösen von Denksportaufgaben hatten zu etwas Weiterem geführt: Jetzt lernte er auch die Kunst der Navigation in einer von Kapitän Morton geleiteten Schule.

Eine Navigationsschule, geleitet von einem pensionierten Kapitän, gab es in nahezu jeder Stadt an der Küste. Fast jede Familie mit einem Jungen, der eine gewisse Begabung für Zahlen an den Tag legte, dachte sofort daran, er solle das Navigieren lernen und Frachtmeister, Steuermann, Kapitän und schließlich vielleicht sogar Eigner seiner eigenen Schiffe werden. Es war eine Zeit, in der Männer mit 20 Jahren Schiffe befehligten und sich in ihren Dreißigern mit beträchtlichem Vermögen zur Ruhe setzten. Es war das Zeitalter der Navigation. Nathaniel Bowditch, der Vater der modernen Navigation, war selbst ein geborener Salemer. 1799 – obwohl erst 26 Jahre alt – war sein Ruhm als Navigator bereits legendär: Damals veröffentlichte er die

erste amerikanische Ausgabe von *The Practical Navigator*. Adoniram stand zu diesem Zeitpunkt in seinem elften Lebensjahr. Ob sein ehrgeiziger Vater für ihn als Sohn eine Laufbahn zur See im Blick hatte, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Doch gewiss hatte er zumindest mit dem Gedanken gespielt. Wenham war zwar ein im Niedergang begriffenes Landstädtchen, aber die nahegelegenen Orte Beverly und Salem, mit zusammen inzwischen über 12 000 Einwohnern, erfreuten sich des glanzvollsten Wohlstands, den Neuengland je zu Gesicht bekommen hatte.

Wenn Adoniram und sein Vater die paar Kilometer nach Süden Richtung Salem wanderten, wie sie es zweifellos oft taten, kamen sie zuerst durch Beverly. Und bereits am Stadtrand von Beverly waren allerorts die unverkennbaren Hinweise auf Wohlstand und Reichtum sichtbar.

Noch lange bevor sie die Zollbrücke nach Salem überquerten, konnten sie die Masten der Segelschiffe mit ihren spinnennetzartigen Takelwerken ausmachen, die aus jeder kleinen Bucht heraus an den Himmel rührten – hier und da jeweils Gruppen von zwei oder drei Masten, die jeweils zu einem Schiff in der Nähe der Zollbrücke gehörten; und am Horizont hinter dem Salem-Hals<sup>10</sup> lagen die Schiffe mit ihren Masten dicht an dicht, als glichen sie Pfählen eines Zauns, die unmittelbar nebeneinander eingerammt worden waren. Die Masten säumten die gesamte Uferlinie des Hafens von Salem.

Der Reichtum zeigte sich auch in Gestalt der herrschaftlichen Häuser der Kaufleute und Kapitäne, die an den alleegesäumten Straßen entstanden, in der Nähe der sumpfigen Gemeindewiesen mit ihren fünf noch nicht trockengelegten Teichen. Der Reichtum zeigte sich in den Kreppschals aus dem chinesischen Kanton sowie den Seiden- und Satinstoffen aus Smyrna und anderen türkischen Städten, die die Frauen der Kaufmanns- und Kapitänsfamilien trugen. Zu Hause bei den Wohlhabenden – und Pastor Judson und sein Sohn waren bei vielen von ihnen willkommenen Gästen – zeigte er sich in den geschnitzten Teakholzmöbeln, den Gegenständen aus Jade und Korallen, dem zerbrechlichen Porzellan aus China und sogar in den Papageien in ihrem

---

<sup>10</sup> A. d. Ü.: Eine Halbinsel in der Bucht von Salem.

leuchtend grünen, roten und gelben Federkleid, die ein Potpourri aus allen Sprachen der Welt krächzten.

Denn der Wohlstand ließ sich nicht nur sehen, sondern auch hören.

Stimme und Klang verliehen ihm nicht nur die Papageien und Singvögel, die in Käfigen von den Inseln der sieben Weltmeere mitgebracht wurden, damit sie das ganze Jahr über ihre exotischen Lieder in den Fenstern von Salem trällerten. Er wurde auch überall im Hafengebiet getrommelt von den Schlägeln derer, welche die Nähte zwischen den Schiffsplanken abdichteten. Und wenn Adoniram und sein Vater im Hafen entlangspazierten (vom Derby-Kai an einem Ende bis zum anderen Ende, wo sich nahe der Hafeneinfahrt der Crowninshield-Kai befand), dann sang der Wohlstand sein Lied in den Shantys der Seeleute, die sich an den Ankerwinden mühten. Wenn sie stehen blieben, um Bekannte zu begrüßen, dann erzählte der Wohlstand seine Geschichte in begeisterten Berichten von Jungen, die mit zwölf oder vierzehn Jahren zur See gingen und sich so gut wie nichts dabei dachten, um den ganzen Erdball zu segeln. Sie sprachen von Hongkong, als wäre es einen Tagesausflug von Gloucester entfernt, und sie befehligen ihre eigenen Schiffe, ehe sie alt genug zum Wählen waren.

Man konnte den Wohlstand sogar riechen. Das Meer »duftete« danach. An den Kais roch es danach. Dort war die Luft erfüllt von den aufdringlichen Aromen der Gewürze, des Ingwers und Pfeffers sowie des Sandelholzes, ausgeworfen aus den voluminösen Laderäumen der hochmastigen Schiffe, die ihre Fracht an der Javaküste, in Kanton, an den Gestaden der Malaiischen Inseln oder in Singapur an Bord genommen hatten. Für einen armen Pastor vom Land und seinen wissbegierigen Sohn musste der Hafen von Salem geradezu als überbordendes Füllhorn erscheinen, aus dem alle Schätze des Orients quollen.

War es vielleicht Reverend Manasseh Cutler, der Adonirams Vater vorgeschlagen hatte, der Junge solle Navigation lernen? Seine Gemeinde in Hamilton befand sich in unmittelbarer nördlicher Nachbarschaft von Wenham. Er kannte Pastor Judson und sicherlich auch dessen Sohn.

Der geistliche Dienst hatte Cutler nicht von einer Laufbahn als Abenteurer abgehalten. Nachdem er sein Studium in Yale 1765 abgeschlossen hatte, war er von 1771 an Pastor in Hamilton – als es noch »Ipswich Hamlet« hieß. Aber sein Pastorat war für ihn kein Hindernis, als Feldgeistlicher in der Revolutionsarmee zu dienen oder die Ohio Company ins Leben zu rufen und Siedler in den Fernen Westen<sup>11</sup> zu führen (wo er half, Marietta in Ohio zu gründen) bzw. sich später als gewählter Kongressabgeordneter politisch zu betätigen. Groß und stattlich, mit einer Vorliebe für schwarze Samtjacken mit Seidenstrümpfen und silbernen Kniebund- und Schuhschnallen, war er wagemutig sowie unkonventionell im Denken und an jedem Wissensgebiet interessiert. Er war praktizierender Mediziner, impfte gegen Pocken, maß die Entfernung bis zu den Sternen mit Sextant und Teleskop, studierte die Jupitermonde, betrieb botanische Forschungen und arbeitete sehr viel mit dem Mikroskop – damals ein fast unbekanntes wissenschaftliches Instrument.

Ermutigte er den Vater, wenn es um dessen Ambitionen in Bezug auf Adoniram ging? Wer kann es heute sagen? Aber wenn man Männer wie Cutler gleichsam als Türnachbarn hatte und Reichtümer wie diejenigen in Salem fast ebenso nahe waren und wenn man einen Sohn hatte, für den die Komplexitäten der Schiffsnavigation nicht viel mehr als ein Kinderspiel waren, fragt man sich: Welche goldenen Träume mögen wohl im Kopf des Vaters aufgestrahlt sein?

Wenn er denn solche Träume hatte, so sollten sie bald verblassen. Denn aufs Neue näherte sich das Pastorat seinem Ende. Die Vielfalt der Gründe, soweit wir sie herauslesen können aus den Protokollen der Stadtratsversammlungen und aus den Gemeindeakten, die Pastor Judson selbst anfertigte, ist verwirrend: seine angeschlagene Gesundheit, seine Geldnot, die sich überschneidenden Verantwortlichkeiten von Kirchengemeinde und Stadt bezüglich der Bezahlung des Pastors und sein eigener unnachgiebiger Charakter.

Im Juni 1799 bat Judson die Gemeinde um Erlaubnis, für drei oder vier Wochen mit dem Predigen zu pausieren, um »Reitausflüge zur

---

<sup>11</sup> A. d. H.: Hier ist jenes Gebiet gemeint, das im Westen bzw. Nordwesten an das damalige US-amerikanische Territorium angrenzte. Marietta, 1788 gegründet und am Ohio, dem Grenzfluss, gelegen, war einer der Ausgangspunkte für weitere Vorstöße Richtung Westen.

Wiedergesundung« unternehmen zu können. Die Gemeinde weigerte sich, worauf Judson um Entlassung aus dem Pastorat bat. Diese Bitte wurde ebenso abschlägig beschieden.

Gleichzeitig hatte Judson eine Sache mit der Stadtverwaltung zu klären. Die Stadt bezahlte sein Gehalt, wie es durch Abstimmung festgelegt worden war, aber sein Gehalt war seit Beginn seines Dienstes in Wenham nicht erhöht worden. Die ursprünglichen 95 Pfund wurden jetzt in der Währung der Vereinigten Staaten bezahlt und waren auf 316,66 Dollar pro Jahr festgesetzt worden. Aber der Dollar hatte an Wert verloren, sodass jetzt, obwohl die Bedürfnisse seiner drei Kinder mit zunehmendem Alter ständig wuchsen, das von der Stadt erhaltene Geld immer weniger Kaufkraft besaß.

Zum Unglück für Judson war auch der Wohlstand der Stadt im Niedergang begriffen, und als Konsequenz wurden die Bürger auch zunehmend steuer- und ausgabenbewusster. Zahlreiche Stimmbürger waren keine Mitglieder der Kirchengemeinde, und die Abschaffung des »Halfway Covenant« hatte wahrscheinlich zusätzlich etliche von der Mitgliedschaft abgehalten. Als die Stadtvertreter sich im Juli versammelten, um einen Beschluss über den »Ausgleich bezüglich der Entwertung« seines Gehalts zu fassen, dann aber von Diakon Stephen Dodge und Hauptmann Samuel Blanchard erfuhren, dass er entweder eine dauerhafte Gehaltserhöhung (vonseiten der Stadt) oder aber seine Entlassung (vonseiten der Gemeinde) forderte, reagierten die Stimmberechtigten auf das Ultimatum einstimmig dahin gehend, sein Gehalt überhaupt nicht zu erhöhen, und zwar *weder* dauerhaft *noch* von Jahr zu Jahr.

Dies ließ Judson keine andere Wahl, als erneut um seine Entlassung zu ersuchen, was er im August tat, zwei Tage vor Adonirams elftem Geburtstag. Die Gemeinde war wieder einstimmig dagegen. Aber seine Gesundheit hatte sich so sehr verschlechtert, dass er ein paar Tage später nach dem Sonntagsgottesdienst der versammelten Gemeinde mitteilte, er müsse zu seiner Gesundung unbedingt nach Saratoga Springs<sup>12</sup> reisen oder aber sofort vom Dienst entlassen wer-

---

12 A. d. Ü.: Dort wurden einem britischen Soldaten 1767 von befreundeten Indianern Mineralheilquellen gezeigt. Allmählich entwickelte sich Saratoga Springs zu einem Kurort, 1803 wurde das erste Hotel eröffnet.

den. Die Gemeinde beschloss gezwungenermaßen, seine Rückkehr abzuwarten, um über die ganze Sache zu beraten und abzustimmen.

Er war sechs Wochen weg. Kaum war er wieder einige Tage in Wenham, erneuerte er die Forderung nach seiner Entlassung. Diese wurde wiederum abgelehnt, aber in dem Durcheinander wählte die Gemeinde einstimmig ein Komitee, um die Bedingungen für die Entlassung auszuhandeln. Als die Gemeindemitglieder sich wieder versammelten, um den Bericht des Komitees zu hören, lehnten sie ihn ab mit der Begründung, dass ihr Pastor unbedingt bleiben solle. Sie forderten eine weitere Versammlung des Stadtrats, wo das Problem der Geldentwertung behandelt werden sollte, und beschlossen außerdem, als Kirchengemeinde Pastor Judson statt der unzuverlässigen »freiwilligen Unterstützung« jährlich zusätzlich fünf Pfund Sterling zu bezahlen, dazu zwölf Wagenladungen Feuerholz und einen jährlichen Urlaub von vier oder fünf Wochen, alles unter der Bedingung, dass die Stadt sein gesetzlich geregeltes Gehalt in angemessener Weise erhöhen würde. Das aber lehnte die Stadt ab. Stattdessen kamen Stadtverwaltung und Kirchengemeinde schließlich am gleichen Tag im Oktober überein, ihrem Pastor die Entlassung zuzugestehen, die er so oft gefordert hatte. Die Stadt akzeptierte jedoch, die Kosten für den Rat der aus mehreren Nachbarorten entsandten Pastoren zu übernehmen, der im Gasthaus von Patty Lewis zusammenkommen und die Bedingungen für die Entlassung festlegen sollte. Der Rat versammelte sich auch pflichtgemäß am 22. Oktober 1799 – eines der Mitglieder war Manasseh Cutler – und ratifizierte die Entlassung, zu der man auf so mühevoller Weise gelangt war. Und in dem fröhlichen Miteinander, gefördert durch das gute Essen und die vielen Becher Punsch und Gläser Wein, die bei solchen Versammlungen üblicherweise auf öffentliche Kosten konsumiert wurden, schrieben die »hochwürdigen Pastoren« einen eigenartigen Satz in ihren abschließenden Bericht:

»Und während sie Zeugnis geben von ihrem Respekt für Herrn Judson und der Wertschätzung seines Charakters, können sie nicht umhin, auch ihre Hochachtung auszudrücken für die Haltung, die die Stadt ihm gegenüber an den Tag gelegt hat, und für die Großzügigkeit und Freigebigkeit, die den Herren erzeugt wurde, welche die Angelegenheit vor dem Rat im Namen der Stadt verhandelt haben.«

Dankten sie den Steuerzahlern von Wenham für ihre großzügige Bewirtung? Oder wollten sie andeuten, dass die Unbeugsamkeit von Pastor Judson es schwermachte, mit ihm auszukommen?

Wir wissen es nicht. Wir wissen jedenfalls, dass der Junge Adoniram alt genug war, all diese Vorgänge innerlich zu registrieren und seine eigenen Schlussfolgerungen aus dem Beispiel seines Vaters zu ziehen. Und eine dieser Schlussfolgerungen war: *Lass dich nie auf Kompromisse ein!*

## Braintree, Plymouth und Brown (1800 – 1807)

So endete also das Leben der Judsons in Wenham in jenem Herbst 1799. Im folgenden Frühling befand sich die Familie bereits in Braintree, etliche Kilometer südlich von Boston.

Was das Familieneinkommen betraf, so durchlebten die Judsons damals eine unsichere Zeit. Als es dem Vater gesundheitlich wieder besser ging, verlegte er sich darauf, seine Familie zu ernähren mit allem, was ihm gerade unter die Hand kam. Anfang Juli stellte ihn die Massachusetts Home Missionary Society<sup>13</sup> als Missionar für die »inneren Gebiete von Vermont« an. In den drei Monaten, die er in Vermont verbrachte, hielt er etwa 40 Predigten, und seine Arbeitgeber zahlten ihm 108 Dollar – etwa ein Drittel seines Jahresgehalts in Wenham.

Vielleicht brach er auch zu anderen Missionsreisen auf, und wahrscheinlich übernahm er darüber hinaus gelegentlich die Stellvertretung in benachbarten Gemeinden. Zumindest einmal versuchte er sich – wie es scheint – als Geschäftsmann, denn man liest von einem Adoniram Judson, der einem gewissen Wilson Marsh ein Patent zur Blaufärbung von Kutschenborten vermittelte, wobei dieser Judson als Agent für einen gewissen Noah Pond handelte. Kutschenborten waren farbig gewebte Schnüre oder Seile, 5 oder 7,5 Zentimeter breit, die zur Einfassung der Polster in Kutschen verwendet wurden; und zu dieser Zeit führte Wilson Marsh einen gut gehenden Betrieb zur Produktion dieser Borten in Quincy, Braintrees nördlicher Nachbarstadt.

Und wie ging es Adoniram jun. in diesem neuen und ungewissen Leben? Das Pfarrhaus in Wenham hatte für ihn Geborgenheit und Zuhause von seinem vierten bis zum elften Lebensjahr bedeutet. Der

---

<sup>13</sup> A. d. Ü.: Die Massachusetts Home Missionary Society war Vorbild und Vorläufer der American Baptist Foreign Mission Society (gegründet 1814 zur Unterstützung der Missionsarbeit von Adoniram Judson jun. in Birma) und der American Baptist Home Mission Society (gegründet 1832). Sie sollte »in den neuen Siedlungsgebieten dieser Vereinigten Staaten und darüber hinaus, wenn die Umstände es ermöglichen, gelegentliches Predigen unterstützen und die Kenntnis der Wahrheit des Evangeliums fördern« und »die Indianer und weißen Pioniere im Westen evangelisieren«.

Umzug hatte ihm sicher zugesetzt, aber obgleich er seinen Ruf neu etablieren musste, konnte er sich nach wie vor der Liebe seiner Mutter, des Vertrauens seines Vaters und der Bewunderung Abbys und Elnathans erfreuen. Dennoch war er inmitten einer fremden Umgebung allein auf sich und seine Fähigkeiten gestellt. Angesichts dessen fand er seine Hauptbeschäftigung wohl mehr denn je in Büchern und seinen Studien.

Was seine Ambitionen betraf, so begann die stetig brennende Flamme nie zu flackern. Sein Vater, der ohnehin in diesen Zeiten der Niedergeschlagenheit nach einem Ausgleich suchte, achtete ohne Zweifel sorgfältig darauf. Der Weg von Braintree nach Quincy führte an dem einfachen Haus von John Adams vorbei – Farmer, Rechtsanwalt, Diplomat und jetzt im Jahr 1800 Präsident der Vereinigten Staaten. Falls Pastor Judson je mit seinem Sohn auf dieser staubigen Straße nach Quincy wanderte, um mit Wilson Marsh über das Bortenpatent zu verhandeln, so hat er ohne Zweifel Adoniram auf das Haus hingewiesen und gleich die moralische Anwendung hinzugefügt: Adoniram jun. hatte genauso viel angeborene Begabung wie John Adams in diesem Alter und ebenso gute Voraussetzungen. Er war fähig, ein großer Mann zu werden. Und er würde – ja, er *musste* es werden.

Aber die Judsons sollten nur zwei Jahre in Braintree bleiben; denn als sie gerade Wenham verließen, nahmen in Plymouth Ereignisse ihren Lauf, die schließlich im Angebot der Pastorenstelle für Judson resultierten. Wieder einmal war der Anlass die alte Kontroverse zwischen Liberalen und Konservativen unter den Kongregationalisten.

Zu Beginn des Jahres 1800 war Dr. James Kendall Pastor der Kongregationalistengemeinde in Plymouth geworden. Er war ein Liberaler, und wie es sich herausstellte, opponierte eine beträchtliche Minderheit der Gemeinde heftig gegen seinen Liberalismus. Die Emotionen schlugen derart hoch, dass im Herbst 1801 18 Männer und 34 Frauen (fast genau die Hälfte der Gemeindeglieder) sich verabschiedeten. Ende März – die Zahl der Ausgetretenen war inzwischen auf 154 angewachsen – registrierten sie sich als die Dritte Kongregationalistengemeinde von Plymouth und begannen sofort, auf der Westseite des Exerzierplatzes von Plymouth ein Gebäude zu

errichten, das sich am Abhang gegenüber der Hafenseite östlich des Stadtbachs befand.

Sie zögerten nicht lange und beriefen Judson als Pastor. Er wurde am 12. Mai formell eingesetzt, und am 22. zog er mit seiner Familie nach Plymouth. Auf den Tag genau zwei Jahre nach ihrem Wegzug nach Braintree hatte die Gerechtigkeit triumphiert.

Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Plymouth eine Bevölkerung von etwa 3500 Einwohnern. Es war die bei Weitem größte Stadt, in der die Judson-Familie je gelebt hatte, aber die Gegend, die sich Judson sen. für das neue Zuhause aussuchte, war immer noch unbebaut.

Das bebaute Gebiet lag zum einen beiderseits der Straße, die nach Cape Cod hinausführte, und zum anderen zwischen Straße und Hafen, westlich des Stadtbachs und in der Nähe der Leyden Street, der ersten von den Pilgern in der Plymouth-Kolonie angelegten Straße, die am Hafen ihren Ausgang nahm und in gerader Richtung einen Hügel hinauflief, den man »Burial Hill« oder »Fort Hill« nannte. Oben auf diesem Hügel hatten die Pilger ihr erstes Fort gebaut, und seine Silhouette konnten die Judsons in der Ferne ausmachen, als sie in die Stadt zogen. Später nutzte man den Hügel als Stadtfriedhof. Viele Jahre später, als Adonirams Schwester Abigail dort neben ihrer Mutter begraben wurde, entdeckte man beim Aushub des Grabes einen Teil des Wachhauses des alten Pilgerforts, dessen Lage etwa zwei Jahrhunderte lang in Vergessenheit geraten war.

Aber die Judsons siedelten sich nicht auf dieser Seite des Stadtbachs an. Östlich des Bachs, in Richtung der neuen Kirche und des Exerzierplatzes, stieg das Gelände zum damals so genannten »Watson's Hill« an. Davor hieß es »Mill Hill« und noch früher »Strawberry Hill«. Auf diesem Hügel hatten der Indianerhäuptling Massasoit<sup>14</sup> und sein Gefolge im April 1621 das Lager aufgeschlagen, als er seine Gesandten

---

<sup>14</sup> A. d. Ü.: Massasoit (um 1580 bis 1662) war Ober-Sachem (Ober-»König«) des Wampanoag-Stammes. Eigentlich war auch »Massasoit« ein Titel, sein wirklicher Name lautete »Wasamegin« (auch »Woosamequen«, »Ousame-quin« bzw. »Owssamequen«) und bedeutete »Gelbe Feder«. Seiner Fürsprache und Protektion ist es zu verdanken, dass die Gründung und Entwicklung der Pilgerväterkolonien sich nahezu ungestört vollziehen konnte.

Samoset<sup>15</sup> und Squanto<sup>16</sup> über den Stadtbach schickte, um die Pilgerväter von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Hierher war Winslow<sup>17</sup> als Geisel gekommen, solange der Große Sachem<sup>18</sup> sich in der kleinen Siedlung aufhielt und mit den Pilgern den Vertrag aushandelte, der ihnen Frieden und den Indianern Schutz garantieren sollte.

Watson's Hill war noch Farmland, als Pastor Judson auf der dem Meer zugewandten Seite Grund für ein Haus und einen Garten erwarb. Das von ihm erbaute Haus hatte seine Fassade zum Hafen hin. Eine holprige Straße davor, kaum mehr als ein Feldweg, wurde bekannt als »der Weg zum neuen Versammlungshaus«. Später hieß sie »der Weg zu Mr. Judsons Haus«, noch später »Judson Street«, und heute heißt sie »Pleasant Street«. Das Haus steht immer noch – Pleasant Street Nr. 17.

Mit der Zeit kaufte Judson mehr Land um sein Haus herum. Später, als Plymouth wuchs, teilte er es in Baugrundstücke auf, die er dann verkaufte. Den Erlös (zusammen mit anderen gelegentlichen Einnahmen) investierte er in Aktien bei Banken in der Umgebung von Boston. Die Dividenden waren im Vergleich zu heute sehr hoch, und der Wert seiner Investitionen steigerte sich beträchtlich. Von da an war Judson nie mehr ausschließlich von seinem Gehalt als Geistlicher abhängig, und er starb schließlich in relativem Wohlstand, wenn man bedenkt, dass er ein Pastor war, der nie eine große Gemeinde gehabt hatte.

Aber das war noch Zukunftsmusik und hatte wenig zu tun mit Adoniram jun. Er war fast vierzehn, als die Familie nach Plymouth umzog. Das Leben hatte nun wieder eine gewisse Stabilität und Sicherheit, ähnlich wie früher in Wenham. Aber der Junge hatte gelernt, dass ein fester Platz und eine sichere Stellung nicht existenznotwendig waren.

---

15 A. d. Ü.: Samoset (um 1590 bis 1653), auch »Somerset« genannt, war Häuptling des Wampanoag-Stammes. Er war der erste Indianer, der Kontakte mit den Pilgervätern knüpfte.

16 A. d. Ü.: Squanto (um 1590 bis 1622), auch »Tisquantum« genannt, war zeitweise Sklave in Spanien. Er diente den englischen Pionieren bei verschiedenen Gelegenheiten als Führer und Dolmetscher. Ohne seine vielfältige Hilfe hätten die Pilgerväter in Plymouth die ersten Jahre nicht überlebt.

17 A. d. Ü.: Edward Winslow (1595 – 1655), ein Führer unter den Pilgervätern auf der *Mayflower* und in der Kolonie von Plymouth, war dort Gouverneur nach John Carver und William Bradford sowie ein Freund von Massasoit (heilte ihn, nachdem er schwer erkrankt war). Später war E. Winslow in England Mitglied der Regierung unter Oliver Cromwell.

18 A. d. Ü.: Oberhäuptling oder »König« bei den Indianerstämmen im Nordosten Amerikas.

Alle halbwegs ausgeformten Zukunftspläne in seinem – oder seines Vaters – Denken, eines Tages Navigator oder Kapitän zu werden, waren in Wenham zurückgeblieben. Es gab in Plymouth wenig, sie wieder anzufachen. Als Hafen hatte es lange nicht den Glanz von Salem. Seine Schiffe waren zahlreich, aber kleiner und mit weit weniger interessanten Aufgaben (wie Küstenhandel und Kabeljaufischerei) zugange; und die langen Reihen von Trockengestellen, auf denen Kabeljau gepökelt wurde, kündeten von einem wichtigen Erwerbszweig in der Stadt. Ein beißender Geruch wehte von dort durch die ganze Hafengegend. Plymouths Seeleute kannten die Fangplätze des Kabeljaus und die Preise für Zuckerrohrmelasse in den kleinen Häfen der Karibik, aber nicht das Getümmel der Hafenviertel von Singapur, Kanton und Bombay sowie den würzigen Geruch von Kaffee und Pfeffer.

Seine Bestimmung war es, so dachte Adoniram jetzt, Redner, Dichter oder Staatsmann zu werden – ein zweiter John Adams vielleicht. Jedenfalls etwas in Verbindung mit Büchern und Geistesarbeit sowie der Beeinflussung von Menschen – ihres Denkens und ihrer Herzen –, was nichts mit groben und schmierigen Handelsgeschäften zu tun hatte, etwas, wodurch er Ruhm und Ehre erlangen und sein Name noch in ferner Zukunft erschallen würde.

Dann aber – die Familie hatte sich kaum in Plymouth eingelebt – wurde er krank, und zwar schwer, beinahe tödlich. Lange Zeit war es fraglich, ob er weiterleben oder sterben würde. Als schließlich klar wurde, dass er nicht mehr in Lebensgefahr schwebte, hatte er immer noch ein ganzes Jahr der Genesung vor sich.

Wenn Adoniram auch immer mehr zum Intellektuellen und Büchermenschen wurde, war er doch körperlich stets aktiv gewesen. Oft hatte er stundenlange Spaziergänge unternommen, manchmal mit Abby und Elnathan im Schlepptau. Mit unermüdlicher Energie hatte er sich in Arbeit und Spiel gestürzt. Immer war er weit mehr extrovertiert als nach innen gekehrt, und sogar seine vagen Zukunftspläne hatten immer andere eingeschlossen – mit ihm selbst als Anführer.

Jetzt, da er monatelang das Bett hüten musste und nichts tun konnte, dachte er immer mehr über sich selbst nach. Er begann, an ganz andere Dinge zu denken, an eigenartige, seltsam beunruhigende – ja, erschreckende Dinge. Ihm kamen Gedanken in den Sinn,

die ein grelles und beunruhigendes Licht auf seine Ambitionen warfen.

Selbst wenn er der berühmteste und am meisten vergötterte Mann im Land würde: Was machte das für einen Unterschied, wenn er einmal tot war? Er hatte von den großen Männern der Vergangenheit gelesen. Cäsar, Vergil, Cicero, Demosthenes – ihre Namen waren bekannt, sie wurden gerühmt, aber sie selbst spürten nichts davon, denn sie waren nur noch Staub.

Allmählich kam ihm ein anderer Gedanke, als er unter der breiten Tagesdecke lag. Er war nicht neu, aber er bewegte ihn auf neue Weise, mit neuer Eindringlichkeit. Für jeden Menschen gab es zwei Welten, zwei Leben: dieses gegenwärtige – kurz, beschränkt, endlich; und dann das Leben danach – ewig, grenzenlos, unendlich. Ruhm, wenn er denn wirklich etwas bedeutete, müsste man in die andere Welt mitnehmen, um ihn dort unaufhörlich zu genießen.

Aber *dieser* Ruhm, dachte er, kam nur aus einem gütigen, heiligen und frommen Leben. Also änderte Adoniram seine Zukunftspläne. Vielleicht, überlegte er, sollte er ein berühmter Pastor werden, Leiter einer reichen Großstadtgemeinde – einer wichtigen Kirche in Boston zum Beispiel, wo er seine Predigten vor tausend und mehr modisch gekleideten Herren und Damen halten könnte, die wie gebannt an seinen Lippen hingen, während er auf der Kanzel über ihnen die Bibel auslegte. Er hätte dann Ruhm und Ehre, und nicht nur in dieser Welt.

Er spielte mit diesem wohligen Gedanken und lächelte in sich selbst hinein, wenn er sich ein Meer von bewundernden Gesichtern vorstellte, die aus den überfüllten Kirchenbänken zu ihm aufsahen, doch bald beschlich ihn wieder ein Gefühl des Unbehagens. Ohne sich dessen richtig bewusst zu sein, sah er sich selbst diesen Großstadtpastor mit einem unbekanntem Landgeistlichen vergleichen, der sich bescheiden damit abmühte, seine Gemeinde und sich selbst näher zu Gott zu bringen, ohne jeden Gedanken an sich. Der Großstadtpastor, an dessen Stelle er sich selbst gesehen hatte, war in Wirklichkeit nicht besser als jeder andere ehrgeizige Mensch, lediglich besorgt um seinen eigenen Ruhm. Wie würde das Urteil über ihn in der Ewigkeit ausfallen? Falls er denn überhaupt in den Himmel käme, so würde er dort sicher keinen Ruhm ernten. Es wäre vielmehr der obskure

Landgeistliche, dessen Ruhm *dort* erschallen würde, die ganze Ewigkeit hindurch, wenn er auch *hier* ein gänzlich Unbekannter gewesen war. Die Welt befand sich hinsichtlich ihrer Helden im Irrtum. Die Welt lag schief in ihren Urteilen. Der Ruhm des unbekanntes Landgeistlichen war in Wirklichkeit größer – und zwar um so viel größer, dass im Vergleich dazu alle anderen weltlichen Errungenschaften zur Bedeutungslosigkeit schrumpften. Dies war der einzige Ruhm, der über das Grab hinaus triumphierte.

Plötzlich hallten durch seinen Kopf Worte – so kraftvoll, dass er sie beinahe akustisch zu vernehmen glaubte: »Nicht uns, HERR, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre!«<sup>19</sup> Und mit den Worten kam ihm etwas zu Bewusstsein – und zwar so schlagartig, dass er sich unwillkürlich kerzengerade im Bett aufrichtete.

Er hatte immer wahrhaftig fromm sein wollen. Er hatte schon angefangen, seine glaubensmäßigen Lektionen zu lernen, als er gerade erst sprechen konnte. Aber wie konnte er den Glauben in der rechten Weise leben und gleichzeitig seine ehrgeizigen Pläne in dieser Welt verfolgen?

Hier bestand ein furchtbarer Widerspruch. Einen Augenblick lang, in einem kurzen Aufblitzen innerer Not, sah er, dass er im Grunde genommen überhaupt kein Christ sein wollte, denn sein Christsein stand seinem Berühmtwerden im Weg. Und doch hatte andererseits sein Vater – ein Christ und das exakte Ebenbild des unbekanntes Landgeistlichen – vorausgesagt, dass er, Adoniram jun., ein großer Mann werden würde. Der Vater hatte seine Ambitionen gefördert, und auch er – Adoniram selbst – hatte, soweit er zurückdenken konnte, alles getan, um die Voraussage seines Vaters zu erfüllen.

Der Widerspruch war nicht auflösbar. Er muss eine dunkle Ahnung gehabt haben, dass dies etwas mit seinem Vater und mit ihm selbst zu tun hatte. Der einzige Weg zur Befreiung von dieser Einsicht war, sie schnell hinunterzuschlucken oder sie aus dem Denken zu verdrängen. Doch in diesem kurzen Augenblick war sie so eindringlich und schmerzhaft, dass er sich bis zum Ende seines Lebens daran erinnerte.

---

19 A. d. Ü.: Vgl. Psalm 115,1.

Während sich Adoniram langsam erholte, verlor sich seine schmerz-  
hafte Innenschau allmählich in der Routine intensiven Lernens. Er  
hatte ein ganzes Schuljahr verloren. Das folgende Jahr aber hatte er  
das verlorene Pensum nicht nur hereingeholt, sondern noch ein weite-  
res Jahr bewältigt, sodass er nach seinem 16. Geburtstag im Jahr 1804  
für den Eintritt ins College bereit war.

Obwohl selbst ein Yale-Absolvent, entschied sich Adonirams Vater  
nicht für Yale als Studienort für seinen Sohn, vielleicht weil New  
Haven<sup>20</sup> zu weit von Plymouth entfernt war. Harvard andererseits,  
in Cambridge bei Boston gelegen und nur etwa 70 Kilometer ent-  
fernt, kam nicht in Betracht wegen seiner freizügigen Theologie. Statt-  
dessen wählte Judson sen. das Rhode Island College in Providence.  
Providence war Richtung Südwesten nicht weiter von Plymouth ent-  
fernt als Cambridge Richtung Norden und war nach Judsons Ansicht  
in der Lehre genauso gesund wie Yale. Er kannte die Auffassungen des  
Präsidenten, Asa Messer, und war im Großen und Ganzen damit ein-  
verstanden. Gewiss, es war nominell ein baptistisches College, aber  
Pastor Judson selbst stand den meisten Ansichten der Baptisten näher  
als denen der liberalen Fraktion unter den Kongregationalisten; außer-  
dem waren von den Absolventen des Rhode Island College dreimal so  
viele kongregationalistische Prediger geworden wie baptistische, und  
auch unter den Kuratoren befanden sich einige Kongregationalisten.  
Nach gründlichem Nachdenken über diese Fragen gelangte Judson  
schließlich zu dem Schluss, dass für Adoniram das Rhode Island  
College am angemessensten wäre.

Adoniram trat nur wenige Tage nach seinem 16. Geburtstag ins  
College ein. Wahrscheinlich fiel er nicht besonders auf, als er zum  
ersten Mal auf dem unscheinbaren Campus auftauchte – einem gro-  
ben, nicht geglätteten Feld von etwa drei Hektar Fläche, auf drei Seiten  
von Steinmauern umgeben und vorn von einem Holzzaun begrenzt.  
Auf dem Gelände befanden sich einige staubige Bäume als Schatten-  
spender, die ihr Laub in der Augusthitze hängen ließen. Als schma-  
ler Junge mittlerer Größe zeichnete er sich nicht gerade durch seine  
körperliche Erscheinung aus. Ein Mädchen hätte vielleicht einen

---

20 A. d. Ü.: New Haven, ca. 250 Kilometer südwestlich von Plymouth, beherbergt die Universität Yale,  
an der auch einst Jonathan Edwards studiert hatte.

zweiten Blick auf seine kastanienbraunen Locken geworfen und eine ungewöhnliche Vitalität in seinem elastischen Schritt und der warmen Ausstrahlung seines offenen Lächelns bemerkt. Doch vielleicht wäre ihr seine Nase selbst für einen Mann zu groß erschienen, um als gut aussehend durchzugehen. Seine Kleidung war aus eindeutig billigem Stoff. Obwohl peinlich sauber, war sie ziemlich abgetragen. Und vor ihrer endgültigen Entsorgung würde sie Adoniram noch viele Male ausbessern mit dem Nähzeug, das seine Mutter ihm vorsorglich zu seinen Habseligkeiten gepackt hatte – sie hatte ihm schon als Kind das Nähen beigebracht.

Vordergründig betrachtet, hätte er keine besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfen. Doch bleibt die Tatsache, dass Adoniram (ohne Reichtum, körperliche Vorzüge oder gefestigten Ruf bzw. etwas, was ihm den Weg im Vorhinein hätte ebnen können) sofort Eindruck machte – nicht nur auf die Professoren, sondern auch auf seine Kommilitonen und bald darauf – durch die Bekanntschaften, die er schloss – sogar auf die jungen Damen von Providence.

Es begann bei seiner Zulassung. Bei seiner Eingangsprüfung stellte sich heraus, dass er in Fächern wie Latein, Griechisch, Mathematik, Geografie und Astronomie (die zusammen mit Logik, Vortragskunst, Rhetorik und Moralphilosophie das Rückgrat des Lehrplans bildeten) bereits über so gründliche Kenntnisse verfügte, dass man keinen Grund sah, warum er noch den Unterricht des ersten College-Jahres absolvieren sollte. Stattdessen erlaubte man ihm, sofort mit dem zweiten Studienjahr zu beginnen.

Seine Professoren wurden sofort auf ihn aufmerksam. Immer perfekt vorbereitet, immer selbstsicher, kam er beim Abfragen nie auch nur ins Stocken, geschweige denn, dass ihm ein Fehler unterlief. Am Ende des Studienjahres – das College war kurz nach Adonirams Eintritt in »Brown University« umbenannt worden<sup>21</sup> –, fühlte sich Präsident Messer verpflichtet, persönlich an Adonirams Vater über seinen Sohn zu schreiben: »... und dies, so versichere ich Ihnen, soll keines-

---

21 A. d. A.: Die Umbenennung erfolgte zu Ehren von Nicholas Brown. Er war ein einflussreicher Kaufmann und Mäzen, welcher der Universität gerade die erste von mehreren überaus großzügigen Spenden hatte zukommen lassen. (A. d. H.: Dieser Hinweis findet sich in der Originalausgabe im Haupttext, wurde aber aus stilistischen Gründen hier als Fußnote eingefügt.)

wegs als Klage verstanden werden. Sowohl durchgängig angemessenes Betragen als auch größter Fleiß im Studium kennzeichnen seinen Charakter. Ihre Erwartungen in Bezug auf ihn, wie hochfliegend sie auch sein mögen, werden gewiss erfüllt werden. Ich beglückwünsche Sie, mein lieber und verehrter Herr Judson, aus tiefstem Herzen zu der großartigen Aussicht, die Sie mit diesem liebenswürdigen und verehrungsvollen Sohn haben; und ich bete von Herzen, dass der Vater der Barmherzigkeit ihn jetzt, noch in seiner Jugend, zu einem Sohn in seiner geistlichen Familie machen und ihm einen Anteil am Erbe der Heiligen im Lichte geben möge.«

Pastor Judsons Brust schwoll gewiss vor Stolz, als er diese Zeilen voll begeisterten Lobes las. Doch so sehr es ihn auch beglückte – überrascht war er nicht. Bei Adoniram wurde nur das offenbar, was er, sein Vater, immer schon vorausgesagt und erhofft hatte.

Aber Adoniram machte nicht nur auf die Professoren Eindruck. Die Brown University hatte knapp 150 Studenten, die in dem großen vierstöckigen College-Gebäude (jetzt als University Hall bekannt) wohnten, aßen, lernten und die Vorlesungen sowie Gottesdienste besuchten. Sie entdeckten sofort, dass er das Gegenteil eines engstirnigen Bücherwurms war und dass er – obwohl Sohn eines Geistlichen – wenig Interesse an den Treffen der »Gebetsgesellschaft« zeigte, die zweimal wöchentlich stattfanden. Stattdessen war er geradezu übermütig, voll unbändiger Freude, dabei zuvorkommend, und jeder fühlte sich wohl in seiner Gesellschaft. Unter den Studenten an der Brown University in Adonirams Studienjahren waren einige Männer, sie sich später auszeichnen sollten: zukünftige Kongressmitglieder, ein Richter am Obersten Gerichtshof von Massachusetts, ein Gouverneur von New York, ein Senator, ein Kriegsminister und ein Außenminister. Doch selbst unter solchen Leuten stach er hervor.

Ein zukünftiges Kongressmitglied (Adonirams Klassenkamerad John Bailey, sein schärfster Konkurrent im Studium) wurde schnell einer seiner zwei oder drei engsten Freunde. Bailey schlug ihn für die Philermenian Society vor, die – mit ihrer auf 45 begrenzten Mitgliederzahl – die Rolle heutiger Studentenverbindungen innehatte, aber ihre Zusammenkünfte für Debatten, Reden und literarische Versuche ihrer Mitglieder verwendete.

Ein noch engerer Freund aber – und einer, der ihn mehr beeinflusste – war eine Klasse über Adoniram. In späteren Jahren wurde sein Name barmherzig als »E ...« verschleiert, aber es war fast sicher Jacob Eames aus Belfast in Maine, »liebenswert, begabt, geistreich, äußerst angenehm in Charakter und Verhalten, aber ein überzeugter Deist. Eine tiefe Freundschaft entstand zwischen den beiden jungen Männern, gegründet auf ähnliche Vorlieben und Interessen, und Judson wurde, jedenfalls erklärtermaßen, ein ebenso überzeugter Ungläubiger wie sein Freund.«

So stolz der Vater auf die intellektuellen Errungenschaften seines Sohnes war – hätte er auch nur vermutet, dass Adoniram sich mit Deismus abgab, er wäre schnurstracks nach Providence geritten, um ihn sofort von der Brown University zu nehmen. Der liberale Kongregationalismus war Anathema. Unitarismus und Universalismus (Allversöhnung) durfte man nicht einmal erwähnen. Aber Deismus...! Pastor Judsons Glaubensbekenntnis war – mithilfe der Logik – strikt auf der Heiligen Schrift aufgebaut. Es war ein Glaube mit einer Hölle voller Feuerflammen und einem Himmel voller Seligkeit. Der Deist verwarf jegliche Offenbarung – die Bibel (sowohl Neues als auch Altes Testament) ebenso wie die Worte Mohammeds oder Buddhas, auch wenn deren Nachfolger sie für heilig hielten. Alles, was ein Deist zuließ, war die Existenz eines persönlichen Gottes. Voltaire war Deist gewesen. Thomas Paine war Deist gewesen. Benjamin Franklin war Deist gewesen. Doch das galt auch für die Schrecken verbreitenden Protagonisten der Französischen Revolution. Hätte Pastor Judson gewusst, dass sein geliebter Sohn erklärter Deist geworden war, wäre das Zehnfache der Leiden Hiobs im Vergleich zu seinen Gefühlen Flohbissen ähnlich gewesen.

Doch er wusste es nicht. In glückseliger Unwissenheit las der Vater immer wieder die Lobeshymnen in Asa Messers Brief und schmeichelte sich damit, dass sich Adoniram genau so entwickelte, wie er es stets erhofft hatte.

Inzwischen studierten Adoniram und Jacob Eames sowie John Bailey und ihre Freunde, und sie besuchten Festlichkeiten in den Häusern der jungen Damen von Providence. Gemeinsam unternahmen sie Spaziergänge und diskutierten miteinander. Doch unter allen sei-

nen Freunden hatte Eames den Vorzug. Sie redeten darüber, was sie aus ihrem Leben machen wollten. Manchmal favorisierten sie Rechtswissenschaft, weil das den Weg zum Kongress, zum Senat, vielleicht sogar zur Präsidentschaft ebnen würde. Dann wieder war es die Literatur. Amerika brauchte eine eigene Literatur. Sie könnten die Shakespeares, die Ben Jonsons der Neuen Welt werden, könnten große Dramen schreiben und auf die Bühne bringen, würden mit den interessantesten Gestalten der Theaterwelt verkehren, den Schauspielern – ja, und auch mit den Schauspielerinnen. Ein geistliches Amt wurde nicht einmal ansatzweise in Betracht gezogen. Ruhm war erreichbar – in dieser Welt, im Hier und Jetzt. Wo und wann existierten Himmel und Hölle?

Und leicht wie ein Kartenhaus stürzte das Konstrukt des Glaubens, das Adoniram von seinem Vater so sorgfältig gelehrt worden war, in sich zusammen. Oder war der Glaube – in der Kindheit gepflanzt und genährt, doch wie eine Pflanze mit tiefen Wurzeln, weit in die Grundsubstanz der Persönlichkeit reichend – mit Kräften am Werk, die nie an die Oberfläche der Erinnerung und des Bewusstseins drangen?

Wie dem auch gewesen sein mag, Adoniram fühlte sich jedenfalls befreit und erleichtert. Vielleicht spürte er, dass die Logik über eine scharfe Schneide verfügte, gleich einer Sense. Vom selbstsicheren Jacob Eames geschickt geführt, mähte sie das »düstere und wirre Gewächs des alten Glaubens« nieder und ließ das Sonnenlicht herein. Jetzt war alles so viel einfacher. Ruhm war das Ziel, Ehrgeiz der Ansporn. Das hatte ihn sein Vater gelehrt. Jetzt konnte er das Ziel ohne Einschränkungen und Hindernisse verfolgen.

Vielleicht war nun auch etwas anderes zufriedengestellt: der nicht eingestandene Wunsch, seinen Vater zu übertreffen, ihn zu besiegen und dabei dennoch seine Anerkennung zu erringen. In seinem neuen, logischeren Denken übertraf er den Pastor Adoniram Judson. Auf jeden Fall besiegte er ihn. Der Ruhm des Sohnes war der tiefste Wunsch des Vaters. Das Streben danach wurde auf jeden Fall gebilligt.

Aber gelegentlich flackerten unangenehme Schuldgefühle auf. Den Gott des Vaters zu verwerfen, bedeutete, den Vater zurückzuweisen. Etwas in ihm, verbunden mit kindlicher Erinnerung und Emotion, bebte vor Angst bei dem Gedanken daran, dass der strenge Mann sein

Tun missbilligte. Glücklicherweise war es nicht nötig, die neuen Überzeugungen zu Hause zu erwähnen. Das löste zwar nicht den inneren Konflikt, doch verschob es wenigstens den äußeren. Inzwischen konzentrierte er sich auf sein unmittelbares Ziel: Er wollte Bester seiner Klasse und damit Redner bei der Abschlussfeier seines Jahrgangs werden. Das war es, was sein Vater ersehnt hatte; Adoniram selbst hatte es ersehnt. Gemeinsam hatten sie es erhofft. Er hatte bewusst darauf hingearbeitet. Es gab allerdings ein Hindernis: In seinem Abschlussjahr musste er sechs Wochen in Plymouth unterrichten, um Geld für seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Dennoch erreichte er sein Ziel. Kaum hatte er erfahren, dass er diese höchste Ehre einer amerikanischen Universität errungen hatte, eilte er in sein Zimmer und schrieb:

Lieber Vater,

Ich hab's.

Herzlichst, Dein Sohn

A. J.

Als er den Brief versiegelte, wurde ihm plötzlich bewusst, wie sein gerötetes, heftig erregtes Gesicht auf seine Kommilitonen wirken musste. Bailey (sein engster Freund, seit Jacob Eames im Jahr zuvor abgeschlossen hatte) hatte ihm ein Kopf-an-Kopf-Rennen um den begehrten Ehrenplatz geliefert. Bailey hatte verloren. Möglicherweise hätte Bailey denken können, Adoniram würde sich ihm gegenüber brüsten und über seine Niederlage frohlocken! Ebenso vielleicht die anderen Mitglieder der Philermenian Society. Doch wie sehr er es auch versuchte, es gelang ihm nicht, einen gleichgültigen Gesichtsausdruck an den Tag zu legen; der Triumph war ihm zu deutlich anzusehen.

So öffnete er seine Tür nur einen Spalt, wobei er den Korridor auf und ab lugte. Er wartete auf einen Augenblick, in dem niemand in Sichtweite war. Als er sich vom leeren Gang überzeugt hatte, huschte er rasch die Treppen des College-Gebäudes hinunter und ging auf Umwegen zum Postamt. Nach seiner Rückkehr hatte er sich so weit

gefasst, dass er Glückwünsche entgegennehmen konnte, wobei sein Gesichtsausdruck angemessene Freude über sich selbst und gleichzeitig Mitgefühl für seinen unterlegenen Konkurrenten verriet.

Die Abschiedsfeier fand am 2. September 1807 statt. Aufgrund ihrer Länge war sie für das Publikum wahrscheinlich eine unendliche Geduldsprobe – ausgenommen vielleicht stolze Eltern wie Adonirams Vater und Mutter. 18 der 28 Studenten in Adonirams Abschlussjahrgang hielten Reden. Bei den meisten ging es um die üblichen Themen dieser Zeit: »Geistige Bildung«, »Die Würde des Menschen«, »Literarische Exzellenz«, »Die Dauerhaftigkeit der christlichen Religion«, »Die zunehmende Herrlichkeit Amerikas«.

Der letzte Redner, dem von der Position her die größte Ehre zuteilwurde, war Adoniram. Als er endlich an die Reihe kam, waren die in der Sommerhitze ausharrenden Zuhörer wahrscheinlich schon halb betäubt von dem nicht enden wollenden Strom von Worten. Vielleicht hatte auch sein Vater nicht so genau hingehört, was sein Sohn sagte. Und der Sohn war zu taktvoll, um genau das zu sagen, was er dachte. Aber es gab einen Hinweis im Titel, unter dem seine Rede im Programm aufgelistet war:

»18. Ein Diskurs über freies Forschen; anschließend die Abschiedsrede

... Adoniram Judson«

**Revolte (New York: 1807 – 1808)**

So war Adoniram mit 19 Jahren bereit, sein Lebenswerk zu beginnen. Aber er hatte noch immer keine Vorstellung, was es sein würde.

In Ermangelung eines besseren Plans eröffnete er zwei Wochen nach Studienabschluss die »Plymouth Independent Academy«, wobei er den Unterricht wahrscheinlich im Elternhaus in der Pleasant Street abhielt. In seiner freien Zeit verfasste er ein Lehrbuch unter dem Titel *The Elements of English Grammar*, das er im Februar 1808 vollendete. Er sandte das Manuskript an Präsident Messer und an Calvin Park, einen seiner Professoren. Beide antworteten positiv: »Das Buch ist ein weiteres Beispiel für den genialen literarischen Unternehmungsgeist und das Beharrungsvermögen des Verfassers; und sollten Sie sich entschließen, es zu veröffentlichen, so wird es, wie wir hoffen, einen breiten Kundenkreis finden, den es auch verdient.« Er fand einen Verleger für das Buch, *Cushing and Lincoln* in Boston, und machte sich sofort daran, an einem anderen zu arbeiten, *The Young Lady's Arithmetic*, das er Ende Juli fertigstellen konnte.

Als er in jenem Sommer 1808 auf seine bisherigen Errungenschaften zurückblickte, hätte er ziemlich zufrieden sein können. Hier war er, noch keine zwanzig und mit einem College-Abschluss vom Vorjahr, der Verfasser von zwei Lehrbüchern. Und dennoch war er unzufrieden. Seine Arbeit schien lediglich eine Art Zeitvertreib zu sein.

Schlimmer noch, er lebte eine Lüge. Jeden Tag nahm er pflichtbewusst an der Familienandacht teil. Am Sonntag ging er treu zur Kirche. Niemand ahnte seine wirklichen Überzeugungen, am allerwenigsten sein Vater und seine Mutter. Aber Ethik und Moral waren Teil seines persönlichen Glaubensbekenntnisses, und er duldete auch keine Unehrllichkeit. Bei seiner jetzigen Lebensweise kam er nicht umhin, sich jedes Mal als richtiggehender Heuchler zu fühlen, wenn er zum Familiengebet niederkniete.

Von Woche zu Woche wurde er unruhiger. Wo sollte seine Karriere noch hinführen, nachdem er ein Grammatik-Lehrbuch geschrieben

und einen Mathematik-Leitfaden für junge Damen verfasst hatte? Was für ein Leben war es, den Kindern von Plymouth etwas einzutrichern, nur weil deren Eltern sie in seine Akademie schickten?

Niedergeschlagen erinnerte er sich an die Zukunftspläne, die er mit Jacob Eames erst vor zwei oder drei Jahren geschmiedet hatte. Was war damit geschehen? Waren es nichts als Träume?

In diesem Sommer, nach Fertigstellung von *The Young Lady's Arithmetic*, fasste er endlich einen Entschluss. Er würde von zu Hause weggehen, und zwar nach New York. Er würde sich mit Künstlern und Theaterleuten bekannt machen und würde es lernen, für die Bühne zu schreiben.

Wohl wusste er, dass für seinen Vater und seine Mutter New York die sündigste aller amerikanischen Städte war und dass für sie das Theater den Gipfel der Verdorbenheit darstellte. In gewisser Weise war er zu sehr durch ihre Erziehung geprägt, um darüber anderer Meinung zu sein. Aber für einen 20-jährigen philosophischen Deisten wie ihn musste das unmoralische Leben des Bühnenvolks abgewogen werden gegen die Moral und Majestät großer Tragödien; und um solche Tragödien zu schreiben, musste er die Anforderungen der Bühne kennenlernen, wo sie am besten zur Geltung kamen. Vielleicht waren am Ende Schauspieler und Schauspielerinnen doch nicht so *sehr* unmoralisch. Seine Eltern hatten über vieles sehr enge Ansichten. Sehr wahrscheinlich waren auch ihre Anschauungen über die Bühnenkünstler zu eng.

Dennoch wagte er nicht, ihnen zu sagen, was er genau vorhatte. Als er seine Akademie am 9. August – seinem 20. Geburtstag – schloss, sagte er lediglich, er plane, ein wenig zu reisen und etwas von der Welt zu sehen. Er gedachte, seinen Onkel Ephraim zu besuchen, Pastor der Gemeinde in Sheffield, etwa 250 Kilometer westlich von Plymouth. Da er dann schon einmal so weit im Westen wäre, könne er weiterreisen und Albany sehen. Das vor Kurzem in Dienst gestellte Dampfschiff, die *Clermont*, verkehrte schon seit einem Jahr auf dem Hudson River. Vielleicht würde er damit nach New York fahren, nur um zu sehen, wie es da wäre, und seinen Horizont erweitern, indem er einige Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigte.

Seine Eltern reagierten, als hätte er ganz nebenbei seinen Entschluss zu einer kurzen Stippvisite zum Mond mitgeteilt.

Anfangs konnten sie es einfach nicht glauben. Dann, als ihnen klar wurde, dass Adoniram fest entschlossen war, reagierten sie mit einer Art entsetzter Verwunderung. Was war verkehrt mit ihrem wunderbaren Familienkreis in Plymouth, fragte die Mutter. Und warum, so der Vater, hatte er sich plötzlich entschlossen, eine verheißungsvolle Karriere zu unterbrechen? Adoniram wusste keine Antwort. Sie konnten nicht einsehen, dass er an dem Punkt angekommen war, wo er ihre Bevormundung, wie wohlwollend auch immer, hinter sich lassen und für sich selbst denken und handeln musste. Er konnte es nicht erklären. Und musste er es überhaupt? Als er voll innerer Ungeduld ihre Vorhaltungen über sich ergehen ließ, stieg allmählich nicht mehr kontrollierbarer Zorn in ihm auf. Sein Vater – unnachgiebig und ohne Antenne für emotionale Zwischentöne in den Gefühlen anderer – hatte ihn letztendlich zu sehr provoziert. Wieso, fragte Pastor Judson, ging Adoniram nicht auf eine theologische Hochschule und wurde Geistlicher, wenn das Unterrichten nicht nach seinem Geschmack war?

Ein Geistlicher? Auf einen Schlag kochte Adonirams Verbitterung über. Voller Wut schleuderte er die Wahrheit heraus. Seine Eltern wurden starr vor Entsetzen, als Adonirams Worte auf ihre schockierten Ohren trafen.

Der Gott der Dritten Gemeinde von Plymouth sei nicht sein Gott, sagte Adoniram ihnen. Er könne nicht glauben, dass die Bibel etwas anderes sei als das Werk von Menschen – ebenso wie der Koran oder die heiligen Schriften Buddhas<sup>22</sup> – so erhaben und wertvoll ihre Prinzipien auch sein mochten. Selbst Jesus ... er sei gewiss der Sohn des Menschen, aber so gut wie sicher *nicht* der Sohn Gottes – außer in dem Sinn, in dem alle Menschen Kinder Gottes sind.

Pastor Judson war außer sich. Was war nur in den Jungen gefahren? Er war sich sicher gewesen, dass sein Sohn an der Brown University – speziell dort – keinen Schaden an seiner Seele nehmen würde. Diese verderblichen Ausdünstungen kamen gewiss nicht von irgendjemandem im Lehrkörper. Sie mussten von einem Mitstudenten über-

---

22 A. d. Ü.: Streng genommen hat Buddha selbst überhaupt nichts Schriftliches hinterlassen. Als »Heilige Schrift« des Buddhismus (aber nicht Buddhas) könnte man den sogenannten »Pali-Kanon« bezeichnen, die (im 1. Jahrhundert v. Chr. in Ceylon erfolgte) schriftliche Fixierung der bis dahin mündlich überlieferten Lehren Buddhas (um 563 bis 483 v. Chr.) und des Buddhismus.

nommen worden sein, von einem Verfechter des Jakobinertums, dessen giftiger Windhauch in diesen Jahren von Frankreich herüberwehte. Wenn dem so war, dann müssten ein paar solide Argumente dem Jungen eigentlich den Kopf zurechtsetzen.

Pastor Judson schluckte also seinen Groll hinunter und schickte sich an, mit Adoniram zu argumentieren. Schon bald wurde ihm zu seiner Bestürzung klar, dass jedes von ihm vorgebrachte Argument mit zwei besseren gekontert wurde. Nicht umsonst war Adoniram Abschiedsredner seines Universitätsjahrgangs gewesen. Es war ein Kinderspiel für ihn, die Fehler in den Schlussfolgerungen seines Vaters aufzuzeigen. Punkt für Punkt und mit niederschmetternder Endgültigkeit brachte er jede These zum Einsturz, die sein Vater zu beweisen sich anschickte. Als die Nacht einbrach, war Adoniram alleiniger und eindeutiger Sieger auf dem Schlachtfeld. Was Logik und Beweisführung betraf, das musste Pastor Judson zugestehen, sprach alles zugunsten Adonirams. Judson sen. war geschlagen. Er wusste immer noch, dass er recht hatte, aber er konnte es nicht beweisen. Er verfiel in grimmiges, ohnmächtiges Schweigen.

Adoniram wäre vielleicht zu Bett gegangen, das Gesicht gerötet vom Triumph des Sieges, aber seine Mutter besaß andere, tödlichere Waffen: Tränen, Gebete und die Tatsache, dass sie ihm ins Gewissen redete. Mit Weinen folgte sie ihm von Zimmer zu Zimmer. Wie konnte er das seiner Mutter nur antun? Wenn er sie wirklich liebte, wie konnte er dann akzeptieren, eine Ewigkeit in den Qualen der Hölle zuzubringen, während seine Mutter und der Vater sich der Glückseligkeit des Himmels erfreuten? Wie könnte sie den Himmel genießen in dem Wissen, dass ihr Sohn in der Hölle sei? Sie verwendete keine Logik. Sie nahm einfach an, dass ihr geliebter Adoniram, aufgrund einer selbst gewählten eigensinnigen Verdrehtheit, sich für den Teufel und gegen Gott, für die Hölle und gegen den Himmel entschieden und damit auch beschlossen hatte, ihre Gefühle zu verwunden, anstatt sie glücklich zu machen.

Als sie schließlich sah, dass Adoniram ihr widerstand, flüchtete sie sich ins Gebet. Wohin er sich auch wandte, überall sah er sie mit geneigtem Haupt im Gebet und hörte, wie sie ihre gebrochene Stimme erhob, indem sie seufzte und mit Gott darum rang, er möge doch das

Herz ihres irregehenden Sohnes umgestalten und ihn von der Verdammnis erretten.

Für Adoniram war es »eine kleine Hölle«. Er ertrug sie sechs Tage lang, bis er am 15. August ein Pferd sattelte, das er von seinem Vater als Teil seines Erbes bekommen hatte. Er ritt nach Westen, die steile Pleasant Street hinab, überquerte den Stadtbach und trottete gemächlich Richtung Boston, Worcester und Sheffield.

Er hatte seine Freiheit erkämpft, aber er war damit nicht rundum glücklich.

Er überquerte den breiten Connecticut River bei Springfield und fand sich alsbald umgeben von Bergen, grün im August, die sich um ihn her auftürmten wie riesige Meereswogen. Es war eine Landschaft, wie er sie nie zuvor gesehen hatte. Als er über das vor ihm liegende neue Leben nachdachte, stieg seine Stimmung an wie die umliegenden Hügel, doch konnte er ein gewisses Gefühl des Unbehagens nicht ganz abschütteln.

In Sheffield<sup>23</sup> nahm sein Onkel Ephraim, inzwischen ein alter Mann von 70 Jahren, ihn freundlich auf, aber Adoniram blieb im Pfarrhaus nur über Nacht. Am Morgen – er hatte sein Pferd in der Obhut des Onkels zurückgelassen – brach er zu Fuß auf und wanderte über die Hügel<sup>24</sup> nach Albany. Dort kaufte er sich eine Passage auf der *Clermont*<sup>25</sup> nach New York.

Die Reise auf dem Hudson River war so beglückend, dass er sich später immer wieder begeistert daran erinnerte. Während das kleine Schiff vorwärtsdampfte, indem die Schaufelräder das Wasser aufwühlten und der Schornstein dicke schwarze Rauchwolken ausstieß, genoss Adoniram die Freude, ein Passagier auf dem ersten Dampfschiff der Welt zu sein, das im Linienverkehr mit Erfolg eingesetzt wurde.

---

23 A. d. Ü.: Die Entfernung zwischen Plymouth und Sheffield beträgt etwa 280 Kilometer (Straße).

24 A. d. Ü.: Die Berkshire Hills (auch »Berkshire Mountains«, »Berkshire Plateau« oder einfach »The Berkshires« genannt) sind heute ein Touristen- und Naherholungsgebiet, 200-360 Meter hoch; die höchste Erhebung ist »Crum Hill« (866 Meter). Die Entfernung von Sheffield nach Albany beträgt immerhin 87 Kilometer; der Fußmarsch von Judson war also eine auch für damalige Verhältnisse beträchtliche Leistung.

25 A. d. Ü.: Die *Clermont*, von Robert Fulton (1765–1815) erbaut und am 17.8.1807 auf dem Hudson River zwischen New York und Albany in Betrieb genommen, war das erste kommerziell erfolgreich eingesetzte Dampfschiff der Welt. 45 Meter lang und 5,5 Meter breit, bot es Platz für 50 Passagiere. Mit seiner 20-PS-Dampfmaschine benötigte es für die 240 Kilometer *flussaufwärts* von New York nach Albany etwa 32 Stunden.

Sogar die Schönheit der Berkshires hatte ihn nicht auf die Majestät des Hudson-Tals vorbereitet. Niemals vergaß er den überhängenden Bear Mountain, dessen Felsen fast über das Deck ragten, als die *Clermont* sich durch den Fluss wand, der sich hier auf ein paar Hundert Meter verengte; noch vergaß er die seeartige Verbreiterung des Hudson am Unterlauf, die »Tappan Zee«<sup>26</sup> genannt wird und wo nach der Legende zuweilen ein altes holländisches Geisterschiff herumspuken soll. Auch vergaß er nicht das hochragende Bollwerk der Palisades<sup>27</sup>. Er machte flüchtige Bekanntschaft mit einigen Männern, die müßig an der Reling lehnten. Sie dürften ihn auf die riesigen Ländereien der Van Rensselaers<sup>28</sup> hingewiesen haben, deren Ausdehnung man nicht in Morgen, sondern in Quadratmeilen maß. Stephen Van Rensselaer III. besaß nicht nur Farmen, sondern ganze Städte, die auf seinem Grund aufblühten.

Vielleicht erzählten einige Passagiere ihm die Legenden des Flusses – etwa die vom Kobold, der den *Donderberg*, den »Donnerberg«, bewachte, vor dem die Flussschiffe die Piekis ihrer Gaffelsegel senkten, wenn sie vorüberfuhren. »Und dort wurde Major André gefangen«, kommentierte vielleicht ein Veteran der Revolutionsarmee, indem er mit seiner Zigarre auf Tarrytown deutete. »Dort ruderte man ihn über den Fluss. Und dort drüben am gegenüberliegenden Ufer – wegen der Klippen kann man den Platz nicht sehen – wurde er verurteilt und gehängt.« Und ein paar Kilometer flussabwärts: »Sehen Sie, das ist der Harlem River, der links abzweigt. Diese Spitze ist das obere Ende von Manhattan Island. Unsere Truppen türmten von dort flussaufwärts, als die Briten sie von diesem hohen Gelände vertrieben. Und dort unten ... weit, weit unten, man kann es bis jetzt kaum sehen, ... das ist New York, da unten, am Ende der Insel.«

---

26 A. d. Ü.: Verbreiterung des Hudson River, ca. 16 Kilometer lang, an der breitesten Stelle 5 Kilometer breit.

27 A. d. Ü.: Senkrechte palisadenartige Felsformation am Westufer des unteren Hudson (32 Kilometer lang, zwischen 100 und 180 Metern hoch).

28 A. d. Ü.: Stephen Van Rensselaer III. (1764–1839), von den ersten holländischen Siedlern in New York abstammend, hatte (nach heutigem Wert) ein Vermögen von 68 Mrd. Dollar. Er war damit der zehntreichste Amerikaner aller Zeiten und belegte Platz 22 unter den reichsten Männern der Weltgeschichte. Seine Besitzungen erstreckten sich auf 12 000 Quadratmeilen bzw. 31 000 Quadratkilometern links und rechts des unteren Hudson River, was fast der Fläche von Nordrhein-Westfalen entspricht. Sie wurden von 3000 Pächtern bearbeitet.

Man nannte ihn »Mr. Johnson«. Vielleicht murmelte er seinen Namen nur, als jemand danach fragte. Möglicherweise wurde er von den scheppernden Maschinengeräuschen und den zischenden Dampfstoßen halb verschluckt. Instinktiv und als Vorsichtsmaßnahme ließ er den Irrtum stehen.

Mit Asche und Ruß auf seiner Kleidung ging er von Bord der *Clermont*, sein Herz vor Aufregung klopfend, und lenkte seine Schritte auf die kopfsteingepflasterten Straßen zu den Theatern, von denen er immer geträumt hatte. Wer weiß, wie seine Begeisterung sie sich ausgemalt hatte? Vielleicht hatte er strahlende Tempel der Freude erwartet, bevölkert von »Halbgöttern«, die übermenschlich schön, geistreich und talentiert waren.

Wenn dem so war, wurde er enttäuscht. Ja, der Handel war dabei, New York bevölkerungsreicher und wohlhabender zu machen als Boston und Philadelphia, und es entwickelte sich eine Kunstszene wie nie zuvor auf dem Kontinent. Vor zwei Jahren erst wurde das Stück eines Burschen – sogar noch jünger als Adoniram – inszeniert: Der junge John Howard Payne hatte außerdem selbst erfolgreich, wenn auch nur kurz, geschauspielert. Seine Familie hatte ihn umgehend ans Union College nach Schenectady geschickt, von wo er – sechs Monate nach Adonirams Ankunft in New York – zurückkehrte, um als Schauspieler zu wirken und mit verblüffendem Erfolg wieder Stücke zu schreiben, obwohl man sich in künftigen Zeiten hauptsächlich wegen seines unvergesslichen Liedtexts »Home, Sweet Home« an ihn erinnern würde.

Aber Payne stammte aus einer der angesehensten Familien New Yorks. Alle Türen standen ihm offen – ebenso wie Washington Irving<sup>29</sup>, der zu diesem Zeitpunkt ein über gute Beziehungen verfügender junger Lebenskünstler war. Aber damals wie heute verhielt sich die Stadt reserviert gegenüber unbekanntem jungen Leuten. Und ein junger Mann von 20 Jahren mit keiner Empfehlung als dem Wunsch, das Stückeschreiben erlernen zu wollen, konnte keinen Empfang mit offenen Armen erwarten.

---

29 A. d. Ü.: Washington Irving (1783 – 1859) war ein New Yorker Schriftsteller, der 17 Jahre in Europa lebte und Charles Dickens sowie Alexander Puschkin beeinflusste. Er gilt als Begründer der literarischen Gattung der Kurzgeschichte und verfasste eine fünfbandige Washington-Biografie.

Schlimmer noch, Adoniram kam in einem der ruhigsten Monate eines für das Theater ohnehin wenig zuträglichen Jahres in New York an. Nur wenige Häuser waren überhaupt geöffnet. Der Großteil der Unterhaltung bestand aus Varieté-Shows: Es gab Darbietungen des Pepin and Breschard's Circus, der aus Boston herabgekommen war, Taschenspielertricks und Vorstellungen von Magiern und Artisten – zugegebenermaßen belebt durch das dreiaktige Lustspiel *The Doctor's Courtship* im Lyceum. Es gab zwar ein paar Zulagen, aber selbst bekannte Schauspieler verdienten in dieser Saison weniger als die etwa sechs Dollar pro Woche, die sie in besseren Jahren einnahmen. Im Vergleich dazu war das Gehalt von Pastor Judson geradezu großzügig.

Die Zukunftsaussichten waren schlecht für einen jungen Fremden. Doch Adoniram war beharrlich, und nach ein paar Tagen hatte er es geschafft, sich einer heruntergekommenen Truppe von umherziehenden Schauspielern anzuschließen, die außerhalb der Stadt nach Gelegenheiten zum Aufführen ihrer Stücke und nach Möglichkeiten zum Überleben suchten. Einige Wochen zog er mit ihnen umher und führte, wie er später sagte, »ein unbekümmertes Vagabundenleben, indem wir übernachteten, wo sich gerade etwas fand, und den Wirt um die Zeche prellten, so gut es eben ging – mit anderen Worten: Wir ließen eine Rechnung auflaufen und machten uns dann aus dem Staub, ohne zu bezahlen.«

Für manche war ein derartiges Leben vielleicht faszinierend. Für Adoniram war es das Gegenteil seiner Erwartungen. Falls es irgendwo überhaupt ein besseres Theater gab, das mehr seinen Träumen entsprach (wodurch sich ein Weg zur Erfüllung seiner Ambitionen eröffnet hätte) – er wusste jedenfalls nicht, wo es sich befand oder wie er es hätte finden können.

Angewidert und tieftraurig machte er sich eines Nachts einfach davon, ohne sich zu verabschieden. Er nahm den Weg zurück zu seinem Onkel in Sheffield, wobei ihm seine Enttäuschung immer wieder hochkam.

Nach der Erfahrung in New York hatte Adoniram keinen »Plan B« mehr. Wenn er nicht nach Hause wollte, hatte er im Augenblick keine

bessere Alternative, als sich vom Onkel sein Pferd zu holen und sich auf weitere Wanderschaft zu machen.

Aber er war unsicher. Was sollte er jetzt anstreben? Er hatte kein Ziel. Er hatte erwartet, eine ehrlichere, freiere Welt zu finden, in der es Gemeinschaft und Gedankenaustausch voller Frische und Strahlkraft gab. Doch die Welt, die er *tatsächlich* vorfand, war eine schwülstige und geschmacklose Welt, voll billigem Kitsch und Glitter. Ihre Ehrlichkeit bestand in Ganovenehre. Im Kontrast dazu stach der Charakter seines Vaters, trotz all seines starrköpfigen Eigensinns, in schlichter Größe heraus. Sein Vater war vielleicht im Irrtum – und davon war Adoniram damals tatsächlich überzeugt –, aber er war durch und durch ehrlich und in jeder Beziehung echt.

In dieser verwirrten Gemütslage kehrte Adoniram zu Ephraim Judsons Pfarrhaus zurück. Sein Onkel war verreist, und ein junger Pastor, noch ohne Pfarrstelle, hatte die Stellvertretung. Aber es war zu spät am Tag, um noch weiterzureiten, und so entschloss sich Adoniram, im Pfarrhaus zu übernachten.

Die beiden jungen Männer – als beinahe Gleichaltrige konnten sie auf Augenhöhe miteinander reden – verbrachten einige Stunden im Gespräch. Adoniram war besonders bewegt von der Tatsache, dass sein Gastgeber, obwohl ebenso fromm wie sein Vater, eine Wärme, »eine feierliche, aber freundliche Ernsthaftigkeit« in seinem Reden aufscheinen ließ, die eine entsprechende Wärme und Freundlichkeit im Herzen des Gegenübers entfachte. Um ein hingeebener Pastor zu sein, war es also nicht unbedingt nötig, so streng und gebieterisch aufzutreten wie Pastor Judson sen.

Tief beeindruckt ritt Adoniram am Morgen weg. Vielleicht fand der junge Pastor nie den Ruhm, den Adoniram erstrebte, aber ebenso wenig würde er je den schmerzhaften inneren Konflikt Adonirams durchleben müssen. Er war mit sich selbst in Frieden.

Das waren Adonirams Gedanken, als er so vor sich hinritt, wobei seine Richtung immer noch von Plymouth wegführte. Durch die Septemberfröste waren die grünen Berghänge bereits mit roten Flecken durchsetzt, aber Adoniram nahm sie kaum wahr. Sein Denken war völlig eingenommen von dem Versuch, diesen jungen Mann zu verstehen, der, kaum älter als er selbst, anscheinend ohne jeden

Ehrgeiz leben und dennoch eine solche innere Gelassenheit haben konnte.

Später am Abend ritt er zufällig durch ein kleines Dorf. Er fand das Gasthaus, stellte sein Pferd in den Stall und fragte den Wirt nach einem Zimmer. Das Haus wäre fast voll, meinte der Wirt entschuldigend. Aber er hätte noch etwas frei neben einem jungen Mann, der schwer krank sei und vielleicht sterben würde. Es würde ihn vielleicht stören, aber ...? Nein, sagte Adoniram, immer noch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, er würde ein paar Geräuschen im Nebenzimmer nicht zugestehen, ihm seine Nachtruhe zu rauben. Der Wirt gab Adoniram etwas zu essen, ging ihm bis zu seinem Zimmer mit der Laterne voran und ließ ihn dann allein. Ohne weitere Umstände ging Adoniram zu Bett und wartete auf den Schlaf.

Doch obgleich die Nacht still war, konnte er nicht schlafen. Im Nachbarzimmer, nur durch die Zwischenwand getrennt, konnte er gedämpfte Geräusche hören; Schritte, die kamen und gingen; ein Brett, das ächzte; leise Stimmen; ein Keuchen oder Aufstöhnen. Diese störten ihn nicht über Gebühr – nicht einmal das Wissen, dass ein Mensch vielleicht sterben würde. Der Tod war allgegenwärtig im Neuengland von Adoniram Judson. Er konnte jeden treffen, in jedem Alter.

Was ihn verstörte, war der Gedanke, dass der Mann im Nebenzimmer vielleicht nicht auf den Tod vorbereitet war. War er es überhaupt selbst? Eine verwirrende Spirale von Spekulationen wickelte sich ab, als er – halb träumend, halb wachend – dalag und der Herbstfrost sich von den Bergen herabstahl und durch jede Ritze und in jeden Winkel des Hauses kroch. Er fragte sich, wie er selbst dem Tod gegenübertreten würde. Sein Vater würde ihn willkommen heißen als eine Tür, die sich nach außen zu unvergänglicher Herrlichkeit öffnete. Das jedenfalls hatte sein Glaube für ihn bewirkt. Aber für Adoniram – den Sohn, den Freidenker, den Deisten, den Ungläubigen, zusammengerollt unter den Decken liegend – war der Tod ein Ausgang, kein Eingang. Er war eine Tür zu einem leeren Abgrund, zu einer Finsternis, dunkler als die Nacht, bestenfalls zu völliger Auslöschung, schlimmstenfalls zu – was? Darüber hatte seine Philosophie nichts zu sagen. Sie hatte keine Antwort außer: »Wer weiß?«

Er war immer korrekt angezogen und gepflegt gewesen. Seine Mutter hatte ihm beigebracht, sorgfältig auf sein Äußeres zu achten, was er auch tat. Aber er musste sterben, und das Grab war ein kalter, dunkler Ort. Ihn fröstelte. Das feuchte erdige Grab und der reglose Körper, die allmähliche Auflösung von Muskeln und Sehnen, die langsamere Zersetzung der Knochen, das ungeheure Gewicht des Erdbodens – war das alles? Folgte darauf endlose Jahrhunderte hindurch nichts mehr? Was war mit dem Teil von Adoniram Judson, den er als »Ich« betrachtete? Erlösch er einfach wie eine Kerzenflamme? Oder blieb auch er, zusammen mit seinem Fleisch, im Erdboden?

Es lag tiefer Schrecken in diesen sich rasch entwickelnden Gedanken. Aber als sie sich ihm nacheinander vor Augen stellten, fing ein anderer Teil in ihm zu spotten an. »Nichts als Mitternachtsfantasien!«, kommentierte dieser Teil verächtlich. Was für ein oberflächliches Ding muss diese freidenkerische Philosophie von Adoniram Judson wohl sein, Abschiedsredner, Wissensvermittler, Lehrer, Mann mit großen Ambitionen! Was würden seine Kommilitonen von der Brown University zu diesen Schrecknissen der Nacht sagen, die ihn für einen kühnen Denker hielten? Vor allem aber, was würde Eames sagen – Eames, der klare und logische Denker, skeptisch, voll sprühenden Geistes, hochbegabt? Er stellte sich Eames' Gelächter vor, und er schämte sich.

Als Adoniram erwachte, strömte das Sonnenlicht zum Fenster herein. Seine Ängste waren mit der Dunkelheit verschwunden. Er konnte kaum glauben, dass er derartiger Schwachheit nachgegeben hatte. Schnell zog er sich an, lief nach unten und suchte den Gastwirt. Es war höchste Zeit, zu frühstücken, die Rechnung zu bezahlen, das Pferd zu satteln und sich auf den Weg zu machen.

Er fand seinen Wirt, bat um die Rechnung und (vielleicht weil er den ernststen Gesichtsausdruck des Mannes bemerkte) fragte beiläufig, ob es dem jungen Mann im Nebenzimmer inzwischen besser gehe. »Er ist tot«, war die Antwort.

»Tot?« – Adoniram war fassungslos. In diesem Wort lag eine schwerwiegende Endgültigkeit. Für einen Augenblick spürte er aufs Neue die Ängste der vergangenen Nacht. Adoniram stammelte einige der traditionellen, allen Menschen gemeinsamen Redewendungen,

wenn der Tod eine nahestehende Person wegnimmt, und stellte dann die unvermeidliche Frage: »Wissen Sie, wer er war?«

»O ja, ein junger Mann vom College in Providence. Sein Name war Eames, Jacob Eames.«

Wie er die nächsten Stunden überstand, daran konnte sich Adoniram später nie mehr erinnern.

Er konnte sich nur noch entsinnen, dass er den Gasthof nicht verließ, bis einige Stunden vergangen waren. Ob er einen Blick auf Eames' toten Körper warf, ob er sich als Eames' Freund zu erkennen gab, ob von Eames' Familie oder Freunden jemand im Dorf war, ob er weinte – über all das bewahrte er für immer Stillschweigen.

Später aber fand er sich auf der Straße wieder und setzte seine Reise fort – doch war er sich nicht einmal sicher, wie er überhaupt auf diesen Weg gekommen war. Ihm wurde bewusst, dass *ein* Wort in seinem Kopf gleichsam wie eine Kirchenglocke läutete – das Wort »verloren!«.

Verloren. Im Tod war Jacob Eames verloren – völlig und unwider-  
ruflich verloren. Verloren für seine Freunde, für die Welt, die Zukunft. Verloren, wie sich Rauchschwaden in der unendlichen Weite der Luft verlieren. Wenn Eames' eigene Ansichten stimmten, dann hatten weder sein Leben noch sein Tod irgendwelche Bedeutung. Der Zufall, dass ihn in einem abgelegenen Landgasthof, von Adoniram nur durch eine Zwischenwand getrennt, der Tod ereilt hatte, war aus dieser Sicht einfach ein sinnloses Ereignis in einem Plan – zu gewaltig und unpersönlich, um auf Einzelschicksale Rücksicht nehmen zu können.

Aber angenommen, Eames hatte sich geirrt. Angenommen, die Heilige Schrift war buchstäblich wahr und ein persönlicher Gott existierte wirklich. Dann war Jacob Eames bereits verloren in der umfassendsten Bedeutung des Wortes. Denn Eames hatte in diesem Augenblick seinen Irrtum schon erkannt – aber zu spät, um noch Buße zu tun. Er erkannte seinen Irrtum und bedauerte ihn mit einer Bitterkeit, die kein lebender Mensch sich auch nur ansatzweise je wird vorstellen können, er erlebte bereits jetzt an sich selbst die unvorstellbaren Qualen der Flammen der Hölle – aber jede Möglichkeit eines Heilmittels, einer Rückkehr, einer Korrektur – alles war verloren, auf ewig verloren.

Das war das wiederkehrende Muster in Adonirams Denken, während er weiterhin um Fassung rang. Es waren die Nachtgedanken, die wieder zurückkehrten, aber in schrecklicherer Form.

Die Straße war eine gewöhnliche Landstraße, kaum mehr als ein Feldweg, staubig und warm in der Septembersonne. Das Pferd trabte ruhig vor sich hin, fast von selbst, und das Sattelleder quietschte wie immer. Doch allorts lag eine undefinierbare Drohung in der Luft. Selbst die flammenden Rottöne vor dem immergrünen Nadelwald in dieser Hügelandschaft kamen ihm wie gierige Flammenzungen der Hölle vor, die sich durch den granitenen Boden und den Wald fraßen und nach ihm griffen.

Denn diese Hölle hatte sich in jenem Landgasthof geöffnet und Jacob Eames, seinen besten Freund und Mentor, aus dem Nachbarbett direkt in den Abgrund gerissen – das konnte unmöglich, unter keinen Umständen, purer Zufall sein!

Adoniram kannte den Gott seines Vaters sehr gut. Er war allwissend. Er wusste alles. Er war allmächtig. Er hatte alle Macht. Er konnte im Voraus wissen, wo sich Adoniram in jener Nacht aufhalten würde. Er konnte seinen Weggang aus New York und auch das Wann und Warum voraussehen. Er konnte voraussehen, dass Jacob Eames dort sein, erkranken, sterben und verdammt werden würde.

Mehr noch: Da er allmächtig war, musste er all das mit einer bestimmten Absicht geplant haben, denn er hätte die Umstände auch anders arrangieren können.

Dieser Gott der Bibel, so hatte man Adoniram gelehrt, war ein zorniger Gott, ein Gott der Rache. Aber er war ein gerechter Gott. Er konnte auch ein liebender Gott sein. Und er gab immer ausreichende Hinweise und Warnungen. Wenn dies der wahre Gott war, dann war es kein Zufall, dass Adoniram unter die zechprellenden Angehörigen einer zweifelhaften Schauspielertruppe geraten war und sich angewidert davongemacht hatte. Dann war es kein Zufall, dass der fromme junge Mann in Onkel Ephraims Haus war, um sich mit ihm zu unterhalten. Dann war es kein Zufall, dass Adoniram ausgerechnet diese Nacht in ausgerechnet diesem Gasthof verbracht und dabei ausgerechnet diese Gedanken hin und her gewälzt hatte. Er war gewarnt worden, und zwar mehr als genug.

War das der wahre Gott? Wenn ja, dann hatte er eine Bestimmung für Adoniram, die dieser herausfinden musste. Ganz plötzlich, Logik hin oder her, spürte Adoniram im tiefsten Inneren, dass der Gott der Bibel der wahre Gott ist. Und gleichzeitig wurde Adoniram von Verzweiflung und Angst erfüllt. Denn seine deistische Logik und Beweisführung sagte eindeutig »Nein!«

Plötzlich zügelte er sein Pferd. Unbewusst war er auf der ursprünglich geplanten Route weitergeritten. Er richtete sich im Sattel auf, um einen Augenblick zu überlegen. Ja, er musste diese Frage für sich beantworten – ein für alle Mal. Er wendete sein Pferd auf der Straße, gab ihm leicht die Sporen und wählte eine andere Richtung. Er ritt nach Hause.

Nach Plymouth.

## Die Übergabe (Andover: 1808)

Adoniram zügelte sein Pferd vor dem elterlichen Haus in Plymouth am 22. September 1808. Seine Reise hatte wenig mehr als fünf Wochen gedauert, aber diese fünf Wochen, die mit dem Abschütteln elterlicher Kontrolle – einer notwendigen Vorstufe des Mannseins – begannen, hatten sich zu einem Ringen entwickelt, das sein Inneres aufs Tiefste erschütterte. Er litt Todesängste um seine Seele.

Nach seiner Rückkehr wurde seinen Eltern die Schwere der inneren Krise ihres Sohnes erst völlig bewusst, aber sie waren nicht in der Lage, ihm zu helfen. Intuitiv und vom Empfinden her – aufgrund all jener unbewussten, schon in der Kindheit verinnerlichten Vorstellungen – drängte es ihn, den Glauben seines Vaters anzunehmen. Aber sein Denken, jenes präzise Werkzeug, das durch sorgfältiges Training von der Kindheit bis zum College immer schärfer geschliffen wurde, konnte sich nicht damit zufriedengeben. Es sagte ihm, dass Adoniram Judson nicht mit ganzem Herzen Christ sein könne, bis unleugbare Beweise die Fakten lieferten und die Logik, darauf aufbauend, die Schlussfolgerungen zog.

Sein Vater hatte seine Munition bereits verschossen. Da er sich nicht einmal vorstellen konnte, wie um alles in der Welt jemand die dem Christentum zugrunde liegenden Prämissen in Zweifel ziehen konnte, war ihm klar, dass er nicht dazu gerüstet war, Adoniram in seinem Dilemma zu helfen. Adonirams Mutter und Schwester verwendeten die gleichen Waffen der Tränen und des Gebets wie schon Wochen zuvor – aber ihre Anwendung machte Adonirams inneres Ringen nur noch schmerzhafter. Für ihn musste der Glaube bessere Grundlagen haben.

Einige Tage war jeder im Pfarrhaus auf die eine oder andere Weise mit Adonirams Seelennot beschäftigt – außer vielleicht Elnathan. Mit vierzehn verrichtete er pflichtbewusst seine Aufgaben, aber darüber hinaus hatte er mit dem Ganzen nichts zu tun. Man darf annehmen, dass er nicht so leicht eingesehen hatte, warum sich die anderen so

erregten. In aller Stille – vielleicht als widerwilliger Beobachter von außen – begann er, die Entschlüsse zu fassen, welche ihn schließlich auf eine Laufbahn bringen sollten, die für »einen Judson« ungewöhnlich war – zum Medizinstudium und schließlich zur Marine.<sup>30</sup>

Zu diesem Zeitpunkt statteten zwei Männer Adonirams Vater einen Besuch ab. Es waren Dr. Moses Stuart und Dr. Edward Dorr Griffin, beides führende Männer unter der konservativen Fraktion der Kongregationalisten. Dr. Stuart, noch keine dreißig, war bereits Pastor der wichtigen Ersten Gemeinde von New Haven. Dr. Griffin, etwa zehn Jahre älter, bekleidete das nicht weniger bedeutsame Pastorat der Ersten Presbyterianischen Gemeinde von Newark, New Jersey. Ebenso wie Judson sen. waren beide Yale-Absolventen und hatten dort, in New Haven, Theologie studiert.

Grund und Thema ihres Besuchs war eine neue theologische Hochschule, an der beide ihre Lehrtätigkeit zugesagt hatten. Da Harvard<sup>31</sup> schon länger in der Hand der Liberalen war, brauchten die der Rechtgläubigkeit Verpflichteten ihr eigenes theologisches Seminar. Die Kapitalgesellschaft dafür hatte man ein Jahr zuvor gegründet, und jetzt sollte das Seminar den Lehrbetrieb aufnehmen. Es sollte auf dem Gelände der Phillips Academy in Andover stehen, etwa 40 Kilometer nordwestlich von Boston. Drei wohlhabende Kaufleute – John Norris aus Salem sowie William Bartlet und Moses Brown aus Newburyport – hatten dafür 40 000 Dollar gespendet. Samuel Abbot von Andover hatte 20 000 Dollar zugunsten eines Lehrstuhls für Christliche Theologie gespendet. Angehörige der Familie Phillips aus Andover, die Gründer der Akademie, hatten für das Seminar ein entsprechendes Gebäude errichtet.

---

<sup>30</sup> A. d. Ü.: Dr. Elnathan Judson (1794–1829) starb im Alter von 35 Jahren in Washington, D.C.

<sup>31</sup> A. d. Ü.: Harvard, die älteste Universität der Vereinigten Staaten (und heute wahrscheinlich die prestigeträchtigste der Welt), wurde 1636 von den puritanischen Flüchtlingen aus England (»Pilgerväter«) um John Winthrop und dem puritanischen Geistlichen John Harvard als theologische Hochschule gegründet, um den Bedarf an Geistlichen in den neubesiedelten Gebieten zu decken. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts orientierte sich Harvard stärker am Arminianismus, an der Aufklärung und der Bibelkritik. 1805 schließlich wurde Henry Ware (1764–1845), einer der Begründer des Unitarismus (manchmal auch als »Unitarianismus« bezeichnet) in den USA, zum Theologieprofessor ernannt. Er bekämpfte erfolgreich die Restbestände an calvinistisch-reformierter Lehre. Sein ebenfalls unitarischer Sohn Henry Ware jun. folgte ihm 1830 auf dem Lehrstuhl. Die Universität wurde nie mehr für eine der Rechtgläubigkeit verpflichtete Lehre zurückgewonnen.

Pastor Judson war seit der Gründung des neuen Seminars immer schon sehr daran interessiert gewesen, dass es dort gut weiterging. Jetzt hatte er jedoch einen unmittelbaren und dringlichen Beweggrund, seine Besucher mit offenen Armen willkommen zu heißen. Vielleicht konnten so herausragende Männer wie sie seinem Sohn helfen, wo er nicht mehr dazu in der Lage war.

Adoniram machte auf die beiden Theologen sofort einen tiefen Eindruck. Er hatte eine liebenswürdige Persönlichkeit, doch ohne falsche Bescheidenheit. Sein Denken war absolut klar und scharf. Er verfügte bereits über mehr theologisches Wissen als viele Theologiestudenten. Er war bereit, sich überzeugen zu lassen. Er begriff, dass er erst eine innere Wiedergeburt erleben musste, ehe er im Glauben die Rettung seiner Seele suchen könnte. Aber dies war eindeutig nicht in einem Gespräch von ein paar Stunden zu bewältigen. Genau die Qualitäten, die die Rettung des jungen Mannes so erstrebenswert machten, erschwerten diese auch so sehr. Dennoch spürten die Besucher sofort, dass er – hätte er einmal Überführung von Sünde und echte Bekehrung erfahren – ein Prediger werden könnte, wie es ihn seit den Tagen Whitefields und Jonathan Edwards' nicht mehr gegeben hatte.

Nach einiger Überlegung schlugen sie vor, Adoniram solle sich an dem neuen Seminar einschreiben, wo er das nötige Material zum Studium fände, um eine endgültige Entscheidung treffen zu können. Außerdem stünde ihm dort der Rat einiger der besten Theologen des Landes zu Verfügung. Adoniram war nicht abgeneigt, zögerte jedoch, und die beiden reisten ab, ohne dass er eine Entscheidung getroffen hatte.

Innerhalb eines Tages erhielt Adoniram das Angebot für die Stelle eines Hilfsdozenten an einer privaten Akademie in Boston. Er nahm an und reiste nach Boston – nur eine Woche nach seiner Rückkehr in das Elternhaus in Plymouth. Doch seine Seelenqualen nahm er mit sich.

Kaum hatte er mit seinen neuen Aufgaben begonnen, als er auf ein altes theologisches Werk stieß, *The Fourfold State* von Thomas Boston<sup>32</sup>. Zu einem anderen Zeitpunkt hätte es vielleicht keinen großen

---

<sup>32</sup> A. d. Ü.: Thomas Boston (1676–1732) war Pastor, Lehrer, Autor und einflussreicher Führer in der Kirche von Schottland. Er verband tiefe calvinistische Grundüberzeugungen mit Eifer und großer

Eindruck auf ihn gemacht, aber jetzt war nur dieser kleine Anstoß nötig. Fast umgehend beschloss er, sich im Seminar einzuschreiben, wie Dr. Stuart und Dr. Griffin geraten hatten, um dort nach der inneren Gewissheit zu suchen, die er – das spürte er deutlich – so dringend brauchte.

Am 12. Oktober trat er ins Andover Theological Seminary ein. Er legte kein Bekenntnis seines Glaubens ab und wurde als Student mit Sonderstatus eingeschrieben – nicht als Kandidat für den geistlichen Dienst. Ebenso wie in der Brown University wurde er, dank seiner hervorragenden akademischen Voraussetzungen, sofort für das zweite Studienjahr zugelassen.

Die »Stadt« mit dörflichem Charakter, in der sich Adoniram nun wiederfand, war trotz ihrer relativen Nähe zu Boston so isoliert, dass sie fast wie ein Kloster wirkte.<sup>33</sup> Die Post kam dreimal die Woche. Der Empfänger eines Briefs bezahlte 25 Cent für dessen Zustellung. Zeitungen bekam man selten zu Gesicht, außer wenn jemand eine von Boston mitbrachte.

Es war ein von Gottesfurcht geprägter Ort. Jemand, der am Sonntag reiste – gleichgültig, aus welchem Grund er sich auf der Straße befand –, musste mit Arrest und Geldstrafe rechnen. Jegliche Arbeit endete am Samstag bei Sonnenuntergang. Von da an bis zum Sonnenaufgang am Montag war der »normale« Gang des Lebens unterbrochen. Das einzige Geräusch war das Läuten der Kirchenglocken; der einzige »Verkehr« der Gang zur Kirche und die Rückkehr von dort. Die einzige Aktivität der Hausfrau bestand darin, kalte Speisen auf den Tisch zu stellen; das Einzige, was man las, waren die Heilige Schrift oder gedruckte Predigten bzw. der Kleine Katechismus<sup>34</sup>.

---

Wirksamkeit bei der Predigt des Evangeliums. In *The Fourfold State* beschreibt er vier (Zu-)Stände des Menschen: 1. den »Stand der Unschuld« (vor dem Sündenfall), 2. den »Stand der (gefallenen) Natur« (des natürlichen Menschen unter der Herrschaft der Sünde), 3. den »Stand der Gnade« (des wiedergeborenen und mit Christus eingemachten Menschen) und 4. den »ewigen (Zu-)Stand« (des Menschen, der für ewig im Himmel bzw. in der Hölle ist).

33 A. d. Ü.: Obwohl bereits 1646 als Stadt gegründet, hat Andover selbst heute nur gut 30 000 Einwohner. Allerdings lebten dort berühmte Persönlichkeiten wie Harriet Beecher Stowe (Autorin von *Onkel Toms Hütte*), und die Phillips Academy wurde u. a. vom späteren US-Präsidenten George H. W. Bush besucht.

34 A. d. Ü.: Gemeint ist der »Kleine Westminster Katechismus« (*Westminster Shorter Catechism*) von 1647.

Auf dem Gelände der Akademie gab es einen niedrigen Hügellamm, einige Hundert Meter östlich der Hauptstraße nach Andover, den die Studenten »Pisga« oder »Zion« nannten. An seinem Fuß hatte man kurz vor der Ankunft Adonirams das Hauptgebäude des Seminars, die Phillips Hall, errichtet, und dort bekam er ein Zimmer zugeteilt. Wie das College-Gebäude der Brown University war es schmucklos und einfach, ein roter Ziegelbau mit einem Schieferdach. Ein Raum war als Kapelle reserviert, ein anderer als Lesesaal, und 30 Zimmer waren als Unterkünfte für die Studenten bestimmt. Die Phillips Hall stand neben einer Heidelbeerpflanzung, die bei starken Regenfällen überschwemmt wurde, sodass Studenten und Professoren Trittssteine benutzen mussten, um ins Gebäude zu gelangen. Zu solchen Zeiten glichen Felder und Wiesen kleinen flachen Seen.

Das Leben im Seminar war von spartanischer Einfachheit. Die Studenten heizten ihre Zimmer mit selbst gehacktem Feuerholz und holten sich ihr Wasser in Krügen aus nahe gelegenen Brunnen. Aber das war kein Problem für Adoniram. Er war es gewohnt. Und die Unterhaltskosten waren sehr niedrig. Es war kein Schulgeld zu bezahlen. Die Miete betrug zwei bis vier Dollar im Jahr. Die einzige größere Ausgabe war für das Essen, das von Mrs. Silence Smith bereitgestellt wurde. Sie hatte von den Verantwortlichen des »Komitees für praktische Bedürfnisse« die Genehmigung erhalten, Kostgänger in einem niedrigen braunen, aus zwei Stockwerken bestehenden Haus in der Nähe zu verpflegen.

Die Fakultätsmitglieder lebten wie die Landgeistlichen in Neuengland: Sie bebauten ihre eigenen Gärten, melkten ihre eigenen Kühe und mähten ihr eigenes Heu. Als Adoniram ankam, gab es allerdings erst zwei Professoren: Eliphalet Pearson<sup>35</sup>, Professor für Biblische Literatur, und Leonard Woods, Professor für Christliche Theologie<sup>36</sup>. Dr. Pearson hatte etwa das Alter von Adonirams Vater und lehrte nur noch ein Jahr, ehe ihm Dr. Moses Stuart nachfolgte, den Adoniram bereits in Plymouth kennengelernt hatte. Pearson war früher schon als erster Rektor der Phillips Academy in Andover gewesen; die zwei

35 A. d. Ü.: Eliphalet Pearson (1752 – 1826), Harvard-Absolvent, war bereits 1778 – 1786 der erste Rektor der Phillips Academy und zwischenzeitlich Professor in Harvard, wobei er in den letzten Jahren dort (1804 – 1806) sogar Präsident gewesen war.

36 A. d. Ü.: Vgl. Hinweis auf S. 71: »Samuel Abbot von Andover hatte 20 000 Dollar zugunsten eines Lehrstuhls für Christliche Theologie gespendet.«

Jahrzehnte von 1786 bis 1806 war er jedoch Professor für Hebräisch und Orientalische Sprachen in Harvard. Woods war sehr viel jünger als Pearson, ein Mittdreißiger; ehe er nach Andover kam, war er zehn Jahre Pastor in West Newbury gewesen, etwa 20 Kilometer nordöstlich von Andover.

Was Adoniram betraf, so war er mit der Zwei-Mann-Fakultät genauso zufrieden, wie er es mit 20 Professoren gewesen wäre. Sprachen hatten ihn schon immer interessiert. Neben Griechisch und Latein konnte er schon ein wenig Hebräisch. Und jetzt unter Dr. Pearson begann er, die biblischen Texte im Original zu lesen. Gleichzeitig führte er harte Diskussionen über seine theologischen Zweifel mit Professor Woods, der ihm in Logik und Dialektik absolut ebenbürtig war.

Bald war er von seiner neuen Existenz, geprägt durch einfache Lebensweise und tiefes sowie gründliches Nachdenken, völlig in Beschlag genommen. Einen Teil des Tages verbrachte er in seinem Zimmer mit Übersetzungsaufträgen und mit der Bearbeitung von theologischen Problemen. Einen Teil verbrachte er mit den beiden Professoren. Ein weiterer Teil war Spaziergängen vorbehalten, die er in einem Wald hinter dem Seminargebäude allein unternahm, wobei er über die Bedeutung des Gelernten nachdachte.

Der November nahte. Der Aufenthalt im Wald war nicht mehr ganz so angenehm wie im Oktober. Der Boden war feucht vom Herbstregen, ein rauer Wind wehte; nur noch wenige Blätter hingen an den nackten Zweigen. Aber durch die Bäume, die vom Blattwerk entblößt waren, konnte er weiter blicken. Und wenn er jetzt in Gedanken versunken durch den Wald schlenderte, stellte er fest, dass er langsam auch tieferen Einblick in seine Probleme bekam. Ihm dämmerte, dass er vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen und vor lauter Blättern nicht einmal die Bäume wahrgenommen hatte. In diesem Monat begannen seine Zweifel zu schwinden, ganz allmählich. Er erlebte keine plötzliche Bekehrung, spürte kein blendendes Licht oder keine schlagartige Erleuchtung. Aber er konnte notieren, dass er »zu hoffen begann, durch das Wirken des Heiligen Geistes das Geschenk der Wiedergeburt empfangen zu haben«.

Am 2. Dezember – einem Tag, den er niemals vergaß – entschloss er sich zu »einer feierlichen Übergabe seines Lebens an Gott«.

Nun, da diese Frage erledigt und er mit sich in Frieden war, widmete er sich zielstrebig seinem Studium. Im nächsten Sommer schloss er sich der Gemeinde in Plymouth an, zur überströmenden Freude seines Vaters, seiner Mutter und Abbys. Von diesem Zeitpunkt an war er buchstäblich ein neuer Mensch. »Er verbannte für immer diese Träume von literarischen und politischen Ambitionen, in denen er früher geschwelgt hatte, und fragte sich einfach: ›Wie soll ich mein zukünftiges Leben planen, um Gott bestmöglich zu erfreuen?««

## ***Gesandtschaft nach Ava – Die Entscheidung (1809)***

Adoniram hatte seine einstigen Träume von literarischen und politischen Ambitionen aufgegeben, aber hatte er die *Ambition als solche* hinter sich gelassen? Sehnsüchte, die in frühester Kindheit – noch vor den ersten Erinnerungen – eingepflanzt wurden, bestehen manchmal in unbewusster Form weiter, selbst wenn wir erwachsen sind. Wie sehr wir auch altern, unter unserer faltiger werdenden Haut bleiben wir alle die gleichen Personen, die wir schon immer waren. Was wir als Säuglinge, heranwachsende Kinder und in der Pubertät erworben haben, lebt immer noch in uns – ohne unser Wissen oder unseren Willen. Diese tief verborgenen Sehnsüchte halten sich hartnäckig. Ist ein Pfad blockiert, suchen sie einen anderen, wie die Triebe einer Pflanze in einem dunklen Keller sich drehen und winden, um dem winzigsten Lichtspalt zuzustreben.

Mit *einer* Art von *Ambition* hatte Adoniram für immer abgeschlossen. Im Juni 1809 (etwa zu der Zeit, als er sich der Gemeinde seines Vaters anschloss) wurde ihm eine Anstellung als Tutor an der Brown University angeboten. Vor einem Jahr noch hätte er die Gelegenheit beim Schopf gepackt. Jetzt lehnte er ab. Was immer seine zukünftige Bestimmung war, er war sicher, dass sie nicht im College- oder Universitätsbereich zu finden war. Dennoch hatte er nach wie vor das Gefühl, er wäre zu Außergewöhnlichem berufen – nicht nur zu etwas Größerem, wenn man es mit den Errungenschaften anderer Menschen verglich, sondern zu etwas, was ganz anders und unverwechselbar war. Es war das Gefühl, das ihm eingepflanzt wurde, als er mit drei Jahren lesen gelernt und sein Vater ihn auf den Schoß genommen und ihm zum ersten Mal gesagt hatte, er würde gewiss einmal ein großer Mann werden.

Aber wie konnte er seine *Ambition* mit dem Dienst für Gott in Einklang bringen? Sein gegenwärtiger Kurs führte auf eine Kanzel und würde darauf beschränkt bleiben – ganz gleich, wie groß und einflussreich die zugehörige Kirche auch war. Und war ihm nicht damals als

Junge auf seinem langen Krankenlager in Plymouth wie durch plötzliche Erleuchtung die Einsicht gekommen, dass der Ruhm eines unbekannteren Landgeistlichen im Himmel lauter und länger widerhallen würde als der des herausragenden Theologen in einer großen Stadtkirche? Unbewusst suchte er nach Wegweisung für sein Leben und hielt Ausschau nach einem Zeichen.

Das Zeichen erschien im September, als er sein erstes Jahr in Andover beendet hatte. In diesem Monat stieß er auf eine gedruckte Predigt, die in Amerika großes Interesse erregt hatte. Sie war mit »The Star in the East«<sup>37</sup> betitelt und vor Kurzem von Dr. Claudius Buchanan<sup>38</sup> in einer Kirche von Bristol<sup>39</sup> in England gehalten worden. Buchanan gehörte zum evangelikalen Flügel in der Kirche von England und hatte etliche Jahre in Indien als Kaplan der Ostindiengesellschaft verbracht. Als Bibeltext hatte er einen Teil des zweiten Kapitels des Matthäusevangeliums genommen, wo steht: »Denn wir haben seinen Stern im Morgenland gesehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen.«<sup>40</sup> Buchanan beschrieb, wie das Evangelium nach Indien gebracht worden war und welche Fortschritte es dort gemacht hatte. Er betonte, dass die Zeit reif sei, das Christentum unter den Völkern des Morgenlands zu verbreiten, und zwar mit weit größeren Anstrengungen als bisher. Und ein äußerst interessierter Adoniram las, wie Buchanan von der Arbeit des allseits geschätzten deutschen Missionars Schwartz<sup>41</sup> erzählte, der fast 50 Jahre damit verbracht hatte, die indischen Heiden das Evangelium zu lehren.

---

37 A. d. H.: Sv. »Der Stern im Morgenland«.

38 A. d. Ü.: Claudius Buchanan (1766 – 1815) war ein schottischer Theologe, wurde aber in der Kirche von England ordiniert und gehörte ihrem evangelikalen Flügel (»Low Church«) an. Von 1797 an wirkte er etwa zehn Jahre lang in Indien als Kaplan der britischen Truppen in Barrackpur und Kalkutta, Vize-Rektor des Fort William College (zentrale Hochschule für britische Verwaltungsbeamte und Militärangehörige) und Förderer von Bibelübersetzungen.

39 A. d. Ü.: Am 26. Februar 1809 in der Parish Church of St. James in Bristol.

40 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 2,2.

41 A. d. Ü.: Christian Friedrich Schwartz (1726 – 1798), von 1750 bis 1798 ev.-luth. Pioniermissionar von staatsmännischer Statur in Südindien (Tranquebar, Tiruchirappalli und Thanjavur), Freund und Erzieher mehrerer Fürsten. Er wurde von Briten, Hindus und Muslims respektiert und öfter um Vermittlung in politischen und militärischen Konflikten gebeten. Sowohl Schwartz als auch Ziegenbalg (s. u.) hatten großen Einfluss auf William Carey, den »Vater der modernen Missionsbewegung«.

Als Adoniram, allein in seinem Zimmer, den bewegenden Bericht mit zunehmender Faszination las, müssen ihm auch die Lebensgeschichten anderer Pioniermissionare vor Augen gestanden haben. Schon 1715 hatte Bartholomäus Ziegenbalg<sup>42</sup> das Neue Testament ins Tamilische übersetzt. William Carey<sup>43</sup>, ein englischer Schuhflicker, hatte sich seinen Weg nach Indien erkämpft<sup>44</sup> und während Adonirams eigener Jugendzeit ein Missionszentrum in Serampore gegründet, einige Kilometer von Kalkutta entfernt, wo er im Jahr 1800 das Matthäusevangelium in Bengali herausgebracht hatte. Die Amerikaner wussten relativ viel über Careys baptistische Gruppe in Serampore, denn Kapitän Benjamin Wickes, der Careys Mitarbeiter Marshman und Ward 1799 nach Indien transportiert hatte, war 1805 nach Philadelphia gekommen und hatte die Geschichte so bewegend erzählt, dass protestantische Geistliche aller Denominationen mehrere Tausend Dollar sammelten, um die Missionare in Serampore zu unterstützen.

42 A. d. Ü.: Bartholomäus Ziegenbalg (1682–1719), der erste deutsche evangelische Außenmissionar, wirkte 1706–1719 in der dänischen Kolonie Tranquebar (im heutigen Tamil Nadu [Südostindien]). Er übersetzte das NT und Teile des AT sowie den Lutherischen Katechismus in die Tamil-Sprache. Ferner gründete er ein Kinderheim, Schulen und die ev.-luth. Tamilgemeinde in Tranquebar, woraus die heute noch existierende Ev.-Luth. Tamilkirche (TELC) in Tamil Nadu (derzeit ca. 100 000 Mitglieder) hervorging. Großen Widerstand und Anfeindungen erfuhr seine Arbeit durch Europäer, v. a. vonseiten der Dänischen Ostindien-Kompanie. B. Ziegenbalg gilt als Begründer wichtiger Grundsätze späterer evangelischer Missionsarbeit.

43 A. d. Ü.: William Carey (1761–1834) war ein herausragender Missionar und zugleich Begründer der modernen Missionsbewegung. Im Auftrag der Baptist Missionary Society war er als Pioniermissionar in Ostindien tätig (wegen der anfänglich großen Widerstände der britischen Verwaltung arbeitete er in der dänischen Kolonie Serampore [Serampur bzw. Sirampur]). Außerdem wirkte er in der indischen Kolonie Serampore (erlernte autodidaktisch etwa 40 Sprachen) und Professor (unterrichtete am Fort William College in Kalkutta britische Offiziere und hohe Beamte in indischer Kultur und den verschiedenen Sprachen des Subkontinents). Ferner erwarb er sich Verdienste als Bibelübersetzer (übersetzte und druckte – später mit seinem Team – die Bibel und Bibelteile in ca. 38 Sprachen des indischen Subkontinents, gab altindische Schriften heraus und verfasste Grammatiken, Lehr- und Wörterbücher). Schließlich war er aktiv als Schulgründer (das Serampore Theological Seminary [zur Ausbildung einheimischer Pastoren] und Volksschulen, die zum Modell des indischen Schulwesens wurden), als Zeitungsgründer (erste Zeitung in ostindischer Sprache), als Botaniker (wichtige praktische und theoretische Beiträge zur Erforschung der indischen Tier- und Pflanzenwelt, Gründer der Agricultural and Horticultural Society of India) und als Menschenrechtler (engagierte sich erfolgreich u. a. gegen den in indischen Familien traditionellen Mädchenmord und die Witwenverbrennung, Ersterer wurde 1829, Letztere 1832 gesetzlich verboten). Interessanterweise war William Carey seinerseits in seiner theologischen und missionarischen Ausrichtung stark beeinflusst von David Brainerd und Jonathan Edwards, den geistlichen »Großvätern« von Adoniram Judsons Vater. (Während Edwards u. a. Joseph Bellamy und Samuel Hopkins entscheidend prägte, waren diese wiederum Lehrer und Mentoren von Adonirams Vater gewesen.)

44 A. d. Ü.: Gegen den anfänglichen Widerstand seiner Mitchristen, seiner Denomination, seiner Pastorenkollegen und später der britischen Ostindiengesellschaft.

In Kanton (China) war Robert Morrison<sup>45</sup> – als Kaufmannsgehilfe und Dolmetscher getarnt – dabei, die Bibel ins Chinesische zu übersetzen, obwohl er mit dem Tod rechnen musste, würden die Behörden entdecken, was er und seine chinesischen Helfer in Wirklichkeit taten.

Und erst vor zwei Jahren, im Jahr 1807, war – wie Adoniram bestimmt wusste – Morrison in Boston gewesen, weil er versuchte, per Schiff nach China zu kommen. Die (britische) Ostindiengesellschaft hatte sich nämlich geweigert, jedweden Missionar in den Orient zu transportieren. Morrisons Mission wurde von so prominenten Leuten unterstützt wie James Madison, damals Außenminister und demnächst vierter Präsident der Vereinigten Staaten. Ohne Zweifel hatte Adoniram von Morrisons schlagfertiger Antwort gehört, als ihn der Eigentümer des Schiffs, auf dem er seine Passage gebucht hatte, skeptisch fragte: »Und nun, Herr Morrison, erwarten Sie wirklich, angesichts des Götzendienstes, von dem das gewaltige chinesische Reich geprägt ist, einen Eindruck zu hinterlassen?« Darauf gab der Missionar seine inzwischen oft wiederholte Antwort: »Nein, Sir, ich nicht, aber Gott schon.«

Aber keiner dieser Missionare war Amerikaner. Neuengland hatte Missionare zu den »Rothäuten« im Westen und in die dünn besiedelten Gegenden westlich des Hudson geschickt. 1800 hatte Adonirams eigener Vater jene Sommer-Missionsreise in die »inneren Gebiete von Vermont« unternommen. In den Bundesstaaten an der nördlichen Atlantikküste gab es zahlreiche Missionsgesellschaften und auch »Scherflein«- und »Cent«-Vereine, um solche Unternehmungen zu unterstützen. Aber kein Amerikaner hatte, soweit Adoniram wusste, je auch nur daran gedacht, über die Grenzen Nordamerikas hinauszugehen, und keine Organisation existierte im Land, um amerikanische Außenmissionare zu unterstützen.

Auf einmal war seine Fantasie entflammt. Eine kühne, strahlende, glänzende Aussicht stellte sich ihm vor Augen: Warum sollte *er* nicht als Außenmissionar in einem dieser fernen, vom Evangelium noch nicht erreichten Teile der Erde wirken? Er wäre der erste kongre-

---

45 A. d. Ü.: Robert Morrison (1782–1834), schottischer presbyterianischer Pioniermissionar und Bibelübersetzer in China, Übersetzung des NT (1813 vollendet) und des AT (1819), Herausgabe eines chinesischen Wörterbuchs. Er war Wegbereiter für Hudson Taylor (1832–1905).

gationalistische Außenmissionar – ja, sogar der erste amerikanische, der allererste!

Alles in seinem Leben hatte ihn für diesen Gedanken vorbereitet. Eine Laufbahn als erster amerikanischer Außenmissionar würde interessanterweise seine vielen widersprüchlichen Ambitionen miteinander verbinden: Das Streben nach Ruhm und Auszeichnung, aber auch Demut, Selbstaufopferung und Unbekanntheit, Abenteuer sowie Einzigartigkeit und vor allem Dienst für Gott – alles wäre mit eingeschlossen.

Keine Arbeit im geistlichen Dienst konnte von größerem Nutzen sein. Millionen von Seelen in geistlicher Finsternis warteten darauf, das Evangelium zu hören, den einzigen Weg zur Errettung. Hatte nicht Jeremia ausgerufen: »O Land, Land, Land, höre das Wort des HERRN«<sup>46</sup>? Und im Matthäusevangelium gebot der Herr selbst: »Geht nun hin und macht alle Nationen zu Jüngern und tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.«<sup>47</sup> Hatte nicht Hopkins, der geistliche Mentor von Adonirams Vater, auf eine Zeit verwiesen, in der »das Christentum sich über die ganze Welt verbreitet ... und Menschen formt, die einen hohen Grad an allumfassendem Wohlwollen und selbstloser Liebe an den Tag legen«? Weiterhin hatte er geschrieben: »[Das Christentum] vereint die ganze Menschheit zu einer glücklichen Familie und lehrt sie, einander als Brüder zu lieben, wobei jeder das Wohl der Allgemeinheit wie auch das Glück jedes Einzelnen sucht und sich daran erfreut.«

Und mussten nicht alle Außenmissionare Übersetzer sein? Wie konnten Eingeborene das Evangelium lesen, wenn es nicht in ihre eigene Sprache übertragen wurde? Und wer hatte größere Begabung für Fremdsprachen als Adoniram Judson?

Vielleicht gab es auch noch andere, nicht so offensichtliche Beweggründe. Ein Außenmissionar war automatisch getrennt von den erbitterten religiösen Kontroversen seiner Zeit, in die sein Vater so oft verwickelt war. Adoniram hatte, soweit ihm bewusst war, keine Zweifel hinsichtlich seiner eigenen Glaubensüberzeugungen. Aber wäre es nicht eine große Erleichterung, die metaphysischen Haarspaltereien

---

46 A. d. Ü.: Vgl. Jeremia 22,29.

47 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 28,19.

zu umschiffen und sich ohne Umschweife direkt der Übersetzung der Heiligen Schrift zu widmen, so wie sie dastand, und sie als solche den Heidenvölkern zu vermitteln? Und nicht nur das: In welcher anderen Laufbahn konnte er seinen Vater herausfordern und ihm gleichzeitig gehorchen – sein wie er, aber doch anders; ihm folgen, aber ihn doch überholen? Aber solche Gedanken, wenn sie denn überhaupt in ihm aufstiegen, verdrängte er bestimmt sogleich angesichts der glorreichen Vorstellung der Idee als Ganzes.

»Einige Tage«, schrieb Adoniram Jahre später, »war ich unfähig, mich meinem Studium zu widmen, und verbrachte die Zeit damit, mich über meine vergangene Torheit zu wundern und mir das Missionarsleben auf die romantischste Weise auszumalen. Ich trieb mich in den Zimmern und Sälen des College herum und predigte dabei andere über das Thema der Außenmission an.« In seiner überbordenden Begeisterung sprach er sogar davon, sich sofort der London Missionary Society<sup>48</sup> zur Verfügung zu stellen, da es keine amerikanische Organisation gab, die ihn aussenden könne.

Seine Begeisterung aber entzündete nicht das geringste Feuer in den anderen Studenten. Seine Ideen wurden »von allen abgelehnt und nicht selten verlacht und verurteilt«. Unter dieser kalten Dusche begann er, seine Gedanken wieder mehr für sich zu behalten. Jedoch »verschlang er« inzwischen »jede noch so kleine Information, die er über die Länder des Orients bekommen konnte«. Inmitten dieser Aktivitäten stieß er auf ein Buch mit dem Titel *An Account of an Embassy to the Kingdom of Ava*<sup>49</sup>. Es war von Michael Symes verfasst, einem irisch-britischen Armeeoffizier, den der Generalgouverneur von Indien 1795 in das geheimnisvolle Reich von Birma gesandt hatte. Es begann ziemlich herausfordernd: »Es gibt keine Länder auf dem bewohnten Erdball, wo einerseits die Kunst zivilisierten Lebens ver-

---

48 A. d. Ü.: 1795 in London von Presbyterianern, Anglikanern und Kongregationalisten gegründete überkonfessionelle Missionsgesellschaft, von William Careys »Baptist Missionary Society« inspiriert (aber eben gegründet mit der Absicht, Christen *aller* Denominationen zum Dienst in der Mission zu vereinen). Sie war im Südpazifik, in Südafrika, Guyana und der Karibik und später vor allem in China tätig. Zeitweilig gehörten ihr 250 Missionare an; der bekannteste war wahrscheinlich David Livingstone (1813–1873).

49 A. d. Ü.: Svw. *Bericht über eine Gesandtschaft zum Königreich von Ava*.

standen und praktiziert wird, von denen wir andererseits aber so begrenzte Kenntnis haben wie die Länder, die zwischen den britischen Besitzungen in Indien und dem Reich von Birma liegen.«

Ein Großteil des Buches enthielt ausführliche Berichte über vergangene Kriege und Symes' ergebnislose Verhandlungen mit dem birmanischen Hof. Aber durch diese trockene Materie hindurch konnte ein aufmerksamer Leser flüchtige Blicke auf ein fremdartiges, farbenfrohes Feudalreich erhaschen – dicht bevölkert und fast märchenhaft reich, das nichts Entsprechendes auf dem ganzen Erdball hatte.

Seine Bewohner waren zivilisiert. Sie konnten lesen und schreiben und besaßen eine umfangreiche Literatur, gepaart mit einem derart maßlosen Nationalstolz, dass »Seine Majestät von Ava, wie der Herrscher von China, niemanden als ihm ebenbürtig anerkennt. Es ist in der Tat ein fester Grundsatz aller Völker östlich von Bengalen, ausländische Gesandte als Bittsteller anzusehen, die um Schutz ersuchen, und nicht als Repräsentanten anderer Mächte, die Mäßigung einfordern. Sie betrachten sie eher als Vasallen, die Tribut zollen, denn als mit Autorität bekleidete Gesandte, denen man als Gleichberechtigten zu begegnen hat.«

Alles an diesem Herrscher war »golden«. Wenn man zu einer Audienz bei ihm reiste, so war das eine Einladung, »vor den Goldenen Füßen zu knien«. Der König hörte nie etwas; stattdessen »erreichten« Nachrichten »die Goldenen Ohren«. Er war ein absoluter Monarch, der seine Herrschaft nur deshalb noch nicht über den Rest der Welt ausgedehnt hatte, weil er es bisher kaum der Mühe wert gefunden hatte. Seine Höflinge und die Wohlhabenden trugen knöchellange Roben aus blütengemustertem Samt und Satin, mit einem über die Schultern geworfenen Seidentuch. Ihre Häupter bedeckten hohe, mit goldenen Blüten bestickte Samtmützen. An ihren Ohrläppchen baumelten etwa sieben bis acht Zentimeter lange Ohringe aus massivem Gold in Trompetenform.

Es war ein kriegerisches Volk, besonders gut mit Kriegsschiffen ausgerüstet, von denen einige 30 Meter lang, aber nur 2,5 Meter breit waren, jedes von 50 bis 60 Ruderern angetrieben. Diese lanzettförmigen Schiffe hatten Geschütze im Bug, obwohl ihre bevorzugte Taktik das Entern war, mit anschließendem Kampf Mann gegen Mann.

Wenn sie pfeilschnell den Feind angriffen, stimmten ihre Besatzungen schaurige Kriegsgesänge an.

Das Land barg unermessliche Reichtümer – nicht nur riesige Teakwälder, von den Engländern so sehr begehrt für den Schiffbau, sondern auch Gold- und Silberbergwerke – ja, selbst Edelstein-Minen: Rubin und Saphir, Amethyst, Granat, Smaragd, Jaspis und Bernstein. Es hatte sogar Quellen natürlichen Öls – Erdöl, von den Wissenschaftlern manchmal »Petroleum« genannt, eine übel riechende Flüssigkeit, die in Fässern aufbewahrt und im ganzen Land als Brennstoff für Lampen verwendet wurde. Symes jedoch war an dieser nutzlosen Substanz nicht genügend interessiert, sodass er davon absah, die Quellen selbst aufzusuchen.

Die Menschen waren durch und durch heidnisch, schrieb Symes. Sie beteten Buddha an und glaubten, dass jeder Mensch viele Zyklen des Daseins durchlaufen müsse, zuweilen als Mensch, zuweilen als Tier – als Hund, Katze oder sogar Insekt. Und doch – das las Adoniram mit besonderem Interesse – tolerierte Seine Majestät alle Sekten. Es gab dort sogar einen Missionar, einen italienischen Katholiken namens Sangermano, dessen Gemeinde »aus den Nachkommen früherer portugiesischer Kolonisten bestand, die – obwohl zahlreich – im Allgemeinen sehr arm sind«.

›Welche Aussicht für einen Missionar!«, dachte Adoniram, als er durch die Seiten von Symes' Buch blätterte. Gewiss brauchten die Angehörigen eines solchen Volkes nichts anderes als das wahre Wort Gottes. Wenn es einmal zu ihnen gebracht war, würden sie es – gebildet und zivilisiert, wie sie waren – bestimmt aufgreifen. Welcher andere Ort auf der Erde bot die Verheißung einer derartigen Ernte von Seelen? Und kein Missionar war dort außer Sangermano, der aber kaum zählte, da er Katholik war, und darüber hinaus unter Europäern und nicht unter Birmanen arbeitete.

Von dieser Zeit an war Birma in Adonirams Innerem stets gegenwärtig. Aber er behielt diese Gedanken vorerst für sich, nicht nur wegen der Ablehnung, auf die sie stoßen würden, sondern auch – und das war wichtiger –, weil er noch keinen festen Entschluss gefasst hatte, wirklich Missionar zu werden, obwohl er in den Zimmern des Colleague so begeistert über Mission gesprochen hatte.

Er erörterte das Problem den ganzen Herbst 1809 hindurch, indem er immer wieder darüber nachdachte. Weihnachten ging vorüber, und das neue Jahr kam. Eine dicke Schneedecke lag auf dem Boden. Dann, eines Tages im Februar, dem kältesten Monat des Jahres, kam eine Botschaft zu ihm, während er im Wäldchen spazieren ging. Wir können uns gut vorstellen, wie er langsam auf dem schneebedeckten Boden zwischen den kahlen, geisterhaften Bäumen dahinschritt, wie sich sein Atem in dem bitterkalten Wetter zu silbrigen Fahnen formte und wie seine behandschuhten Hände in seinen Manteltaschen steckten. Es war vielleicht spät am Nachmittag, die bleiche Sonne stand niedrig im Westen, und unter der Dachkante der Phillips Hall sah man die ersten Lichter brennen – wir wissen es nicht genau. Er hat den Tag oder die Tageszeit nie aufgeschrieben. Wir wissen nur, dass es »während eines Spaziergangs, ganz allein, in den Wäldern hinter dem College« war. Er schrieb: »Während ich über das Problem nachdachte und betete und fast schon bereit war aufzugeben, stellte sich der Befehl Christi (›Geht hin in die ganze Welt und predigt der ganzen Schöpfung das Evangelium<sup>50</sup>) so klar und machtvoll vor mein geistiges Auge, dass ich zu einer klaren und eindeutigen Entscheidung kam, und sollten sich mir auch große Schwierigkeiten in den Weg stellen – ich fasste den Entschluss, dem Befehl um jeden Preis zu gehorchen.«

Alle Sehnsüchte und alle Erfahrungen seines ganzen bisherigen Lebens, mit all ihren Einflüssen und Auswirkungen, waren ab jetzt auf dieses eine Ziel ausgerichtet.

Von diesem Zeitpunkt an zweifelte er nie mehr an seiner Bestimmung.

---

50 A. d. Ü.: Markus 16,15.

## Die »Brüder«; Das Amerikanische Missionskomitee<sup>51</sup> (1810)

Nachdem seine Entscheidung getroffen war, reiste Adoniram ab, um die Winterferien zu Hause in Plymouth zu verbringen. Er war, so glaubte er, der erste und einzige Student in Andover, der sich der Außenmission verschrieben hatte. Er sah keinen Grund, warum er dort auf etwas anderes als Widerstand vonseiten seiner Professoren und Kommilitonen treffen sollte. Wahrscheinlich erwartete ihn Ähnliches von seinen Eltern. Und vielleicht gab es irgendeine seltsame Regung in seinem Inneren, die ihn veranlasste, sich angesichts dieser Aussicht im Stillen zu freuen. Auf jeden Fall hatte er endlich das scheinbar Unmögliche vollbracht: Er hatte die *eine* Laufbahn gewählt, die sein Vater nicht ohne Weiteres billigen würde, der er andererseits aber seine Billigung nicht entziehen konnte. Adoniram hatte Herausforderung und Gehorsam zu einem untrennbaren Ganzen zusammengeschweißt.

Er wurde, wie üblich, herzlich willkommen geheißen – vielleicht noch herzlicher als in der Vergangenheit –, und für einige Tage behielt er sein Geheimnis für sich und wartete auf den besten Zeitpunkt, es zur Sprache zu bringen. Bald jedoch merkte er, dass er nicht der Einzige mit einem Geheimnis war. Auch sein Vater, zusammen mit seiner Mutter und Schwester, behielt etwas für sich.

Eines Abends saßen sie um den Kamin, als Pastor Judson ziemlich eindeutige Bemerkungen fallen ließ, indem er darauf hinwies, dass Adoniram bald etwas Wunderbares widerfahren würde. Die Mutter und Abigail deuteten lächelnd und mit geheimnisvollen Worten an, dass dies – was immer es auch war – seine Karriere betraf und Ado-

---

<sup>51</sup> A. d. H.: Die vollständige ursprüngliche Bezeichnung lautete »American Board of Commissioners for Foreign Missions«. Sie lässt sich mit »Amerikanisches Komitee der Beauftragen für Außenmission« wiedergeben. Dieses Komitee wird im Haupttext auch »American Board« bzw. »Board« genannt. Vgl. auch Fußnote 63 auf S. 96.

niram über die Maßen beglücken würde. Angesichts seines eigenen Geheimnisses war all dies ziemlich beunruhigend. Da er schließlich immer nervöser wurde, je mehr er ihren Andeutungen zuhörte, bat er seinen Vater, er möge ihm doch bitte geradeheraus erklären, worauf er hinauswolle. Warnend fügte er hinzu, dass er vielleicht eigene Pläne habe, die mit den Absichten seiner Familie ins Gehege kommen könnten.

Pastor Judson ließ sich davon nicht aus dem Konzept bringen. Er war überzeugt, dass Adoniram überglücklich sein würde. Adoniram kannte doch Dr. Griffin, fuhr der Vater fort, der ihm zusammen mit Dr. Stuart geraten hatte, nach Andover zu gehen, und der jetzt sein Professor für »Rhetorik im geistlichen Dienst« war? Ungeduldig nickte Adoniram. Nun, so der Vater weiter, vielleicht hatte Adoniram schon gehört, dass Dr. Griffin demnächst Pastor der Park Street Church in Boston<sup>52</sup> werden solle, der größten Kirche von Boston. Und – das war das Geheimnis – er wollte Adoniram als seinen Assistenten, sobald er sein Studium abgeschlossen hätte! Er hatte mit Pastor Judson so früh darüber gesprochen, um sicherzugehen, dass Adoniram keinem anderen eine Zusage geben würde!

Nichts hätte Adonirams Vater stolzer machen können. Seine Mutter, die kaum noch an sich halten konnte, während ihr Gatte redete, rief dazwischen: »Und du wirst so nahe bei uns, deiner Familie, sein!« Abigail stieß ins gleiche Horn. Dr. Griffin war sicher, fügte sie hinzu, dass Adoniram dazu bestimmt war, einer der herausragenden Prediger Neuenglands zu werden. Diese Assistentenstelle wäre nur die erste Sprosse auf der Leiter seiner Pastorenkarriere! Und so redeten die drei und platzten dabei beinahe vor Freude.

Adoniram war inzwischen von Gefühlen der Bestürzung und des Entsetzens überwältigt. Jedes einzelne Wort seiner Angehörigen gab ihm einen Stich ins Herz. Obgleich ihm klar gewesen war, dass er ihnen mit seinen eigenen Neuigkeiten wehtun musste, hätte er nie gedacht, sie so sehr verletzen zu müssen, wie dies jetzt der Fall war. Einige Augenblicke konnte er überhaupt nicht sprechen. Dann,

---

<sup>52</sup> A.d.Ü.: Die 1810 gegründete Park Street Church war von Anfang an eine konservative kongregationalistische Gemeinde von großem Einfluss und ist es bis in die Gegenwart geblieben. Bis heute ist sie Mitglied der CCCC (Conservative Congregational Christian Conference).

mit heiserer und vor Erregung bebender Stimme, unterbrach er die Schwester in ihrer begeisterten Schilderung seiner Zukunft: »Nein, Abigail. Ich werde niemals in Boston leben. Ich muss weg – viel, viel weiter weg.«

Seine heftige Antwort brachte sie zum Schweigen. Auch die Eltern waren still geworden. Dann erzählte er ihnen in abgerissenen Sätzen von seiner Entscheidung und davon, wie er dazu gekommen war. Als sie deren ganze Bedeutung allmählich erfassten, warfen sich seine Mutter und Abigail erschrockene Blicke zu. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie brachen in unkontrollierbares Schluchzen aus. Sobald sie sich wieder ein wenig gefasst hatten, bombardierten sie ihn mit tränenerstickten Argumenten – ähnlich wie damals, als er nach New York aufgebrochen war. Warum wollte er sein Leben unter unwissenden Wilden wegwerfen, die ihn niemals verstehen noch ihm dankbar sein würden, eine halbe Weltumsegelung von zu Hause entfernt? Er sollte doch daran denken, wie viel Gutes er in Boston bewirken könnte! Auch in Neuengland waren Seelen zu retten. Und so weiter ... aber ohne Erfolg.

Nur Adonirams Vater schwieg. Was für Argumente hätte er als Pastor gegen *diese* Entscheidung vorbringen können? Er saß mit versteinertem Gesicht im Schaukelstuhl am Feuer und versuchte, schweigend das Zusammenbrechen all seiner Hoffnungen im bittersten Augenblick seines Lebens zu verarbeiten.

Die übrigen freien Tage, die Adoniram bei seiner Familie verbrachte, waren mehr als turbulent. Seine Mutter und Abigail glaubten weiter hartnäckig daran, er würde kapitulieren, wenn sie ihn nur mit genügend Vorhaltungen und Tränen überschwemmen würden. Der Vater hielt sich abseits. Für ihn war klar, dass keine Macht der Welt Adoniram von einer einmal getroffenen Entscheidung abbringen konnte.

Adoniram kehrte ziemlich niedergeschlagen nach Andover zurück. Er hatte »große Schwierigkeiten« vorausgesehen, aber vielleicht nicht ganz so große, wie seine Mutter und seine Schwester sie ihm jetzt machten. Nun bereitete er sich innerlich auf noch größere Hindernisse in Andover vor. Doch stattdessen – zu seiner großen Überraschung – traf er dort auf Ermutigung von ganz unerwarteter Seite.

Ohne dass Adoniram davon wusste, hatten mindestens vier andere Studenten im Seminar über Außenmission nachgedacht, und zwar sogar noch vor ihm. Sie hatten mitbekommen, wie Adoniram seine Kommilitonen über »das Thema der Außenmission anpredigte«, hatten aber ihre Überlegungen aus verschiedenen Gründen für sich behalten: Angst davor, eine endgültige Entscheidung treffen zu müssen; Unsicherheit, ob sie ins Ausland oder in den amerikanischen Westen gehen sollten; oder womöglich Zweifel an Adonirams Aufrichtigkeit und Entschlossenheit.

Einer der vier war Samuel Newell, der schon daran gedacht hatte, Missionar zu werden, als er noch Student in Harvard gewesen war. Ein anderer war Samuel Nott, der im vergangenen November nach Andover gekommen war. Nachdem er im Alter von 20 Jahren das Studium am Union College<sup>53</sup> abgeschlossen hatte, studierte er Theologie bei seinem Vater, einem Geistlichen aus Franklin in Connecticut. Er war zu dem Schluss gelangt, dass er für die Missionsarbeit bestimmt war, und zwar zu dem Zeitpunkt, als Adoniram 1808 ins Seminar eintrat. Und Samuel Nott war es auch, der Adoniram in diesem Frühjahr zuerst ansprach. Obwohl er nun schon über ein Jahr den Eindruck hatte, dass er die Missionarslaufbahn einschlagen sollte, hatte er mit einer klaren Entscheidung gezögert. Jetzt verschwanden seine Bedenken rasch angesichts von Adonirams Begeisterung. Als Nächstes schloss sich Samuel Newell den beiden an. Falls Nott oder Newell je an Missionsarbeit auf dem amerikanischen Kontinent gedacht hatten, so überzeugte sie Adoniram schnell davon, dass Asien das wichtigste Arbeitsfeld sei. Er selbst hatte sich Birma zum Ziel gesetzt, aber in Asien war ja Platz für eine ganze Armee von Missionaren. Wichtig war nur, Vorsätze in Handlungen umzusetzen. Alle drei befanden sich im letzten Studienjahr. Sie durften keine Zeit verlieren, wenn sie baldmöglichst nach dem Abschluss zu ihren zukünftigen Einsatzorten ausreisen wollten.

Der dritte und der vierte missionsinteressierte Student hatten sich selbst schon vor längerer Zeit festgelegt – bereits 1806 als Studien-

---

53 A. d. Ü.: 1795 gegründete kleine Universität in Schenectady (Bundesstaat New York), die auch heute nur 2200 Studenten und 210 Dozenten zählt, aber hoch angesehen ist.

anfänger am Williams College<sup>54</sup>, und zwar bei einer ganz außergewöhnlichen Versammlung, die bis heute als »Haystack Meeting« (»Heuschober-Versammlung«)<sup>55</sup> bekannt ist. Sie hießen James Richards und Samuel J. Mills. Mills, ein bescheidener, nach außen hin fast schüchtern junger Mann, aber mit großer innerer Energie, war der Initiator gewesen. Als Sohn eines Pastors aus Torrington in Connecticut hatte er sich schon vor dem Eintritt ins College für eine Missionarslaufbahn entschieden, hauptsächlich aufgrund des Einflusses seiner Mutter. Er kam nach Williamstown genau zu dem Zeitpunkt, als unter den Studenten eine geistliche Erweckung begann – Teil einer größeren Bewegung, die zu dieser Zeit viele Colleges und Hochschulen in Neuengland erfasste. Schon bald gehörte er zu den führenden Köpfen dieses Aufbruchs an den Ausbildungsstätten.

An einem heißen schwülen Samstagnachmittag im August 1806 leitete Samuel Mills eine Gebetsversammlung von fünf Studenten in einem »Sloane's Meadow« genannten Ahornwäldchen, zwischen dem College und dem Hoosic River<sup>56</sup> gelegen. Aber kaum hatten sie sich versammelt, als sich die schweren Wolken, die sich im Westen aufgetürmt hatten, in einem Unwetter entluden. Das einzige Obdach bot ein Heuschober auf einer Lichtung im Wäldchen: Unter dessen breitem Vordach suchten sie Schutz vor dem wolkenbruchartigen Regen. Sie sprachen über Asien – einen Kontinent, den sie gerade in Geografie – damals Pflichtfach am Williams College – studierten. Dies war ein riesiges Gebiet, das vom Christentum im Grunde immer noch nichts wusste. Nur Indien hatte bisher überhaupt etwas vom Evangelium gehört, aber auch nur das wenige, was *trotz* der Opposition der Ostindien-Gesellschaft zu den Menschen gebracht werden konnte. Während über ihnen Blitze zuckten und Donnerschläge krachten, billigten vier der fünf begeistert eine EntschlieÙung, »das Evangelium zu den Heiden Asiens und den Jüngern Mohammeds zu senden«. Es war

---

54 A. d. Ü.: Das Williams College, 1793 gegründet, ist bis heute eine prestigeträchtige, relativ kleine Universität (ca. 2000 Studenten) in Williamstown (Massachusetts), ca. 180 Kilometer westlich von Boston.

55 A. d. Ü.: Das »Haystack Prayer Meeting« im August 1806 in Williamstown wird von vielen Missionswissenschaftlern als Schlüsselereignis und Geburtsstunde der von den USA ausgehenden protestantischen Außenmissionsarbeit im 19. Jahrhundert angesehen.

56 A. d. Ü.: Dieser Nebenfluss des Hudson wird *Hoosic*, *Hoosac*, *Hoosick* oder *Hoosuck River* geschrieben.

Mills, so schrieb einer von ihnen später, der »die Entschließung einbrachte, das Evangelium in das dunkle und heidnische Land zu senden, und sagte, dass wir es bewerkstelligen könnten, wenn wir nur wollten. ›Kommt‹, sagte Mills, ›lasst uns dafür beten, hier unter dem Dach des Heuschobers.‹ ... Wir alle beteten ... Mills betete als Letzter ... Er betete, Gott möge mit der kampferprobten Artillerie des Himmels den Arm zerschmettern, der sich gegen das Kreuz erhebe.«

Das Haystack Meeting führte zwei Jahre später zur Gründung einer Gesellschaft, genannt »die Brüder«, deren bloße Existenz aber eine Zeit lang geheim gehalten wurde. Wieder spielte wahrscheinlich Mills die Hauptrolle bei der Gründung, und James Richards gehörte zu denen, die ihre Statuten unterzeichneten. Darin hieß es: »Das Ziel dieser Gesellschaft ist es, mittels ... ihrer Mitglieder eine Mission unter den Heiden durchzuführen ... Jedes Mitglied hält sich von absolut jeder Beschäftigung fern, die – nach gründlichem Gebet und nach Beratung mit den Brüdern – nicht im Einklang erscheint mit dem Ziel dieser Gesellschaft, und hält sich ständig bereit für den Einsatz, wann und wohin immer die Pflicht rufen mag.«

Richards war im September 1809 nach Andover gekommen, gerade zu der Zeit, als Adoniram überall lautstark über Mission redete. Obwohl er älter war als Adoniram, hatte er als Neuling im Seminar vielleicht gezögert, sich einem Studenten der Oberstufe aufzudrängen. Wahrscheinlich aber war er angesichts des ungezügelten Enthusiasmus von Adoniram skeptisch. Er beobachtete und hörte zu und schrieb dann einigen anderen »Brüdern« am Williams College über das, was er sah und hörte. Langsam begann sein Skeptizismus zu weichen, aber noch sagte er nichts.

Mills studierte inzwischen Theologie an der Yale University. Was er von Richards hörte, mag ihn zu der Überlegung gebracht haben, ob er nicht besser nach Andover gehen sollte, denn gegen Ende Dezember schrieb er einem anderen Mitglied der »Brüder«, Gordon Hall, der in Woodbury (Connecticut) predigte, dass er plane, innerhalb der nächsten vier oder fünf Wochen nach Andover zu wechseln. »Ich hatte bereits von Mr. Judson gehört. Du sagst, er überlegt, sich als Missionar für Ostindien der London Society anzuschließen. Wie?! Soll England seine eigenen Missionare unterstützen *und* die unseren noch

dazu? ... Mir missfällt diese Abhängigkeit von einer anderen Nation, vor allem, da die Engländer so viel getan haben, und wir nichts.«

Aber Mills wurde durch den Tod seiner Mutter Ende des Jahres aufgehalten. Er kam erst Ende Januar oder Anfang Februar 1810 nach Andover, etwa zu der Zeit, als Adoniram seine endgültige Entscheidung traf. Zusammen mit Richards und Edward Warren, einem Absolventen von Middlebury<sup>57</sup>, offenbarte Mills dann sich selbst und seine Pläne gegenüber Adoniram Judson. Als begabter Organisator und derjenige, der zugleich die praktischen Erfordernisse sah, erkannte Mills das Problem seines neuen Freundes sofort. Es war ja schön und gut, wenn er sagte, er würde als Missionar nach Asien gehen. Aber wer würde ihn senden? Man musste irgendwie eine Bewegung für Außenmission ins Leben rufen und natürlich auch entsprechende organisatorische Voraussetzungen schaffen. Judson war nur auf das Missionieren selbst bedacht. Wie, durch wen und mit welchen Mitteln er gesandt werden würde, das kümmerte ihn nicht.

Nun gut. Adoniram Judson, Samuel Nott und Samuel Newell befanden sich im Abschlussjahr. Irgendwie mussten Mittel und Möglichkeiten gefunden werden, sie möglichst umgehend auszusenden. Samuel Mills, James Richards und Edward Warren würden erst in zwei Jahren den Abschluss machen. Sie mussten alle ihre Kräfte auf die drei Absolventen in spe konzentrieren und sie irgendwie auf den Weg bringen. Wenn das einmal geschafft wäre, würde es für die Übrigen leichter sein.

Als vorbereitende Maßnahme wurde Adoniram über »die Brüder« informiert und als Mitglied aufgenommen, und man unternahm Schritte, um die anderen »Brüder« zu kontaktieren, die sich das gleiche Ziel gesetzt hatten.

Im Frühjahr wuchs der Kreis auf sieben Mitglieder an, als mit Luther Rice ein weiterer Unterzeichner der »Brüder«-Statuten ankam, der das Williams College 1810 absolviert hatte. Er würde das Studium in Andover in frühestens einem weiteren Jahr abschließen. Deshalb

---

57 A. d. Ü.: Das Middlebury College ist eine 1797 gegründete, kleine (heute 2000 Studenten ausbildende) und geisteswissenschaftlich ausgerichtete Universität in Vermont (250 Kilometer nordwestlich von Boston) mit exzellentem Ruf (heute als vierbestes geisteswissenschaftliches College der USA gelistet).

schloss er sich Mills, Richards und Warren in ihrem Bemühen an, Unterstützung für Judson und die anderen beiden Studenten zu finden, die sich in ihrem letzten Jahr befanden.

Die Monate März und April hindurch diskutierten sie miteinander und mit ihren Professoren über Mittel und Wege. Sie berieten sich mit Dr. Griffin, der sich inzwischen damit abgefunden hatte, Adoniram als potenziellen Assistenten in der Park Street Church zu verlieren. Adoniram selbst klammerte sich immer noch an seine ursprüngliche Idee, aus England Unterstützung zu erhalten, und Dr. Griffin erklärte sich bereit, im Namen der Studenten zu schreiben. Als sich dies aber aus irgendwelchen Gründen hinzog, schrieb Adoniram im April an Dr. Bogue von der London Missionary Society: »... und so wünsche ich, *persönlich* von Ihnen *umgehend* einen Brief zu erhalten«; er wollte wissen, »ob es zurzeit möglich sei, Missionare nach Indien, Tartarien<sup>58</sup> oder in irgendeinen anderen Teil des *östlichen* Kontinents zu berufen, sodass die Direktoren der London Missionary Society veranlasst sein könnten, neue Missionare anzustellen«.

Es würde Monate dauern, bis aus England eine Antwort kommen konnte. In der Zwischenzeit suchten die Studenten nach Wegen, ihr Projekt in ihrer näheren Heimat bekannt zu machen. Sie nutzten jede Gelegenheit, in den Städten der Umgebung zu predigen, und gaben sich dabei große Mühe, die einflussreichsten Pastoren vor Ort zu treffen und ihnen ihre Absichten zu erklären. Adoniram versuchte es auch in der Presse mit einem Artikel für *The Panoplist and Missionary Magazine United*, die Zeitschrift der Konservativen unter den Kongregationalisten. Betitelt mit »Anliegen für die Bekehrung der Heiden«, verwies der Artikel mit beißender Kritik auf diejenigen Kirchenmitglieder, die sich damit zufriedengaben, in Ruhe gelassen zu werden: »Und wie erfüllen die Christen den ihnen anvertrauten Auftrag? ... Sie lassen drei Viertel der Welt den Schlaf des Todes schlafen und ignorieren die einfache Wahrheit, dass es einen Heiland gibt, der für sie gestorben ist. Zufrieden damit, wenn sie in dem kleinen

---

58 A. d. Ü.: Mit »Ta(r)tarien« oder »Ta(r)tarei« bezeichnete man damals noch die großen innerasiatischen Steppengebiete zwischen dem Ural und Kaspischen Meer im Westen und dem Pazifik im Osten, also die heutigen Gebiete von Kasachstan, Usbekistan, Turkmenistan, Kirgistan, Tadschikistan, Südsibirien und der Mongolei.

Kreis ihrer Freunde und Bekannten von Nutzen sein können, sitzen sie ruhig da und sehen zu, wie ganze Völker umkommen aus Mangel an Erkenntnis.«<sup>59</sup>

All dieser tatkräftige Einsatz zeitigte Ergebnisse. Im Herbst 1809 war Adoniram allein gewesen. Studenten und Professoren hielten ihn für überdreht und besessen von einer Vision, die so unpraktikabel war wie ein Perpetuum mobile. Sechs Monate später, im Frühling 1810, war er der Anführer von sieben Studenten, die von allen als ehrbare Männer angesehen wurden, wie man sie sich für den geistlichen Dienst nicht besser wünschen konnte. Verachtung und Spott hatten sich in Respekt verwandelt. Die visionäre Idee erschien allmählich praktikabler. Andere Studenten fragten sich, worin geistliches Pflichtbewusstsein bestehe und ob nicht auch sie zu einer Laufbahn in der Außenmission berufen sein könnten. Professoren hatten immer mehr den Eindruck, dass eine derart selbstlose Hingabe jede Unterstützung verdiene.

In jenem Frühjahr sah man die sieben oft zusammen im Waldgebiet hinter der Phillips Hall – wo Adoniram im Februar seine einsame Entscheidung getroffen hatte – spazieren und diskutieren. Von dem stillen kleinen Teich im Wäldchen war die Eisdecke weggeschmolzen, und Löwenzahn und Butterblumen übersäten das Grün unter ihren Füßen. Und indem sie leidenschaftlich miteinander diskutierten, spürten sie eine Hoffnung wachsen, die mehr war als bloßer Frühlingsoptimismus. Wenn sie sich von ihrem unermüdlichen Einsatz nicht abbringen ließen, müsste früher oder später die entscheidende Gelegenheit auftauchen.

Die Gelegenheit kam Ende Juni. Am Sonntag, dem 24.6., hatte Samuel Nott eine Predigt in der Zweiten Gemeinde in Newburyport gehalten, jener blühenden Hafenstadt etwa 30 Kilometer nordöstlich von Andover. Der Pastor der Gemeinde war Dr. Samuel Spring, einer der einflussreichsten Konservativen Neuenglands. Dr. Spring war Mitglied des »Board of Visitors«<sup>60</sup> des Seminars. Zusammen mit Dr. Woods hatte er dessen offizielles Glaubensbekenntnis ver-

---

59 A. d. Ü.: Vgl. Hosea 4,6: »Mein Volk wird vertilgt aus Mangel an Erkenntnis.«

60 A. d. Ü.: Eine Art Aufsichtsrat an amerikanischen Colleges und Universitäten, also im Deutschen etwa »Kuratorium«, »Beirat« oder »Treuhänderausschuss«.

fasst. Sein Sohn Gardiner war einer von Adonirams engsten Freunden und Kommilitonen in Andover. Obwohl Gardiner nicht beabsichtigte, selbst Missionar zu werden, war Dr. Spring ein leidenschaftlicher Unterstützer der Sieben. Von seinem Sohn hatte er viel über das Missionsprojekt gehört, und zwar ausschließlich Gutes. Samuel Spring<sup>61</sup> selbst war schon seit Jahren an Mission interessiert. Im Jahr 1806 hatte er vor der General Assembly in Philadelphia eine vollmächtige Predigt darüber gehalten, dass die Heiden ein Recht auf das Evangelium vom Heil in Christus hatten. Diese Predigt sollte noch Jahre später im Gedächtnis bleiben. Dr. Spring war ein Mann, der kühne Projekte und wagemutige Männer liebte. Im Jahr 1775, gerade einmal vier Jahre nach seinem Princeton-Abschluss, war er Feldkaplan für das Revolutionsarmeeekorps von General Benedict Arnold auf dessen historischem Marsch durch die Wildnis der nördlichen Regionen Richtung Quebec<sup>62</sup>. Er wusste aus Erfahrung, dass oft die größten Hindernisse überwunden werden können, wenn sie von todesmutigen Männern beherzt angegangen werden.

Einen Tag, nachdem Nott in seiner Kirche gepredigt hatte, ritt Pastor Spring zusammen mit Nott nach Andover, wo er einen Termin hatte. Nott hätte nie auf eine bessere Gelegenheit zur Erklärung der Ziele der Sieben noch auf einen besseren Zuhörer hoffen können. Und auch die Umstände im Umfeld dieser Ereignisse waren geradezu ideal: Am Mittwoch dieser Woche sollte die »General Association of Massachusetts Proper«, die neugegründete Organisation der evangelikalen Kongregationalisten von Massachusetts, ihre jährliche Hauptversammlung in Bradford abhalten, auf halbem Weg zwischen Newburyport und Andover gelegen – an jener Straße, die am Merrimack River entlangführte. Dr. Spring ritt nach Andover, um dort an einem Vorbereitungstreffen zur Hauptversammlung teilzunehmen, das von

---

61 A. d. Ü.: Samuel Spring (1746–1819) war Princeton-Absolvent, konservativer Kongregationalist, Kaplan der Revolutionsarmee im Unabhängigkeitskrieg, Pastor in Newburyport (1779–1819), Schwiegersohn seines Mentors Samuel Hopkins und einer der vielen »geistlichen Enkel« von Jonathan Edwards. 1779 war Dr. Spring Gründer der Massachusetts Missionary Society und 1808 Mitgründer des Andover Theological Seminary.

62 A. d. Ü.: Das Arnold-Armeeekorps sollte über das nördliche Neuengland (die nordwestlichen Waldgebiete der späteren Bundesstaaten New York und Maine) nach Kanada vordringen, Quebec belagern und so eine zweite Front gegen die Briten eröffnen, was unter verlustreichen Kämpfen auch gelang.

Dr. Griffin organisiert worden war. Wenn die wachsende Missionsbewegung in Andover von den Kongregationalisten Neuenglands endlich ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gebracht werden sollte, dann war die Hauptversammlung der General Association der ideale Ort und Zeitpunkt. Eine andere, ähnlich gute Gelegenheit würde sich frühestens in einem Jahr wieder bieten.

All das muss dem begeisterten Nott vor Augen gestanden haben, als die beiden die Straße am Merrimack River entlangritten, so vertieft in ihre Gespräche, dass sie kaum bemerkten, wenn die Pferde manchmal minutenlang stehen blieben, um sich am saftigen Gras der flussnahen Straße göttlich zu tun. Als sie auf der Anhöhe angekommen waren, von der die Straße in einem langen sanften Gefälle zum Seminargelände hinabführte, hatte er sich wahrscheinlich hastig von Dr. Spring verabschiedet und war so schnell wie möglich zur Phillips Hall geeilt, um Adoniram und den anderen zu berichten, welche Ereignisse sich hinter den Kulissen anbahnten.

Die vorbereitende Versammlung wurde noch an diesem Abend im Salon des langen weißen Hauses von Dr. Stuart abgehalten. Dr. Griffin und Dr. Spring waren natürlich da; ferner Dr. Samuel Worcester<sup>63</sup>, Pastor der berühmten Tabernacle Church in Salem. Ebenso wie Spring war auch Worcester weithin bekannt für eine Missionspredigt, die er das Jahr zuvor für die Massachusetts Missionary Society gehalten hatte. Die meisten anderen waren ebenfalls Pastoren, aber es war auch ein Laie zugegen, Jeremiah Evarts<sup>64</sup>, Yale-Absolvent von 1802 und

---

63 A. d. Ü.: Samuel Worcester (1770–1821), Absolvent am Dartmouth-College (1795), Pastor der kongregationalistischen Tabernacle Church in Salem (1803–1821). Er war hopkinsianischer Calvinist und als solcher aktiver Gegner des Unitarismus, v. a. in Person des berühmten William E. Channing, des »Apostels des Unitarismus«. Worcester war Sekretär des American Board of Commissioners for Foreign Missions und aktiver Förderer der Missionsbewegung.

A. d. H.: Die Bezeichnung »American Board of Commissioners for Foreign Missions« lässt sich hier und im Folgenden mit »Amerikanisches Komitee der Beauftragen für Außenmission« wiedergeben. Im Haupttext erscheinen auch die Begriffe »Amerikanisches Missionskomitee« oder einfach »American Board« bzw. »Board«.

64 A. d. Ü.: Jeremiah Evarts (1781–1831) war 1812–1820 Schatzmeister und 1821–1831 Sekretär des American Board of Commissioners for Foreign Missions. Er kämpfte gegen die Vertreibung der Indianer (und gegen die dementsprechenden Gesetze, die von der US-Regierung erlassen worden waren) und setzte sich für ledige Missionarinnen ein. Seiner Initiative ist die Aussendung von Ellen Stetson zu verdanken, der ersten ledigen Missionarin unter den nordamerikanischen Indianern, und die Aussendung von Betsey Stockton, der ersten ledigen Außenmissionarin bzw. ersten afroamerikanischen Missionarin.

Rechtsanwalt in New Haven, der eben erst nach Charlestown (Massachusetts) gezogen war. Er hatte einen ehemaligen Klassenkameraden mitgebracht, Pastor John Keep, einen Delegierten der General Assembly, den er zufällig auf der Straße nach Andover getroffen hatte. Und Keep war es – eigentlich durch puren Zufall anwesend –, der 50 Jahre später seine Erinnerungen an jenen Abend publizierte und dadurch den einzigen, heute vorhandenen Bericht lieferte.

Zu dieser »Vorversammlung« waren die Studenten eingeladen, um ihre Sache vorzubringen. Sie hatten Newell als ihren Sprecher gewählt. Schlank und selbstsicher und dennoch bescheiden, würde er – so dachten sie gewiss – den besten Eindruck hinterlassen. Warum sie nicht Adoniram genommen hatten, ist schwer zu sagen. Er war jünger als die anderen, aber nur wenige Jahre. Vielleicht fürchteten sie seine Taktlosigkeit. Wenn er in Fahrt war, hatte er die Neigung, die Gefühle anderer zu ignorieren. Mills, der Organisator, hatte sich wahrscheinlich selbst ausgeschlossen. Er selbst wusste genauso gut wie alle anderen, dass er linkisch und unbeholfen war und »eine irgendwie spröde und krächzende Stimme« hatte.

Newell – der wahrscheinlich innerlich zitterte – nannte kurz die Ziele der Studenten und die Gedanken sowie Gefühle, die sie dazu gebracht hatten. Seine kleine Rede wurde positiv aufgenommen, aber sein Statement war erst der Startschuss. Eine lange und intensive Befragung mit leidenschaftlicher Diskussion folgte.

Einer der älteren Männer, Pastor Sanborn<sup>65</sup> von Reading, hatte seine Zweifel an der ganzen Idee. Er gab zu, dass die jungen Männer Mut hatten, doch hatte er den Eindruck, dass ihre Begeisterung für den Dienst als Außenmissionare nichts weiter sei als blinde Vernarrtheit. Hier zu Hause gab es mehr Arbeit, als sie erledigen konnten. Warum wollten sie diese liegen lassen und sich stattdessen einem fruchtlosen Unternehmen auf der anderen Seite des Erdballs zuwenden? Und ihr Antrag erlegte den älteren Männern eine große Verantwortung auf. Sehr wahrscheinlich würden die benötigten Finanzen nicht zusammenkommen. Waren sie selbst – die älteren Pastoren – willens, die Verantwortung für die Handlungen der jungen Männer in einer derart

---

65 A. d. Ü.: Gemeint ist Pastor Peter Sanborn, der in Reading (Massachusetts) wohnte.

gewichtigen Sache zu übernehmen? Wie gut kannten sie die Betreffenden schon? Wie fest gegründet waren ihre Prinzipien?

Dr. Worcester antwortete Pastor Sanborn, »indem er die wichtigsten Tatsachen zusammenfasste«, mit denen inzwischen jeder vertraut war, der sich mit der Frage der Außenmission beschäftigt hatte und die sieben Studenten kannte. Dr. Griffin schloss sich mit einem »leidenschaftlichen Appell« zugunsten ihres Antrags an. Und so ging die Diskussion weiter. Mr. Evarts schließlich meinte, als er die diversen Argumente gehört hatte, dass die Fakten entschlossenes Handeln rechtfertigten. Dr. Stuart hielt das Projekt für durchführbar. Als klar wurde, dass nur Pastor Sanborn Zweifel hatte – und auch das lediglich aufgrund allgemeiner Prinzipien –, kam Pastor Reynolds aus Wilmington weiteren Einwänden zuvor, indem er bedeutungsvoll anmerkte, dass »wir besser nicht versuchen sollten, Gott Einhalt zu gebieten«<sup>66</sup>. Schließlich entschied die Versammlung, dass die Studenten – wenn sie ihr Vorhaben schriftlich formulierten – die Gelegenheit bekämen, es der General Association vorzustellen.

Damit entließ man die sieben; sie verabschiedeten sich und eilten in freudiger Erregung aus Professor Stuarts Salon. Sie überquerten die Straße und gingen die Anhöhe hinauf zur Philipps Hall, die wie ein schachtelförmiger Klotz vor ihnen aufragte und wo sich die vom Kerzenschein erleuchteten Fenster einiger Studenten abzeichneten, die noch bis spät in die Nacht hinein arbeiteten. Die sieben sprachen unterwegs darüber, wer den Antrag schreiben und präsentieren sollte. Diesmal war Adoniram die einmütige Wahl. Dann trennten sie sich und zogen sich auf ihre Zimmer zurück, obwohl sie wahrscheinlich nicht einschlafen konnten.

Den ganzen Dienstag über arbeitete Adoniram an der Formulierung des Antrags und bat die anderen um Rat und Kritik. Als er fertig war, unterzeichneten sechs mit ihren Namen: Judson, Nott, Mills, Newell, Rice und Richards. Zusammen brachten sie ihn hinüber zum Haus von Professor Stuart. Die dort immer noch versammelten Delegierten fanden ihn zufriedenstellend, aber sechs Namen erschienen selbst den Optimistischsten zu viel: Für so viele würde sich unmöglich

---

66 A. d. Ü.: Vgl. Apostelgeschichte 5,39.

finanzielle Unterstützung aufbringen lassen. Die Association würde nur abgeschreckt. Nach einigem Hin und Her wurden die Namen von Rice und Richards wieder gestrichen.

Am frühen Mittwochmorgen machten sich die Delegierten auf den Weg nach Bradford. Dr. Worcester hatte seinen Einspänner mitgebracht und lud jetzt Dr. Spring zur Mitfahrt ein. Es war ein trüber Tag mit gelegentlichen kleinen Schauern. Und während die blitzenden Speichen des Einspanners die am Straßenrand blühenden Butter- und Gänseblümchen streiften, ließen die beiden Pastoren die Ereignisse der letzten Tage Revue passieren. Es schien offensichtlich, dass – sollte aus Einsätzen in der Außenmission mehr als nur eine fromme Hoffnung werden – eine Organisation für Außenmission gegründet werden musste, um die Idee bekannt zu machen, Geld aufzubringen, es zu verteilen, Missionare auszuwählen, sie ihren Einsatzorten zuzuweisen, sie zu unterstützen und ihre Aktivitäten beratend zu betreuen.

Ein Gedanke führte zum nächsten. Ehe der Einspänner über den Hügelkamm gefahren war, der sich nach Norden zu der kleinen Kirche auf dem Stadtplatz von Bradford<sup>67</sup> hinabneigte, hatten die beiden Pastoren den vollständigen Plan für eine Missionsgesellschaft ausgearbeitet: ihre Form, ihre Mitgliederzahl und sogar ihren Namen: »The Board of Commissioners for Foreign Missions«. Mit der Hinzufügung eines einzigen Wortes, »American« (sodass sie allgemein unter den Namen »The American Board« bekannt wurde), wurde dies die Organisation, von der alle kongregationalistischen außenmissionarischen Aktivitäten im 19. Jahrhundert und später ausgehen sollten.

Am nächsten Morgen, es war Donnerstag, der 28. Juni, wanderten die sieben in der Gesellschaft einiger anderer Studenten nach Bradford. Ihre »Denkschrift«, sorgfältig in Reinschrift übertragen, befand sich in Adonirams Obhut, zweifellos in der inneren Brusttasche seiner besten, aber vor Abnutzung schon etwas glänzenden, schwarzen Jacke.

---

<sup>67</sup> A. d. Ü.: Bradford, ein Städtchen am Südufer des Merrimack River, zählte im Jahr 1810 etwa 1360 Einwohner. In das etwas größere Haverhill, am anderen Flussufer gelegen, wurde Bradford 1897 eingemeindet.

Die Zusammenkunft der General Association hatte schon um sieben Uhr morgens in einem der beiden Unterrichtsräume der Bradford Academy begonnen. Um elf Uhr wurde die erste Sitzung beendet, weil ein »öffentlicher Gottesdienst in Haverhill«<sup>68</sup> auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses anberaumt war. Um 14 Uhr setzte man die Versammlung in der Ersten Gemeinde fort, einem quadratischen Gebäude ohne Anstrich, Kirchturm oder Schornstein, das mitten auf einer Wiese stand, einige Schritte von einem Gasthaus mit der Bezeichnung »Kimball Tavern« entfernt. Pastor Manasseh Cutler von Hamilton (Wissenschaftler, Organisator und Politiker, den Adoniram und sein Vater seit den Tagen von Wenham kannten) war Moderator.

Cutler hatte seit der Ratsversammlung der Pastoren im Oktober 1799, wo die Bedingungen für die Entlassung von Adonirams Vater aus der Gemeinde von Wenham ausgehandelt wurden, zwei Amtszeiten als Kongressabgeordneter gedient. Er war inzwischen ein alter Mann, dessen Lebensleistungen hinter ihm lagen, aber seine große und stattliche Gestalt muss immer noch einen beeindruckenden Anblick geboten haben, zumal er nach wie vor an seiner Liebestracht festhielt: schwarzer Samtanzug und schwarze Seidenstrümpfe, dazu silberne Schnallen an Knien und Schuhen.

Cutler war jedoch nicht der Einzige in altmodischer Kleidung, denn der Pastor der Ersten Gemeinde von Bradford, allgemein bekannt als »Pfarrer Allen«, hatte eine Vorliebe für dieselbe Mode und trug dazu sogar noch den Dreispitz alten Stils. Pastor Jonathan Allen war einer der neun Geistlichen, die als Gäste an der Versammlung teilnahmen. Sie saßen, ebenso wie die 19 Delegierten, in den Kirchenbänken im Hauptraum. Die Zuhörer drängten sich auf der Empore, die bis auf den letzten Platz besetzt war. Für die Einwohner von Bradford war eine Versammlung wie die der General Association<sup>69</sup> ein Ereignis, an das man sich noch lange erinnern würde.

Und an diesem Donnerstagnachmittag erregte eine Sache zusätzlich ihre Aufmerksamkeit. Denn als die Delegierten und Ehren-

---

68 A. d. Ü.: Haverhill war die größere Schwesterstadt von Bradford am gegenüberliegenden (nördlichen) Ufer des Merrimack River. 1810 hatte sie ca. 2680 Einwohner.

69 A. d. H.: »General Association of the Commonwealth« im Original. Damit ist gemeint, dass die General Association des betreffenden US-Bundesstaats, also von Massachusetts, zusammenkam.

gäste eintraten, wurden sie von vier jungen Männern begleitet, die nebeneinander ganz vorn Platz nahmen, ihre Gesichter ernst und angespannt. Schon seit geraumer Zeit machten in Bradford Gerüchte die Runde, dass im Theologischen Seminar des nahegelegenen Andover eine neue Bewegung am Entstehen war. Die Rede war davon, dass einige der dortigen Studenten *Außenmissionare* werden wollten – die ersten, so sagte man, von ganz Amerika!

Heute nun war es durchgesickert: Etwas Entscheidendes in Verbindung mit ihren Plänen war zu erwarten. Als die Zuschauer auf der Empore hinter vorgehaltener Hand einander zuflüsterten, meinten sie, es sehe gewiss danach aus! Schau mal, flüsterte man, diese vier jungen Leute sind vom Seminar, und man sagt, sie seien die Anführer dieser Bewegung – besonders der da, jener schlanke junge Bursche mit kastanienbraunen Locken und langer Nase, Judson – ja, das ist sein Name.

So flüsterte man hin und her, als die Nachmittagssitzung begann, und zwar mit einer langen und ermüdenden Reihe von Berichten über den Zustand des geistlichen Lebens und der Gemeinden in Gegenden, wie beispielsweise den abgelegenen Regionen des zentralen und nördlichen New Hampshire.

Das Flüstern hörte auf, als die Berichte beendet waren. Vielleicht, überlegten die Zuschauer, würden sie jetzt etwas über diese Theologiestudenten erfahren. Ja, dort stand der beeindruckende Dr. Cutler und bat die Versammlung um Aufmerksamkeit für den nächsten Punkt auf der Tagesordnung – eine Denkschrift, die vier Theologiestudenten vom Seminar in Andover vorstellen wollten.

In der Kirche wurde es still, als Adoniram nach vorn zur Kanzel schritt, ruhigen Blickes Delegierte, Gäste und Publikum musterte, ein Blatt Papier in seiner Hand, und dann mit ruhiger, klarer und kraftvoller Stimme zu lesen begann. Sobald er seinen Mund öffnete, haben die anderen drei wahrscheinlich innerlich gejubelt, dass sie Adoniram zur Präsentation der Denkschrift gewählt hatten, denn es war sofort offensichtlich, dass er über jene äußerst seltene Eigenschaft verfügte: eine beeindruckende Fähigkeit, völlig gefasst zu sein, wenn man vor zahlreichen Menschen steht.

»Die Unterzeichneten«, las er, »Mitglieder des Theologischen College, bitten hochachtungsvoll um die Aufmerksamkeit ihrer verehrten

Väter, versammelt zur Generalversammlung in Bradford, im Blick auf folgende Erklärung und Anfragen ...«

Für John Keep, beim Treffen in Professor Stuarts Haus anwesend, war die Erinnerung an diese Szene auch fünf Jahrzehnte später immer noch lebendig. Im Wissen um das, was jetzt kommen würde, erinnerte er sich, »hielten einige von uns den Atem an«.

»Sie bitten um Erlaubnis, darlegen zu dürfen«, fuhr Adoniram fort, »dass ihre Herzen seit längerer Zeit von der Aufgabe und Notwendigkeit beeindruckt sind, persönlich eine Mission zu den Heiden zu unternehmen. Dieser Herzensimpuls hat zu einer ernsthaften – und, wie sie glauben, unter ständigem Gebet geschehenen – Erwägung des Gegenstands unter seinen verschiedenen Gesichtspunkten geführt, besonders im Hinblick auf die Wahrscheinlichkeit des Erfolges und die zu erwartenden Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung. Außerdem betrachten sie sich, nachdem sie alle verfügbaren Informationen geprüft haben, von nun an für den Rest ihres Lebens als diejenigen, die sich diesem Werk verschrieben haben – wann immer Gott in seiner Vorsehung den Weg öffnen wird.«

Ein Aufatmen, ein kaum wahrnehmbares Luftholen kam vom Publikum auf der Empore. Die Gerüchte stimmten also, dass die jungen Männer sich als Außenmissionare zur Verfügung stellten!

»Sie bringen nun folgende Überlegungen und Anfragen vor«, redete Adoniram weiter, »hinsichtlich derer sie die Meinung und den Rat dieser Versammlung erbitten: Sollen sie – angesichts ihrer gegenwärtigen Auffassungen und Ansichten – dem Thema der Mission als nicht realisierbares Fantasiegebilde entsagen? Wenn nicht, sollen sie ihre Aufmerksamkeit auf die östlichen oder die westlichen Weltteile richten? Dürfen sie die Schirmherrschaft und Unterstützung von einer Missionsgesellschaft dieses Landes erwarten, oder müssen sie sich der Leitung und Fürsorge einer europäischen Gesellschaft anvertrauen? Und welche vorbereitenden Maßnahmen sollen sie vor dem tatsächlichen Einsatz ergreifen?

Die Unterzeichneten, im Bewusstsein ihrer Jugend und mangelnden Erfahrung, schauen auf zu ihren geistlichen Vätern und Hirten und bitten sie respektvoll um ihren Rat, ihre Weisung und ihre Gebete.«

Adoniram machte eine kleine Pause und las dann langsam die vier Namen der Unterzeichner dieser Denkschrift: »Adoniram Judson jun., Samuel Nott jun., Samuel J. Mills, Samuel Newell«. Ohne weitere Worte legte er das Papier auf den mit einem weißen Baumwolltuch bedeckten Abendmahlstisch vor Moderator Cutler und setzte sich wieder auf seinen Platz. Keine drei Minuten waren zwischen Adonirams Aufstehen und seinem Hinsetzen vergangen.

Jetzt erhoben sich die vier einzeln nacheinander und gaben kurze persönliche Erklärungen ab, warum und wie sie zu dem Schluss gekommen waren, in die Außenmission gehen zu sollen, und beantworteten Fragen der Delegierten. Inzwischen war es vorbei mit der – fast schon ehrfürchtigen – Stille: Tränen liefen über die Wangen der Zuhörer, einige bedeckten ihr Gesicht und schluchzten. Die Delegierten selbst hatten wahrscheinlich Mühe, ihre Haltung zu bewahren.

Die Association unternahm auf dieser Versammlung noch nichts Konkretes. Ein Dreier-Komitee wurde gebildet, das sich beraten und seine Empfehlungen am nächsten Tag mitteilen sollte. Zwei der Mitglieder waren Samuel Spring und Samuel Worcester, die den Plan einer Missionsorganisation im Kopf bereits fertig ausgearbeitet hatten, wobei man vom Dritten – Mr. Hale, dem Sekretär der Versammlung – erhoffen durfte, dass er ihrer Initiative folgen würde. Infolgedessen war ein positiver Bericht von vornherein zu erwarten. Um 16 Uhr war die Sitzung vorbei; die Generalversammlung wurde für einen öffentlichen Gottesdienst unterbrochen und auf die nächste Sitzung vertagt.

Die Studenten aber, die unter einem trüben Himmel zurück nach Andover stapften, hatten zu wenig Erfahrung mit solchen Generalversammlungen, um sich klarzumachen, dass die Frage so gut wie entschieden war. Laut Samuel Notts Erinnerungen waren sie »besorgt und ernst, was ihren Gesichtsausdruck und ihre innere Verfassung betraf, absolut unsicher und vollkommen unfähig zu Mutmaßungen, was die Association im Hinblick auf die Denkschrift und sie selbst zu unternehmen gedachte«.

Adoniram, dessen Selbstsicherheit vor der Versammlung jetzt völlig verschwunden war, war noch geistesabwesender als seine Gefährten. Aber er hatte einen anderen Grund.

Denn zwischen Vormittag und Nachmittag hatte er sich verliebt.

## Nancy (Ann Hasseltine: 1810)

Adoniram war in der Mittagspause zum Essen im Haus von Diakon John Hasseltine eingeladen, der einige Delegierte während der Generalversammlung beherbergte. Hasseltines großes und komfortables Haus stand nur ein wenig westlich des Geländes der Bradford Academy; die Fassade blickte nach Norden über die Straße von Andover in Richtung Merrimack River, der das Tal unterhalb davon durchfloss.

Im westlichen Salon hatte man einen großen Tisch aufgestellt. Als die Gäste, vom gastfreundlichen Diakon genötigt, nacheinander eintraten, bemerkte Adoniram ein etwa 20-jähriges Mädchen, wie es sich gerade über einen Kuchen beugte, den es in großzügige Schnitten zerteilte. Auf der Stelle war er sich sicher, dass diese Tochter des Diakons das schönste Wesen war, das er je zu Gesicht bekommen hatte. Mit ihren tiefschwarzen Locken, ihrem hellbraunen Teint und ihren dunklen strahlenden Augen war sie ohnehin eine auffällige Erscheinung. Aber es lag etwas in dem unzählbaren Lächeln auf ihren vollen Lippen, was bei aller traditionellen Reserviertheit auf Lebensfreude und sogar Ausgelassenheit hindeutete, und ein gewisser fröhlicher Vorwitz in den schalkhaft blitzenden Augen verstärkte diesen Eindruck. Und das war für Adoniram neu und anziehend. Nie zuvor hatte er ein Mädchen wie sie gesehen.

Er war alles andere als schüchtern, aber als Pfarrer Allen ihn vorstellte und sie ihm geradeheraus ins Gesicht blickte, war er wie vom Donner gerührt. Von da an achtete er auf jede ihrer Bewegungen im Salon, während sie die Gäste bediente, aber er war unfähig, seinen Blick vom Teller zu erheben. Er konnte kaum eine vernünftige Antwort geben, als ihm eine Frage über die missionarische Bewegung im Seminar gestellt wurde. Vielleicht, dachten die Fragesteller respektvoll, war der junge Mann eingeschüchtert durch die illustre Versammlung, vor der er in wenigen Augenblicken sprechen sollte. In Wahrheit aber dachte er nicht an die Denkschrift in seiner Jacke, sondern war innerlich damit beschäftigt, für diese schwarzhaarige Schönheit ein Gedicht zu entwerfen, das sich – fast gegen seinen Willen – wie von selbst verfasste.

Ihr Name war Ann Hasseltine, aber man rief sie gewöhnlich »Nancy«. Sie war die jüngste der vier Töchter des Diakons. Sie hatte von Adoniram Judson und dem Sturm gehört, den er in den Gemeinden erregte, und war neugierig darauf zu erfahren, wie er überhaupt aussah. Aber jetzt, da sie ihn gesehen hatte, war sie enttäuscht. Er beeindruckte zwar einigermaßen mit seiner äußeren Erscheinung, war aber vielleicht ein wenig zu klein und zu schmal. Seine Nase war zu auffällig, obwohl jene kastanienbraunen Locken ihn sehr attraktiv machten. Doch vor allem, wo waren sein Witz und sein Esprit, worüber sie so viel gehört hatte? Seine Antworten waren abstrakt und einsilbig. Die meiste Zeit starrte er auf den Teller. Als nach dem Essen der junge Mr. Judson etwas von »Dank« murmelte und zur Tür ging, fragte sie sich, warum alle so viel Aufhebens um ihn machten.

Später, als sie von dem Eindruck hörte, den er an jenem Nachmittag in der Kirche hinterlassen hatte, mag sie ihr Urteil geändert haben.

Nancy Hasseltine war etwa eineinhalb Jahre jünger als Adoniram und wurde am 22. Dezember 1789 in Bradford geboren. Sie hatte vier ältere Geschwister – drei Schwestern und einen Bruder – und war das Nesthäkchen der Familie. Vielleicht war sie ein wenig verwöhnt. Auf jeden Fall war sie immer entschlossen genug, ihren eigenen Kopf durchzusetzen. Dabei war sie jedoch stets so fröhlich und heiter, dass man ihr nicht lange böse sein konnte. Angst schien sie nicht zu kennen. Bestrafung und Verbote zeitigten keine Änderung außer Trotz und Schmollen. Wenn man nicht genau auf sie achtgab, war sie plötzlich verschwunden, ohne dass jemand wusste, wohin sie gegangen war, bis ihre entnervte Mutter sich mit folgenden Worten Luft machte: »Ann, ich hoffe eines Tages hast du genug vom Umherstreunen.«

Für ihren Vater war sie die reinste Freude. Er amüsierte sich über das, was die Nachbarn noch Jahre später als »ihre Kreativität beim Entwerfen und Ausführen von Plänen zur Durchsetzung ihrer Wünsche« bezeichneten. Er konnte sie einfach nicht bestrafen, selbst als sie mit sechzehn in nicht gerade damenhafter Manier den 13-jährigen Rufus Anderson mit einem Stock über das Akademiegelände jagte. Denn Mr. Hasseltine war ein Mann, der – selbst eine Frohnatur – auch

anderen gern Freude machte. Als er sein Haus am oberen Ende des Farmgeländes baute, das zum Merrimack River hin abfiel, fügte er hinten einen Gebäudeflügel hinzu, der im ersten Stock einen geräumigen Saal für Unterhaltung, Spiele und Tanz hatte. Der Hasseltine'sche »Tanzboden«, wie ihn jedermann nannte, wurde sofort zum gesellschaftlichen Mittelpunkt für die Jugend von Bradford, die zahlreich und lebenslustig war. Alle Hasseltine-Kinder besuchten die Bradford Academy zu dem einen oder anderen Zeitpunkt, und alle Jungen und Mädchen in der Akademie – etwa achtzig, als Nancy im Teenageralter war – besuchten den Hasseltine'schen »Tanzboden«. In keinem Ort im Umkreis von vielen Kilometern gab es so viel Spaß und Vergnügen. Bradford war ein heller Fleck vor dem eher nüchternen und eintönigen Hintergrund des Landlebens in Essex County. Sogar die Kirche war davon beeinflusst – selbst der in Ehren gehaltene Pfarrer Allen, dessen konservative Kleidung dem konservativen Hopkinsianismus entsprach, den er während seines Theologiestudiums bei Ephraim Judson, Adonirams Onkel, gelernt hatte. Obwohl er äußerst ernste Ansichten über praktisches christliches Leben hatte, war er selbst weniger streng, als seine Predigten vermuten ließen. Man sagte, dass »es für Pfarrer Allen nicht ungewöhnlich war, seinen Diakon zu rufen und mit ihm auf dessen Tanzboden zu gehen und dort den Abend zu verbringen«. Zudem war Pfarrer Allens lebensfrohe Tochter Betsey selbst Schülerin an der Akademie und eine gute Freundin der Hasseltine-Mädchen.

Natürlich äußerten manche auch ihr Missfallen. Sogar Pfarrer Allen wurde von gewissen Leuten angegriffen. Ein anonymes Pamphlet, im nahegelegenen Essex veröffentlicht, aber in Haverhill auf dem anderen Flussufer entworfen, beschuldigte ihn der »Lehren der Arianer und Sozinianer, die abgrundtief unter den Maßstäben des Evangeliums und der Moral zu finden sind«. Schlimmer noch: Er hatte, so wurde behauptet, auf einer *Pastorenversammlung* »sich leidenschaftlich für Lustbarkeit und Tanz eingesetzt«! Ja, es wurde Folgendes behauptet: »In der Vergangenheit hat Mr. A. mit seinen jungen Leuten an Lustbarkeiten und Tanzfesten teilgenommen, und das nicht nur bis neun Uhr oder zehn Uhr oder elf Uhr oder zwölf Uhr nachts, sondern sogar bis ein Uhr morgens!«

Nancy war eine gute Schülerin und eine begierige Leserin, aber – wie sie später reumütig schrieb – in ihren Teenagerjahren spielte das Lernen eine bescheidene zweite Rolle hinter jeder Art von Unterhaltung. »Schon früh besuchte ich Bälle und Festlichkeiten und ging bald völlig auf in diesen – wie man mir täglich versicherte – ›unschuldigen Vergnügungen‹ ... ich war von Gefährtinnen umgeben, ebenso unbändig und leichtlebig wie ich selbst, und hielt mich oft für eines der glücklichsten Geschöpfe auf Erden.« Natürlich hatte ihre Mutter sie sorgfältig gelehrt, zu beten, nicht zu lügen, nicht zu stehlen und ihren Eltern nicht ungehorsam zu sein. Wenn sie diesen Pflichten nachkam, so dachte sie, »würde ich nach dem Tod jener schrecklichen Hölle entkommen, die mich beim bloßen Gedanken daran mit Bestürzung und Schrecken erfüllte«. So sagte sie – sie war ja ein braves Mädchen – abends und morgens immer ihre Gebete auf und verzichtete sonntags auf das Spielen, »ohne zu bezweifeln, dass eine solche Lebensführung meine Errettung sicherstellen würde«. Als Teenager kam sie jedoch allmählich davon ab. Sie hörte auf, zu beten und die Bibel zu lesen, wenn sie nachts von einer Party nach Hause kam. Manchmal beunruhigte sie ihr Gewissen, aber sie tröstete sich »mit dem Gedanken, dass ich ja *alt genug* war, auf Bälle zu gehen, und deshalb bestimmt *zu alt*, um noch zu beten«.

Das war Nancy bis zum Alter von fünfzehn Jahren. Ihre Freunde sagten, »wo Ann ist, da kann niemand traurig oder unglücklich sein«. Für Nancy und ihre Freunde gab es keinen Grund, warum dieses vergnügliche Leben sich je ändern sollte.

Im Mai 1805 jedoch, als Nancy fünfzehn war – und fünf Jahre, ehe Adoniram sie traf –, kam ein neuer Schulleiter an die Bradford Academy. Sein Name war Abraham Burnham. Er war Sohn eines Farmers aus Dunbarton (New Hampshire) und hatte sich seine Bildung unter harter Arbeit und unnachgiebigem Selbstverzicht erkämpft. Er war fast dreißig, als er 1804 am Dartmouth College<sup>70</sup> den Abschluss

---

<sup>70</sup> A. d. Ü.: Das Dartmouth College befindet sich in Hanover, New Hampshire (heute 11 000 Einwohner). Es wurde 1769 von dem Puritaner Eleazar Wheelock als theologische Hochschule gegründet, um Indianer zu Missionaren auszubilden. Das Motto ist »Vox Clamantis in Deserto« [»Stimme eines Rufenden in der Wüste«]. Heute gehört es zu den acht Elite-Universitäten der sogenannten *Ivy League* (ca. 6200 Studenten).

machte, und charakterlich reifer, als sein Alter erwarten ließ. Er war fest entschlossen, Pastor zu werden. Um dafür Geld anzusparen, unterrichtete er nicht nur in Bradford, sondern verwendete auch die Ferien, um darüber hinaus in Concord (New Hampshire) Schulunterricht zu geben. Bis er sein Theologiestudium beginnen konnte, sah er in seinen Stellen als Schulleiter eine Möglichkeit, seinen Schülern zu geistlicher Erfahrung zu verhelfen und sie auf ein Leben als echte Christen vorzubereiten. Er war ein ungewöhnlich guter Lehrer, aber er sah das Ziel geistlicher Unterweisung als genauso wichtig an wie den Unterricht, der sich nicht mit glaubensmäßigen Themen befasste.

Burnhams Einfluss machte sich bei den Studenten – darunter auch bei Nancy – bald bemerkbar. Anfänglich war die Wirkung eher subtil, sodass sie gar nicht registrierte, was mit ihr geschah. Sie zeigte sich erstmals eines Sonntagmorgens, als sie sich für die Gemeinde anzog. Auf ihrer Frisierkommode lag ein Exemplar von Hannah Mores<sup>71</sup> populärem Buch *Strictures on Female Education*<sup>72</sup>. Als sie es aufs Geratewohl öffnete, fiel ihr ein kursiv gedruckter Satz auf: »Die aber in Genussucht lebt, ist lebendig tot«<sup>73</sup>. Die Zeile sprang ihr förmlich ins Gesicht, sodass sie den Eindruck hatte, eine unsichtbare Macht hätte ihre Nase darauf gestoßen. Sie vergaß diese Warnung nicht, wenn auch ihre Wirkung nach einiger Zeit nachließ. Ein paar Monate später – sie las gerade Bunyans *Pilgerreise* als Sonntagslektüre – hinterließ vor allem der Schluss des Buches einen nachhaltigen Eindruck, nämlich »dass *Christ*, weil er sich auf dem schmalen Pfad hielt, sicher durch alle seine Prüfungen hindurchgetragen und schließlich in den Himmel gelassen wurde«.

Dieses Mal ging Nancy umgehend auf ihr Zimmer und betete um Hilfe, ein geistliches Leben führen zu können. Doch nach dem Gebet wusste sie genauso wenig wie zuvor, was sie tun sollte, um errettet

---

71 A. d. Ü.: Hannah More (1745–1833) war eine erfolgreiche englische Dramatikerin und danach eine evangelikale Autorin über religiöse und moralische Themen. Später war sie Aktivistin zur Abschaffung der Sklaverei (eng befreundet mit William Wilberforce und anderen prominenten Sklavereiegegnern) und Gründerin vieler Schulen für arme Kinder.

72 A. d. Ü.: *Strictures on the Modern System of Female Education, with a View of the Principles and Conduct Prevalent among Women of Rank and Fortune* [»Kritik am modernen System der Bildung in der Mädchenerziehung, mit einer Darstellung der unter Frauen von Rang und Vermögen vorherrschenden Prinzipien und Verhaltensweisen«], 2 Bde., 1799 veröffentlicht.

73 A. d. Ü.: Vgl. 1. Timotheus 5,4.

zu werden. Sie kam schließlich zu dem Entschluss, es sei das richtige Verhalten, Partys zu meiden »und in der Gegenwart anderer Schüler ein in sich gekehrtes und ernstes Verhalten an den Tag zu legen«.

Aber die fröhliche und unbeschwerte Nancy Hasseltine war nicht in der Lage, einen derartigen Vorsatz durchzuhalten. Unmittelbar am darauffolgenden Tag wurde sie zu einer Party eingeladen. Sie lehnte ab und wurde dann zu einer anderen eingeladen. Dabei meinte sie bei sich selbst, Letztere wäre ja nur eine Familienfeier, und ging hin. »Bald begann man zu tanzen, meine geistlichen Pläne waren vergessen; ich schloss mich den anderen an – ja, ich gehörte zu den Lustigsten von allen. Dabei dachte ich nicht mehr an das neue Leben, das ich gerade erst begonnen hatte«.

Als sie an jenem Abend spät nach Hause kam, plagte sie ihr Gewissen, weil sie ihre »ernstesten Vorsätze« gebrochen hatte. Ihr war völlig bewusst, dass sie ihnen bei der geringsten Versuchung aufs Neue untreu werden würde, und hatte deshalb Angst davor, neue Entschlüsse zu fassen. Wenn sie ihr Leben offensichtlich nicht bessern konnte, so dachte sie bei sich, musste sie eben ihr Gewissen unterdrücken. »Von Dezember 1805 bis April 1806 verbrachte ich kaum eine Stunde mit vernünftiger Beschäftigung. Ich kümmerte mich wenig ums Lernen, und meine Zeit brachte ich zumeist damit zu, meine Kleidung herzurichten und mir Vergnügungen für den Abend auszudenken, sodass dieser Teil meiner Zeit völlig mit oberflächlichen Lustbarkeiten vergeudet wurde. Ich übertraf meine Freunde so sehr an Heiterkeit und Vergnügungssucht, dass manche warnend zu bedenken gaben, mir bliebe nur noch kurze Zeit, meine Laufbahn eitler Torheit fortzusetzen, und sie würde alsbald plötzlich abgeschnitten werden.«

Doch ihr Gewissen machte sich immer wieder nachdrücklich bemerkbar. Je fieberhafter sie sich ins Vergnügen stürzte und je erfolgreicher sie die inneren Warnungen des Gewissens tagsüber zu unterdrücken vermochte, desto mehr wurde sie in den stillen Augenblicken der Nacht von Angst und dunklen Vorahnungen geplagt.

Inzwischen kam es in der Stadt, angeregt durch Mr. Burnham, zum Beginn einer glaubensmäßigen Erweckung. In jenem Frühling

besuchte auch Nancy die Versammlungen. Sie fühlte sich von ihrem inneren Konflikt entzweigerissen. Sie sah keinen Weg, wie sie ein Christ »inmitten meiner vergnügungssüchtigen Gefährten« hätte sein können, andererseits aber wollte sie diese auch nicht aufgeben. Ihr Verhalten war so widersprüchlich wie ihre Gefühle. Bei den Erweckungsversammlungen saß sie im entferntesten Winkel des Saals, sodass niemand ihre Tränen sehen konnte. Und doch täuschte sie danach eine äußere Fröhlichkeit vor, die sie selbst in keiner Weise spürte.

Diese Maskerade konnte sie nicht lange aufrechterhalten. Innerhalb kurzer Zeit hatte sie »alle Freude an Vergnügungen verloren«. Sie musste zwangsläufig der Tatsache ins Gesicht sehen, dass sie »entweder ein neues Herz erhalten oder ewig verlorengehen müsste«.

Mr. Burnham war oft zu Besuch bei Familie Hasseltine. Kein Haus in Bradford war gastfreundlicher, und wahrscheinlich übte kein anderes – mit vier bezaubernden Töchtern zwischen 16 und 24 Jahren – größere Anziehungskraft auf einen 30-jährigen Junggesellen aus. An einem dieser Abende kam man auf die Art und Weise zu sprechen, wie der Heilige Geist auf die Herzen von Sündern einwirkt. Das war ein Thema, worüber Nancy noch nie nachgedacht hatte. Eine Sache, die Satan bei uns versucht – bemerkte Mr. Burnham –, ist darauf gerichtet, dass »wir unsere Gefühle vor anderen verbergen, um dadurch unser zunehmendes Überführtwerden von Sünde zu verhindern«.

Sofort war Nancy klar, dass diese Aussage auf sie zutraf. Still verließ sie den Salon und ging in den Garten, wo sie hemmungslos weinte. Sie fühlte sich als Gefangene Satans, der sie hinführte, wohin immer er wollte; und doch war sie nach wie vor nicht bereit, irgendeinen ihrer Freunde wissen zu lassen, dass sie ernsthaft über Fragen des Glaubens nachdachte.

Eine Woche später kam Nancy mit mehreren anderen Mädchen aus Bradford überein, eine ehemalige Schulkameradin in einer anderen Stadt zu besuchen. Im letzten Augenblick brachte sie irgendeine Entschuldigung vor und ging stattdessen zu einer Tante, die ein paar Kilometer entfernt lebte und den Ruf hatte, sehr fromm und geistlich zu sein. Sie traf ihre Tante beim »Lesen einer christlichen Zeitschrift« an. »Ich war entschlossen, ihr meinen Seelenzustand nicht zu offen-

baren, obwohl ich heimlich hoffte, dass sie mir etwas über den ihren erzählen würde.«

Die Tante bat Nancy sofort, ihr vorzulesen. Sie fing damit an, aber im nächsten Augenblick schon brach sie zusammen, begrub ihr Gesicht in den Händen und brach in Tränen aus. Sie konnte nicht länger verbergen, was in ihrem Herzen war. Unter Schluchzen bekannte sie ihrer Tante ihre Seelennot. Ihre Tante riet ihr, den Regungen ihres Herzens zu folgen, ehe es zu spät wäre – denn »wenn sie leichtfertig mit den offensichtlich vom Heiligen Geist bewirkten Impulsen umginge«, dann würde Nancy »der Verhärtung des Herzens und der Verblendung der Seele anheimfallen«.

Als sie nun endlich ihr Bekenntnis abgelegt hatte, machte sich bei Nancy Erleichterung breit. »Ich fühlte mich entschlossen, alles aufzugeben und die Versöhnung mit Gott zu suchen. Jene Furcht, die ich immer verspürt hatte – dass andere meine Ernsthaftigkeit bemerken würden –, begann zu verschwinden, und meinetwegen hätte notfalls das ganze Universum wissen können: Ich weiß, ich bin eine verlorene und umkommende Sünderin!«

Die folgenden zwei oder drei Wochen schloss sie sich in ihrem Zimmer ein, »wobei ich las und um Gnade schrie«. Zunächst war sie überrascht und frustriert, dass sie sich danach schlimmer als vorher fühlte. Sie machte Gott Vorwürfe, weil er ihr nicht den erwünschten inneren Frieden schenkte, und fand jetzt, wo sie schon einmal darüber nachdachte, noch weitere Dinge, wofür sie ihn haftbar machte. »Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass er ein souveräner Gott ist, der das Recht hat, den einen zu berufen und den anderen dem Verderben zu überlassen.« Es ging nicht nur darum, dass sie Gott für grausam hielt. Vielmehr hasste sie ihn auch dafür, dass er so absolut rein und heilig war. Allein schon der Gedanke an einen solchen Gott erfüllte sie mit Abneigung, »und ich hatte den Eindruck, hätte man mich mit meinen damaligen Gefühlen in den Himmel gelassen, so wäre ich dort genauso elend gewesen wie in der Hölle«.

Nach einigen Tagen in dieser gottfeindlichen Haltung änderte sich ihre innere Einstellung jedoch, als sie über die Wesensart Jesu nachzudenken begann. Sie sah allmählich ein, dass »Gott gerecht sein konnte, indem er Sünder durch ihn errettete«. Durch das Lesen von

Bellamys<sup>74</sup> *True Religion*<sup>75</sup> kam sie dazu, den Hass Gottes als Hass auf die Sünde (und nicht auf den Sünder) zu sehen und seine »zum Wohl aller Wesen schlechthin« tätige Liebe zu erkennen. Ihr wurde bewusst, dass sie Gefühle und Wünsche entwickelte, die ihr neu waren, und allmählich wuchs in ihr die Hoffnung, dass sie »aus dem Tod in das Leben übergegangen«<sup>76</sup> war.

Innerhalb kurzer Zeit hatte sie sich völlig verändert. »Ich bemühte mich ernsthaft darum, das Sündigen zu vermeiden – nicht nur, weil ich vor der Hölle Angst hatte, sondern weil ich mich davor fürchtete, Gott zu missfallen und seinen Heiligen Geist zu betrüben. Ich lernte jetzt mit großem Eifer für die Schule, aber mit völlig anderen Gefühlen und Motiven, als ich je zuvor hatte. Ich spürte meine Pflicht, mich auf jedem Gebiet zur Ehre Gottes zu verbessern; und da er in seiner Vorsehung mich mit gewissen Gaben zur Entwicklung meines Verstandes ausgestattet hatte, glaubte ich, ich wäre jenem faulen Knecht gleich<sup>77</sup>, wenn ich sie vernachlässigen würde. Ich verwendete deshalb fleißig alle meine Stunden in der Schule zum Erwerb nützlicher Kenntnisse und verbrachte meine Abende mit dem, was mir in geistlicher Hinsicht Freude bereitetete.«

Nancys Bekehrung blieb nicht ohne Auswirkung auf ihre Familie. Ihr Vater, der nie viel damit anfangen konnte, was er »Erfahrungsförmigkeit« nannte, hörte ab jetzt Mr. Burnham aufmerksamer zu. Eines Abends in jenem Sommer – so erzählt es die in Bradford kursierende Legende – ging er über die Felder auf sein Haus zu und sah durch das Fenster, wie Nancy unter Tränen auf den Knien betete. Plötzlich ergriff ihn der Schrecken darüber, was aus ihm werden würde, wenn sogar seine jüngste Tochter, seine innig geliebte Nancy, Tränen vergoss, während sie sich Gott nahte. Er kehrte um und ging in der Dunkelheit über das Farmgelände zu einer großen Eiche. Unter

---

74 A. d. Ü.: Joseph Bellamy (1719–1790): Schüler und Freund von Jonathan Edwards (vgl. auch Fußnote 4 auf S. 16).

75 A. d. Ü.: *True religion delineated; or, Experimental religion, as distinguished from formality on the one hand, and enthusiasm on the other, set in a scriptural and rational light* (1750) [»Beschreibung wahrer Religion, oder: Erfahrene Religion – im Unterschied zu bloßer Formalität auf der einen Seite und zu Schwärmerei auf der anderen – im Licht der Schrift und der Vernunft dargestellt«].

76 A. d. Ü.: Vgl. Johannes 5,24.

77 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 25,24–30; Lukas 19,20–24.

ihren breiten Ästen warf er sich dort auf den Boden und »schüttete seine Seele aus, indem er inständig betete und flehte«.

So weit die Legende. Tatsache ist, dass John Hasseltine und seine Frau sich am 11. August 1806 – dem Monat des »Haystack Meeting« in der Nähe des Williams College – der Gemeinde von Bradford anschlossen, und Nancy sowie ihr 20-jähriger Bruder John wurden getauft. Einen Monat später wurde Nancy in die Gemeinde aufgenommen – aber nicht John; er war am Tag zuvor auf hoher See umgekommen, obwohl das niemand aus der Familie zu diesem Zeitpunkt wissen konnte. Am selben Sonntag, an dem Nancy sich der Gemeinde anschloss, wurde ihre Schwester Mary getauft; und im Frühling des folgenden Jahres wurden auch Rebecca und Abigail in die Gemeinde aufgenommen.

Mit ihrer Bekehrung war Nancy auch rasch charakterlich gereift. In jenem Winter studierte sie fleißiger als je zuvor in ihrem Leben. Im Frühjahr unterrichtete sie während ihrer Ferien. Sie eröffnete unter Gebet ihre erste Schule – wahrscheinlich in Bradford – und notierte in ihrem Tagebuch mit der ganzen Würde ihrer 17 Jahre, »dass die kleinen Geschöpfe verwundert schienen über einen derartigen Beginn«.

Während der nächsten Jahre gab sie Schulunterricht in etlichen benachbarten Städten – in Haverhill jenseits des Flusses und in Newbury. Ihre Schwester hielt Schulstunden in Byfield, nicht weit von Bradford, und Nancy unterstützte sie dort ein Schulhalbjahr. Und irgendwann hielt Nancy auch Unterricht in Salem.

In Salem wohnte sie wahrscheinlich bei ihrer engen Freundin Lydia Kimball, deren Vater Eliphalet einige Jahre zuvor von Bradford dorthin gezogen war und in der Essex Street ein Geschäft eröffnet hatte, wo er »Waren aus Europa und Indien« verkaufte, darunter Baumwolle, Flanell, Breitgewebe, Satinstoffe, Muffs und Pelerinen, Seidhandschuhe und diverse Kurzwaren.

Im Haus der Kimballs muss sie Kapitänen und Schiffseignern begegnet sein. Ohne Frage hat sie ihre Schiffe an den Kais entlang der Derby Street gesehen und zugeschaut, wie sie mit ihren hochragenden weißen Segeln majestätisch aus dem Hafen glitten, um Big Misery Island sowie Little Misery Island und Bakers Island zu passieren. Vielleicht hatte sie den flüchtigen Wunsch, ein Mann zu sein und in

die fernen Weltgegenden zu segeln, über die man sich in Kimballs Geschäft unterhielt. Aber soweit ihr bewusst war, lag ihre Zukunft in Essex County, im Schulunterricht und schließlich in der Ehe.

Vielleicht wünschte sie, einen Geistlichen heiraten zu können – so wie ihre Schwester Rebecca Anfang 1810, als sie die dritte Frau des gelehrten Joseph Emerson wurde, des Pastors der Dane Street Church in Beverly. Im Frühling 1810 besuchte Nancy die Emersons mehr als einmal und entwickelte eine tiefe Bewunderung für den freundlichen Prediger mit den gebeugten Schultern.

Aber was in ihrem Kopf und Herzen bezüglich dieser Dinge vorging, darüber wissen wir nichts.

Wir wissen nur, dass Nancy Hasseltine am 28. Juni 1810 im Alter von knapp 21 Jahren zu Hause in Bradford war und dass am Mittag jenes Tages Adoniram sie beim Servieren des Essens sah und sich prompt in sie verliebte.

**»Ein verrücktes, abenteuerliches Unterfangen« (1810)**

Adoniram erwähnte Nancy Hasseltine nicht, als er tags darauf seiner Mutter und seinem Vater schrieb. Stattdessen beschränkte er sich auf einen sachlichen Bericht über seinen Brief an Dr. Bogue in England und über die Denkschrift, die er in Bradford präsentiert hatte. Beim Schreiben wurde ihm jedoch bewusst, dass er die endgültige Entscheidung der General Association noch nicht kannte, und so legte er den Brief unvollendet zur Seite.

In Bradford hatte das Dreier-Komitee inzwischen seinen Bericht bei der ersten Sitzung der Association abgegeben, die um sieben Uhr morgens begann. Das Komitee war zu dem Schluss gekommen, dass die Studenten Unterstützung verdienten, und empfahl »die Einrichtung eines ›Komitees der Beauftragten für Außenmission‹<sup>78</sup> durch diese General Association, um Mittel und Wege zu finden, damit man Maßnahmen zur Förderung und Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern anwenden und weiterverfolgen« könne. Die Komiteemitglieder empfahlen ferner, die Studenten sollten sich »unter die Schirmherrschaft und Leitung des einzurichtenden Board of Commissioners for Foreign Missions stellen und demütig auf offene Türen und die Führung der göttlichen Vorsehung warten im Blick auf ihr großes und ausgezeichnetes Vorhaben«.

Adoniram aber war nicht derjenige, der »demütig auf offene Türen und die Führung der göttlichen Vorsehung« warten wollte. Als er sich den angefangenen Brief an seine Eltern zwei Wochen später wieder vornahm, berichtete er ihnen, dass ein Missionskomitee eingerichtet werden sollte, fügte aber ungeduldig hinzu: »Ich habe nichts über das *exakte* Ziel dieser Beauftragten gehört, noch etwas darüber, wann sie sich zu treffen gedenken.« Die Studenten wollten den Missionsgedanken so aktiv wie möglich in den Vereinigten Staaten fördern, waren aber gegen jede Aktion, die sie am »Erbiten britischer Hilfe«

78 A. d. H.: Dies ist die deutsche Bezeichnung des nachstehend genannten »Board of Commissioners for Foreign Missions«.

hätte hindern können. Solange sie nur möglichst bald zu einem Missionseinsatz ausreisen könnten, war es für sie kaum von Belang, wer genau sie aussandte.

Adoniram erzählte seinen Eltern weiter, dass die Studenten einen bemerkenswerten Zuwachs bekommen hätten – Gordon Hall, einen weiteren Absolventen vom Williams College. Hall, ein Freund von Mills, war als Prediger in Woodbury (Connecticut) tätig. Die dortige Gemeinde hatte ihm gerade eine unbefristete Pastorenstelle für 600 Dollar im Jahr angeboten. Während Hall über das Angebot nachdachte, kam sein Interesse an der Mission – durch Mills – Adoniram zu Ohren, und Adoniram schrieb ihm. Hall reiste sofort nach Andover, um Genaueres herauszufinden. Er war erst ein paar Tage dort, als er die Berufung der Gemeinde von Woodbury absagte und sich im Seminar für die Abschlussklasse einschrieb, um sich für einen Dienst als Außenmissionar vorzubereiten. »Er ist vernünftig, urteilsfähig, gelehrt und fromm«, schrieb Adoniram; »er hat schon ein ganzes Jahr lang gepredigt und dadurch die Leute in Woodbury fest zusammengeschweißt. Es sind jetzt vier von uns, die bereit sind, innerhalb von drei Monaten in jeden Teil der Welt aufzubrechen – Hall, Newell, Nott und ich selbst. Es sind mindestens vier weitere in der Klasse unter uns, die bereitstehen, die Mission zu unterstützen, wo immer ihr Auftrag sie hinführen wird.«

Er selbst bereitete sich auf jede erdenkliche Weise für seine zukünftige Arbeit vor. Wenn er in benachbarten Städten predigte, verwendete er nur noch selten Notizen. »Ich glaube kaum, dass ich in Zukunft noch Predigten schreiben werde. Warum sollte ich meine Zeit in die Feinheiten und die Eleganz der englischen Sprache investieren, wo ich doch erwarte, den Rest meines Lebens im Gespräch mit Wilden in ihrem Eingeborendialekt zu verbringen?« Sein Gesundheitszustand war gut, nur dass ihm seine Augen Mühe machten, sodass er abends nicht studieren konnte – eine häufig anzutreffende Konsequenz des Lesens bei Kerzenlicht. Seit einigen Monaten schon härtete er sich systematisch mit Atemübungen und dadurch ab, dass er sich täglich mit Schwamm und kaltem Wasser wusch und lange Spaziergänge unternahm.

Von Nancy Hasseltine erwähnte er nichts, doch seine Gefühle spiegelten sich vielleicht in seiner Sorge für seine Schwester Abigail,

die sich der Gemeinde in Plymouth noch nicht angeschlossen hatte: »Manchmal denke ich, dass A. in Plymouth ganz allein ist. Doch es gibt einen Freund, der sie niemals alleinließe, wenn sie seine Freundschaft gewönne.«

Inzwischen verlor er selbst keine Zeit beim Versuch, die Freundschaft Nancys zu gewinnen. Einen Monat nach dem Tag, an dem er ihr begegnet war, »began« er formell »eine Bekanntschaft« mit ihr. Das bedeutete, dass er offiziell seine Absichten als Verehrer erklärte. Dies tat er in einem Brief, und die Überlieferung sagt, dass Nancy mehrere Tage nicht darauf antwortete. Sein Inhalt war jedoch innerhalb der Hasseltine-Familie ein offenes Geheimnis. Dies ging so weit, dass eine ihrer Schwestern Nancy drohte, den Brief selbst zu beantworten, wenn sie weiterhin damit zögerte.

Ihre Antwort war zwar nicht gerade ermutigend, aber ebenso wenig war sie eine glatte Zurückweisung. Sie wich einer klaren Antwort aus und schrieb, ihre Eltern müssten ihre Zustimmung geben, ehe sie Adonirams Antrag überhaupt ins Auge fassen könnte. Persönlich spekulierte sie in ihrem Tagebuch, ob sie imstande wäre, sich »völlig Gott hinzugeben und ihn nach seinem Wohlgefallen über sich verfügen zu lassen«, und kam schließlich zu dem Entschluss: »Ja, ich spüre die Bereitschaft, mich in die Lage versetzen zu lassen, in der ich am meisten Gutes bewirken kann, *selbst wenn es bedeuten würde, das Evangelium den fernen, ohne Gott lebenden Heiden zu bringen.*«

Adoniram setzte sich umgehend an seinen Schreibtisch und schrieb eindringlich an Nancys Vater:

Ich muss Sie jetzt fragen, ob Sie ein Ja dazu haben, sich von Ihrer Tochter zu Beginn des kommenden Frühjahrs zu verabschieden und sie nie mehr in dieser Welt zu sehen; ob Sie ihrer Abreise zustimmen können und der Tatsache, dass sie den Strapazen und Leiden des Lebens als Missionarin unterworfen sein wird. Ich frage Sie, ob Sie es akzeptieren, dass sie den Gefahren der See ausgesetzt sein wird und dem lebensbedrohlichen Einfluss des tropischen Klimas Indiens; dazu allen Arten körperlicher und seelischer Nöte und schließlich der Erniedrigung, Beleidigung sowie Verfolgung und vielleicht einem gewaltsamen Tod. Kön-

nen Sie alldem zustimmen – um dessentwillen, der seine himmlische Heimat verlassen hat und für diese Ihre Tochter und auch für Sie selbst gestorben ist; um unsterblicher Seelen willen, die sonst verlorengehen würden; um Zions und der Ehre Gottes willen? Können Sie alldem zustimmen in der Hoffnung, Ihre Tochter bald in jener Welt voller Herrlichkeit wiederzusehen, die Krone der Gerechtigkeit tragend, die hell erstrahlt durch den lauten Lobpreis für ihren Erretter, der von zahlreichen Heiden erschallt, weil sie von ewiger Pein und Verzweiflung errettet wurden, nachdem sie ihnen die Heilsbotschaft gebracht hat?

Als John Hasseltine diesen Brief las, müssen ihm die Augen fast aus dem Gesicht gefallen sein. Man hätte erwarten sollen, er hätte ähnlich wie der Vater einer Freundin von Nancy reagiert – einer aus dem zahlreichen Kimball-Clan –, der beherzt erklärte (als er hörte, dass der junge Judson Nancy Hasseltine den Hof machte), er würde seine Tochter eher am Bettpfosten festketten, als sie zu einem derart verrückten Unternehmen losziehen zu lassen.

John Hasseltine jedoch unternahm nichts dergleichen. Trotz vieler Bedenken überließ er es Nancy, selbst eine Entscheidung zu treffen. Was immer sie wählen würde, seinen Segen hätte sie – aber sie sollte alles sorgfältig abwägen, ehe sie eine unwiderrufliche Entscheidung trafe. Nancys Mutter fügte dem wenig hinzu. Sie hoffte, Nancy würde nicht gehen. Aber sie verweigerte ihr die Zustimmung nicht. Auf sich allein gestellt, war Nancy ratlos, was sie tun sollte. Sie begann, Adoniram zu lieben – welche Frau hätte einer solchen Kombination von Ungestüm und Zartheit widerstehen können? Außerdem hatte der Gedanke, seine Abenteuer in fernen Ländern miterleben zu können, zweifellos etwas unwiderstehlich Attraktives. Aber die Risiken waren erschreckend. Ohne Frage würde sie Kinder haben, dachte sie wahrscheinlich. Was würde aus ihnen werden? Doch andererseits, wie könnte sie Gott besser dienen?

Innerlich hin und her gerissen, reiste Nancy Anfang September nach Beverly, um sich dort Rat zu holen. Neben Rebecca war inzwischen auch ihre Schwester Abigail dort und erteilte Schulunterricht. Doch suchte Nancy wahrscheinlich den Rat von Pastor

Emerson mehr als den ihrer Schwestern. Trotz seiner Milde und einer Spur sanften Humors, der ihn bei jedermann beliebt machte, war er alles andere als weich, und gelegentlich konnte er erschreckend offen sein.

Als Nancy ihm ihre Hoffnungen und Zweifel mitteilte, antwortete er, die Frage wäre lange nicht so kompliziert, wie sie dachte: Wenn sie Adoniram wirklich liebte und sich dem Herrn unterwerfen wollte, dann gäbe es keinen besseren Weg, seinem Willen zu dienen.

Sichtlich ermutigt, schrieb sie vertraulich an Lydia Kimball in Salem:

Ich bin nun willens und erwarte – wenn es die Vorsehung nicht verhindert –, mein zukünftiges Leben in dieser Welt in heidnischen Ländern zu verbringen. Ja, Lydia, ich bin zu dem Entschluss gekommen, alle meine Annehmlichkeiten und Vergnügungen hier aufzugeben, meine Zuneigung zu Verwandten und Freunden auf den Altar zu legen und dorthin zu gehen, wohin es Gott in seiner Vorsehung gefällt, mich hinzubringen.

Vielleicht gefiel es ihr, ähnlich wie Adoniram, ihre Entscheidung zu dramatisieren. Aber sie konnte nicht zugeben – nicht einmal sich selbst gegenüber –, dass ihre Liebe zu Adoniram sehr viel damit zu tun hatte. Sie betonte Lydia gegenüber: »Auch wurde mein Entschluss nicht geformt als Folge einer Zuneigung zu allem Irdischen, sondern aus dem Bewusstsein einer Verpflichtung Gott gegenüber und mit der vollen Überzeugung, dass es ein Ruf seiner Vorsehung und folgerichtig auch meine Pflicht sei.«

Vielleicht war es so. Jedenfalls – ob nun Liebe oder Pflichtgefühl an erster Stelle stand – war sie im Anschluss an ihre Rückkehr nach Bradford fast schon bereit, Adoniram zu sagen, sie würde seine Frau werden.

Am 24. September machte Adoniram die Abschlussprüfung am Seminar, etwa zu der Zeit, als sie von Beverly zurückkehrte; aber er blieb weiter in Andover und predigte überall, wo sich Gelegenheit bot. Häufig sah er dabei Nancy. Mehr mit nüchternen Worten und objektiv, eben nach Männerart, schrieb er diesen Herbst an

Nott über seine Liebe zu Nancy: »Ich habe fast nichts unternommen, seit ich Dich gesehen habe, außer dass ich ... oft mit Nancy ausgeritten bin. Hübsche Vorbereitung für das Missionarsleben, diese Sache – nicht wahr?«

Es gab sonst wenig zu tun. Am Fünften des Monats (am selben Tag, als die Brown University ihm den Grad eines *Magister Artium* verlieh) war das Board of Commissioners, inzwischen bekannt als »American Board«, in Farmington (Connecticut) zusammengekommen. Doch brachten die Beratungen wenig anderes zustande als den Rat für die Missionskandidaten, »sich weiterhin ihren Studien zu widmen, bis weitere Informationen über das Missionsfeld eingehen und bis die finanzielle Situation der Institution die Aussendung ermöglicht«.

Adoniram, ganz damit beschäftigt, Nancy den Hof zu machen, ärgerte sich ausnahmsweise nicht über die Verzögerung. Mary Hasseltine erinnerte sich, dass er damals »im Feuer seiner ersten Liebe war. Man kann buchstäblich sagen, dass er ein Mann *eines* einzigen Gedankens war, und das war Liebe, und zwar zu Jesus, sowie der Wunsch, diese in all ihren verschiedenen Formen zu bekunden. Er war von Natur aus feurig, ungestüm und ehrgeizig, mit absolut unerschütterlichem Vertrauen in sein eigenes Urteil, unabhängig davon, welchen Rat Ältere ihm Rat gaben.«

Wie lange hätte eine Frau einem solchen Freier widerstehen können?

Wann genau Nancy »Ja« sagte, ist nicht bekannt; aber Mitte Oktober schien fast jeder zu wissen, dass Nancy Hasseltine Adoniram Judson heiraten und mit ihm in den Orient gehen würde. Die Meinungen waren geteilt.

Manche Ansichten entsprachen der Auffassung jener Matrone von Bradford, die eine Bekannte auf der Straße ansprach: »Wie man hört, geht die junge Miss Hasseltine nach Indien. Warum geht sie eigentlich?«

Die Bekannte antwortete zurückhaltend: »Warum? – Nun, sie hält es für ihre Pflicht. Würden Sie nicht auch gehen, wenn Sie es für Ihre Pflicht hielten?«

In der nachdrücklichen Antwort spiegelte sich die Meinung derjenigen Bewohner von Bradford wider, denen jegliches Vorpreschen

in dieser Angelegenheit missfiel: »Aber *nie und nimmer* würde ich es je für meine Pflicht halten!«

Andere dachten wie die 17-jährige Harriet Atwood, die jenseits des Flusses in Haverhill wohnte. Sie war eine enge Freundin von Nancy und hatte sie schon bewundert, als sie sich vor über vier Jahren als Schülerinnen an der Bradford Academy kennengelernt hatten.

Wie Nancy war auch sie von der Erweckung des Jahres 1806 beeinflusst. Seither hatte sie sich intensiv mit Glaubensfragen befasst, aber nicht in der leidenschaftlichen Weise Nancys. Schmal und kränzlich, aus einer zu Tuberkulose neigenden Familie, die ihren Vater vor zwei Jahren das Leben gekostet hatte, lebte sie viel mehr in sich selbst zurückgezogen.

Als Harriet die Neuigkeit von Nancys eigenen Lippen hörte, vertraute sie ihrem Tagebuch an:

»Eine Freundin besuchte uns heute Morgen. Sie informierte mich über ihren Entschluss, das Land ihrer Geburt zu verlassen, um die Leiden einer Christin inmitten von Heidenvölkern zu ertragen – um ihr Leben im feuchtheißen Klima Indiens zu verbringen. Wie sehr hat diese Nachricht mein Herz bewegt! Ist sie willens, all dies für Gott zu tun, wie kann ich ihr dann die kleine Hilfe verweigern, die ich ihr in einem Land wie unserem gewähren kann, wo die göttliche Offenbarung ihr hellstes Licht hat erstrahlen lassen?«

In ihrem tiefsten Herzen aber wurde Nancys Entschlossenheit immer noch von manchen Ängsten untergraben:

»Jesus ist treu, seine Verheißungen sind kostbar. Ohne diese Gedanken müsste ich angesichts meiner gegenwärtigen Aussichten in Verzweiflung niedersinken, besonders da – soweit mir bekannt ist – keine Frau jemals Amerikas Küste verlassen hat, um ihr Leben unter den Heiden zu verbringen; ich weiß auch noch nicht, ob ich je eine Gefährtin haben werde. Aber Gott ist mein Zeuge, dass ich nicht gewagt habe, das mir gemachte Angebot abzulehnen, obwohl so viele schnell dabei sind, es »ein verrücktes, abenteuerliches Unterfangen« zu nennen.«

Wie sich jedoch herausstellen sollte, waren Adoniram und Nancy noch fast ein Jahr getrennt, ehe das »verrückte, abenteuerliche Unterfangen« beginnen konnte.

Das American Board hatte Samuel Spring, Samuel Worcester und den Laien William Bartlet zu Mitgliedern eines »Prudential Committee«<sup>79</sup> ernannt, um Geldmittel zur Unterstützung der Missionare aufzubringen. Im Dezember waren die Unternehmungen zur Beschaffung von Finanzen genau da, wo sie im September gewesen waren – nämlich nirgendwo. Das Komitee beschloss schließlich ziemlich verzweifelt, dass man möglicherweise mit der London Missionary Society eine gemeinsame Vorgehensweise ausarbeiten könne – das Prudential Committee würde für die Missionare sorgen und für ihre der Aufgabe entsprechenden Charaktere und Qualifikationen garantieren, während die Londoner sich um die Finanzen oder zumindest um den Löwenanteil davon kümmern würden.

Am Weihnachtstag 1810 erschienen demnach Adoniram, S. Newell, S. Nott und Gordon Hall vor dem Komitee, um sich formell prüfen und ihre Eignung als Missionare bescheinigen zu lassen. Als man dies hinter sich hatte, wurde Adoniram als Repräsentant des American Board gewählt, um obige Überlegungen der London Missionary Society vorzulegen. Er sollte schon eine Woche später – am 1. Januar 1811 – mit dem Schiff *Packet* von Boston nach Liverpool segeln.

Das Komitee hatte aber so wenig Geld, dass es nicht einmal die Schiffspassage ihres Repräsentanten bezahlen konnte. Doch Adoniram war in der Lage, ein paar Hundert Dollar von Mr. Bartlet und Mr. Norris – zwei Gönnern des Seminars – aufzubringen; und das Komitee versprach, Adonirams Auslagen bei seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten zu erstatten. Ihm wurden ein Brief mit Anweisungen und ein Brief an Reverend George Burder von der London Missionary Society mitgegeben. Die entsprechenden Anweisungen waren explizit.

Zuerst sollte er herausfinden, welche Regelungen man für die Zusammenarbeit der amerikanischen und der Londoner Organisation treffen könnte, und insbesondere, ob die Londoner Gesellschaft die Missionare eine Zeit lang unterstützen würde, ohne dass sie sich dauerhaft und vollständig der Londoner Kontrolle unterstellen müssten. Falls die Londoner Gruppe meinte, die Mission solle zu gleichen

---

79 A. d. Ü.: Etwa »Planungs-« oder »Aufsichts-Komitee«.

Teilen von den Amerikanern und den Briten getragen werden, war zu klären, wer dann die Leitung haben sollte. Die Beantwortung dieser Fragen sollte Adoniram's primäre Aufgabe sein.

Zum Zweiten sollte er so viel wie möglich über die verschiedenen potenziellen Einsatzfelder für Missionare, die notwendige Vorbereitung und die richtige Methode zur Ausführung erfolgreicher Missionsunternehmungen in Erfahrung bringen.

Da ihm so wenig Zeit zur Vorbereitung der Abreise blieb, hatte Adoniram kaum Gelegenheit, Nancy zu sehen, aber von seinem Zimmer in der Phillips Hall aus schüttete er ihr sein Herz in Briefen aus – er schrieb einen am 30. Dezember, einen am 31. und einen (das Auslaufen der *Packet* hatte sich verzögert) am Neujahrstag.

Die ersten beiden waren eine Mischung aus zärtlichem Geplauder und pessimistischem Philosophieren (Letzteres wahrscheinlich verursacht durch die Erkältung, an der er laborierte). Aber in seinem Brief vom Neujahrsmorgen zeigte er seine Herzeshaltung in großartiger Weise:

Mit größter Aufrichtigkeit und mit meinem ganzen Herzen wünsche ich Dir, meine Geliebte, ein glückliches Neues Jahr. Möge es ein Jahr sein, in dem Dein Wandel nahe bei Gott ist und Du ruhig und gelassen bist, und möge der Weg, der Dich zum Lamm hinführt, erleuchtet sein von reinerem Licht. Möge es ein Jahr sein, in dem Du reichlicher vom Geist Christi erfüllt bist und für Größeres als weltliche Dinge gelobt wirst und in dem Du willig wirst, in dieser Welt so gebraucht zu werden, wie es Gott wohlgefällt. Da jeder Augenblick des Jahres Dich näher ans Ende und Ziel Deiner Pilgerreise bringen wird, möge es Dich näher zu Gott bringen ... Und jetzt, da ich schon einmal mit dem Wünschen begonnen habe, werde ich fortfahren. Möge dies das Jahr sein, in dem Du Deinen Nachnamen änderst, in dem Du Dich endgültig verabschiedest von Deinen Verwandten und dem Land Deiner Geburt, in dem Du den weiten Ozean überquerst, um auf der anderen Seite der Welt zu wohnen, unter einem heidnischen Volk.

Als Adoniram den Brief beendet hatte (mit Spekulationen am Schluss, ob er und Nancy am nächsten Neujahrstag sich wohl ein glückliches Neues Jahr »im ungehobelten Dialekt von Hindustan oder Birma« wünschen würden), faltete er ihn und machte ihn fertig für die Post. Dann brach er nach Boston auf, um auf das Auslaufen der *Packet* zu warten.

## Frankreich und England (1811)

Die *Packet*, ein britisches Schiff, verließ den Hafen von Boston erst am 11. Januar 1811. Neben Adoniram beförderte sie nur zwei weitere Passagiere – zwei spanische Kaufleute. Da sich England mit Frankreich im Krieg befand und die Vereinigten Staaten selbst am Vorabend eines Krieges<sup>80</sup> standen, gab es wenig Passagiere, die eine Seereise riskierten.

Die ersten Tage verlief die Reise ohne besondere Vorkommnisse. Dann tauchten eines Morgens die Segel eines fremden Schiffs am Horizont auf. Sie gehörten einem französischen Freibeuter mit dem beeindruckenden Namen *L'Invincible Napoléon*<sup>81</sup>. Die *Packet* war leichte Beute.

Die Offiziere, Passagiere und die Mannschaft der *Packet* wurden an Bord der *L'Invincible Napoléon* gebracht. Die beiden spanischen Kaufleute, die Französisch beherrschten und offensichtlich einflussreiche und vermögende Männer waren, wurden gut behandelt und bekamen eine Kabine. Adoniram hatte nicht so viel Glück. Französisch gehörte nicht zu den Sprachen in seinem Repertoire, und seine unscheinbare schwarze Kleidung wies ihn gegenüber den französischen Marineoffizieren nicht gerade als einen Menschen von besonderer Bedeutung aus. Zusammen mit der Besatzung der *Packet* wurde er ohne viel Aufhebens in den Frachtraum des Kaperschiffs geworfen. Der Laderaum war finster, schmutzig und überfüllt. Bald schon kam ein typischer Wintersturm auf, und die Männer unten im Schiff – Adoniram eingeschlossen – wurden seekrank. Innerhalb kurzer Zeit wurde der Frachtraum zu einem ekelerregenden Chaos.

Das war eine Erfahrung, auf die Adoniram nicht vorbereitet war. Seine Reinlichkeit und sein Abscheu vor Schmutz waren fast schon zwanghaft. Er hatte nie anderes erlebt als Freundlichkeit seiner Person gegenüber, zumindest aber Höflichkeit und Respekt. Jetzt lag er in Erbrochenem und musste die gleiche rücksichtslose Behand-

80 A. d. H.: Gemeint ist der Britisch-Amerikanische Krieg (18. 6. 1812 bis 18. 2. 1815).

81 A. d. Ü.: Svw. »Der unbesiegbare Napoleon«.

lung über sich ergehen lassen wie der Rest der Besatzung der *Packet*. In seinen schlimmsten Träumen über das Missionarsleben hatte er sich etwas derart Abstoßendes und Entwürdigendes nicht vorgestellt. Der Schiffsarzt kam jeden Tag in den Frachtraum. Adoniram versuchte, ihm seine Notlage deutlich zu machen, aber ohne Französisch erreichte er absolut nichts.

Er fühlte sich hundeehend und begann, an zu Hause zu denken – an Nancy, an Bradford, an seine Familie in Plymouth, sogar an Dr. Grifpins Angebot einer Stelle in der Park Street Church in Boston, das er abgelehnt hatte. Aber alles und alle waren inzwischen weit von ihm entfernt. Jetzt, seekrank und voller Heimweh, begann er sich zu fragen, ob er wirklich den richtigen Weg eingeschlagen und sich in seiner Berufung nicht getäuscht hatte.

In seiner tiefen Verzweiflung kam ihm jedoch ein neuer Gedanke. Vielleicht gewährte ihm Gott einen Vorgeschmack auf das Leben als Missionar, um seinen Glauben und seine Entschlossenheit auf die Probe zu stellen. Er ging auf die Knie, so gut er es in dem schwankenden Frachtraum eben konnte, und betete um Stärke, damit er seiner Schwäche widerstehen könne. Nach einer Weile fühlte er sich ein bisschen besser, und er kramte im Finstern in seinen Habseligkeiten, bis er seine hebräische Bibel zu fassen bekam. Als er sie in den Händen hatte, fand er eine Stelle, wo ein bisschen Licht einfiel, gerade genug, um zu lesen, und er vertrieb sich die Zeit damit, das Hebräische ins Lateinische zu übersetzen.

Als er eines Tages auf diese Weise mit Übersetzen beschäftigt war, kam der Schiffsarzt auf seinem Rundgang vorbei. Der Arzt nahm die Bibel neugierig in die Hand und schaute sie sich im helleren Licht neben der Gangway an. Als gebildeter Mann erkannte er, um welches Buch es sich handelte, und gab sie Adoniram zurück, indem er ihn etwas auf Lateinisch fragte, wobei sich das Lateinische als wirksames Kommunikationsmittel erwies. Wir können uns gut vorstellen, wie dankbar Adoniram innerlich war, dass er früher nicht umsonst den Spitznamen »der ausgegrabene alte Vergil« bekommen hatte. Er konnte erklären, wer er war und warum er sich an Bord der *Packet* befand. Der Arzt entwickelte schnell Sympathien für den jungen Theologen, der – wenn auch so ganz anders als ein katholischer Pries-

ter aus Frankreich – offensichtlich ein gebildeter Mann war wie er selbst. Er ließ ihn umgehend aus dem Laderaum holen. Vor Sonnenuntergang hatte Adoniram bereits seine eigene Koje in einer Kajüte und nahm ab jetzt seine Mahlzeiten am Kapitänstisch ein, zusammen mit den Schiffsoffizieren und den beiden spanischen Geschäftsleuten.

Da Adoniram nun eine Koje und Möglichkeiten hatte, sich zu waschen, fand er den Rest der Seereise angenehmer. Einmal konnte er vom Deck des Schiffs aus einen kurzfristig spannenden Zwischenfall beobachten, als die *L'Invincible Napoléon* von einer größeren und schwerer bewaffneten britischen Brigg gesichtet wurde. Aber der Franzose war ein schnellerer Segler, und alle Hoffnungen Adonirams, mittels einer zweiten Gefangennahme nach England zu kommen, wurden schnell enttäuscht.

Schließlich landete der Freibeuter im nordspanischen Pasaia (Pasajes), wo die zwei Spanier an Land gelassen wurden.

Aber Adoniram, ob nun gebildet oder nicht, wurde nach Bayonne<sup>82</sup> gebracht und zusammen mit der Mannschaft der *Packet* mit vorgehaltener Waffe ins Gefängnis getrieben.

Inzwischen hatte Adonirams Stimmung wieder zu ursprünglichem Optimismus zurückgefunden. Auf dem Marsch ins Gefängnis machte er seiner Empörung Luft, indem er die Menschenmengen am Straßenrand in den paar Worten Französisch anschrie, die er inzwischen gelernt hatte. Seine Proteste führten nur zu ausgelassenem Lachen der Zuschauer. Ihm kam der Gedanke, dass einige vielleicht Englisch verstünden, und unerschrocken begann er eine laute Protestrede »gegen Unterdrückung im Allgemeinen und diesen speziellen Akt im Besonderen«.

Adonirams Stimmgewalt war in Andover berühmt gewesen, und sein erneuter Ausbruch, diesmal in Englisch, beunruhigte die Wachen. Sie versuchten, ihn mit drohenden Gebärden zum Schweigen zu bringen, aber als er merkte, dass niemand ihn schlug oder stieß, wurde er noch lauter, zur zunehmenden Begeisterung der Mengen. Doch einen Augenblick später hörte er jemanden unter den Zuschauern mit dem vertrauten amerikanischen Akzent rufen: »Reden Sie leiser!«

---

82 A. d. Ü.: Französische Hafenstadt in der Bucht von Biscaya, Nachbarstadt von Biarritz, ca. 35 Kilometer von der französisch-spanischen Grenze entfernt.

Sofort fügte sich Adoniram. »Ich habe nur herumgeschrien, um einen Zuhörer zu finden«, erklärte er und fügte in wenigen hastigen Worten hinzu, wie er dahin gekommen war, wo er sich jetzt befand.

Die Stimme gehörte einem Mann aus Philadelphia – einem Offizier eines der vielen amerikanischen Schiffe, die die englische Blockade zu durchbrechen versuchten. Er versprach, ihm zu helfen. »Aber es ist besser, wenn Sie ab jetzt Ruhe geben«, mahnte er zur Vorsicht. »Wie ein Lamm«, versprach Adoniram, »da ich jetzt ja bekommen habe, was ich wollte.«

Der Kerker war nur insofern eine Verbesserung gegenüber dem Schiffsladeraum, als dass er nicht in alle Richtungen schwankte. Die Gefangenen waren in ein großes finsternes Kellerverlies gesteckt worden, feucht und kalt sowie nur spärlich erleuchtet von einer einzigen schwachen Laterne, die an einem Steinpfeiler in der Mitte hing. Die Betten bestanden aus Strohhaufen, die auf dem Boden in Wandnähe hingestreut waren.

Als sie sicher in dieser riesigen Gemeinschaftszelle eingesperrt waren, begann Adoniram, in Erwartung seines Retters ungeduldig auf und ab zu marschieren. Nach einigen Stunden öffnete sich knarrend die Zellentür, und der Mann aus Philadelphia, gehüllt in einen riesigen Militärmantel, wurde vom Wärter hereingelassen. Adoniram lehnte gerade am Mittelpfeiler, als sein Freund eintrat. Jetzt bewegte er sich unauffällig – ohne das geringste Anzeichen von Ungeduld oder Wiedererkennen – in Richtung Lampe.

Ohne Adoniram zu beachten, ging der Amerikaner hinüber zum Pfeiler, nahm die Laterne vom Haken und sagte: »Mal sehen, ob ich einen dieser Burschen kenne.« Mit der Lampe in der Hand entfernte er sich dann von Adoniram und inspizierte jeden einzelnen der Männer, die auf ihren Strohhaufen gekauert lagen.

Als er so einmal die Runde in der Zelle gemacht hatte, tat er, als gäbe er enttäuscht auf. »Nein, kein Freund von mir«, murmelte er und hängte die Laterne wieder an den Haken über Adonirams Kopf. Im selben Augenblick breitete er den Mantel über Adoniram.

Unter den Mantel geduckt, halb blind durch den ihn umhüllenden Stoff, kroch Adoniram auf den Fersen seines Gefährten zur Zellentür und versuchte dabei, so gut wie möglich Schritt zu halten. Der Schiffs-

offizier war ein extrem großer Mann, der Mantel so voluminös wie ein Zelt und der Raum ziemlich dämmrig. Doch auch so hätte selbst dem unachtsamsten Bewacher auffallen müssen, dass der Besucher nicht nur gewaltig an Umfang zugenommen hatte, sondern nun auch noch über zwei zusätzliche Beine verfügte.

Aber der Amerikaner kannte das Zaubermittel, das man für das Unsichtbarmachen von Extrabeinen benötigte: Als sich die Zellentür öffnete, ließ er Geld in die erwartungsvoll geöffnete Hand des Wärters gleiten. Er gab eine weitere Summe dem Wächter, der das äußere Tor des Gefängnisses bewachte. Auf diese Weise – der Offizier vorneweg, Adoniram direkt hinter ihm unter den Mantel gekauert – passierten sie schließlich auch die äußeren Mauern des Kerkers. Einmal draußen, nahm der Amerikaner den Mantel von Adoniram, kommandierte schroff: »Jetzt, rennen wir!«, und lief in vollem Galopp voran zum Anlegeplatz, wo er ihn an Bord eines amerikanischen Schiffs versteckte. Die nächste Nacht verbrachte Adoniram auf dem Dachboden eines Werftbesitzers. Einige Tage später bekam er Entlassungspapiere, und von da an konnte er sich wenden, wohin er wollte.

Er fand Unterkunft und Verköstigung bei einer amerikanischen Frau, die einen Großteil ihres Lebens in Frankreich verbracht hatte. Dort blieb er sechs Wochen. Sie wusste, dass er Geistlicher war, aber er hielt seinen Beruf vor anderen geheim, »da er dachte, dies würde seinem Plan zuwiderlaufen, so viel wie möglich über den wahren Zustand der französischen Gesellschaft zu lernen« – was seiner Zeit in New York, wo er sich als »Mr. Johnson« ausgegeben hatte, erstaunlich ähnelte.

Nach außen hin als »Nichtgeistlicher« auftretend, »besuchte er mit seinen anderen Untermietern verschiedene Vergnügungsstätten, schützte aber seine Unkenntnis der Sprache und Gebräuche des Landes vor, um sich als unbeteiligter Beobachter zu verhalten; im Allgemeinen gab er nichtssagende oder ausweichende Antworten, wodurch er seine Rolle spielen konnte, ohne unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen«.

»Vergnügungsstätten« war eine höfliche Untertreibung. Bayonne wimmelte, ebenso wie Marseille, von den verschiedenartigsten Menschen einer durch Kriege und Revolutionen erschütterten Generation

Europas. Die Lustbarkeiten, die den hier landenden Seeleuten angeboten wurden, waren ein offenes Geheimnis, und Geschichten über die Genüsse, die man amerikanischen Kapitänen offerierte, wurden von ihren Nachfahren hinter diskret vorgehaltener Hand noch generationenlang weitererzählt.

Schließlich jedoch wurde Adonirams Ekel stärker als seine Neugier. »Die letzte Vergnügungsveranstaltung, die er besuchte, war ein Maskenball; und bei dieser Gelegenheit waren seine Emotionen stärker als seine Vorsicht, und sein wirklicher Charakter brach aus ihm heraus. Er erklärte seinen überraschten Gefährten, dass er sich nicht vorstellen könne, dass es in den Regionen der Hölle schlimmere Beispiele völliger Verdorbenheit als die hier von ihm beobachteten gäbe.«

Aber damit nicht genug, er fuhr fort – auf Englisch –, »die vielen Übel aufzuzählen, die der Unglaube über Frankreich und über die übrige Welt gebracht hatte, und zeigte dann den einzigen Weg auf, diesen Übeln zu entrinnen – der verachtete, aber in Wirklichkeit die Menschen erhebende und adelnde Glaube an Jesus Christus«. Von seiner eigenen Leidenschaft hingerissen, sprach er immer lauter, bis er ein ansehnliches Publikum angezogen hatte. Die meisten Gäste verstanden die Sprache nicht und dachten, diese Einlage gehöre zum Bühnenspektakel. Aber recht viele der Anwesenden – wenn auch ihre Gesichter hinter Masken verborgen waren – zeigten durch ihr Verhalten, dass sie sehr wohl verstanden, und sie wurden tief getroffen, als Adoniram seinen Abscheu über das Verhalten dieser Männer zum Ausdruck brachte, die ohne Frage maskierte Amerikaner waren.

Kurz darauf verließ Adoniram Bayonne und brach nach Paris auf – laut einem Bericht reiste er in einer Militärkutsche mit einigen Offizieren aus dem Gefolge Napoleons. In Paris verbrachte er kurze Zeit mit ihnen, ehe er schließlich sicheres Geleit nach England erhielt, und manche sagen, er hätte mit ihnen in Paris ähnliche Vergnügungsstätten besucht wie diejenigen, die er in Bayonne gesehen hatte. Ob das nun den Tatsachen entspricht oder nicht, sein unfreiwilliger Aufenthalt in Bayonne öffnete ihm in jedem Fall die Augen für eine Art der Existenz, von der man im beschaulichen Neuengland nicht einmal träumte. Er selbst beurteilte diese Erfahrungen jedenfalls als unschätzbar wichtig für einen Missionar. Den ganzen Rest sei-

nes Lebens »betrachtete er seinen Zwangsaufenthalt in Frankreich als äußerst wichtigen – ja, sogar notwendigen – Teil seiner Vorbereitung für die Aufgaben, denen er sich später zu stellen hatte«.

Ob nun wichtig oder nicht, die französische Episode hatte mit dem ursprünglichen Zweck seiner Reise nichts zu tun. Es war Mai, als er endlich in England ankam, vier Monate nach seiner Abreise aus Boston, und sofort meldete er sich bei den Direktoren der London Missionary Society. Es war ein günstiger Zeitpunkt für Entscheidungen. Die Jahreshauptversammlung der Gesellschaft sollte binnen Kurzem beginnen. Er konnte teilnehmen und wusste, dass er auf seine Fragen prompte Antworten erhalten würde.

Die Direktoren hatten bereits Dr. Worcesters Brief im Namen des Prudential Committee des American Board erhalten. Nun lasen sie Adoniram's Brief mit den entsprechenden Instruktionen sowie andere Dokumente, die er mitgebracht hatte, und delegierten die Sache sofort an ein Komitee, das diese gründlicher untersuchen und den amerikanischen Brüdern umgehend Bericht erstatten sollte.

Bei der freundlichen, aber praxisnahen Befragung durch dieses Komitee wurde sich Adoniram bewusst, was für einen schwachen und unausgegorenen Plan das Board ihm mitgegeben hatte. Der Bericht des englischen Komitees war deutlich: »Mr. Judson kann sich sehr wenig Hoffnung auf finanzielle Unterstützung machen. Der Eifer für die Sache der Mission scheint hauptsächlich – wenn nicht ausschließlich – unter denjenigen angefacht zu sein, die lediglich imstande sind, sich selbst für den Dienst zur Verfügung zu stellen.« Hätte es zu Hause auch nur passable Aussichten auf das Aufbringen von Geldmitteln gegeben, wäre er ohnehin nicht nach England gesandt worden. Aber die Bevollmächtigten in den Vereinigten Staaten hatten ihn angewiesen, in Erfahrung zu bringen, ob er und seine Brüder »für eine gewisse Zeit im Missionsdienst von Londoner Geldern unterstützt werden können, ohne sich jedoch gänzlich und endgültig der Leitung der Londoner Gesellschaft zu unterstellen; oder ob es grundsätzlich für den Missionseinsatz angemessen wäre, wenn er teils von ihnen und teils von uns unterstützt würde, und wenn ja, wessen Leitung er sich dann unterstellen müsste«. Diese Worte machten ziemlich deutlich, dass die Amerikaner eine gemeinsame Leitung der Mission einforderten, ohne

dabei eine gemeinsame Unterstützung anzubieten. Gemeinsame Leitung von beiden Ufern des Atlantiks aus, das wussten die Londoner, war an sich schon nicht praktikierbar – und ohne den Anreiz gemeinsamer finanzieller Unterstützung erwies sich der bloße Vorschlag als lächerlich.

Das Motiv der Amerikaner war offensichtlich – so musste es zumindest Adoniram vorgekommen sein. Er erfuhr in London, dass die Londoner Gesellschaft im kommenden Jahr Missionsausgaben in Höhe von 10 000 Pfund plante. Sie verfügte über eine ganze Generation gesammelter Erfahrung auf dem Missionsfeld. Adonirams eigene Vorgesetzte waren nicht einmal in der Lage gewesen, auch nur das Geld für die Schiffspassage nach England aufzubringen; Erfahrung hatten sie überhaupt keine. Doch jetzt erdreisteten sie sich, die Teilung der Verantwortung einzufordern, ohne selbst das Geringste an finanzieller Unterstützung beitragen zu wollen oder zu können. In Adoniram, der zur Hitzköpfigkeit neigte, muss es höchstwahrscheinlich gekocht haben, als er über die beschämende Situation nachdachte, in die man ihn gebracht hatte. Wer zählte zum Kreis der amerikanischen Missionskandidaten? Er selbst und eine Handvoll von Studenten in Andover. Was hatte das American Board getan? Nichts anderes, als seine eigene ursprüngliche Idee vom letzten Jahr zu blockieren, seine Dienste der London Missionary Society anzubieten. Solche oder ähnliche Gedanken werden ihm durch den Kopf gegangen sein.

Unter diesen Umständen fühlte sich Adoniram von jeglicher Verpflichtung gegenüber dem American Board entbunden und bot sich unverzüglich der Londoner Gesellschaft an. Er offerierte auch die Dienste von Newell, Nott und Hall – mit lediglich zwei Bedingungen. Erstens bat er darum, dass alle vier zusammenbleiben dürften und zum Aufbau eines neuen Missionsgebiets eingesetzt werden sollten. Und außerdem dachte er einerseits an Nancy, während er andererseits wusste, dass die anderen drei zu der Überzeugung gekommen waren, es sei das Beste zu heiraten, ehe man ins Ausland ging. Daher bat er zweitens darum, dass man den neuen Missionaren erlaubte, ihre Frauen mitzunehmen.

In der Frage der Frauen waren die Mitglieder des Komitees zunächst unsicher, stimmten aber schließlich zu. In Bezug auf das Zusammen-

bleiben der ganzen Gruppe zum Aufbau eines neuen Missionsgebiets herrschte größere Unsicherheit. Angesichts der wohlbekannten Opposition der Ostindiengesellschaft gegenüber Missionaren meinte das Komitee, es wäre am besten, wenn zwei auf einer Missionsstation und zwei auf einer anderen eingesetzt würden. Aber auch in diesem Punkt war die Tür nicht vollständig geschlossen. Und so empfahl das Komitee den Direktoren, dass die vier »als Missionare angenommen werden sollen, um von der Londoner Gesellschaft in Indien eingesetzt zu werden«.

Natürlich stand dieses Arrangement unter Vorbehalt. Newell, Nott und Hall würden vielleicht nicht zustimmen. Oder das American Board könnte vielleicht plötzlich Geldmittel auftreiben. In der Tat, Adoniram hatte gerade die Nachricht bekommen, dass Mrs. Norris, die zusammen mit ihrem Gatten die Schiffspassage des Missionskandidaten mitfinanziert hatte, gestorben war und eine große Summe für die Mission hinterlassen hatte.

»Nun gut«, so dachte Adoniram siegesgewiss bei sich selbst, »ob die Sache sich jetzt in diese oder jene Richtung entwickeln wird, der Verwirklichung des ersten außenmissionarischen Projekts durch Amerikaner steht nun nichts mehr im Weg.« Und das war es, weswegen er nach London gekommen war.

Da sein primäres Anliegen nun »in trockenen Tüchern« war, nutzte er seine übrige Zeit in England für einen Besuch des Missionsseminars in Gosport, wo er so viel wie möglich von dem betagten und erfahrenen Dr. Bogue lernte. Gelegentlich nahm er hier und dort an Gemeindegottesdiensten teil, und »seine Stimmgewalt überraschte alle angesichts seiner fast schwächtigen Gestalt«. In einer der Londoner Gemeinden, wo er ein Lied vorlas, meinte der Pastor gegenüber der Gemeinde, nachdem er erklärt hatte, dass der junge Mann Missionar werden wollte: »Und wenn sein Glaube proportional zu seiner Stimme ist, dann wird er den Teufel aus ganz Indien vertreiben!«

Insgesamt verbrachte Adoniram in England sechs Wochen. Am 18. Juni ging er in Gravesend an Bord des Schiffs *Augustus*, und am 7. August segelte er in den Hafen von New York. Er war etwas über acht Monate von zu Hause weg gewesen, aber er war sich sicher, dass die Nachrichten, die er mitbrachte, die lange Abwesenheit wert waren.

## Die förmliche und ernste Zurechtweisung (1811)

Ehe er von New York nach Hause reiste, hatte Adoniram noch altes Unrecht wiedergutzumachen. Er hatte nie die Gastwirte vergessen, die er einst um das Geld für Kost und Logis betrogen hatte, als er drei Jahre zuvor mit den umherziehenden Schauspielern unterwegs gewesen war. Jetzt suchte er die Stationen der damaligen Reise wieder auf und bezahlte seine Schulden. Sein Gewissen war erleichtert, als er schließlich die Kutsche nach Boston und weiter nach Hause nahm.

In Andover und Bradford brachte er sich in puncto Informationen auf den neuesten Stand. So erfuhr er, dass der Bericht stimmte, wonach Mrs. Norris ihr Vermögen der Mission vermacht hatte. Als sie im März starb, während Adoniram in Frankreich war, stellte man fest, dass sie in ihrem Testament 30 000 Dollar für das American Board bestimmt hatte – mehr als genug, um vier Missionaren und ihren Frauen die Errichtung einer Missionsstation an jedem beliebigen Punkt der Welt zu ermöglichen. Einige der anderen Erben hatten das Vermächtnis jedoch gerichtlich angefochten, und das Geld stand nicht sofort zur Verfügung. Es bestand aber wenig Zweifel, dass man es schließlich freigeben würde, denn es war überall bekannt, dass John Norris und seine Frau sich schon lange für die Anliegen der Mission eingesetzt hatten.

Es war sogar so, dass Mr. Norris zunächst zögerte, als Samuel Spring ihn 1806 mit dem Vorschlag der Errichtung eines theologischen Seminars um Unterstützung angefragt hatte, da er das Geld lieber direkt für die Mission geben wollte. Nachdem er das Anliegen jedoch mit seiner Frau besprochen hatte, änderte er seine Haltung und teilte Spring am nächsten Morgen mit: »Meine Frau sagt mir, dass dieser Plan für eine theologische Schule und das Anliegen der Weltmission ein und dieselbe Sache sind. Wir müssen Geistliche ausbilden, wenn wir wollen, dass diese Männer als Missionare ausziehen.« Und umgehend ging er zur Bank, hob 10 000 Dollar in Silbergeld ab und übergab die Summe

für das geplante Seminar, denn – so sagte er – er »habe nie gehört, dass für den Tempel je *Papiergeld* gespendet worden sei«.

John Norris war gestorben, ohne die Verwirklichung seiner Träume in Bezug auf Weltmission erlebt zu haben, aber seine Frau hatte sie nicht vergessen. Seine damaligen Spenden für das Seminar, der Beitrag von beiden zur Reise Adonirams nach England und jetzt dieses Vermächtnis – alles war für dasselbe Ziel bestimmt. Mit der Aussicht auf die 30 000 Dollar waren sich Adoniram und Samuel Nott sicher, dass es nun nicht mehr nötig wäre, auf das Angebot der London Missionary Society einzugehen.

Nach seiner Rückkehr hatte Adoniram keine Möglichkeit, mit Samuel Newell und Gordon Hall darüber zu sprechen, welche Bedeutung das Norris-Vermächtnis für ihr Projekt hatte. Sie hielten sich nicht in Andover auf, sondern waren im Juni nach Philadelphia gereist, um den Sommer und den kommenden Winter über Medizin zu studieren, weil sie klugerweise davon ausgingen, dass für einen Missionar medizinische Fähigkeiten wahrscheinlich fast ebenso wertvoll wären wie eine gründliche Kenntnis der Bibel. Sie gaben damit ein richtungweisendes Beispiel für das spezielle Berufsbild des Missionsarztes, wie wir es heute kennen.

Ehe Newell jedoch nach Philadelphia abreiste, hatte er sich mit Nancys Jugendfreundin Harriet Atwood aus Haverhill verlobt. Für Nancy war das eine sogar noch bessere Nachricht als die Tatsache, dass der Missionseinsatz nun definitiv zur Gewissheit geworden war: Sie bedeutete, dass sie nicht die einzige Frau wäre, die mit der Gruppe ausreisen würde. Und was noch besser war: Ihre Gefährtin wäre jemand, den sie seit ihrer Kindheit gut kannte.

Die Romanze hatte bereits vor der Abreise Adonirams nach England begonnen – eigentlich schon zwei Tage, nachdem Nancy Harriet gegenüber angekündigt hatte, sie würde Adoniram heiraten.

Ein gemeinsamer Bekannter hatte Newell zum Haus der Atwoods in Haverhill mitgenommen. Harriet und Newell – beide introvertiert, beide ernst und zur Innenschau neigend, schüchtern und mit schwacher Gesundheit – stellten fest, dass sie vieles miteinander gemein hat-

ten. Eine Woche später hatte Newell einen zweiten Besuch gemacht, und Harriet vertraute ihrem Tagebuch an: »Wenn *solch* ein Mann, der sich ganz in den Dienst des Evangeliums gestellt und sich entschlossen hat, im schwierigsten Teil des Weinbergs zu arbeiten, und bereit ist, auf irdisches Glück um höherer und geistlicher Interessen willen zu verzichten, wenn *er* daran zweifelt, ob er Gott genug liebt – was soll *ich* dann *von mir* sagen?«

Newell hatte nicht das Ungestüm Adonirams. Es war erst im Frühling, sechs Monate später, als Harriet einen gewissen Brief empfing. »Ich brach das Siegel, und was für ein Durcheinander der Gefühle, als ich den Namen von \_\_\_ las! Dies war nicht ein lange ersehnter Brief, nein, es war ein seit Langem befürchteter, der – das war mir bewusst – mich in Zweifel, Ängste und Sorgen stürzen würde. Auch ist der Inhalt nicht dergestalt, dass ich erst in *fernerer* Zukunft reagieren müsste, nein, diese Zeilen verlangen eine *sofortige* Antwort. Und was soll ich jetzt sagen? Wie soll ich mich in dieser *wichtigen*, so vieles *entscheidenden* Frage entschließen? Soll ich bereit sein, die *Eltern* meiner Jugend für immer zu verlassen, die *Freunde* meines Lebens, die lieb gewordenen Schauplätze meiner Kindheit und mein Heimatland, und in ein Land von Fremden gehen, ›ohne zu wissen, was mir dort begegnen wird‹<sup>83?</sup>«

Harriets Vater Moses Atwood war einige Jahre zuvor gestorben. Sie ging deshalb mit der Frage zu ihrer Mutter, vielleicht in der Hoffnung, sie würde »Nein!« sagen. Ohne Frage hätte Mrs. Atwood jedes Recht der Welt gehabt, ihrer Tochter die Heirat mit Newell zu verweigern. Sie war noch nicht einmal siebzehn – im Urteil der meisten Leute kaum alt genug, um zu wissen, was sie eigentlich wollte. Sie litt an häufigen Kopfschmerzen. Die Familie war besonders tuberkulosegefährdet: Sowohl ihr Vater als auch ein Onkel waren daran gestorben. Andererseits hatte Mrs. Atwood neun Kinder. Sie sah gewiss auch die Vorteile, eines davon an einen Geistlichen – damals die begehrteste Partie überhaupt – zu verheiraten, auch wenn der Betreffende im Begriff stand, sich auf ein derart abenteuerliches Unternehmen einzulassen. Und schließlich würde auch die auf allen Gebieten kompetente Nancy Hasseltine mitgehen. Nach vielen Bedenken und zahl-

---

83 A. d. Ü.: Vgl. Apostelgeschichte 20,22.

reichen Gebeten sagte sie ihrer Tochter schließlich (wie Harriet einer Freundin schrieb): »Wenn geistliches Pflichtbewusstsein und Liebe zu den verlorengehenden Heidenseelen dich nach Indien führen (so sehr ich dich auch liebe, Harriet), dann kann ich nur sagen: ›Geh!«

Harriet war also, ebenso wie vorher Nancy, gezwungen, ihre eigene Entscheidung zu treffen, und zögerte den ganzen Monat Mai. Newell weigerte sich, sie zu beeinflussen. Ihre vielleicht größte Sorge war es, ob sie genügend Kraft würde aufbringen können, um die Strapazen des Missionarslebens zu ertragen. Bezüglich dieser einen Frage wiederholte Newell, was ihm ein Freund gesagt hatte: »Eine kleine schwächliche Frau kann unter Umständen Verlust und Leiden ebenso fröhlich und entschlossen ertragen wie ein Apostel.« Vielleicht war gerade das die entscheidende Ermunterung, die sie brauchte. Ende Mai, kurz vor Newells Abreise nach Philadelphia, gab sie endlich ihre Zustimmung, wenn auch unter mancherlei Bedenken.

Für Adoniram, der in dieser Zeit wieder mit Nancy in der Gegend um Bradford auszureiten pflegte und am Sonntag in kleinen Gemeinden auf dem Land predigte, waren all das gute Nachrichten. Je näher für die beiden der Tag ihrer Ausreise kam, desto mehr hob sich ihre Stimmung.

Am 18. September war eine Versammlung des Boards in Worcester geplant. Adoniram und Samuel Newell ritten optimistisch dorthin. Endlich, davon waren sie überzeugt, würden sie den Segen des Boards empfangen und ohne weiteres Hin und Her auf den Weg gebracht werden.

Falls sie das wirklich gedacht hatten, so erwartete sie jetzt ein heftiger Schock.

Das Board nahm ihr Anliegen am ersten Tag in Form eines Berichts des Prudential Committee über Adonirams Reise nach England auf. In diesen Bericht hatte das Komitee die ganze Korrespondenz zwischen seinem Sekretär, Samuel Worcester, und George Burder, dem Sekretär der London Missionary Society, aufgenommen, einschließlich des Briefs mit Instruktionen für Adoniram und Burders endgültiger Antwort, die Adoniram mit nach Hause gebracht hatte.

Es war klar, so das Komitee, dass die Engländer keine direkten Antworten auf die von ihm gestellten Fragen gegeben hätten. Statt-

dessen hätten die Engländer die Bereitschaft ausgedrückt, Adoniram und seine Kollegen unter ihre Obhut zu nehmen. Sie wären auch willens, Gelder von den Amerikanern anzunehmen, aber zu weiteren Zugeständnissen fänden sie sich nicht bereit. Die Leitung müsste auf jeden Fall in englischen Händen bleiben.

Das war nur vernünftig, argumentierte das Prudential Committee. Die englische Organisation hatte vor, 10 000 Pfund im Laufe des nächsten Jahres auszugeben, und hatte bereits alles davon verplant. Die Kosten für den Unterhalt von vier amerikanischen Missionaren würden nur 600 Pfund betragen. Wenn die Amerikaner nicht einmal imstande waren, so viel aufzubringen, warum sollten sie auch nur den geringsten Anteil an der Leitung haben? Immerhin hatten sie keinerlei Erfahrung bezüglich der Durchführung missionarischer Unternehmungen, die Engländer aber sehr viel!

Aber, so meinte das Komitee, es wäre doch beschämend, seine eigenen vier Missionare der Londoner Gesellschaft zu überstellen, wenn nur 600 Pfund fehlten, wo doch bald die 30 000 Dollar von Mrs. Norris zur Verfügung stünden und weitere 1400 Dollar bereits von anderen gespendet worden waren. Es drängte deshalb darauf, die vier unter der Leitung des American Board zu behalten und konzertierte Anstrengungen zu unternehmen, um das Geld umgehend aufbringen zu können.

Einige der führenden Mitglieder des Boards verhielten sich geradezu apathisch. Sein Präsident war John Treadwell, der vierte Gouverneur von Connecticut. Ein anderes leitendes Mitglied war William Bartlet – einer der wenigen, deren fürstliche Spenden die Gründung des Andover Theological Seminary ermöglicht hatten. Er hatte einen Teil des Geldes vorgestreckt, um Adoniram die Überfahrt nach England und die Heimreise zu ermöglichen. Aber obwohl er jetzt zu den drei Mitgliedern des Prudential Committee gehörte (die anderen beiden waren Spring und Worcester), teilte er mit Treadwell den Standpunkt des vorsichtigen Kaufmanns. Beide meinten, dass die beste Vorgehensweise im Augenblick darin bestünde, vorsichtig abzuwarten und nichts zu tun. Das aus dem Krieg zwischen England und Frankreich resultierende Embargo hatte den amerikanischen Seehandel fast vollständig zum Erliegen gebracht. Seit zwei oder drei Jahren waren

die Geschäfte praktisch zum Stillstand gekommen. Für Männer wie Treadwell und Bartlet schien es deshalb ein äußerst ungünstiger Zeitpunkt, sich zur Unterstützung von vier Missionaren und ihren Ehefrauen zu verpflichten und das Geld aufbringen zu wollen, mit dem man beabsichtigte, sie in den Orient zu senden und für ihren dortigen Unterhalt zu sorgen. Treadwell, der nun im 66. Lebensjahr stand, hatte zu diesem Punkt eine besonders feste Überzeugung.

Adoniram und Nott waren genau der gegenteiligen Meinung. Ihre Haltung war: »Jetzt oder nie!«. Ein Krieg mit England stand unmittelbar bevor, er konnte jeden Augenblick ausbrechen, möglicherweise innerhalb einiger Monate. Und wenn es so weit war, dann würden sie möglicherweise für Jahre nicht mehr ausreisen können. Die Zeit war entscheidend. Sie mussten sofort ausgesandt werden – in einigen Wochen, wenn es irgend möglich wäre.

Dieses Argument hatte diejenigen im American Board, die nicht im geistlichen Dienst standen, nur verstimmt. Sie spielten den Gedanken an einen unmittelbar bevorstehenden Krieg herunter. Treadwell gab sogar sein Wort darauf, dass es überhaupt keinen Krieg geben würde.

An diesem Punkt entschloss sich Adoniram, unterstützt von Nott, eine Entscheidung zu erzwingen. Sie sagten beide dem Board ganz offen, dass sie – sollte das American Board sie nicht als Missionare aussenden – dennoch ausreisen würden, und zwar unter der Schirmherrschaft von London und mit dem nächsten auslaufenden Schiff. Adoniram war hier besonders nachdrücklich. Er formulierte seine Position so kompromisslos, dass das Ganze de facto einem Ultimatum gleichkam.

Sofort kochten die Emotionen hoch. Wer war dieser dreiste junge Mann, dass er es wagte, seinen Ältesten Vorschriften zu machen? Einige Board-Mitglieder waren bereits aufgebracht, weil er sich in England nicht an die mitgegebenen Instruktionen gehalten hatte. Er hatte die Londoner Gesellschaft praktisch gebeten, von einer Zusammenarbeit mit seinen Sponsoren, die ihn nach England gesandt hatten, abzusehen und ihn stattdessen in englische Obhut zu nehmen. Nach seiner Rückkehr hatte er nicht einmal einen schriftlichen Bericht abgeliefert. Und jetzt besaß er die Dreistigkeit, sie mit seiner unverblühten Position (»Alles oder nichts«) zu konfrontieren! Am

Ende der Sitzung des ersten Tages stimmten einige dafür, Adoniram auf der Stelle zu entlassen.

Am Tag darauf waren die Emotionen jedoch schon wieder etwas abgekühlt – hauptsächlich dank der diplomatischen Bemühungen von Dr. Spring um die – am meisten verärgerten – älteren Männer. Adoniram wusste, dass Spring ihn liebte, als wäre er sein eigener Sohn. Jetzt sprang er für ihn in die Bresche, indem er den anderen Mitgliedern des Boards aufzeigte, dass der Charakterzug, der zu dem Streit geführt hatte, Adonirams übermäßiges Selbstvertrauen war. Aber genau dieses Charakteristikum, so Dr. Spring, wäre für ihn von größtem Wert als Missionar in einem fremden Land und unter einem fremden Volk, wo er sich – menschlich gesprochen – auf niemanden verlassen könnte als auf sich selbst.

Und schließlich, so machte Dr. Spring deutlich – weiterhin die verärgerten Gemüter besänftigend –, konnte das Board nun mit der Aussicht auf das Norris-Vermächtnis Verpflichtungen eingehen, die ein Jahr zuvor noch vermessen gewesen wären. Jedermann wusste von dem Erbe. Was würden die Leute denken, wenn das Board nicht umgehend Missionare aussandte, beginnend mit den Männern, die die ganze Bewegung begonnen hatten und praktische Schritte zur Verwirklichung ihres Anliegens gegangen waren, indem sie sich selbst als Freiwillige zur Verfügung gestellt hatten?

Dr. Springs Bemühungen zeitigten Wirkung. Am zweiten Tag stellte das Board Adoniram, S. Newell, S. Nott und G. Hall offiziell als seine Missionare an. Aber Adonirams Verhalten wurde nicht unter den Tisch gekehrt, denn gleichzeitig erteilte ihm Dr. Spring im Namen des Boards einen Verweis, der in späteren Jahren als »förmliche und ernste Zurechtweisung« bekannt wurde. Weil der Tadel gerade von Spring kam, bewegte er Adoniram zutiefst. Er war sich seines Ungestüms und seines Eigenwillens sehr wohl bewusst, gestand sein Fehlverhalten freimütig ein und versprach – beinahe unter Tränen –, sich in Zukunft zu bessern.

Die Entscheidung des Boards wurde in den Akten festgehalten:

»... dass dieses Board den Herren Adoniram Judson jun. und Samuel Nott jun. den Rat gab, sich gegenwärtig nicht der Leitung der London Missionary Society zu unterstellen, sondern auf die weitere

Führung der göttlichen Vorsehung zu warten bezüglich unserer Möglichkeiten, sie mit den nötigen Mitteln für die geplante Missionsunternehmung zu versehen.

Die Herren Adoniram Judson jun., Samuel Nott jun., Samuel Newell und Gordon Hall wurden als Missionare angestellt, um unter der Leitung dieses Boards in Asien zu wirken, entweder im Königreich von Birma oder in Surat<sup>84</sup> oder in Prince Wales Island<sup>85</sup> oder anderswo – je nachdem, wie die Vorsehung die nach Ansicht des Prudential Committee günstigste Tür öffnen wird.«

Durch eine spätere Abstimmung wurden die Gehälter der Missionare festgelegt: 666,66 Dollar pro Jahr für Ehepaare, 444,45 Dollar für Ledige, dazu ein Betrag für Ausrüstung in Höhe eines Jahresgehalts, plus 300 Dollar je Missionar zum Erwerb von Büchern.

Erleichtert und beschwingt ritt Adoniram mit Nott nach Andover zurück, die »förmliche und ernste Zurechtweisung« hatte er bereits vergessen – so gründlich vergessen, dass er abstritt, sie je erhalten zu haben, als man ihn Jahre später darauf ansprach. Seine Erinnerung an diese Zurechtweisung und an eine andere, die er einen Monat später erhalten sollte<sup>86</sup>, kehrte erst zurück, als er viel älter, weiser und demütiger geworden war.

Aber Rügen tropften stets an ihm ab wie Wassertropfen vom Rücken einer Ente. Er hatte bekommen, was er wollte. Jetzt blieben nur noch die unmittelbaren Vorbereitungen für die Abreise, das Aufbringen von Geldmitteln und die Suche nach einem geeigneten Schiff.

---

84 A. d. Ü.: Stadt (heute 4,5 Mio. Einwohner) und Distrikt im Bundesstaat Gujarat im Nordwesten Indiens, an der Küste zum Arabischen Meer, zwischen Mumbai/Bombay und der heutigen pakistanischen Grenze gelegen.

85 A. d. Ü.: Prince of Wales Island (heute Penang/Pinang): Insel und Bundesstaat Malaysias an der Nordwestküste der Malaiischen Halbinsel in der Straße von Malakka, heute 1,5 Mio. Einwohner.

86 A. d. H.: Auf diese Zurechtweisung wird in den weiteren Ausführungen des Haupttexts nicht näher eingegangen.

## Die Ordination (1812)

Falls Adoniram auf seinem Weg zurück von Worcester in Andover überhaupt haltmachte, dann gewiss nur einige Stunden: Er eilte so schnell wie möglich weiter nach Bradford, um Nancy die Nachricht zu überbringen, dass sie bald ausreisen würden. Wahrscheinlich verbrachte er das Wochenende im Haus der Hasseltines, denn am Sonntag, dem 22. September, predigte er in der Gemeinde von Rowley, ca. 20 Kilometer südöstlich von Bradford an der Atlantikküste. Vielleicht ritt Nancy auch mit – es war ein angenehmer Morgenritt –, um voll Stolz seiner Predigt zuzuhören. Die meisten Theologiestudenten hatten zu dem einen oder anderen Zeitpunkt im vergangenen Jahr in der Kirche von Rowley gepredigt – sowohl Nott, Newell, Hall und Rice als auch Adoniram. Diakon Joshua Jewett war stets unter den Zuhörern, und wenn die Prediger es auch nicht wussten, er trug in sein Tagebuch stets gewissenhaft ein, wer predigte und welchen Text er wählte. An diesem Tag meinte er, Adoniram hätte »gut gepredigt«, und das konnte man gewiss auch hinsichtlich des letzten und des vorletzten Sonntags sagen.

Inzwischen ging der Sommer 1811 allmählich zu Ende, und die Wälder Neuenglands begannen, in der flammenden Farbenpracht ihres Herbstkleides zu leuchten. Adoniram und Nancy wurden sich zunehmend bewusst, dass sie die jahreszeitlichen Wandlungen der Landschaft ihres heimatlichen Neuenglands vielleicht letztmalig erleben würden. Sie waren freudig erregt, bald ausreisen zu können, aber sie verspürten auch Melancholie und Traurigkeit angesichts von Gesichtern und Schauplätzen, die sie vielleicht nie mehr erblicken würden. Es war wie eine Art Sterben. Sie blickten voraus auf eine herrliche Unsterblichkeit, aber es schmerzte sie auch, all das Vertraute und Liebgewordene zurücklassen zu müssen, das stets wie selbstverständlich um sie gewesen war.

Doch die Zeit verrann, und es konnte kein Schiff nach Indien gefunden werden. New York lag bereits unter britischer Blockade. Im

krassen Gegensatz zur vollmundigen Aussage John Treadwells war es für jedermann offensichtlich, dass der Krieg mit England kurz bevorstand. Als die vertrockneten Blätter fielen und der Erdboden sich mit Nässe vollzog angesichts der Regenfälle, die den ersten Schneestürmen vorausgingen, wuchs in den Missionaren das Bewusstsein für die Dringlichkeit ihrer Aufgabe. Irgendein Schiff *musste* doch segeln, ein Schiff *musste* gefunden werden.

Der Dezember kam, und am 1. 12., einem Sonntag, predigte Adoniram wieder einmal in Rowley – »gut«, wie Diakon Rowley in sein Tagebuch eintrug. Das Jahr 1812 begann, und noch immer hatte man nichts über ein Schiff in Erfahrung gebracht. Inzwischen war ein dritter der vier Missionare verlobt – Samuel Nott. Seine zukünftige Frau war Roxana Peck, die er seit seiner Kindheit kannte. Roxana hatte Harriet Atwood geschrieben und vorgeschlagen, sie sollten »irgendeine neue Sprache lernen, um sich eine orientalische Sprache mit größerer Leichtigkeit aneignen zu können«. Harriet antwortete im Januar mit einem langen Brief, in dem sie Roxana willkommen hieß unter »jenen ›teuren wenigen Auserwählten‹, die meine einzigen Gefährten sein werden in den Jahren meines Lebens, die mir noch bleiben«. Doch was die Sprachen betraf, so seien sie und Newell zu dem Schluss gekommen, dies wäre unpraktisch, da sie eventuell schon in drei Monaten oder noch früher ausreisen würden.

Die Frist sollte sich als noch weit kürzer herausstellen: Ende Januar 1812 erschienen Hall und Newell unerwartet in Andover. Sie hatten mit ihren medizinischen Studien aufgehört und waren eilends von Philadelphia mit der Nachricht gekommen, dass das Schiff *Harmony* unter Kapitän Brown in zwei Wochen von jenem Hafen<sup>87</sup> nach Kalkutta segeln würde. Es hätte eine spezielle Genehmigung der amerikanischen Bundesregierung, und es wäre bereit, die Missionare mitzunehmen.

Diese Nachricht elektrisierte alle. Sofort war jedem klar, dass alles getan werden musste, ohne eigentlich die nötige Zeit dafür zu haben.

---

87 A. d. Ü.: Philadelphia, am Unterlauf des Delaware, kurz vor der Mündung in die Delaware Bay und den Atlantik gelegen, hatte bereits 1750 Boston als größte Stadt und bedeutendsten Hafen des britischen Amerika überholt und war nach London die zweitgrößte Hafenstadt im Britischen Empire.

Das Prudential Committee, das sich am 27. Januar in Newburyport versammelte, sah sich plötzlich mit der Frage des Geldes konfrontiert. Die einzigen, tatsächlich vorhandenen Finanzen beliefen sich auf 500 Dollar, obwohl weitere 1200 in Sichtweite waren. Aber es würde mindestens viermal so viel kosten, die Missionare auszurüsten und sie – selbst mit einem gefährlich niedrigen Budget – für ein Jahr auszusenden. Es würde im Kriegsfall nur minimale Kommunikationsmöglichkeiten mit dem Orient geben. Die Missionare könnten leicht in Übersee stranden und festsitzen, wenn sie nicht bei ihrer Abreise finanzielle Mittel für mindestens ein Jahr zur Verfügung hätten.

Aber soweit das Komitee sehen konnte, war es unmöglich, die Missionare mit einem vollen Jahresgehalt im Voraus auszustatten. Schließlich empfahl es ihnen, ohne ihre Frauen auszureisen oder – falls das nicht ginge – ein halbes Jahresgehalt zu akzeptieren. Dabei sollten sie darauf vertrauen, dass die andere Hälfte später nach Indien nachgesandt würde. Wenn auch dies nicht möglich wäre, sollten zwei von ihnen sich an die London Missionary Society wenden, um von dort Unterhalt zu bekommen und unter deren Leitung zu arbeiten.

Diese Empfehlungen des Prudential Committee drückten wahrscheinlich am ehesten die Haltung von Mr. Bartlet aus. Die beiden anderen Komiteemitglieder, Dr. Worcester und Samuel Spring, hatten jedoch ein wagemutigeres Herz. Es war die Tabernacle Church in Salem – die Predigtstätte von Dr. Worcester –, die als Ort für die Ordinationsfeierlichkeiten gewählt worden war. Diese sollten am 6. Februar stattfinden, dem letzten Tag, der es den Missionaren gerade noch ermöglichen würde, Philadelphia rechtzeitig vor dem Auslaufen der *Harmony* zu erreichen. Dr. Worcester unterbrach seine Vorbereitungen keinen Augenblick. Er blieb völlig gelassen und lieh sich allerorts Geld im Namen des Prudential Committee. Er rief damit sogar bei dem ansonsten auch recht wagemutigen Dr. Spring Befürchtungen hervor, der eines Tages einwandte: »Bruder Worcester, ich fürchte, Sie gehen zu schnell vor. Ich frage mich, ob wir je die Mittel haben werden, das Geld zurückzuzahlen, das wir uns jetzt leihen müssen.«

»Es ist genug Geld in den Gemeinden«, bekräftigte Worcester.

»Das weiß ich wohl«, antwortete Spring. »Aber wie können wir da herankommen?«

»Der Herr hat den Schlüssel«, versicherte Worcester gelassen und machte weiter, unter fröhlicher Nichtbeachtung aller potenziellen Hindernisse und Bedenken.

Plötzlich präsentierte sich ein fünfter Kandidat für die Missionsexpedition und bewarb sich beim Prudential Committee um eine Anstellung. Es war Luther Rice, ein großer kräftiger Mann mit grenzenloser Energie, ein großartiger Redner, schlagfertig und humorvoll und dazu ein begabter Musiker.

Rice hätte sich schon früher beworben, aber das Mädchen, mit dem er verlobt war, war nicht willens, ein missionarisches Leben mit ihm zu teilen. Er hatte geduldig gewartet in der Hoffnung, dass sie es sich vielleicht anders überlegen würde. Als deutlich wurde, dass es nicht dazu käme, fühlte er sich frei, sich zu bewerben und allein auszureisen. Aber das Prudential Committee hatte schon Probleme genug. Es konnte nicht mehr tun, als ihn unter der Bedingung anzustellen, dass er das Geld für die Schiffspassage selbst aufbringen würde. Zu dieser Aufgabe blieben ihm gerade einmal sechs Tage. Vorsicht und Schüchternheit – manche nannten es Taktgefühl – gehörten nicht zu den Charakterzügen von Rice. Umgehend schwang er sich auf sein Pferd und ritt wie ein durch ganz Neuengland brausender Wirbelwind los, um Geld aufzutreiben, wo immer er konnte.

Während ebendieser hektischen Woche kam Nachricht von einer anderen möglichen Schiffspassage nach Kalkutta, diesmal von Salem. Man hörte, dass Pickering Dodge, der Eigentümer der Brigg<sup>88</sup> *Caravan*, soeben von der Regierung die Genehmigung bekommen hatte, sie auf die Reise zu schicken. Sie konnte drei oder vier Passagiere mitnehmen, und das Auslaufdatum wurde vorläufig auf den 10. Februar festgesetzt, vier Tage nach der Ordination.

Sofort entschied das Prudential Committee, die Hälfte der Missionare auf der *Caravan* auszusenden, um das »allgemeine Risiko« zu verringern. Letzteres stand außer Frage, zumal zu den üblichen Risiken einer Seereise um die halbe Welt auch noch die Gefahr durch Freibeuter hinzukam.

---

88 A. d. Ü.: Zweimastiges Segelschiff, 35-55 Meter Länge, 50-150 Mann Besatzung, 400-1200 m<sup>2</sup> Segelfläche, 300-700 Tonnen Wasserverdrängung.

Als sich die Nachricht von der unmittelbar bevorstehenden Abreise der Missionare verbreitete, wurde auch das öffentliche Interesse größer. Lange Seereisen waren für Salem nichts Neues, aber sie endeten nach ein oder zwei Jahren stets mit der Heimkehr und der Erwartung eines ansehnlichen Profits. Für die Missionare aber sollte es, wie es schien, eine Fahrt ohne Rückkehr werden. Sie hatten vor, nie wieder heimzukommen. Sie mussten mit dem Martyrium rechnen, und der einzige zu erwartende Gewinn war die letztendliche Vollkommenheit ihrer Seelen und die Errettung einiger Heiden. Unter ihnen waren auch Frauen – und dazu noch so jung! Eine von ihnen war erst siebzehn! »*Welche Opferbereitschaft!*«, sagten einige. »*Welche Torheit!*«, meinten andere.

Inzwischen fachte der unermüdliche Dr. Worcester das Interesse auf jede nur erdenkliche Weise an. Dazu gehörten Annoncen in der *Salem Gazette* und dem *Essex Register*:

#### ORDINATION VON MISSIONAREN

Am kommenden Donnerstag, dem 6. Februar, sollen aufgrund des Beschlusses des Prudential Committee des American Board of Commissioners for Foreign Missions die Herren Adoniram Judson, Samuel Newell, Samuel Nott und Gordon Hall durch feierliche Ordination als christliche Missionare eingesetzt werden, um das Evangelium der Errettung zu den Heiden zu tragen. Der öffentliche Gottesdienst wird im Tabernacle in dieser Stadt abgehalten und beginnt um elf Uhr. Bei dieser Gelegenheit wird auch eine Kollekte stattfinden zur Unterstützung der Missionare, die jetzt von größter Dringlichkeit ist, um eine sich völlig unerwartet bietende Gelegenheit zur Beförderung nach Indien zu nutzen.

Samuel Worcester  
Sekretär des Prudential Committee

Dr. William Bentley von der East Church in Salem sah die Annonce. Er war es gewesen, der in seinem privaten Tagebuch triumphiert hatte, als Adonirams Vater Malden und Wenham verlassen hatte. Er war ein

in Ehren gehaltener Mann, ein Liberaler, und – eine äußerste Seltenheit in den respektablen Kreisen von Salem – dazu ein Jeffersonianer<sup>89</sup>, und er hasste die konservative Theologie aus ganzem Herzen. Jetzt notierte er: »Die Hopkinsianer<sup>90</sup> kündigen an, dass sie vier Kandidaten für ihre Mission haben, die diese Woche im Tabernacle ordiniert werden und unmittelbar darauf nach Indien ausreisen sollen ... Wir erfahren nichts Positives über ihre Talente oder Erfahrungen. Man sagt, dass Pickering Dodge, Kaufmann aus Salem, ihnen eine Schiffs-passage nach Indien für 300 Dollar pro Person anbietet, und einige von ihnen nehmen ihre Frauen mit.«

So weit Dr. Bentley. Aber sehr viele waren anderer Meinung, was die Voraussetzungen des Projekts betraf. Die Kühnheit des Unternehmens beflügelte ihre Fantasie und auch ihre Anteilnahme. Von überallher kamen Spenden – erst tröpfelnd, dann wie ein Bach und schließlich wie eine wahrhaftige Flut.

Während all dieser Aktivitäten bereiteten sich Nancy Hasseltine in Bradford und Harriet Atwood in Haverhill eifrig auf ihre Hochzeiten und die Reise vor. Adoniram reiste nach Plymouth, um sich von Vater und Mutter, Schwester und Bruder zu verabschieden.

---

89 A. d. Ü.: Jeffersonianer sind benannt nach Thomas Jefferson (1743–1826). Er war einer der Gründungsväter der USA und federführend beim Entwurf der Unabhängigkeitserklärung 1776. Außerdem war er Außenminister (1790–1793), dritter Präsident (1801–1809) und Gegner des Zentralismus der Federalist Party von Alexander Hamilton, der er monarchistische und elitäre Tendenzen vorwarf.

Die Jeffersonianer rekrutierten sich dementsprechend aus Anhängern der Demokratisch-Republikanischen Partei (auch als »Republikanische Partei« oder »Jefferson-Republikaner« bezeichnet), die sich nach 1824 in Demokraten und Republikaner spaltete. Sie kamen 1801 an die Macht und waren am stärksten im Süden, am schwächsten im (konservativen) Nordosten/in Neuengland.

90 A. d. Ü.: Die Fronten zwischen Konservativen und Liberalen bestanden damals also in politischer *und* theologischer Hinsicht:

Politisch Konservative: »Föderalistische Partei, »Hamiltonianer« (um Alexander Hamilton).

Politisch Liberale: »(Demokratisch)-Republikanische Partei«, »Jeffersonianer« (um Thomas Jefferson und James Madison).

Theologisch Konservative (im Folgenden werden die Originalbezeichnungen angegeben): »New Divinity«, »New Haven Theology«, »Edwardsean Divinity«, »Consistent Calvinism«, »Hopkinsian Calvinism«, »Hopkinsianism« (um Joseph Bellamy, Samuel Hopkins und seinen Schwiegersohn Samuel Spring [allesamt theologische Erben von Jonathan Edwards]).

Theologisch Liberale: »Unitarians«, »Universalists«. Ihre führenden Köpfe in dieser Zeit waren Henry Ware sen. und jun., beide Theologieprofessoren in Harvard, und William Ellery Channing, Theologe und Pastor der Federal Street Church in Boston.

Es ist nicht allzu schwer, sich die Klagen vorzustellen, mit denen Mrs. Judson und Abigail den Abschied begleiteten, auch die tiefe innere Trauer, mit der Pastor Judson sen. seinen Sohn ziehen ließ. Mit Adoniram würden alle seine Hoffnungen verschwinden, alle seine ehrgeizigen Pläne für seinen Lieblingssohn – für den einen, durch den er den Triumph hatte erleben wollen, auf den er im eigenen Leben verzichtet hatte.

Und – Ironie aller Ironien – der Sohn warf sein Leben weg für eben *die* Sache, die sein Vater selbst predigte. Seine eigene Glaubensüberzeugung verschloss ihm den Mund. Er war unfähig, auch nur ein Wort dagegen zu sagen. Die beiden Adonirams waren sich ähnlicher, als ihnen bewusst war. Wenn es um Glaubensüberzeugungen ging, berechnete keiner von beiden die Kosten. Keiner von beiden war zu Kompromissen bereit.

Adoniram verließ Plymouth am frühen Morgen des 3. Februar, einem Montag. Ihm graute vor Abschieden – vielleicht wegen der ungunstigen Gefühlsausbrüche, die mit seinen früheren Abreisen verbunden waren –, und deshalb stahl er sich davon, als die Familie noch schlief.

Nur sein Bruder Elnathan, inzwischen achtzehn, ritt mit ihm bis Boston. Adoniram wusste, dass Elnathan sich nie zum Glauben bekannt hatte. Irgendwo unterwegs stiegen die beiden von ihren Pferden und knieten sich auf den schneebedeckten Erdboden neben der Straße. Dort betete Adoniram inbrünstig für die Seele seines jüngeren Bruders. In Boston schüttelten sie sich die Hände und trennten sich. Nur noch einmal sollten sie sich wiedersehen.

Adoniram blieb wahrscheinlich in Boston über Nacht und ritt am Morgen allein weiter nach Bradford. Nachts hatte es stark geregnet; aber als er sich am Tag mit seinem Pferd Richtung Norden kämpfte, bedeckte frisch gefallener Schnee die schlammigen Straßen.

Am Mittwoch, dem 5. Februar 1812, einem trüben und warmen Tag, wurden Adoniram und Nancy von Pfarrer Allen im Westflügel des Hasseltine'schen Hauses getraut – genau in dem Raum, in dem sie sich zum ersten Mal begegnet waren.

Am gleichen Tag nahmen die beiden an einer großen Versammlung in der Gemeinde von Haverhill teil. In der Kirche drängten sich

die Zuschauer bis unter die Dachsparren. Einige waren lediglich neugierig, die ersten amerikanischen Außenmissionare in Person zu sehen. Für die meisten jedoch war es ein herzerreißender Abschied von zwei Mädchen, die sie fast wie eigene Familienmitglieder hatten aufwachsen sehen.

Pfarrer Allen hielt die Predigt. Der alte, in Ehren gehaltene Pastor hatte die beiden Mädchen schon im Säuglingsalter gekannt. Oft hatte er sie bei seinen Besuchen des Hasseltine'schen »Tanzbodens« gesehen, wie sie umherwirbelten – glücklich und mit geröteten Gesichtern, fröhlich und selbstvergessen, ohne einen Gedanken daran, was das Leben in der Zukunft bringen könnte. Er sprach sie deshalb vor der dicht gedrängten Menschenmenge an, als wäre er ihr eigener Vater.

»Meine geliebten Kinder«, sagte er ihnen, »ihr seid jetzt im Dienst der allerbesten Sache. Es ist die Sache, für die Jesus, der Sohn Gottes, in die Welt kam, litt und starb. Ihr verlasst buchstäblich Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, um Christi und der Förderung seines Reiches willen.«

Er hatte für sie, als Frauen und Gattinnen, einen besonderen Rat bereit bezüglich ihrer Pflicht gegenüber heidnischen Frauen. Diese Frauen zur Bekehrung zu führen, »wird eure Aufgabe sein, meine Lieben, da eure Männer wenig oder gar keinen Zugang zu ihnen haben. Geht daher und tut alles in eurer Macht Stehende, um ihren Verstand zu erleuchten und sie zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen ... Lehrt sie, sich bewusst zu machen, dass sie nicht eine niedrigere Klasse von Geschöpfen sind, sondern dass sie an Würde ebenbürtig sind mit den Männern dieser Schöpfung. Lehrt sie, dass sie unsterbliche Seelen haben und dass sie sich nicht mehr im gleichen Feuer mit den Leichnamen ihrer verstorbenen Ehemänner verbrennen lassen sollen.«

Er hatte auch Ermahnung und Trost für die Eltern der Mädchen und für die versammelte Gemeinde. Doch am Ende seiner Predigt wandte er sich an Nancy und Harriet und schloss mit fast gebrochener Stimme: »Ich befehle sie nun dem großen Haupt der Gemeinde an ... Möge er euch alle in eins versammeln. Und möget ihr alle zurückkehren und nach Zion kommen mit Lobgesang und mit den Jubelrufen immerwährender Herrlichkeit.«

Das war das Ende des Gottesdienstes – ausgenommen das Lied vor dem Schlussegen, das Pfarrer Allen speziell zu diesem Anlass gedichtet hatte. Die Leute weinten unverhohlen, als sie sangen:

Geht hin, ihr Boten der Errettung,  
geht hin, predigt im Heidenland!  
Macht kund es unter allen Völkern,  
was Er, des Lebens Herr, getan.  
Ihr Schwestern, geht, sie treu begleitend,  
wischt Tränen fort, bringt Ruh ins Herz.  
Der Engel Heere werden schützen  
euch Tag und Nacht, in Freud und Schmerz.

Gelandet dann in ferner Gegend,  
sagt den Birmanen: JESUS starb!  
Sagt: Satans Legionen liegen  
besiegt vor Dem, der euch erwarb.  
Jenseits des mächtgen Flusses Ganges,  
wo sanft des Südmeers Welle rollt,  
soll Jesu Name laut erschallen  
in jedem Stamm, in jedem Volk.

Wenn in die Herzen vieler Heiden  
dann Licht und Fried sind eingesenkt  
und euer Erdenlauf zu Ende –  
Christus im Himmel euch empfängt.  
Der Gnade Sein' seid anbefohlen,  
Ihm ganz allein gehört ihr an,  
bis vor dem Thron, mit gläubgen Hindus,  
ihr singt im Chor das Lied des Lamms.

Doch diese Zusammenkunft in Haverhill war nur eine kleine Vorversammlung im vertrauten Kreis, verglichen mit der sehr viel größeren, die am Tag darauf in Salem abgehalten wurde und auf der die Missionare ordiniert wurden. Am Abend des Fünften war sehr viel Schnee gefallen. Der Morgen des 6. Februar brach an, klar und kalt

– einer der kältesten Tage des Jahres –, sodass der Schnee unter den Füßen knirschte, als die Leute zur riesigen weißen Tabernacle Church gingen. Sie waren aus vielen Orten gekommen – aus Boston, Bradford, Rowley, Andover, Wenham, Beverly, Gloucester, Manchester, Haverhill und Newburyport. Sie waren in Schlitten gekommen, zu Pferd und zu Fuß. Manche hatten ihre Kinder mitgebracht, sodass sie sich den Rest ihres Lebens würden rühmen können, der Ordination der ersten amerikanischen Außenmissionare beigewohnt zu haben. Eine Delegation von Schülern der Phillips Academy in Andover und eine weitere von Studenten des Theologischen Seminars hatten sich lange vor der Morgendämmerung aufgemacht, um sich die etwa 25 Kilometer über die verschneiten Straßen bis nach Salem kämpfen zu können und dennoch rechtzeitig in der Tabernacle Church zum Beginn der Feierlichkeiten um elf Uhr morgens anzukommen.

Das riesige Tabernacle, ein scheunenartiger Bau mit einem zeltförmigen Dach, konnte die Leute kaum alle aufnehmen. Manche meinten, es wären um die 2000 gewesen – mindestens jedenfalls 1500. Im Hauptraum standen sie so dicht gedrängt, dass sich »die Gänge nur noch anhand der durch die stehenden Besucher gebildeten erhöhten Kämme im Besuchermeer erahnen ließen«. Die Plattform um die hohe weiße Kanzel war vollständig besetzt von Mitgliedern des örtlichen Kirchenrats sowie von verschiedenen führenden Vertretern des kirchlichen und des öffentlichen Lebens.

Ganz in der ersten Reihe dieser riesigen Versammlung, gegenüber der hohen Kanzel, saßen die fünf Kandidaten<sup>91</sup> auf einer harten Holzbank – Nancy strahlend schön in einer neuen Schildhaube, hatte ihren Platz unmittelbar hinter ihnen in der ersten Kirchenbank, direkt am Gang.

Ihre Gedanken waren nicht unbedingt ausschließlich auf die Ordination konzentriert. An diesem Morgen hatte ihr frisch angetrauter Gatte ihr seine Abneigung gegen formelle Verabschiedungen demonstriert. Er hatte sich mit ihr aus Bradford noch vor der Morgendämmerung davonstehlen wollen, ohne ihr den Abschied von irgend-

---

<sup>91</sup> A. d. H.: Es ist möglich, dass bei der Veröffentlichung der oben erwähnten Annonce, die von vier Missionsanwärtern spricht, Luther Rice als »Spätbewerber« innerhalb des Fünferkreises noch nicht feststand.

jemandem zu gestatten. Diesmal jedoch wurde seine List entdeckt: Die Frischvermählten wurden zurückgerufen, nachdem sie bereits eine kurze Wegstrecke zurückgelegt hatten, und mussten nun ringsumher allen die Hände schütteln. Adonirams Aktion hatte nicht gerade einen günstigen Eindruck hinterlassen. Vielleicht fragte sich Nancy während des Gottesdienstes gelegentlich, warum ihr Mann manchmal so rücksichtslos gegenüber den Gefühlen anderer war und wie sie ihn wohl ändern konnte. Aber sicher verschwanden solche Gedanken in der zunehmenden Anspannung der Feierlichkeiten.

Nie zuvor waren in Amerika je Außenmissionare ordiniert worden. Da es also keine traditionelle Vorgehensweise gab, folgte man der generellen Form bei der Ordination von kongregationalistischen Geistlichen.

Die Zuschauer wurden bei jeder Ordination stets bis zu einem gewissen Grad emotional berührt, da dies die Zeremonie ist, die den Geistlichen formell in den Dienst Gottes stellte, ihn aus seinen Mitmenschen aussonderte sowie zum Dienst beiseitesetzte und ihn in die geheiligte Bruderschaft des geistlichen Amtes aufnahm. Aber *diese* Ordination im Tabernacle war aufgeladen mit außergewöhnlicher, nahezu unerträglicher emotionaler Spannung. Sie machte sich sogar bemerkbar während der routinemäßigen Examinierung der Missionare durch den Kirchenrat bezüglich ihrer »christlichen Kenntnis und Frömmigkeit sowie ihrer Beweggründe, sich als Missionare für die Heiden zur Verfügung zu stellen«. Sie war noch deutlicher wahrnehmbar, als Dr. Griffin das einleitende Gebet sprach – wahrscheinlich nach einem Stück »geeigneter Musik«, die (laut einem Bericht der *Salem Gazette* am nächsten Tag) »in entsprechenden Abständen« auf einer »Viola da Gamba«<sup>92</sup> aufgeführt wurde.

Für Adoniram war es sicher von besonderer Bedeutung, Dr. Griffin als einen der ordinierenden Geistlichen zu haben. Er war Adonirams Mentor im Theologischen Seminar gewesen. Jetzt war er Pastor der Park Street Church von Boston – wo Adoniram zu ebendiesem Zeitpunkt die Stelle als zweiter Pastor hätte einnehmen können, wenn er gewollt hätte. Aber letztendlich waren *alle* fünf präsidierenden Geist-

---

92 A. d. Ü.: Auch »Gamba« oder »Kniegeige«, Vorläufer des heutigen Cello und dieses in Größe, Tonumfang und Spielweise ähnlich.

lichen auf die eine oder andere Weise eng mit der Missionsbewegung verbunden. Da war Dr. Woods, der Adoniram als Professor für Christliche Theologie in Andover unterrichtet hatte. Wenn Dr. Griffin Adonirams abgelehnte Karrieremöglichkeiten repräsentierte, so stand Dr. Woods für Adonirams Bekehrung vom Unglauben. Und dann war da Jediah Morse, Pastor der Ersten Gemeinde in Charlestown. Er verkörperte sowohl das Theologische Seminar von Andover als auch das American Board, denn er war Kurator des Ersteren und Mitglied des Letzteren. Die letzten beiden, Samuel Spring und Samuel Worcester, repräsentierten sozusagen die Mission selbst, denn die beiden hatten das American Board buchstäblich »erfunden« und mehr als jeder andere getan, um eine Mission unter amerikanischer Federführung in die Tat umzusetzen.

Bei den Zuhörern aber stiegen andere Emotionen auf, als Dr. Griffin mit dem Gebet begann: Ein Schweigen kam über die Menge – es wurde »totenstill«, wie sich ein Augenzeuge erinnerte; denn ob es nun Zufall oder Absicht war: Alles, was von nun an gesagt oder getan wurde, atmete den Geist des *Abschieds*. Den Versammelten wurde klar, dass der Abschied für die fünf jungen Männer in vieler Hinsicht dem Abschied am Rand eines Grabes ähnelte, wobei es nur die Hoffnung auf ein Wiedersehen bei einer zukünftigen Auferstehung gab.

Dr. Woods machte das zusätzlich deutlich in seiner Predigt, die dem einleitenden Gebet folgte. Dabei sagte er, auf die fünf direkt Bezug nehmend: »Ihr lieben jungen Männer, ich möchte nicht eure Herzen und dazu mein eigenes brechen, indem ich zu lange über die bewegenden Umstände dieser Abschiedsszene rede.« Später sprach er davon, dass er sie »bei der herrlichen Erscheinung des Sohnes Gottes zu dessen Rechten wiedersehen und auch denjenigen begegnen [werde], die durch ihre Mühen aus heidnischer Finsternis noch errettet werden«. Und er schloss: »Mit dieser freudigen Erwartung, meine lieben Freunde, verabschiede ich mich von euch frohgemut und mit inniger Zuneigung!«

Der beeindruckendste Teil einer Ordination – und in gewisser Weise ihr Herz und ihre Seele – ist das »Auflegen der Hände«, während ein Gebet der Weihe und Hingabe gesprochen wird. Als der Zeitpunkt dafür kam, knieten die fünf Missionare und die Zuhörer nieder.

Dann huschte Nancy, so die traditionelle Darstellung dieses Augenblicks, auf den Gang hinaus und kniete am vorderen Ende ihrer Bankreihe nieder – fast neben den Missionaren. Jeder der ordinierenden Pastoren stand jeweils vor einem der fünf und legte ihm beide Hände auf, als Dr. Morse das Ordinationsgebet sprach.

Dieser Augenblick setzte unter den Versammelten in beispiellosem Maße Emotionen frei. »Ein nicht zu unterdrückendes Seufzen und Weinen« brach aus. Es war schon zuvor vereinzelt zu hören, aber jetzt »schien die ganze Versammlung bewegt, wie die Bäume des Waldes von einem mächtigen Wind bewegt werden. Die angestauten Gefühle konnten nicht mehr zurückgehalten werden.«

Dr. Spring fasste den Auftrag für die frisch ordinierten Missionare zusammen. Er wies darauf hin, dass »kein Unternehmen wie dieses bisher von der Kirche Amerikas in Angriff genommen worden [ist]. Alle anderen verblassen gleichsam davor wie die Sterne vor der aufgehenden Sonne.« Aber in praktisch allem, was er sagte – obwohl es formell die Belehrung der fünf über ihre Pflichten und Verantwortlichkeiten war –, schwang dieser eindringliche Unterton des Abschieds mit.

Auch Samuel Worcester, der sie in die Bruderschaft des geistlichen Dienstes aufnahm, indem er ihnen die »rechte Hand der Gemeinschaft« reichte, kehrte zum gleichen Thema zurück: »Durch die feierlichen Handlungen dieses Tages seid ihr, die Herren Judson, Nott, Newell, Hall und Rice, öffentlich ausgesondert zum Dienst für Gott am Evangelium seines Sohnes unter den Heiden. Im Hinblick auf diesen bedeutungsvollen Dienst geben wir, die wir hier zu Hause am gleichen Evangelium arbeiten, in der Gegenwart Gottes, der Engel und der Menschen euch, liebe Brüder, die rechte Hand der Gemeinschaft ... Geht, tragt zu den armen Heiden die Gute Nachricht von Vergebung, Frieden und ewigem Leben. Erzählt ihnen von dem Gott, den wir anbeten; von dem Erretter, auf den wir vertrauen; von der herrlichen Unsterblichkeit, auf die wir hoffen ... Wir sind uns der Opfer wohl bewusst, die ihr bringt, oder der Gefahren und Leiden, denen ihr euch aussetzt. Ihr steht heute da als Schauspiel für Gott, für Engel und für Menschen. Ihr seid im Begriff, Eltern, Freunde und Heimat zu verlassen ... Aber, liebe Brüder, wir werden euch ständig in

innigster Erinnerung auf dem Herzen tragen und werden nicht aufhören, euch in unseren Gebeten zu erwähnen.«

Und es kam noch mehr. In jenen Tagen hatten Prediger und Redner keine Angst, sich genügend Zeit zur Klarlegung ihrer Argumente zu nehmen. Und Dr. Worcesters Schlussrede fasste die allgemeine Stimmung schließlich gut zusammen:

»Ihr seid nur die Vorläufer von vielen, die euch in diesem opferreichen, aber herrlichen Dienst folgen werden; denn das Evangelium wird allen Nationen gepredigt werden, und alles Fleisch wird das Heil Gottes sehen.

Geliebte Brüder, seid guten Mutes; geht hin in Frieden; und möge der Herr und Gott der heiligen Apostel und Propheten mit euch gehen. Wir befehlen euch ihm und dem Wort seiner Gnade an und beten inständig, dass wir am Tag des Herrn Jesus das Glück erfahren mögen, euch zu sehen, wie ihr viele Heiden vor dem Thron seiner Herrlichkeit mit überströmender Freude vorstellt. Amen.«

Nach einem abschließenden Gebet von Dr. Spring endete der Gottesdienst am frühen Nachmittag. Die meisten Versammelten waren derart bewegt, dass sie die Ereignisse, deren Zeugen sie geworden waren, bis zum Tag ihres Todes beschreiben konnten. Inzwischen mussten sie durch die bittere Kälte ihren Nachhauseweg antreten. Einer von ihnen, Ephraim Newton, ein Theologiestudent, der den ganzen Weg bis nach Andover<sup>93</sup> zurückgehen musste, schrieb zwei Tage später, dass er immer noch an den Strapazen des Gewaltmarsches litt. Ein anderer war William Goodell, ein Student der Akademie, der später selbst als Missionar in die Türkei ging. Er war schließlich so erschöpft und unterkühlt, dass er bei Einbruch der Nacht, immer noch ein gutes Stück von Andover entfernt, einfach zu Boden fiel und erfroren wäre, wenn ihn nicht mehrere zurückkehrende Theologiestudenten gefunden hätten. Indem sie ihn abwechselnd trugen, konnten sie ihn schließlich zu einem Haus am Stadtrand von Andover bringen, wo man ihn in warme Decken hüllte und auf eine Matratze vor einem prasselnden Feuer bettete.

---

<sup>93</sup> A. d. Ü.: Die Entfernung zwischen Andover und Salem beträgt hin und zurück 50 bis 55 Kilometer. Die Studenten mussten diese Entfernung innerhalb eines einzigen Tages zu Fuß zurücklegen – auf Wegen, die wegen der starken Schneefälle schwer passierbar waren!

Während also diese Besucher zu Hunderten über die schnee-  
verwehten Straßen und Wege nach Hause strömten, gingen Adoniram  
und Nancy nach Beverly, um bei ihrer Schwester Rebecca und ihrem  
Mann im Pfarrhaus der Dane Street Church zu wohnen, bis die *Cara-*  
*van* auslaufen würde – in etwa vier Tagen, so hoffte man. Abigail, eine  
andere Schwester Nancys, kam von Bradford herab, um bei den letz-  
ten Vorbereitungen mitzuhelfen und Gesellschaft zu leisten. Pastor  
Joseph Emerson war jedoch selten zu Hause. Er war überall unterwegs  
und fieberhaft bemüht, Geld für die Missionare zu sammeln.

Im Grunde genommen waren sie alle fieberhaft tätig: Am Morgen  
nach der Ordination machte Adoniram eine kurze Reise nach Bos-  
ton, um sich ein letztes Mal von seiner Schwester Abby und seinem  
Bruder zu verabschieden – es war das letzte Mal, dass die Brüder sich  
sahen. Am nächsten Tag, dem 8. Februar, heirateten Samuel Nott und  
Roxana Peck und reisten mit Hall und Rice nach Philadelphia, um  
auf das Auslaufen der *Harmony* zu warten. Am Sonntagabend, dem  
9. 2., war eine weitere große Zusammenkunft im Tabernacle – formal  
der normale Gottesdienst am Sonntagabend, tatsächlich aber ein  
weiterer Abschiedsgottesdienst. Aber in diesen Tagen fanden so viele  
Versammlungen statt, dass diese eine danach kaum in Erinnerung  
geblieben ist.

Irgendwann in diesen mit Terminen reichlich ausgefüllten Tagen  
fanden Samuel Newell und Harriet Atwood Zeit, im großen weißen  
Atwood-Haus in Haverhill zu heiraten. Ein alter knorriger Apfelbaum  
wuchs im Garten neben dem Haus. Harriet hatte ihn im vergange-  
nen Frühjahr noch blühen sehen, aber jetzt waren seine Äste kahl. Als  
sie ihn anschaute, dachte sie vielleicht voll Trauer daran, dass sie wo-  
möglich nie mehr einen Apfelbaum in voller Blüte erblicken würde.

Aber für Überlegungen solcher Art blieb keine Zeit – es gab zu viel  
zu tun in den wenigen Tagen, die bis zum Auslaufen der *Caravan* noch  
verblieben.

## Die Einschiffung (1812)

Inzwischen kam reichlich Geld herein. In der Kasse des American Board befanden sich am Morgen der Ordination 1200 Dollar. Die Kollekte erbrachte zusätzliche 220. Dies aber war erst der Anfang. Überall wurden Spenden gesammelt, von Geistlichen wie von Laien. In Andover gingen fast alle – Studenten wie Professoren – im Umkreis von vielen Kilometern von Tür zu Tür und baten um Unterstützung. Den Spendenaufrufen folgten fast alle. Sogar Leute, die nicht an Mission glaubten, gaben Gelder. Eines Abends, als Nancy und Adoniram mit den Emersons am Kamin im Pfarrhaus von Beverly saßen, öffnete sich plötzlich die Haustür, ein schwerer Gegenstand wurde ins Wohnzimmer geworfen, und die Tür fiel wieder ins Schloss. Pastor Emerson schaute nach draußen, konnte aber keine Spur von dem Eindringling entdecken. Im Wohnzimmer wurde derweil das Objekt aufgehoben und untersucht: Es war ein Beutel mit einem Zettel daran: »Für Mr. Judsons private Verwendung«. Er enthielt 50 Dollar in Münzen.

Ehe die *Caravan* und die *Harmony* schließlich ausliefen, waren mehr als 6000 Dollar gesammelt worden. Und neben dem Geld gab es auch noch andere Spenden – Kleidung, sogar Lebensmittel, darunter so viele Neuengland-Lebkuchen, dass die Missionare drei Monate später immer noch davon aßen.

Aber die Welle wohlwollender Begeisterung, die durch das Land wogte, teilten nicht alle. Ein »prominenter Bürger von Haverhill« drückte die Ansicht der Minderheit in einem Brief aus, den er am 12. Februar an einen Freund in Lissabon (Portugal) schrieb:

Mir fällt sonst nichts Interessantes mehr ein. Ich möchte nur anmerken, dass die religiöse Schwärmerei hier weiterhin vorherrscht. Glauben Sie mir, auch wenn es Ihnen unerklärlich scheinen mag: Das, was ich Ihnen hier aufs Neue schreibe, ist wirklich wahr. Eine Tochter des verstorbenen Moses Atwood namens Harriet und

eine junge Miss Hazeltine<sup>94</sup> von der Hazeltine-Familie in Bradford, beide jung (etwa 17 oder 18 Jahre alt) und völlig unerfahren in puncto Lebensweisheit und Charakterreife, sind dabei, sich mit ihren Gefährten (mit denen sie sich erst gestern ehelich verbunden haben) einzuschiffen. Ja, *ich wiederhole, dass diese vier törichten und unerfahrenen jungen Leute dabei sind, sich einzuschiffen, um tatsächlich zu den fernen Küsten Hindustans zu segeln und – wie wunderbar! – jenes große und alte Kulturvolk den richtigen Weg in den Himmel zu lehren!*

Doch wenn es auch einzelne Kritiker und Besserwisser gab – Nancy und Adoniram in Beverly sowie Harriet und Samuel, die bei Isaac Newell in Salem wohnten, kümmerten sich nicht darum. Sie waren zu beschäftigt, zu aufgeregt und zu glücklich – die Judsons mit ihrer üblichen Lebhaftigkeit, die Newells auf ihre eigene, »eher nüchterne und bedächtige Art«.

Es erwies sich als unmöglich, die *Caravan* rechtzeitig zu beladen, sodass sie am 10.2. hätte segeln können. Sie lag am Ende des Crowninshield-Kais – dem der offenen See nächstliegenden Kai von Salem – bis zum 13.2. Aber auch als sie dann in die Mitte des Hafens geschleppt worden war und dort vor Anker dümpelte, wurde weitere Ladung an Bord gebracht. Als das wahrscheinlich letzte Schiff, das noch vor dem drohenden Krieg in den Orient segeln würde, waren ihr Eigner und ihr Kapitän entschlossen, sie mit allem vollzustopfen, was irgend sie mit ihrem 30 Meter langen Rumpf und ihren 267 Tonnen Tragfähigkeit fassen konnte.

Inzwischen hatten Adoniram, Newell, Nancy und Harriet den Kapitän – Augustine Heard – kennengelernt, als sie mit ihren Freunden immer wieder an Bord auftauchten, um ihre Kabinen zu inspizieren und das Verstauen zu beaufsichtigen, das Verstauen von – nach Kapitän Heards Worten – »sichtbaren Beweisen des guten Willens

---

<sup>94</sup> A. d. H.: Die richtige Namensform ist »Hasseltine«. Da dies ein Zitat ist, wurde die abweichende Variante hier und im Folgenden beibehalten. Außerdem ist anzumerken, dass Harriet zwar tatsächlich 18 Jahre alt war, Nancy aber bereits das 22. Lebensjahr vollendet hatte.

ihrer Freunde in Form von Kisten jeglicher Größe ... die fast alles enthielten, was der Bequemlichkeit auf einer Seereise förderlich ist«.

Heard, in Ipswich geboren, war erst 27 Jahre alt – nicht wesentlich älter als die Missionare –, und diese Reise war sein erstes Kommando, ein außergewöhnlich wichtiges in Anbetracht der Umstände, der Fracht und der Passagiere. Aber Pickering Dodge, der Eigner der *Caravan*, hatte volles Vertrauen in den jungen Kapitän. Von ausgeglichenem Charakter, höflich und kompetent, besaß er einen nüchternen und kühlen Wagemut, der ihn bald zu einer Legende in Essex County machen sollte.<sup>95</sup>

Sein Schiff führte kostbare Fracht – allein die Waren hatten einen Wert von etwa 40 000 Dollar, dazu weitere 40 000 in Form von Hartgeld und Wechseln. Außerdem hatte er – in seiner schon bekannten Liebenswürdigkeit – zahllose persönliche Aufträge übernommen. So beförderte er für seinen Vater 2000 Silberdollar und noch einmal den gleichen Betrag in Papiergeld. Zahlreiche weibliche Verwandte und pensionierte Kapitäne von Ipswich hatten ihm jeweils Summen von 20 bis 100 Dollar anvertraut. Drei der Francis-Kinder<sup>96</sup> hatten ihm jeweils einen Dollar mitgegeben, damit er dieses Geld für sie in Kalkutta investierte.

Daneben hatte er in großer Zahl Listen von Dingen entgegengenommen, die er für Freunde und Verwandte »besorgen« sollte. (Damit meinte man in Salem, dass man jemanden um die Gefälligkeit der Mitnahme einer kleinen Sache im Laden um die Ecke bat, falls man dort zufällig vorbeikam.) Für Henry Pickering sollte er eine Bibel in Sanskrit kaufen.<sup>97</sup> Für andere sollte er Kaschmir- und Kamelhaar-

---

95 A. d. Ü.: Augustine Heard (1785–1868) stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie in Ipswich (sein Vater hatte sein Vermögen im Handel mit Westindien erworben) und fuhr bereits im Teenageralter auf Schiffen im Indien- und China-Handel, ab dem 27. Lebensjahr als Kapitän. Er war bis zum 45. Lebensjahr als aktiver Seefahrer tätig; um seine Heldentaten in dieser Zeit ranken sich zahlreiche Geschichten und Gedichte. Mit 45 ließ er sich im Jahr 1830 in Kanton (heute Guangzhou) in China nieder, gründete eine der größten amerikanischen Handelsgesellschaften in China, zog 1834 nach Ipswich zurück, von wo aus er sein stets wachsendes, inzwischen weltweites Handelsimperium leitete.

96 A. d. Ü.: Ebenezer Francis (1775–1858) war ein prominenter Bostoner Handelsherr, auf dessen Handelsschiffen Heard von 1803 bis 1811 gearbeitet hatte, u. a. bereits 1805 (mit gerade 20 Jahren!) als Frachtaufseher während einer Fahrt nach Kalkutta.

97 A. d. Ü.: Eine solche Bibel gab es zu diesem Zeitpunkt (1812) noch gar nicht. Die Arbeiten am Neuen Testament in Sanskrit waren von William Carey und seinem Team in Serampore bei Kalkutta zwar 1808 abgeschlossen worden, sodass es im selben Jahr gedruckt werden konnte; das Alte Testament und damit die Vollbibel in Sanskrit konnte aber erst 1818 vollendet und gedruckt werden.

Schals besorgen, zwei große »Palompons« als Decken für ein großes Bett, eine Bettdecke aus Netzgewebe, etliche Meter »Mull-Mull« oder feinen Musselin<sup>98</sup>, Strohteppiche, Halsketten mit roten Karneol-Steinen, Töpfe mit eingelegtem Ingwer und Waren aller Art, deren Aufzählung den Rahmen hier sprengen würde.

Das Deck der *Caravan* bot einen unvergesslichen Anblick: Es stand voller Käfige und kleiner Ställe mit gackernden Hühnern und quiekenden Schweinen – frischem Fleischvorrat für die lange Reise. Für diesen schwimmenden Bauernhof und andere Bordangelegenheiten hatte Pickering Dodge eine Flut von Ratschlägen in Form von Briefen verfasst: »... der gelbe Mais ist fürs Geflügel, der alte weiße Mais ist für die Schweine.« Die Missionare sollten in der Kapitänskajüte speisen: »Ich hoffe, sie werden sich als angenehme Reisegefährten herausstellen. Geben Sie ihnen eine frische Mahlzeit pro Woche oder öfter, falls möglich, dazu Pudding, Reis und dergleichen. Gehen Sie mit dem Wasser so sorgfältig wie möglich um, da Mannschaft und Passagiere zahlreich sind und zudem eine beträchtliche Anzahl von Tieren versorgt werden muss, aber ich hoffe, Sie werden das Glück haben, Wasser in der Nähe der Fahrtroute aufnehmen zu können. Vermeiden Sie Kontakt mit jedwem Schiff sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise.«

Das allgemeine Durcheinander der Ladegeschäfte, der Tiere und des Geflügels, der mit ihren Freunden an Bord kommenden und wieder gehenden Missionare, der alten Seemannsbekanntschaften von Pickering Dodge und der allerletzten Änderungen am Takelwerk – das alles wurde noch verstärkt durch fast stündliche Änderungen der Wetter- und Windverhältnisse, die ja beide passen mussten, um den Hafen verlassen zu können.

Am 13.2., als die *Caravan* vom Kai in die Mitte des Hafens geschleppt wurde, waren Adoniram und Nancy von Joseph Emersons Pfarrhaus in Beverly in das Salemer Haus des Kurz- und Textilwarenhändlers Eliphalet Kimball umgezogen (dessen Tochter Lydia Nancys enge Freundin und Schulkameradin in Bradford gewesen war), um direkt vor Ort zu sein, wenn endlich der Augenblick der Einschiffung käme. Aber nach wie vor musste die *Caravan* warten. Der Vierzehnte

---

98 A. d. Ü.: Feines, locker gewebtes Baumwollgewebe.

und Fünfzehnte waren regnerisch und stürmisch. Der Sechzehnte, ein Sonntag, war weiterhin nass und windig, und Adoniram und Nancy kehrten zu den Emersons nach Beverly zurück. Am Siebzehnten gab es einen heftigen Schneesturm, der die »Stadt fast unter den Schneemassen begrub«.

Am frühen Morgen des Achtzehnten – es war ein trüber kalter Tag – kamen sie wieder nach Salem ins Haus der Kimballs. Inzwischen waren von zwei jungen Männern in Salem ausgezeichnete Arrangements getroffen worden, um es den Missionaren zu ermöglichen, rechtzeitig an Bord zu gehen. Die beiden hatten ein besonderes Interesse an den Missionaren entwickelt; sie hatten sich sehr beim Sammeln von Spendengeldern eingebracht und seit der Ordination ihre eigene Arbeit vernachlässigt, um eine Art freiwilliges Organisationskomitee bzw. Personalbüro zu bilden. Einer von ihnen war Israel W. Putnam<sup>99</sup>, der zwei Jahre mit Newell in Harvard verbracht hatte, ehe er nach Dartmouth wechselte, um dort mit der Klasse von 1809 seinen Abschluss zu machen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt studierte er Rechtswissenschaft unter Richter Samuel Putnam<sup>100</sup> in Salem, sollte aber bald ins Andover Theological Seminary eintreten. Dort würde er 1814 das Abschlussexamen ablegen, bevor er eine herausragende Laufbahn als Geistlicher und als Kurator des Dartmouth College einschlug. Der andere war S. B. Ingersoll, der Schiffskapitän gewesen war, sich aber bekehrt und seine Laufbahn zur See aufgegeben hatte; er wurde später Pastor in Shrewsbury.

Putnam hatte das Wohl der Newells zu seiner besonderen Verantwortung gemacht, Ingersoll kümmerte sich um die Judsons.

Adoniram und Nancy waren erst einige Stunden im Haus der Kimballs, als eine dringende Botschaft von Kapitän Heard eintraf, sie sollten so schnell wie möglich an Bord der *Caravan* gehen. Ein günstiger Westwind war aufgekommen, und er wollte noch an diesem Nachmittag mit der Flut auslaufen.

Adoniram und Nancy waren ohnehin die ganze Zeit gut gelaunt gewesen, aber diese Nachricht erzeugte bei ihnen eine geradezu fiebrige Hochstimmung. Sofort packte Adoniram seine gerade aus-

---

99 A. d. Ü.: Israel Warburton Putnam (1786 – 1868).

100 A. d. Ü.: Samuel Putnam (1768 – 1853).

gepackten persönlichen Sachen wieder ein, warf alle möglichen Gegenstände in gerade passende Behältnisse, lud alles auf einen Schlitten und fuhr zum Crowninshield-Kai.

Als er zurückkehrte, fand er das Haus der Kimballs voller Freunde; alle redeten durcheinander und lachten vor Aufregung, vergossen Abschiedstränen und bedauerten, dass Mr. Kimball, der die Abfahrt nicht so rasch erwartet hatte, diesen Morgen in Geschäftsangelegenheiten nach Boston gereist war. Eigentlich hatte niemand die Abreise für diesen Tag erwartet. Dr. Worcester, dieser Fels in der Brandung, war ebenfalls nicht in der Stadt – er war auf Reisen in Angelegenheiten des American Board. Selbst Joseph Emerson war zum Aufbringen von Spendengeldern unterwegs, und es gab keine Möglichkeit, ihn zu erreichen.

Von Adonirams Standpunkt aus – mit seiner Abneigung gegen formale Verabschiedungen – hatte dieser Umstand nur Gutes. Ohne jemandem auch nur ein Wort zu sagen, stahl er sich leise aus dem Haus, ging allein die verschneite Straße entlang bis zum Kai, fand ein Boot und ging an Bord der *Caravan*. Dort wartete er auf Nancy.

Im Kimball-Haus herrschte große Überraschung und Enttäuschung, als man entdeckte, dass Adoniram heimlich Richtung Hafen weggegangen war. Nancy war aufgebracht, aber ihr wurde bestimmt bewusst, dass dieses heimliche Davonstehlen nur eine Wiederholung dessen war, was sie auch in Bradford am Morgen der Ordination miterlebt hatte. Wenigstens gab es keine Probleme mit dem Transportmittel. Ingersoll – das war vorher von ihm mit Adoniram abgesprochen – hatte nach Eintreffen der Nachricht vom baldigen Auslaufen sofort einen Schlitten besorgt und war zum Kimball-Haus gefahren. Dort packte er die letzten Gepäckstücke, Nancy und weitere vier Damen auf den Schlitten und fuhr sie zum Kai hinunter, wo sie die Newells trafen, die von Putnam zum Hafen gebracht worden waren.

Es war ein stürmischer Tag, der keine Zeit für lange Abschiedsszenen zuließ, da der eiskalte Westwind schneidend durch den ganzen Hafen blies. Das Boot des Zollhauses wartete bereits. Es wurden einige wenige kurze Liebes- und Segensworte ausgetauscht, während das Gepäck eilig im Boot verstaut wurde. Man half Nancy, Harriet und Newell beim Einstieg. Putnam und Ingersoll sowie einige andere folgten, die noch ins Boot passten.

Die Männer an den Riemen stießen das schwer beladene Boot vom Kai ab und ruderten zur *Caravan*. Die Zuschauer auf dem Kai – ihre Zahl wuchs stetig an, als mehr Leute vom Auslaufen hörten und zum Hafen eilten – sahen das Boot sich heben und senken und allmählich kleiner werden, als es über das stahlblaue Wasser zur *Caravan* glitt. Einige wandten sich jetzt zum Gehen, aber eine Gruppe der Hartnäckigsten blieb am kalten, völlig ungeschützten Ende des Kais stehen, sie stampften mit den Füßen und bliesen ihren Atem auf die frierenden Finger.

Es wurde dunkel, aber die Brigg bewegte sich nicht. Die wenigen, die noch am Kai ausharrten, dachten langsam an ihr warmes Abendessen und das prasselnde Feuer in ihrem Wohnzimmer. Zu zweit und zu dritt wandten sie sich, machten sich auf den Weg nach Hause und blickten nur gelegentlich zurück auf den Lichtschein, den die Luken der *Caravan* über das schwarze Wasser warfen.

An Bord der *Caravan* hatte sich inzwischen die Planung geändert. Trotz des Entschlusses von Kapitän Heard, an jenem Nachmittag die Anker zu lichten, hatte sich der Wind nämlich gelegt, und er musste den Versuch aufgeben. Er entschied sich, es mit der nächsten Flut am frühen Morgen zu versuchen.

Bei Einbruch der Nacht kehrten die Besucher, die noch an Bord verweilt hatten, zu ihren Häusern an Land zurück, aber Ingersoll und Putnam boten sich an, diese letzte Nacht auf dem Schiff zu verbringen und den Judsons sowie den Newells Gesellschaft zu leisten, die darüber »sehr erfreut« waren. Nach einer Weile ging sogar Kapitän Heard an Land, und die vier Missionare und ihre zwei Besucher hatten die Brigg beinahe für sich allein.

Sie verbrachten miteinander eine fröhliche Zeit. Putnam schrieb: »Der Abend wurde in angenehmer Unterhaltung und mit dem Singen von Liedern aus einem der alten Gesangbücher verbracht; und obwohl alle *äußeren* Umstände trist und düster waren«, und das konnte in einer kalten Februarnacht mitten im Hafen – mit an den Rumpf klatzenden Wellen – gar nicht anders sein, »stand das *Innere der Kajüte*, wo wir uns mit den Missionaren aufhielten, singend und betend, in vollkommenem Kontrast dazu. Alles war von Heiterkeit und sogar von Freude bestimmt.«

Vielleicht war ein Teil der Freude aber doch ein wenig erzwungen. Nancy vertraute später an jenem Abend ihrem Tagebuch Folgendes an: »Die schmerzliche Abschiedsszene hatte ich mir schon so lange vorher ausgemalt, dass ich sie weit erträglicher fand, als ich lange Zeit befürchtet hatte.«

Dennoch blutet mein Herz. O Amerika, mein Heimatland, muss ich dich verlassen? Muss ich dich verlassen, Bradford, meine liebe Heimatstadt, wo ich die glücklichen Jahre der Kindheit verbrachte; wo ich den Namen meiner Mutter lispeln lernte ... wo ich die Freuden der Freundschaft kennenlernte und all das Glück geschmeckt habe, dass diese Welt zu bieten hat; wo ich auch gelernt habe, das Blut meines Erretters wertzuschätzen und alles für Verlust zu achten im Vergleich zu der Erkenntnis seiner Person? ... Auf Wiedersehen, ihr glücklichen, glücklichen Szenen, aber ihr seid niemals, nein, niemals vergessen.

Kapitän Heard kehrte vor der Morgendämmerung zur *Caravan* zurück. Die Flut war angestiegen und ein Westwind aufgekommen, stark genug, um mit großer Wahrscheinlichkeit die Nordspitze von Cape Cod umsegeln zu können. Das Wetter blieb klar und kalt. Kurz nach Sonnenaufgang glitt die Brigg aus dem Hafen. Neuneinhalb oder 13 Kilometer außerhalb – man hatte die beiden Misery-Inseln und Bakers Island schon hinter sich – stiegen Ingersoll und Putnam hinter dem Lotsen das Fallreep hinunter in das kleine Lotsenboot. Adoniram, Nancy, Samuel Newell und Harriet lehnten sich über die Reling und winkten, als der Lotse sein Boot vom Schiff weg und langsam nach achtern treiben ließ.

Sehnsüchtig schauten die vier zu, als sich die Segel des Lotsenbootes füllten und es Richtung Hafen Fahrt aufnahm. Binnen kurzer Zeit verschwand es, und es war nichts mehr zu sehen als die dunkle Küstenlinie, nur durchzogen von den weißen Strähnen der Schneefelder. Bald verschwand auch das aus dem Blickfeld, und die *Caravan* hob und senkte sich mit dem Wellengang der offenen See. Die Missionare schauderten im schneidenden Wind, wandten sich von der Reling ab und gingen unter Deck.

Die nächste Landung würde in Indien sein.

TEIL II:  
DIE GEFAHRVOLLE REISE  
(1812–1826)

## Indien (1812)

Die *Caravan* war noch nicht lange außer Sichtweite des Festlands, als Harriet und Nancy das Stampfen und Rollen des Schiffs auf dem offenen Meer als unangenehm empfanden. Innerhalb weniger Stunden waren beide seekrank. Ihre Männer waren es wahrscheinlich auch, aber sie berichteten nichts darüber in ihren Tagebüchern.

Harriet war für einige Tage völlig außer Gefecht gesetzt. Nancy hatte mehr Glück. Die erste Nacht hatte sie »viele erschreckende Todesahnungen«, aber sie »fühlte sich nicht bereit, auf dem Meer zu sterben, nicht so sehr aufgrund von Befürchtungen über meinen Zustand nach dem Tod als vielmehr wegen der entsetzlichen Vorstellung eines Todes in den Wellen«. Aber sie war weniger krank, als sie erwartet hatte, »nicht schlimmer – aufs Ganze gesehen –, als wenn ich ein schwaches Brechmittel genommen hätte«. Inzwischen – sie waren erst fünf Tage auf hoher See – wurden alle in Schrecken versetzt, weil die *Caravan* ernsthaft leckschlug und beinahe sank, obwohl sich die ganze Mannschaft an den Pumpen abmühte, bis das Loch schließlich lokalisiert und repariert werden konnte. Doch nach etwa einer Woche fingen alle vier Passagiere an, die Reise allmählich zu genießen.

Kapitän Heard und seine Mannschaft (einschließlich der Offiziere) behandelten ihre Passagiere mit großer Liebenswürdigkeit und Hochachtung. Am 23. Februar hatten schlechtes Wetter und Seekrankheit sie daran gehindert, sich zu einer sonntäglichen Zusammenkunft einzufinden. Aber am nächsten Sonntag – dem 1. März 1812 – schlugen die Passagiere vor, in der Kajüte einen Gottesdienst zu halten. Heard war sofort einverstanden, und von da an nahmen er und mindestens zwei seiner Offiziere an den regelmäßigen wöchentlichen Sonntagsgottesdiensten teil.

Das christliche Verhalten an Bord der *Caravan* ging so weit, dass Nancy mit Erstaunen notierte: »Ich habe bis jetzt noch kein einziges lästerliches Wort an Bord des Schiffs gehört. Das ist sehr ungewöhnlich.« Selbst als das Schiff, wie es schien, im Sinken begriffen war, gab

es keine kräftigeren Ausdrücke als die gelassene Feststellung des Kapitäns, dass nur die Hand der Vorsehung sie würde retten können.

Die Tage wurden länger und das Wetter wärmer. Es gab nicht viel mehr zu tun als Lesen. Die Abende verbrachte man mit »geistlicher Konversation«. Manchmal wurde die Monotonie durch das Sichten eines Schiffs unterbrochen. Gelegentlich konnte man sogar die Männer an Deck erkennen, aber Kapitän Heard befolgte treu seine Order, mit keinem Schiff zu kommunizieren.

Eine Zeit lang hatten die Missionare wenig Appetit. »Alles schmeckte anders als an Land«, schrieb Nancy, »und ich hatte gerade gegen die Speisen hier die größte Abneigung, die mir zu Hause am besten schmeckten.« Schließlich gelangten sie zu der Überzeugung, dass ihr Problem der Mangel an körperlicher Bewegung war.

Daraufhin versuchten die Passagiere, hin und her zu gehen, aber auf dem vollgestellten Deck gab es kaum Platz. Dann dachte jemand an Seilspringen, und einige Zeit widmeten sich die beiden Paare täglich konsequent mehrere Stunden diesem Ausgleichssport. Schließlich kamen sie darauf, dass Tanzen eigentlich eine mindestens ebenso gute – aber weit lustigere – Übung war. Von da an tanzten sie oft und lang, und Gesundheit und Appetit kehrten zurück – obwohl Harriet während der ganzen Reise ziemlich empfindlich in puncto Essen war und Tee oder Kaffee ohne Milch überhaupt nicht trinken konnte.

Aber es gab bei Harriet einen Grund. Sie war schwanger und erwartete die Geburt ihres Kindes im November. Es würde – so nahm sie an – in Indien oder Birma geboren werden. Vielleicht hätte sie keine Hilfe außer derjenigen, die ihr Mann ihr geben konnte.

In der Zwischenzeit fanden die vier jungen Leute großes Gefallen an ihren langen Flitterwochen. Nancy dachte von Adoniram, er wäre »einer der liebevollsten, treuesten und hingeebsten Ehemänner«. Harriet ging es ähnlich: »Meine liebe Mutter, vereinige Dich mit mir im Dank an Gott für einen der besten Gatten. O wie groß wäre wohl mein Elend, wenn sich Mr. N. als gefühlskalter, gleichgültiger Partner herausgestellt hätte. Aber er ist *alles*, was ich mir nur hätte wünschen können.«

Bald schon segelte die *Caravan* in tropische Breiten. Die Missionare entdeckten die belebende Wirkung des Badens in Salzwasser;

nach ihrer ersten diesbezüglichen Erfahrung notierte Harriet, dass »es mich sehr erfrischt hat. Ich denke, dass ich ab jetzt jeden zweiten Tag baden werde.« Dennoch waren sie und ihre Gefährten oft »lethargisch ... Während meine liebe Mutter, meine Brüder und Schwestern wahrscheinlich fröstelnd an einem großen Kaminfeuer sitzen, bin ich hier trotz offener Tür und offenem Fenster mit Schweiß bedeckt. Bruder und Schwester Judson schlafen gerade in einer Koje; Mr. N. döst in einer anderen, während ich am Schreiben bin.«

So sah ihr Leben aus, als die *Caravan* über die unendliche Weite des Ozeans dahinsagelte. Ihre Stimmung bekam Auftrieb durch ihren Glauben an Gott und das tiefe Überzeugtsein von ihrer Mission – und fast ebenso sehr durch die reiche Liebe, die jeder der beiden Männer in seiner Gattin und jede der beiden Frauen in ihrem Gatten fand. Aber es gab auch Augenblicke des Heimwehs. »Wir schauen oft in die Richtung, wo – wie Kapitän H. sagt – Haverhill liegt. Aber ach! Ein riesiger Ozean und der blaue Himmel sind alles, was wir sehen können.«

Am 1. Mai hatten sie den Äquator überquert und waren in kaltes, regnerisches Wetter geraten, als sie mit der Umsegelung des Kaps der Guten Hoffnung begannen. An diesem Tag fasste Harriet ihre Gefühle folgendermaßen zusammen:

Ich hoffe, dass wir möglichst bald Kalkutta erreichen und in ein ruhiges Zimmer kommen, wo es eine Schale Milch und einen Laib indischen Brotes gibt. Ich kann kaum an diese einfache Kost denken, ohne auszurufen: »Oh, was für ein Luxus!« – Ich habe genug vom viel zu starken Schaukeln des Schiffs und dem fast unerträglichen Geruch nach dem Regen, sodass ich mehrere Tage kaum etwas anderes getan habe, als auf dem Bett zu dösen. Aber Gott hat mich mit einer hervorragenden Gemütsverfassung gesegnet, und heute bin ich auf dem Deck hin und her gelaufen und habe in unserem Raum *getanzt* – gewissermaßen als sportliche *Übung* – so gut wie eh und je. Was machen wohl Frauen, die in ihrer Krankheit lieblose Ehemänner zu ertragen haben? Unter den vielen deutlichen Gnadenerweisen, die ich täglich von Gott empfangen, ist einer der größten ein liebevoller Ehepartner. Mit ihm an meiner Seite verbringe ich meine Tage fröhlich und heiter – ich bin glücklich

im Bewusstsein, dass ich liebe und geliebt werde. Mit ihm werde ich zufrieden leben, und mit ihm werde ich –wenn es denn sein müsste – auch zufrieden sterben. Dies, meine Mutter, ist die Sprache des Herzens Deiner Harriet.

In der Zwischenzeit hatte Adoniram eine theologische Untersuchung in Angriff genommen, die unerwartete Ergebnisse zeitigte.

In Andover hatte er eine Übersetzung des Neuen Testaments aus dem Griechischen begonnen, die er auf dem Schiff fortsetzte. Dadurch bekam er Ende April unter anderem Interesse an dem gewöhnlich mit »Taufe« übersetzten griechischen Wort. Adoniram war als Säugling getauft worden, so wie es die Kongregationalisten üblicherweise tun, nämlich durch das Besprengen seines Kopfes mit ein paar Tropfen Wasser. Aber als er das Neue Testament daraufhin durchforschte, fand er keinen einzigen Hinweis darauf, dass irgendeine der dort erwähnten Personen je durch Besprengen getauft worden wäre. Jedes Mal, wenn eine Taufe beschrieben wurde, fand sie dort statt, wo es ausreichend Wasser gab, und die Täuflinge stiegen buchstäblich in das Wasser hinab. Und als er das Wort selbst untersuchte, stellte er fest, dass es niemals anders verwendet wurde als im Sinne von Untertauchen.

Häufig sprach er mit Nancy über seine Entdeckung. Natürlich war er ein strammer rechtgläubiger Kongregationalist, aber er musste Nancy gegenüber – mit Ärger in der Stimme – zugeben, dass es ganz danach aussah, dass die Baptisten recht und die Kongregationalisten unrecht hätten. Gleichgültig, wie man den Sinn auch drehte und wendete, er konnte nicht verstehen, wie ein neutraler Beobachter das griechische Wort je zur Bedeutung von »Besprengen« verdrehen konnte.

Als Missionar war er nun beunruhigt, denn seine Instruktionen vom American Board besagten, dass er »eindeutig Gläubige und ihren jeweiligen Haushalt« taufen solle. Natürlich durften ausschließlich »eindeutig Gläubige« zur Gemeindegliedschaft zugelassen werden, aber ihr »Haushalt« durfte und musste getauft werden. In Neuengland waren damit ihre jeweiligen Kinder im Säuglingsalter gemeint. Im Orient dagegen würde der Haushalt ebenso erwachsene Söhne und Töchter und vielleicht auch Diener umfassen, da die Gläubigen

wahrscheinlich nie zuvor von Christus gehört hatten, bis Adoniram ihnen von ihm erzählt haben würde. Das war etwas ganz anderes als die Taufe neugeborener Kinder von Gemeindegliedern, so wie sie, eines nach dem anderen, geboren und zur Taufe gebracht wurden. Aber was würde der 30-jährige, immer noch heidnische Sohn eines neu aufgenommenen Gemeindeglieds davon halten, dass er getauft werden sollte? Würde er zustimmen? Und wenn ja, wozu war die Taufe dann nütze, wenn er im Unglauben blieb?

Adoniram hatte noch einen anderen Grund zur Sorge. Er hatte unter seinen Begleitschreibern auch einen Brief von Dr. Worcester an Dr. Carey und die Missionare in Serampore, außerhalb von Kalkutta gelegen. Darin stand die Bitte, den Amerikanern Rat und Hilfe zu geben. Die Missionare in Serampore waren Baptisten, und als solche taufte sie nur Gläubige, nicht aber deren Kinder oder Diener. Für sie war diese Symbolhandlung untrennbar verbunden mit der persönlichen Bekehrung, oder – mit Adonirams Worten – sie war »der Ritus, der in die Gemeinde einführt«.

Die Baptisten und die rechtgläubigen Kongregationalisten Neuenglands hatten schon immer in freundschaftlicher Beziehung zueinander gestanden. Ja, Adoniram hatte sich vor der Abreise der *Caravan* sogar mit Dr. Lucius Bolles getroffen, dem Pastor der Ersten Baptistengemeinde von Salem, und hatte ihm dringend geraten, die amerikanischen Baptisten sollten dem Beispiel der britischen Baptisten folgen und ebenso eine Missionsorganisation gründen. Aber über seine Beziehung zu den *britischen* Baptisten in *Serampore* war sich Adoniram nicht allzu schlüssig. Wenn sie die Stellung der Kongregationalisten zur Taufe nun infrage stellten, wie würde er diese verteidigen können? Viel mehr fürchtete er jedoch das Dilemma, in dem er sich befände, falls Eingeborene ihn um die Erklärung des Unterschieds bitten würden! Sie könnten am Ende gar zu dem Schluss kommen, es gehe um zwei sich widersprechende und konkurrierende Religionen, die sich beide jeweils »Christen« nannten – und dadurch hätten die Einheimischen bessere Argumente, einer Bekehrung zu widerstehen.

Mit seinem üblichen Eifer stürzte sich Adoniram in das Studium dieser Fragen. Schließlich kam er zu der Schlussfolgerung, dass die Taufe von Kleinkindern und nicht bekehrten Haushaltsmitgliedern,

wie die Kongregationalisten sie praktizierten, aus der Art und Weise erwuchs, wie die Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft im Alten Testament erworben wurde, illustriert durch den Fall Abrahams. Abrahams männliche Nachkommen und Diener gehörten von Geburt an automatisch zur Volksgemeinschaft. Sie mussten sich ihr nicht anschließen durch einen Akt individueller Entscheidung, weil die Volksgemeinschaft aus allen Israeliten bestand. Sie verließen diese Gemeinschaft nur, wenn sie »aus dem Volk ausgerottet/abgeschnitten wurden«. Aber im *Neuen* Testament, der Grundlage des Christentums, war die Gemeindegliedschaft – soweit er bisher sehen konnte – beschränkt auf Personen die »glaubwürdig bezeugen konnten, dass sie Jünger Christi waren«. Die Taufe wurde »immer in Verbindung mit dem Gläubigwerden« erwähnt.

Aber das war ja die Position der Baptisten! Sie beunruhigte ihn. Er sagte zu Nancy: »Ich *fürchte*, die Baptisten könnten recht haben.«

Nancy beunruhigte das Ganze noch mehr. Sie hielt die Frage nicht für so entscheidend, aber sie fürchtete, dass ihr kompromissloser Adoniram – wenn er auf diesem Weg weitermachte – am Ende vielleicht zu der Überzeugung käme, dass die Baptisten auch in anderen Fragen recht hätten. Und *dann*? Dann saßen sie wirklich zwischen allen Stühlen! Aber obgleich Nancy sich nie gescheut hatte, mit ihm darüber zu argumentieren, lernte sie allmählich, dass ihre Worte umsonst waren. Er plagte sich weiterhin mit dem Thema, und das Thema plagte ihn.

Inzwischen kam die *Caravan* Indien immer näher. Anfang Juni meinte Kapitän Heard, sie wären nur noch etwa 160 Kilometer von Ceylon entfernt. Warme tropische Böen wehten ihnen von der Küste entgegen. Aber jetzt war sogar Harriet abgehärtet: »Ich weiß nicht, wie das kommt, aber ich höre den Donner grollen, sehe die Blitze zucken und die Wellen das Schiff beinahe verschlingen – und dennoch macht mir all das nichts mehr aus.«

Die Missionare begannen mit dem Packen ihrer Habseligkeiten. Adoniram gab seine Beschäftigung mit der Taufe vorerst auf – sehr zu Nancys Erleichterung. Die ersten Besucher vom Land kamen an – zwei Vögel und ein Schmetterling. Und am nächsten Tag, dem 12. Juni, »nachdem wir 114 *Tage lang* nichts als Himmel und Wasser

gesehen hatten, hörten wir heute Morgen den freudigen Ruf ›Land! Land!‹. Es ist die Küste von Orissa<sup>101</sup>, etwa 32 Kilometer entfernt.«

Am ersten Tag konnten sie nichts ausmachen außer »den hochragenden Bergen von Golkonda<sup>102</sup>«, aber am nächsten Morgen waren sie nahe genug an der Küste, um Bäume zu erkennen, von denen sie sich gegenseitig begeistert versicherten, dass es Orangen- oder Palmbäume sein mussten. Sie tauschten mit zwei Schiffen Nachrichten aus und waren froh, den Klang einer neuen Stimme zu hören. Bei Einbruch der Dunkelheit ging Kapitän Heard in der gefährlichen flachgründigen Bucht von Bengalen vor Anker, bis er einen Lotsen bekommen konnte.

In dieser Bucht mussten Schiffe gelegentlich bis zu zehn Tagen auf einen Lotsen warten, aber die *Caravan* hatte Glück. Am nächsten Morgen schon tauchte ein Schiff mit dem englischen Lotsen, seinem Handloter<sup>103</sup>, einem jungen Mann aus England und einem indischen Diener auf. Sie kamen alle an Bord, aber die Missionare hatten nur Augen für den Inder – den ersten, den sie je gesehen hatten. Er war klein, vielleicht 20 Jahre alt, seine Hautfarbe in einem »dunklen Kupfertön«, bekleidet mit »Kattunhosen und einem weißen Baumwollkittel«. Er war Muslim, und Harriet meinte, in seiner Miene drückten sich »völlige Gleichgültigkeit und Trägheit« aus. Sie fragte sich, ob er »genügend Energie hätte, irgendeine regelmäßige Tätigkeit durchzuführen«. Nancy pflichtete ihr bei: »Er schaut so feminin aus, wie man es sich nur irgend vorstellen kann. Was für einen Wandel würde der christliche Glaube in einem derart heruntergekommenen Geschöpf bewirken!«

Wenn der Inder keine Energie hatte, dann hatte der Lotse genug für zehn. Bis zur Abenddämmerung leitete er die *Caravan* durch die komplizierten Fahrrinnen zwischen den Untiefen, wobei er das Schiff

---

101 A. d. Ü.: Orissa, so der Name bis 2011, seither »Odisha«, heute indischer Bundesstaat im Nordosten des Subkontinents (156 000 km<sup>2</sup>, etwa 42 Mio. Einwohner). Er grenzt an den Bundesstaat Westbengalen mit dessen Hauptstadt Kalkutta (heute Kolkata, ca. 14 Mio. Einwohner im Ballungsraum), das bis 1911 Hauptstadt British-Indiens war.

102 A. d. Ü.: Eines der zentralindischen Dekkan-Sultanate (1512–1687), Vorläufer des zwischen 1727 und 1948/1956 auf dem Territorium Golkondas bestehenden Fürstenstaats Hyderabad/Haiderabad (215 000 km<sup>2</sup>) in der Mitte Indiens.

103 A. d. Ü.: Handloter (engl. »leadsmen«): Assistent des Lotsen, der mit dem Bleilot (engl. »lead«) regelmäßig die Wassertiefe in flachen Küstengewässern misst.

anscheinend vor allem mithilfe seiner mörderischen Flüche vorwärtsbewegte.

Bei Einbruch der Nacht ging die Brigg vor Anker, aber nicht lange. Eine Reihe schwerer Seen ging über das Schiff, und eine davon flutete die Kajüte der Missionare. Eine andere kappte das Ankertau, und die *Caravan* begann, gefährlich mit Ebbe und Flut in den flachen Gewässern zu treiben. Den Rest der Nacht wurde die *Caravan* langsam auf Kurs gehalten, wobei die Flüche des Lotsen sich zu neuen Extremen steigerten, während er im Dunkeln auf bloße Vermutung hin navigierte. Nancy konnte kein Auge zutun »aufgrund des beständigen Lärms und der gotteslästerlichen Sprache an Deck. Der Kapitän hat kein einziges Mal geflucht, seit wir mit ihm zusammen waren, aber der Lotse mehr, als wir je zuvor gehört hatten.«

Bei Sonnenaufgang glitt die *Caravan* in die ruhigeren Wasser des Ganges-Deltas, und der Lotse steuerte sie vorsichtig (und vielleicht mit weniger Flüchen, da er das Schiff sicher aus der gefährlichen Bucht herausnavigiert hatte) zwischen den kleinen Inseln hindurch, bis er sie den Hugli<sup>104</sup>, einen der Mündungsarme des Ganges, nach Kalkutta<sup>105</sup> hinaufsegeln konnte.

Nach mehreren Monaten auf See war das Land endlich zum Greifen nah, und die Missionare verbrachten den Großteil des Vormittags damit, zwischen den beiden Seiten des Schiffs hin und her zu eilen und sich gegenseitig auf neue Wunder und Merkwürdigkeiten hinzuweisen, oder sie stürzten unter Deck, um diese in Briefen zu beschreiben. Die exotischen Ansichten am Ufer – und die köstlichen Düfte, die zum Schiff herüberwehten – erfüllten alle ihre Erwartungen von Indien. Als Nancy all das sah, was um sie her geschah, schrieb sie, dass sie nie zuvor »je etwas so Wunderbares gesehen oder auch nur davon gelesen« habe:

An beiden Ufern des Hugli, auf dem wir jetzt segeln, sind die Hütten der Inder, so dicht zusammengedrängt wie die Häuser in unseren Hafenzustädten. Sie sind sehr klein und ähneln von der Form

---

<sup>104</sup> A. d. Ü.: Englische und internationale Schreibweise »Hooghly River«, 260 Kilometer langer Mündungsarm des Ganges, mit Seeschiffen bis Kolkata (Kalkutta) schiffbar.

<sup>105</sup> A. d. Ü.: Kalkutta (seit 2001 »Kolkata«), Hauptstadt Westbengalens, zählt zu den größten Städten Indiens (4,5 Mio., mit Vorstädten 14 Mio. Einwohner). Diese Metropole liegt am Ufer des Hugli und war bis 1911 Hauptstadt von Britisch-Indien.

her Heuschobern, ohne Schornsteine oder Fenster. Sie sind umgeben von Bäumen, die ihre Zweige über sie breiten, und bieten einen wahrhaft romantischen Anblick. Das Gras und die Reisfelder sind vollkommen grün, und allerorts an den Ufern sieht man Viehherden weiden, und dazwischen gehen die Eingeborenen ihren verschiedenen Tätigkeiten nach. Einige fischen, andere treiben Gespanne, und viele sitzen untätig an den Flussufern. Die Pagoden, die wir passiert haben, sind sehr viel größer als die Häuser.

Harriet, die wahrscheinlich an das Kind dachte, das sie unter diesen Menschen zur Welt bringen würde, beeindruckten besonders die Eingeborenen, wie sie mit »Früchten und Sonnenschirmen in der Hand dahinspazierten, rings umgeben von ihren kleinen dunkelhäutigen Kindern«. Es war hier kein Anzeichen von den Strapazen zu erkennen, die sie erwartet hatte. Im Großen und Ganzen, meinte sie, ist »dies die angenehmste *Leidensprüfung*, die ich je hatte«. Um die Mittagszeit kamen einige Einheimische an Bord – die indische Besatzung eines Hafenschiffs, das an der *Caravan* anlegte, um Post abzuholen. Zu Harriets Überraschung und leichtem Entsetzen, waren sie »nackt, ausgenommen ein um ihre Körpermitte geschlungenes Baumwolltuch«. Aber sie hatten »viel interessantere Gesichter als der Inder, den wir jetzt an Bord haben. Sie erschienen aktiv, redselig und fähig, sich Kenntnisse des christlichen Glaubens anzueignen, wenn man sie unterwies. Ihr Haar ist schwarz – einige hatten es an der Stirn abrasiert und hinten zu einem Knoten gebunden; das der anderen war vollständig nach hinten gekämmt.«

Das ländliche Bild der beiden Flussufer veränderte sich völlig, als sie Kalkutta erreichten und nachmittags um etwa 15 Uhr anlegten. Es war die größte und »bei Weitem eleganteste« Stadt, die je einer von ihnen gesehen hatte, wobei vielerorts Häuserblocks aus weiß getünchten Ziegelbauten standen. Die Masten der Schiffe reihten sich palisadengleich meilenweit am Ufer auf, und die Kais sowie Hafestraßen wimmelten von Hunderten einheimischer Bewohner, die »dicht wie Bienen« um die Schiffe schwärmten und sich mit einem »fortwährenden Palaver« in Bengali die Zeit vertrieben. Die beiden Frauen waren »vom Lärm fast betäubt«.

Aber es gab eine Entschädigung: Frische Lebensmittel vom Land, von einem Mann geschickt, der mit Kapitän Heard befreundet war – exotische Köstlichkeiten, die neu für sie waren, wie z. B. Ananas und Bananen (wie »eine wohlschmeckende Birne«). Und am köstlichsten von allem war das, wovon Harriet in all den Monaten auf hoher See geträumt hatte: *Milch* und *frisches Brot!*

An diesen Delikatessen taten sich Nancy und Harriet in der Kajüte gütlich. Adoniram und Samuel gingen inzwischen mit Kapitän Heard an Land, um der ersten Verpflichtung jedes Neuankömmlings auf dem Territorium der Ostindiengesellschaft Genüge zu tun – sich bei der Polizeistation zu melden.

Unterwegs bekamen sie ein wenig Informationen aus erster Hand über Birma durch Bekannte von Kapitän Heard. Fast alles, was sie bisher wussten, stammte aus Symes' Buch, das Adoniram in Andover gelesen hatte. Wenige Schiffe aus Salem waren nach Birma gekommen seit der glücklosen, fast 20 Jahre zurückliegenden Erfahrung von Kapitän John Gibaut mit der *Astra* im Jahr 1793. Gibauts Schiff war beschlagnahmt worden, sobald es in Pegu<sup>106</sup>, in der Nähe von Rangun<sup>107</sup>, eingelaufen war, und wurde den Irrawaddy<sup>108</sup> hinaufgeschleppt. Obwohl er es letztendlich wieder zurückbekommen konnte, hatte er nichts für den Handel Bedeutsames entdecken können – von einigen Kuriositäten abgesehen, die er im Ostindienmuseum von Salem deponieren ließ. Ein Jahr danach hatte Kapitän Hodges eine große Ladung Gummilack<sup>109</sup> in Birma an Bord genommen, hatte dafür aber nach seiner Rückkehr keinen Käufer gefunden. Nach diesen beiden Er-

---

106 A. d. Ü.: Pegu, heute *Bago*, alte Provinzhauptstadt im Süden Birmas/Myanmars (gegründet 573 n. Chr.), heute 300 000 (mit Vorstädten 5,8 Mio.) Einwohner, 80 Kilometer nordöstlich von Rangun/Yangon.

107 A. d. Ü.: Rangun (engl. *Rangoon*, offiziell *Yangon*): größte Stadt Birmas/Myanmars (4,4 Mio. [mit Vororten 6 Mio.] Einwohner).

108 A. d. Ü.: Der 2170 Kilometer lange Irrawaddy (auch *Irawadi* [seit Kurzem *Ayeyarwady* oder *Ayeyarwaddy*]) ist der Hauptstrom und die wichtigste Lebens- und Verkehrsader von Birma/Myanmar, wobei er das Land in ganzer Länge von Nord nach Süd durchfließt. Er entspringt in rund 4500 Meter Höhe im Himalaya auf chinesischem Staatsgebiet und mündet in einem 40 000 km<sup>2</sup> großen Delta (wegen der zahlreichen fruchtbaren Reisfelder »die Reiskammer Asiens« genannt) in die Andamanensee im Indischen Ozean. Sein Einzugsgebiet umfasst 413 674 km<sup>2</sup>, und er ist auf 1400 Kilometer Länge schiffbar.

109 A. d. Ü.: Gummilack (lat. *Lacca*, *Gummi Laccae*): Harz, das aus den Ausscheidungen mancher Läuse, insbesondere der Lackschildlaus (*Kerria lacca*) gewonnen wird. Andere Bezeichnungen sind Stocklack, Baumlack, Körnerlack und Tafellack. Ein aus Gummilack gewonnenes Produkt ist Schellack.

fahrungen hatten Schiffe aus Salem konsequent einen Bogen um Birma gemacht.

Nun erfuhren Adoniram und Newell, dass es die glücklosen Erfahrungen von Gibaut und Hodges waren, und nicht so sehr Symes' begeisterter Bericht, die weit eher das wahre Birma repräsentierten. Symes war aufgrund seiner mangelnden Vertrautheit mit birmanischen Sitten und Gebräuchen nicht klar gewesen, dass er nicht als hochgestellter Besucher behandelt, sondern mit heimlichem Spott im Land herumgeführt worden war und dass man ihm eine Serie von Beleidigungen – als Komplimente getarnt – zugefügt hatte. Der birmanische Königshof hatte sich während seiner ganzen Mission heimlich vor Lachen geschüttelt.

Ava hatte kein Interesse an Kontakten zum Westen und auch keinen Begriff von englischer Macht und Stärke. Zwei diplomatische Missionen waren fehlgeschlagen, obwohl Dr. Careys Sohn Felix immer noch in Rangun ausharrte. Tatsache war, dass jeglicher Einwohner von Birma – sogar in einem Seehafen an der Landesgrenze wie im großen Rangun – dem despotischen Herrscher auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Alles hing von seinen Launen ab. Die Beamten waren unsagbar korrupt. Verträge bedeuteten nichts. Die Birmanen hatten keine Vorstellung davon, wie Handelsgeschäfte abgewickelt wurden, und brachten Ausländern nur Verachtung entgegen. Missionare würden wie Ratten in Löchern leben müssen – unfähig, das Evangelium zu lehren, willkürlicher Folter oder gar der Hinrichtung ausgesetzt, wenn sie entdeckt würden. Für einen Mann wäre das Leben schwierig, für eine Frau unmöglich.

Kapitän Heards Freunde schüttelten bedächtig ihre Köpfe und drangen in die amerikanischen Neuankömmlinge, sich jeglichen Gedanken an eine Mission in Birma aus dem Kopf zu schlagen. Geht nach Amerika zurück, meinten sie, oder unsertwegen in irgendein anderes Land, aber vergesst Birma.

Durch diese verstörenden Nachrichten ernüchtert, machten sich Adoniram und Newell durch die geschäftigen Straßen voller dunkelhäutiger Menschen und dahineilender Gefährte auf den Weg zur Polizeistation. Ein gelangweilter, unfreundlicher Beamter befragte sie: Hatten die Herren Judson und Newell eine Erlaubnis vom Direkto-

rium der Ostindiengesellschaft, in Indien zu leben? Nein – sie waren Amerikaner und verfolgten kein anderes Ziel als die Bekehrung der Heiden. Sie hatten beabsichtigt, in Kalkutta lediglich einen Zwischenstopp einzulegen, bis sie ein Schiff nach Birma gefunden hätten. Aber nach dem zu urteilen, was sie gerade gehört hatten, müssten sie vielleicht bitten, ein wenig länger in Indien bleiben zu dürfen, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten.

Es war äußerst unwahrscheinlich, sagte der Beamte, dass eine Genehmigung zum Bleiben erteilt würde. Aber dies würden die Behörden entscheiden. Bis dahin würde er ihnen eine Bestätigung mitgeben, woraus hervorginge, dass sie durch ihre Meldung bei der Polizei den behördlichen Vorschriften entsprochen hätten.

Sie verließen die Polizeistation mit ihren Bestätigungen und machten vor ihrer Rückkehr zum Schiff noch einen weiteren Besuch – und zwar bei William Carey, dem Leiter der Gruppe in Serampore und dem Pionier der Baptistenmissionare aus England. Für ihn hatte Adoniram einen Brief von Dr. Worcester dabei, worin um jedwede Hilfe gebeten wurde, die Carey bieten konnte.

Carey verbrachte inzwischen ebenso viel Zeit in Kalkutta wie in Serampore. Die Regierung, die zwar seine Mission missbilligte, aber seine Leistungen anerkannte, hatte ihn zum Professor für orientalische Sprachen am Fort William College gemacht und ihn mit einem guten Gehalt und einem riesigen soliden Steinhaus ausgestattet. Er hatte diese Position in der Absicht angenommen, dadurch die Tolerierung für Serampore und seine Kollegen Marshman und Ward zu erreichen.

Etwas in dieser Art erzählte er ihnen, als sie sich in seinem Studierzimmer mit der sehr hohen Decke im oberen Stockwerk unterredeten. Als sie diesen ruhigen älteren Mann studierten, von kleiner Statur und bescheidenem Äußeren, konnten sie etwas von seiner ungeheuren Entschluss- und Schaffenskraft spüren. Sie wussten, dass er in dieses herrschaftliche Haus nach einem langen Weg – und einem äußerst ärmlichen Beginn als ungebildeter Flickschuster im heimatischen England – gelangt war.

Er war nach Indien als Aufseher einer Indigo-Plantage eingereist, hatte in dieser Funktion erfolgreich gearbeitet und konnte schließlich in seiner eigentlichen Aufgabe als Missionar in Erscheinung treten.

Seine Übersetzung des Evangeliums in die bengalische Sprache war eine gewaltige Leistung. Inzwischen wurde seine Kenntnis orientalischer Sprachen von niemandem übertroffen.

Carey malte ein ziemlich entmutigendes Bild bezüglich der Aussichten der Amerikaner in Birma oder Indien. Birma sollten sie sich ohnehin gleich aus dem Kopf schlagen. Ja, es stimmte, dass sein Sohn Felix inzwischen vier Jahre dort war, aber er war der einzige – von vier Missionaren, die zwei Missionsgesellschaften angehörten –, der hatte bleiben können; und das wahrscheinlich auch nur, weil er eine Birmanin europäischer Abstammung geheiratet hatte und so ein winziges Quantum offizieller Gunst genoss. Birma selbst war ein von anarchischem Despotismus geprägtes Land, verwickelt in einen grausamen Krieg mit Siam<sup>110</sup>. Feindliche Raubzüge, die Tyrannei der eigenen Regierung und ständige Rebellionen des unter der Steuerlast seufzenden Volkes machten das Leben so unsicher, dass man beim Aufwachen am Morgen nie wusste, ob man bis zum Abend überleben würde. Religiöse Toleranz war unbekannt; der Vizekönig in Rangun hatte nicht die geringste Ahnung, dass die Missionare gekommen waren, um die Einheimischen zur Bekehrung zu führen – er dachte, sie wären in Birma, um die wenigen Europäer in Rangun geistlich zu betreuen. Das war der Grund, warum alle missionarischen Anstrengungen bisher zu nichts geführt hatten. Pritchett und Brain<sup>111</sup>, von der London Missionary Society ausgesandt, waren gescheitert. Brain war in Birma gestorben, während Pritchett aufgegeben hatte und nach Vizagapatam<sup>112</sup> gegangen war.<sup>113</sup>

---

110 A. d. Ü.: Damit ist das heutige Thailand gemeint. *Siam* war der seit 1592 gebräuchliche Name Thailands außerhalb der Grenzen des Landes. Der Engländer Sir James Lancaster hatte in Malaya von einem Königreich »Siam« und dessen Reichtum gehört. Die Einwohner des Landes hingegen haben ihr Land schon seit jeher als »Prathet Thai« und als »Muang Thai« bezeichnet. Dies bedeutet so viel wie »Land der Freien«. Am 14. Juni 1939 änderte man den Landesnamen von »Siam« in »Thailand«.

111 A. d. Ü.: Jonathan Brain (1786 – 1810).

112 A. d. Ü.: Vizagapatam, heute *Visakhapatnam* oder *Vishakhapatnam*, große Hafenstadt an der mittleren Ostküste Indiens im Bundesstaat Andhra Pradesh, »das Juwel der Ostküste« genannt, heute ca. 2 Mio. (mit Vororten 6,5 Mio.) Einwohner, nach Kalkutta/Kolkata und Madras/Chennai drittgrößte Stadt der Ostküste.

113 A. d. Ü.: Edward Pritchett kam 1812 nach Vizagapatam, führte dort die Übersetzung des NT ins Telugu fort (die Evangelien waren bereits durch seine verstorbenen Vorgänger George Cran [gest. 1808/09] und Augustus Desgranges [1780 – 1810] übersetzt worden) und veröffentlichte es 1818. Bis zu seinem Tod 1824 übersetzte er – zusammen mit seinem Mitarbeiter J. Gordon – noch große Teile des AT.

Chater<sup>114</sup>, der Mitarbeiter von Careys Sohn Felix, hatte ebenfalls aufgegeben und war nach Ceylon gegangen. Aber er war jetzt gerade in Kalkutta und konnte sie aus erster Hand informieren. Und was Felix betraf, so sagte dieser selbst, dass er nichts tun konnte außer dem Übersetzen der Heiligen Schrift, aber diese Arbeit könnte er genauso gut in Serampore verrichten, wenn er einen birmanischen Gelehrten mitbringen würde.

Doch wenn die Aussichten in Birma schlecht waren – so meinte Carey –, dann wären diese für sie als Amerikaner in Indien keineswegs besser. Sogar die Missionare in Serampore<sup>115</sup>, obwohl gebürtige Engländer und Untertanen der britischen Krone, konnten nur unter großen Schwierigkeiten in Indien bleiben. Tatsache war, dass die Ostindien-Gesellschaft alles in ihrer Macht Stehende tat, um missionarische Aktivitäten zu unterbinden. Die Gesellschaft wollte verhindern, dass die Eingeborenen westliche Ideen kennenlernten – und besonders die »subversiven revolutionären Prinzipien des Evangeliums«. Denn das könnte zu Unruhen und zu Störungen – ja, zu Aufruhr und Revolte führen. Carey wollte inzwischen trotzdem alles in seiner Macht Stehende tun, dass Judson und Newell bleiben könnten. Doch er konnte nichts versprechen. Und mit diesem schwachen Trost – sie waren danach noch Careys Mitarbeitern Marshman und Ward vorgestellt worden, die gerade in der Stadt weilten – kehrten Adoniram und Newell zur *Caravan* zurück.

Am nächsten Tag (Nancy und Harriet blieben nach wie vor an Bord zurück) suchten sie zusammen mit Kapitän Heard nochmals die Polizeistation auf. Kaum angekommen, wurde ihnen ein neues Beispiel dafür vor Augen geführt, was sie von der Ostindien-Gesellschaft zu erwarten hätten: Ein Mr. Martyn, Chef der Polizei von Kalkutta, hielt Kapitän Heard sofort eine Standpauke dafür, dass er ohne Erlaubnis

---

114 A. d. Ü.: James Chater ging mit seiner Frau Ann 1812 nach Colombo, der Hauptstadt von Ceylon/Sri Lanka, und begann dort eine Gemeindegründungs- und Schularbeit. Ann starb 1819 und James 1829. Sein Schüler und Nachfolger Ebenezer Daniel (in Colombo 1830–1844) führte das Werk mit seiner Familie weiter, und 1838 gab es 6 Gemeinden mit 135 Getauften und 17 Schulen mit etwa 450 Schülern.

115 A. d. Ü.: Serampore war eine winzige dänische Kolonie in der Nähe Kalkuttas, und die britischen Missionare standen unter dem persönlichen Schutz des dänischen Königspaars Frederik VI. und Marie Sophie.

und ohne Inkenntnissetzung der Regierung Missionare nach Indien gebracht hatte.

Es stellte sich heraus, dass einerseits die Zeitungen von Kalkutta bereits ihre Namen als Missionare und Passagiere der *Caravan* veröffentlicht hatten, andererseits aber der Beamte ihre Papiere vom Vortag noch nicht der obersten Polizeibehörde übergeben hatte. Es dauerte einige Zeit, bis das Durcheinander geklärt und der nachlässige Beamte als der tatsächlich Schuldige ausgemacht war. Aber der Vorfall trug natürlich mitnichten dazu bei, ihr Ansehen bei der Polizei zu verbessern. Mr. Martyn jedenfalls hatte mehr als Zweifel, ob sie in Indien würden bleiben können.

Diese Nacht sollte die letzte sein, die die Missionare an Bord der *Caravan* verbrachten. Am nächsten Nachmittag hatten sie zwei Angebote zur Unterkunft an Land – das eine von Kapitän Heard, der soeben ein Haus für sich hatte mieten können, und das andere von Dr. Carey. Kapitän Heards Einladung berührte sie tief; es war ein weiteres Beispiel seiner nie nachlassenden Höflichkeit und Freundlichkeit – aber sie meinten, nicht weiterhin eine Last für ihn sein zu sollen. Letztendlich, so hofften sie, lag ihre Zukunft in Verbindung mit Männern wie denjenigen der Gruppe von Serampore. Im weiteren Verlauf dieses Nachmittags dankten sie dem Kapitän der *Caravan* überschwänglich und verließen das Schiff.

Inzwischen waren Adoniram und Samuel Newell mit dem Weg zu Dr. Careys Haus vertraut. Doch für Nancy und Harriet, die noch keinen Fuß an Land gesetzt hatten, war alles fremd und ein wenig beängstigend. Jede der beiden Frauen reiste in einer von Eingeborenen getragenen Sänfte. Das geschäftige Treiben in den Straßen, die lärmenden Menschenmassen der Eingeborenen, das Babel unbekannter Sprachen, die dahinjagenden englischen Kutschen – nichts war wie in Salem oder Boston. Sie verstanden langsam, warum man »keine englische Dame in den Straßen hier zu Fuß gehen sieht«. Adoniram hatte sich zu Dr. Careys Haus zu Fuß aufgemacht. Die Männer, die mit der Sänfte davontreiben, liefen so schnell, dass Nancy ihn bald aus den Augen verloren hatte. Ein paar panische Augenblicke lang fragte sie sich, wo man sie wohl hinbrachte, bis ihre Träger ganz plötzlich anhielten und das Beförderungsmittel neben der Sänfte Harriets

absetzten – vor einem so großen Steinhaus, dass es in ihren erstaunten Augen wie ein Palast aussah.

Es war das erste Haus in Kalkutta, das Nancy und Harriet betraten. Mit Ehrfurcht bestaunten sie die ungeheuer großen Räume mit ihren sieben Meter hohen Decken. In einen einzigen dieser Räume würde fast das ganze Haus eines Bürgers von Bradford oder Haverhill passen Nichts glich den Häusern, die sie kannten. Nirgendwo sahen sie Kamine oder Schornsteine. Stattdessen gab es in jedem Raum riesige glaslose Fenster, um die Luft ungehindert zirkulieren zu lassen.

Und dann die Diener! Sie waren allgegenwärtig, zahlreich und dienstbereit. Anscheinend rührte keine weiße Person in Indien je einen Finger, um auch nur die geringste Tätigkeit im Haushalt zu verrichten. Es gab dafür zu viele Diener. Sie standen einander im Weg. Es war peinlich, aber man konnte nichts dagegen machen, »denn ihre Religion erlaubt ihnen, nur *eine* bestimmte Art von Arbeit zu verrichten; beispielsweise kehrt ein Diener zwar den Fußboden, aber keine noch so große Überredungskunst bringt ihn dazu, auch die Möbel abzustauben«.

Sie fanden Dr. Carey, der sie in seinem Studierzimmer begrüßte, sofort sympathisch. Er lud sie einerseits von sich aus ein und überbrachte andererseits auch eine besondere Einladung von den Marshmans und den Wards, so lange im Missionskomplex von Serampore zu bleiben, bis Rice, Hall und die Notts mit der *Harmony* ankommen würden.

Man kann sich leicht den Stolz (und vielleicht das Vergnügen) vorstellen, mit dem Adoniram und Newell ihren tief beeindruckten Frauen die Sehenswürdigkeiten in der Umgebung von Dr. Careys Haus zeigten. An diesem Abend besuchten sie den Gottesdienst in der englischen Episkopalkirche, und Nancy war entzückt, als die Orgel ihre alte Lieblingsmelodie »Bangor« spielte. Die Melodie und der Gottesdienstablauf waren vertraut, aber es gab eine orientalische Anmutung – die riesigen Fächer, »Punkahs« bzw. »Pankhas« genannt (oder »Punkies«, wie sie das Wort buchstabierte), die innerhalb der Kirche von der Decke hingen und von Einheimischen draußen mit Seilen bewegt wurden. Sie konnte kaum ihre Augen von den majestätisch schwingenden »Punkies« lassen.

Und am nächsten Morgen sah sie ihre erste Missionsschule, fast unmittelbar neben Dr. Careys Haus. Beinahe 200 Schüler besuchten sie, Jungen und Mädchen, die meisten von ihnen kastenlose Inder oder Kinder mit portugiesischen Vorfahren. Und sie sah auch einen Hochzeitszug, mit einem nur zehn Jahre alten Bräutigam in einer Sänfte – ihr erster Blick auf eine Kinderhochzeit.

An jenem Nachmittag, als die Zeit gekommen war, das Schiff für immer zu verlassen, schrieben die Judsons und die Newells an Kapitän Heard, um ihre überschwängliche Dankbarkeit und Wertschätzung für all das auszudrücken, was er für sie getan hatte. Ein wenig traurig fügten sie hinzu: »Wir wünschten, wir könnten Ihre Güte in irgendeiner Weise passend erwidern, aber da dies weit jenseits unserer Möglichkeiten liegt, können wir lediglich unsere Gefühle ausdrücken.« Alle vier unterschrieben den Brief. Dann gingen sie an Bord eines Bootes, das sie ca. 24 Kilometer stromaufwärts nach Serampore brachte.

Die Serampore-Mission, wo sie von Marshman und Ward am Flussufer empfangen wurden, war eine »Offenbarung«. Es war ein vollständiges, beinahe autarkes Gemeinwesen. Der Komplex bestand aus vier geräumigen Gebäuden, die einen wunderschönen Blick auf den Fluss boten. Dr. Careys Frau, die ernsthaft krank war, bewohnte eines der Häuser mit ihrem Gatten, wenn er nicht in Kalkutta war. Die Marshmans lebten in einem anderen und die Wards im dritten. Im vierten, dem »Gemeinschaftshaus«, wurden den Judsons und den Newells jeweils »zwei große, geräumige Zimmer angewiesen, mit jeder Annehmlichkeit, die wir uns wünschen konnten«.

Die vier Zimmer der Amerikaner umfassten nur einen Bruchteil des Gebäudes. Neben den Wohnungen für Besucher gab es darin auch einen großen Speisesaal mit Platz für mehr als 100 Gäste, »eine große elegante Kapelle und zwei geräumige Bibliotheken«.

Zusätzlich zu den vier großen Häusern gehörten zur Mission auch zahlreiche Nebengebäude – darunter ein Küchengebäude und sogar eine Fabrik zur Papierherstellung. Bis vor ein paar Wochen hatte hier noch ein anderes Gebäude gestanden. Es hatte eine Druckerei beherbergt, wo von den Missionaren übersetzte Evangelien und von ihnen verfasste Traktate gedruckt wurden, aber es war vom Feuer zerstört und noch nicht wiederaufgebaut worden.

Die Amerikaner hatten noch nie einen Garten gesehen, wie ihn die Mission hatte. Er war wunderschön gepflegt und erstreckte sich über mehrere Hektar Fläche. Alles schien darin zu wachsen: Obstbäume, Gemüse, Blumen und Pflanzen aller Art – manche vertraut, viele aber unbekannt. Nancy, die auf einer Farm aufgewachsen war, dachte, er wäre »jedem Garten in Amerika weit überlegen, ebenso wie der beste Garten in Amerika den Feldern eines gewöhnlichen Bauern überlegen ist«. Aber selbst sie konnte die wirkliche Bedeutung dieses Gartens nicht voll und ganz würdigen. Dr. Carey war ein begeisterter Botaniker, und sein diesbezügliches Engagement kam seiner Leidenschaft fürs Übersetzen fast gleich. Über viele Jahre hinweg hatte er Pflanzenexemplare durch Korrespondenz mit Botanikern aus aller Welt erworben. Zu diesem Zeitpunkt wuchsen dort weit über 400 Pflanzenarten, und wenn auch andere es nicht wussten – unter Botanikern war es ein offenes Geheimnis: Der botanische Garten in Serampore war einer der besten und schönsten weltweit.

An diesem paradisischen Ort gaben die Amerikaner sich bald einer wohlthuend geschäftigen Routine hin. Für die beiden Frauen musste es besonders angenehm sein, hatten sie doch keine Hausarbeit. Diese erledigten ausschließlich Heerscharen von Dienern, unter denen sich jeder unbeugsam seiner eigenen, ihm speziell zugewiesenen Aufgabe widmete.

Fast jeder Stunde entsprach eine spezielle Tätigkeit, jeweils markiert durch das Läuten einer Glocke – die erste um fünf Uhr morgens, um die Jungen zur Schule zu wecken. Mrs. Marshman hatte auch eine Schule für junge Damen aus Europa und die Kinder der Missionsfamilien eröffnet, an der sie Nähen, Sticken, andere nützliche Fertigkeiten und Sprachen lehrte. Der Sprachunterricht war alles andere als oberflächlich: »Mrs. Marshmans älteste Tochter, vierzehn Jahre alt«, notierte Nancy, »liest und schreibt Bengali sowie Englisch und hat gute Kenntnisse in Latein, Griechisch und Hebräisch«. Es gab auch – fast über den ganzen Tag verteilt – zahlreiche Zusammenkünfte geistlichen Charakters, angefangen von den Morgengebeten bis hin zur gemeinsamen Schriftauslegung. Die Sonntage waren ausschließlich geistlichen Aktivitäten gewidmet. Am Abend fand ein Gottesdienst in Englisch statt. Adoniram beobachtete die Gottesdienste in Bengali mit

besonderem Interesse, hoffte er doch, so etwas bald selbst tun zu können. Inzwischen musste er sich damit zufriedengeben, beim Abendgottesdienst in Englisch zu predigen.

Aber die Amerikaner gingen nicht ganz und gar in den Aktivitäten im Missionskomplex auf. Man nahm sie »in einem Budgerow<sup>116</sup> (einem Boot mit einer langen Kabine, Kissen auf beiden Seiten und Jalousien) mit ... um ihnen zu zeigen, wie es bei der Verehrung des Hindu-Gottes Juggernaut<sup>117</sup> zugeht, einige Kilometer von Serampore entfernt«. Das Götterbild »war nur ein Stück Holz. Man sah ein aufgemaltes Gesicht mit großen schwarzen Augen und einem riesigen roten Maul«, aber man »nahm ihn aus der Pagode und badete ihn im Wasser des Ganges, das sie [die Inder] für heilig halten. Sie badeten sich selbst im Fluss – wiederholten lange Gebetsformeln und zählten dabei mit ihren Fingern – und flößten das schmutzige Wasser ihren Kindern ein und hielten sich an andere törichte, abergläubische Riten.« Als sie dieses Schauspiel mit einer Mischung aus Abscheu und Faszination beobachteten, wurde Adoniram, Nancy, Newell und Harriet »mehr als je zuvor bewusst, wie beglückend und wie überlegen der christliche Glaube ist«.

Der heitere Frieden in Serampore wurde am 1. Juli jäh unterbrochen, als Adoniram und Newell auf die Polizeistation in Kalkutta zitiert wurden. Hier wurde die Anordnung verlesen, dass sie sofort Kalkutta verlassen und auf der *Caravan* nach Amerika zurückkehren müssten. Kapitän Heard wurde gesagt, er würde keine Auslaufgenehmigung bekommen, bis er dafür bürgen würde, die Missionare wieder mit nach Hause zu nehmen. Aus verschiedenen Gründen hatte er zwar nicht vor, Kalkutta bald zu verlassen, aber diese Anordnung fügte seinen ohnehin schon zahlreichen Problemen ein weiteres Ärgernis hinzu. Er hatte festgestellt, dass aufgrund der Sorge vor einem Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten unter keinen Bedingungen Wechsel begeben<sup>118</sup> werden konnten. (In Wirklich-

---

116 A. d. Ü.: Englische Form des Hindi-Wortes *bajrá*. Im Zeitalter vor Einführung der Eisenbahn waren Budgerows auf den Flüssen Nordindiens das Transportmittel schlechthin. Allerdings waren sie sehr schwerfällig und langsam – sie legten nicht mehr als 20 bis 30 Kilometer pro Tag zurück.

117 A. d. Ü.: Englische Form des Sanskrit-Namens *Jagganatha* (*jagata* = »Welt, Universum«; *natha* = »Herr, Meister«, also »Herr des Weltalls«), eine Form von Vishnu (auch Wischnu [einem der drei obersten Hindu-Götter]) oder seines Avatars Krishna.

118 A. d. H.: D. h. einen Wechsel auf einen anderen Inhaber übertragen.

keit war der Krieg schon im Juni erklärt worden, aber die Nachricht hatte Kalkutta noch nicht erreicht.) Außerdem war seine Fracht in schlechtem Zustand, und der Verkauf gestaltete sich schwierig.

Den Judsons und den Newells tat es für Kapitän Heard leid, aber offensichtlich blieb ihnen nichts anderes übrig, als eine Petition an Lord Minto, den Generalgouverneur, zu verfassen, worin sie ihre Absicht erklärten, sich nicht in Bengalen oder Indien niederlassen zu wollen. Sie baten lediglich um die Erlaubnis, bis zur Ankunft der *Harmony* in Kalkutta bleiben zu dürfen. Danach würde ihre ganze Gesellschaft so schnell wie möglich anderswohin reisen.

Die Petition hatte eine gewisse Wirkung. Am 15. Juli wurden sie wiederum ins Polizeihauptquartier bestellt und formell belehrt, dass sie keinerlei Missionsversuche in britischen Kolonien oder Territorien eines britischen Verbündeten unternehmen dürften, darunter auf Java und allen Inseln östlich davon. Wenn sie aber beweisen könnten, dass sie über diese Gebiete hinaus weiterreisen würden, würde man nicht von ihnen verlangen, an Bord der *Caravan* nach Amerika zurückzusegeln. Durch einen ironischen Zufall waren sie auf der Polizeistation, als Reverend Thomason, ein Kaplan der Ostindiengesellschaft, Newell 500 Rupien<sup>119</sup> übergab, die von Missionsfreunden in Kalkutta gesammelt worden waren.

Aber wohin konnten sie gehen?

Sie hatten sich Birma endgültig aus dem Kopf geschlagen, denn über dieses Land hatten sie inzwischen noch wesentlich mehr erfahren, was durchweg alles andere als verheißungsvoll war. Chaters<sup>120</sup> Einschätzung zufolge müssten sie in Birma unter einem König und auch unter örtlichen Gouverneuren leben, die absolute Despoten waren, und die Korruption der ganzen Regierung war unglaublich. Dazu waren die Gesetze die blutigsten auf der Erde: Die verbreitetsten Strafen waren Enthauptung, Kreuzigung und die Praxis, »kleine Mengen geschmolzenes Blei in die Kehle zu gießen«, und diese wurden schon

---

119 A. d. Ü.: Damit ist die indische Währung seit Mitte des 16. Jahrhunderts gemeint. Eine Rupie entsprach zu Beginn des 19. Jahrhunderts 11,66 Gramm Silber, nach heutigem Wert etwa 10 US-Dollar.

120 A. d. Ü.: James Chater (vgl. Fußnote 114 auf S. 179) war mit Careys Sohn Felix einer der vier Missionspioniere in Birma gewesen. Nach dem fehlgeschlagenen Versuch ging er mit seiner Frau Ann 1812 über Serampore nach Colombo, der Hauptstadt von Ceylon/Sri Lanka, und begann dort eine Gemeindegründungs- und Schularbeit.

für geringfügigere Vergehen verhängt wie das Kauen von Opium oder das Trinken von Alkohol. Vor Kurzem, so fügte Dr. Carey hinzu, hatte ein birmanischer Kommandeur fünfhundert seiner Leute lebendig begraben lassen, nur weil ihm diese Rekruten von einem Offizier geschickt wurden, den er nicht leiden konnte. Sogar Felix hatte Probleme gehabt. Zusammen mit den anderen Engländern in Rangun hatte er vor einem allgemeinen Massaker auf einem englischen Kriegsschiff Zuflucht suchen müssen, das im Fluss vor Anker lag. Der Vizekönig hatte vom Kapitän die Auslieferung von Felix, seiner Frau und seinem Kind verlangt, aber der Kapitän hatte sich geweigert, bis er eine schriftliche Garantie erhalten hatte, dass sie geschützt würden. Später hatte eine große Zahl der reichen Einwohner von Rangun den Vizekönig mit hohen Geldsummen bestochen, um die Erlaubnis zur Ausreise zu bekommen. Harriet fasste ihrer aller Gefühle zusammen, als sie sagte: »Wir können nicht sagen, dass die Vorsehung uns nach Birma gerufen hat. Jeder Bericht, den wir von diesem unzivilisierten, barbarischen Volk haben, bestätigt uns in unserer Meinung, dass der Weg zur Verbreitung des Evangeliums dort nicht geebnet ist.« Und selbst wenn diese Einwände nicht zutreffen sollten – Felix Carey war Baptist. Wie sollten Kongregationalisten mit Baptisten zusammen eine gemeinsame Mission etablieren können?

Aber China war gleichermaßen unzugänglich. Morrison, der einzige Missionar dort, war als Übersetzer in Macau angestellt und war dort nur in dieser Eigenschaft bekannt. Auf die Einführung des Christentums in China stand die Todesstrafe.

Sie dachten über Arabien, die Türkei oder Persien nach, aber die Intoleranz des Islam schloss diese Länder im Grunde aus.

Ihre Freunde in Kalkutta empfahlen ihnen jetzt, den Orient aufzugeben und nach Amerika zurückzugehen und Missionare unter den Indianern in der wilden Mississippi-Region zu werden oder in die unerschlossenen Gebiete von Ohio, Tennessee oder Arkansas zu gehen. Aber dies wollten sie nicht tun – teilweise vielleicht aus Angst davor, wenig heldenhaft mit demselben Schiff zurückzukehren, mit dem sie unter so vielen Gebeten und Glückwünschen ausgereist waren.

*Aber wohin, wohin konnten sie gehen?* Diese Frage trieb sie um. Sie mussten es bald wissen. Kapitän Heard wollte Kalkutta im August ver-

lassen, und wie die Sache stand, konnte er nicht ohne die Missionare auslaufen.

Dann – nur ein paar Tage später – zeigte sich ein heller Lichtstreif am Horizont.

Dr. Marshman, der es bei jedem versucht hatte, den er unter den höheren Beamten in Kalkutta kannte, kehrte nach Serampore zurück mit der guten Nachricht, dass ein Sekretär der Ostindiengesellschaft namens Rickets ihm inoffiziell gesagt hatte, dass er für die *Caravan* eine Auslaufgenehmigung ohne die Amerikaner arrangieren würde, wenn sie feierlich versprächen, das Territorium der Gesellschaft mit einem anderen Schiff zu verlassen. Auf diese Weise könnten sie bleiben, bis die *Harmony* ankäme, und vielleicht würde sich für sie sogar eine Tür Richtung Mauritius oder Madagaskar öffnen. Mauritius (auch *Isle of France* oder *Île de France* genannt) – obwohl unter britischer Kontrolle – war kein Territorium der Ostindiengesellschaft.

Dieses Zugeständnis schaute am Ende der Woche sogar noch weit besser aus, als ein Brief von den Passagieren der *Harmony* eintraf, den sie gleich nach der Ankunft auf Mauritius geschrieben hatten. Sie berichteten, der Gouverneur wäre Missionsunternehmungen gegenüber freundlich eingestellt. Er hätte gerne Missionare sowohl auf Mauritius als auch auf Madagaskar, wobei er sogar die London Missionary Society schriftlich darum gebeten hatte.

Daraufhin steckten Adoniram und Newell den Brief ein und reisten umgehend nach Kalkutta, um herauszufinden, ob ihnen eine offizielle Genehmigung erteilt würde, nach Mauritius zu segeln. Am nächsten Tag kehrte Newell nach Serampore zurück, um Nancy und Harriet mitzuteilen, dass die Erlaubnis erteilt wurde und dass ein Schiff in vier Tagen auslief – die *Col. Gillespie*, unter dem Kommando von Kapitän Chimminant, »einem ernsthaften Mann«. Aber er wollte keine Passagiere mitnehmen. Adoniram war in Kalkutta zurückgeblieben und versuchte, Chimminant umzustimmen.

Am nächsten Morgen, einem Mittwoch, kam Adoniram voller Begeisterung nach Serampore zurück. Nach vielen Überredungsversuchen hatte Chimminant eingewilligt, zwei Missionare mitzunehmen, aber niemanden sonst.

Er wollte am Samstag auslaufen. Wer sollte gehen?

Es bedurfte keiner langen Diskussionen, bis man beschloss, dass die Newells mit Chimminant segeln sollten. Harriet erwartete ihr Baby in weniger als drei Monaten. Wenn sie schon eine Schiffsreise auf sich nehmen musste, dann brachte sie diese besser so bald wie möglich hinter sich, um das Baby an Land zu bekommen.

Es gab keine Zeit zu verlieren. Die Newells begannen mit dem Packen. Sie hatten zu wenig Geld – die Schiffsreise allein kostete 600 Rupien – aber Dr. Carey gab Newell ein Beglaubigungsschreiben an ein Handelshaus auf Mauritius mit, das er benutzen konnte, bis Gelder vom American Board bei ihm eintrafen.

Am nächsten Morgen, nach zahlreichen Abschiedsworten und -gesten (bei Harriet und Nancy von vielen Tränen begleitet) gingen die Newells an Bord eines Budgerow und glitten, begleitet von Adoniram, den Fluss hinab nach Kalkutta.

Den anderen gingen sicher ähnliche Gedanken durch den Kopf wie Harriet: Sie und ihr Gatte würden ihre Freunde auf der *Harmony* vermissen. Vielleicht – falls die *Harmony*-Missionare beschlossen, eine Missionsstation in einem entfernten Teil der Welt zu eröffnen – würden sie sich nie wiedersehen. Am schlimmsten war der Gedanke, dass Harriet sich auf eine lange gefährliche Seereise in hochschwangerem Zustand begab, und zwar »ohne *eine einzige* Bekannte oder Freundin«. Aber man konnte nichts machen.

Wie sich herausstellte, segelte die *Col. Gillespie* erst am Dienstag, dem 4. August. Die Tage bis dahin waren mit Hunderten von Aufgaben ausgefüllt: dem Kauf einer unendlichen Anzahl kleiner Dinge, an die man sich im letzten Moment erinnerte; Besuche zum Tee sowie Mittag- und Abendessen bei einem Heer von wohlmeinenden Bekannten, deren freundliche, aber kraftzehrende Einladungen man vielleicht besser hätte ablehnen sollen. Als das Schiff endlich in den Fluss auslief, war Harriet völlig erschöpft.

Vielleicht war es nicht besonders weise von ihr gewesen, so viel tun zu wollen – aber sie war erst achtzehn. Und ihr nächster Geburtstag sollte ihr letzter sein.

**Exil (1812)**

Ein Mr. Rolt aus Kalkutta lud Adoniram und Nancy ein, in seinem Haus zu wohnen, bis sie ein Schiff gefunden hätten, um den Newells nachzureisen. Sie nahmen seine Einladung an und zogen von Serampore weg, etwa um die Zeit, als die *Col. Gillespie* auslief.

Rolt hatte die Witwe eines englischen Baptistenmissionars geheiratet, und im Zimmer, das Adoniram und Nancy bewohnten, gab es eine ansehnliche Bibliothek, die zahlreiche Bücher über Taufe enthielt. Das war ein glücklicher Zufall: Ob das Wort »Taufe« Besprengung im Säuglingsalter bedeutete oder Untertauchen aufgrund freiwilliger Entscheidung im mündigen Alter, war eine Frage, die Adoniram immer mehr beschäftigte. Die Missionare in Serampore hatten keine Ahnung von seinen Gedanken über dieses Thema; sie waren sich ihrer Rolle als Gastgeber bewusst und hatten es deshalb sorgfältig vermieden, lehrhafte Unterschiede zwischen ihren beiden Denominationen auch nur zu erwähnen. Falls sie ihn überhaupt irgendwie beeinflussten, dann war es unbewusst durch ihre Persönlichkeit, besonders Carey durch seine Bescheidenheit. Er überragte im Blick auf seine Fähigkeiten und Errungenschaften bei Weitem jeden Menschen, dem Adoniram je begegnet war.

Wie dem auch war, da Adoniram eine ausgezeichnete Bibliothek in seinem Zimmer vorfand und nichts Besonderes zu tun hatte, als auf die *Harmony* zu warten, nutzte er die Gelegenheit, um der Frage noch gründlicher als bisher nachzugehen und sie in Bezug auf die eigene Überzeugung ein für alle Mal zu entscheiden. Nancy war alarmiert. »Ich versuchte, ihn dazu zu bringen, die Sache aufzugeben und bei seinen alten Überzeugungen zu bleiben. Ich sagte ihm auch oft, wenn er Baptist würde, *so würde ich es gewiss nicht*. Er meinte jedoch, es wäre seine Pflicht, einen Gegenstand genau zu untersuchen, bezüglich dessen er so viele Fragen hatte«, und »... war entschlossen, unvoreingenommen und unter Gebet zu lesen und die Wahrheit fest-

zuhalten oder neu zu ergreifen, wie schmerzlich die Konsequenzen und wie groß das Opfer auch sein mochten«.

Zu ihrer Verteidigung begann Nancy, die Bibel selbst zu erforschen. Gewiss sagte sie doch wenigstens *irgendetwas* zugunsten der Säuglingstaufe! Zwei oder drei Tage brütete sie darüber, verglich das Alte Testament mit dem Neuen und versuchte, eine biblische Begründung für die kongregationalistische Praxis zu finden, die sie in ihrem ganzen bisherigen Leben als selbstverständlich akzeptiert hatte. Mit zunehmender Enttäuschung musste sie zugeben, dass sie nichts dergleichen finden konnte. Außerdem war sie inzwischen, teilweise durch Adoniram's Einfluss, zu der Überzeugung gelangt, dass es in dieser Frage um weit mehr ging als um die bloße äußere Form – unabhängig davon, welche Sichtweise nun die richtige war.

Und zu diesem Zeitpunkt, vier Tage nach der Abreise der Newells, kam die *Harmony* mit Gordon Hall, Luther Rice sowie Samuel und Roxana Nott an.

Es war ein fröhliches Wiedersehen. Die vier Männer hatten einander seit der Ordination im Tabernacle vor sieben Monaten nicht mehr gesehen, und Nancy war froh, wieder eine Amerikanerin als Gefährtin zu haben. Aber von Anfang an war deutlich, dass Adoniram intensiv über etwas nachdachte. Schon innerhalb der nächsten Stunden hatte er darüber mit Nott geredet, und bald diskutierten alle Missionare über die Tauffrage.

Die Neuankömmlinge machten sofort auf ein Problem aufmerksam, das Adoniram und Nancy noch gar nicht in den Sinn gekommen war. Wie könnten sie ein gemeinsames Missionsteam bilden, wenn ihre Gruppe Angehörige von zwei – wie sie es sahen – rivalisierenden Denominationen umfasste? Es wäre unmöglich. Nancy war entsetzt: »Wenn er [Adoniram] seine frühere Auffassung aufgab, würde er seine Freunde zu Hause verletzen, seinen Ruf aufs Spiel setzen und, was weit schmerzlicher wäre, sich von seinen Missionsgefährten trennen müssen.«

Aber es war umsonst, mit Adoniram zu argumentieren. Innerhalb einiger Wochen musste Nancy zugeben, dass »Mr. J. von der Schrift her überzeugt ist, dass er [im biblischen Sinne] nie getauft wurde und dass er nicht guten Gewissens Kleinkinder taufen könne. Dieser Wan-

del in seiner Überzeugung muss notwendig zu einer Trennung führen. Da wir mit unseren Geschwistern in jeder anderen Hinsicht völlig eins sind und wir uns einander besonders verbunden fühlen, ist es unbeschreiblich schmerzhaft, sie zu verlassen und allein auf ein anderes Missionsfeld zu gehen.«

Was Nancy selbst anging, so verbrachte sie immer noch Stunden in ihrem Zimmer im Haus von Mr. Rolt mit intensivem Studieren des Evangeliums und konsultierte dabei die vielen Bände in der Bibliothek: »Aber ich ... muss anerkennen, dass – zumindest vordergründig – die Schrift eher baptistischen Auffassungen entspricht. Ich habe die Absicht, das Thema weiterhin konsequent zu untersuchen, und werde hoffentlich bereit sein, die Wahrheit zu ergreifen und festzuhalten, was immer sie sein mag. Es ist schmerzhaft und geht völlig gegen meine natürlichen Empfindungen, ernsthaft über das Aufgeben eines Systems nachzudenken, hinsichtlich dessen ich von Kindheit an gelehrt worden bin, es zu glauben und zu respektieren, und ein anderes anzunehmen, bezüglich dessen ich gelernt habe, es zu verachten. O möge der Geist Gottes mein Denken erleuchten und lenken – möge er mich sowohl davor bewahren, einen alten Irrtum festzuhalten, als auch davor, einen neuen anzunehmen!«

Arme Nancy! Die Aussichten waren schlimmer als »schmerzhaft«. Sie waren erschreckend. Es gab in dem geräumigen Haus von Mr. Rolt, in dem hohe Decken und hilfsbereite Diener zu finden waren, wenig, was sie an zu Hause erinnerte. Wo sie auch ging und stand – ob im Haus als untätige weiße Lady oder als Frau, die in einer Sänfte inmitten der verwirrenden Vielfalt von Rassen, Kleidern und Sprachen durch die geschäftigen Straßen Kalkuttas reiste –, stets fühlte sie sich fremd. Ihr wurde immer deutlicher bewusst, dass sie bald jedes Band mit ihrer Heimat durchtrennen und ohne jede Stütze in diese fremde Welt hineingestoßen werden würde. Umso sehnsüchtiger gingen ihre Gedanken zurück zum heimatlichen Bradford. »Ich gebe mich gern der Trauer hin angesichts der Trennung von meinen Freunden; und jedes solche Hingeben bindet sie enger an mein Herz. Kann ich dich je vergessen, mein Heimatland? Kann ich die Erinnerungen an meine Kindheit vergessen? Und die wunderbaren Freundschaften meiner Jugendjahre? Kann ich mein Elternhaus vergessen, meine Schwestern,

Freundinnen, Gefährtinnen meines Lebens? Nein, niemals! Niemals, solange mein Puls noch schlägt, mein Herz noch fühlt.«

Aber man konnte nichts machen. Innerhalb weniger Tage wurden Adonirams Überzeugungen fest und definitiv. Er musste sich taufen lassen und Baptist werden. Nach einem längeren inneren Kampf stand auch Nancys Entschluss fest: Sie war zur gleichen Auffassung gelangt. Ende August schrieb er in ihrer beider Namen einen Brief nach Serampore, worin er die Überzeugung von beiden zum Ausdruck brachte, »dass *das Untertauchen eines bewusst den Glauben Bekennenden die einzige christliche Taufe ist*. In diesen Herzensübungen bin ich nicht allein gewesen. Mrs. Judson hat ähnliche Studien unternommen und ist zur gleichen Schlussfolgerung gelangt. Da wir also der Überzeugung sind, dass wir uns im Status von Ungetauften befinden, möchten wir unseren Glauben an Christus bekennen, indem wir – im Gehorsam gegenüber seinem heiligen Befehl – getauft werden.«

Die Missionare in Serampore waren von Adonirams Brief völlig überrascht. In gewisser Hinsicht war die dadurch geschaffene Situation nicht unbedingt angenehm für sie. Die amerikanischen Kongregationalisten könnten vielleicht meinen, dass sie die Judsons zur Annahme baptistischer Ideen »verführt« hätten. Aber alle augenblicklichen Gefühle der Verlegenheit waren bald vergessen angesichts der Aussichten, die sich nun völlig unerwartet für die amerikanischen Baptisten ergab. Marshman schrieb an Reverend Dr. Baldwin, den Pastor der Zweiten Baptistengemeinde in Boston, dessen Schriften bei der »Bekehrung« Adonirams eine wichtige Rolle gespielt hatten. In seinem Brief sprach Marshman davon, dass allem Anschein nach »die Vorsehung selbst diesen jungen Mann zubereitet hat, damit Sie zumindest teilweise an dem Eifer unserer kongregationalistischen Missionarsbrüder um Sie her teilhaben können. Es ist deshalb mein großer Wunsch, dass Sie sich an diesem herrlichen Werk beteiligen, indem Sie ihn unterstützen ... Nachdem Gott Ihnen einen Missionar mit derselben Nationalität, demselben Glauben und denselben Überzeugungen wie den Ihren gegeben hat, und zwar ohne Hilfe oder Wissen eines Menschen, möchte ich Sie – ebenso wie Dr. Messer und die Brüder Bolles und Moriarty – flehentlich bitten, diese Gabe demütig anzunehmen.«

Auch Adoniram schrieb an Dr. Baldwin und an Dr. Bolles, den Pastor der Ersten Baptistengemeinde von Salem, mit dem er sich vor seiner Abreise getroffen hatte. Jetzt erinnerte er ihn daran, dass er damals »die Gründung einer Gesellschaft unter den Baptisten in Amerika zur Förderung und Unterstützung der Außenmission vorgeschlagen hatte ... Ich ahnte damals nicht im Geringsten, dass ein solches Unternehmen mich einmal sehr persönlich betreffen würde.«

Im Augenblick konnte Adoniram nicht viel mehr tun, als Briefe zu schreiben. Da der Krieg in vollem Gange war, würde es Monate dauern, bis die Kongregationalisten erfahren hatten, dass ihr erster amerikanischer Außenmissionar jetzt ein Baptist war. Etwa ebenso lange würde es dauern, bis die Baptisten erfahren hatten, dass sie ganz unerwartet einen Außenmissionar hatten, ohne sich dafür entschieden zu haben. Die Finanzierung, der Ort des Missionsfelds, praktische Unterstützung, die Organisation der zukünftigen Mission – alles war unsicher und in der Schwebe. Aber Adoniram hatten solche Dinge nie allzu sehr gekümmert. Er war damit zufrieden, dass die Glaubenstaupe die richtige Ansicht war. Er war feurig entschlossen, die Heiden persönlich zum Glauben zu führen. Um den Rest sollten sich andere kümmern.

Adoniram und Nancy wurden am 6. September 1812 durch Untertauchen getauft. Ward führte die Taufe in der Lal Bazar Chapel in Kalkutta durch. »So sind wir nun«, schrieb Nancy, »... offiziell Baptisten – nicht weil wir es von uns aus wollten, sondern weil die Wahrheit uns dazu nötigte. Wir haben alles darangesetzt, die Kosten zu überschlagen und uns auf die vielen schmerzhaften Prüfungen vorzubereiten, die aus dieser Änderung unserer Auffassungen folgen werden. Wir rechnen damit, unseren guten Ruf zu verlieren, ebenso wie die Liebe und Wertschätzung von vielen unserer amerikanischen Freunde. Aber der notvollste, mit dieser Änderung verbundene Umstand, der uns am meisten schmerzt, liegt in unserer Trennung von unseren geliebten Missionsgefährten ... Wir spüren, dass wir in der Welt allein dastehen und mit Ausnahme des Ehepartners keinen echten Freund haben – niemanden, auf den wir uns stützen können, als nur Gott allein.«

Ihr neuer Status veranlasste sie, aufs Neue über mögliche Einsatzgebiete nachzudenken. Inzwischen müssten Samuel und Harriet Newell fast auf Mauritius angekommen sein. Die Notts sowie Hall

und Rice, die Madagaskar als Missionsfeld ins Auge gefasst hatten, beabsichtigten, ihnen mit dem nächsten geeigneten Schiff zu folgen. Einige Tage nach ihrer Ankunft in Kalkutta war ihnen befohlen worden – wie vorher den Newells und Judsons – an Bord des Schiffs, mit dem sie gekommen waren, wieder abzureisen. Die Behörden hatten ihnen jedoch erlaubt, nach Mauritius zu segeln, falls sie ein Schiff fänden. Auch Adoniram und Nancy hatten die Erlaubnis, nach Mauritius zu reisen. Aber wie sollte das gehen – jetzt, da sie Baptisten waren?

Sie zogen andere Möglichkeiten in Betracht: Ambon<sup>121</sup> auf den Gewürzinseln, Japan, Persien, Südamerika. Adoniram hatte sogar schon begonnen, Portugiesisch zu lernen, nur für den Fall, dass ...

Aber trotz allem, was ganz offensichtlich dagegen sprach, es war immer noch Birma, das Judson anzog. Seit er erstmalig das Buch *Embassy to Ava* von Symes gelesen hatte – dort in seinem Zimmer in Andover –, hatte er dieses seltsame fremde Land nie ganz aus seinem Kopf bekommen. Was ihn mit am meisten faszinierte, war die Tatsache, dass die Bibel noch nicht ins Birmanische übersetzt war. In Kalkutta glaubte man, dass Birma eine Bevölkerung von 17 Millionen habe – mehr als doppelt so viele Menschen, wie zu diesem Zeitpunkt in den Vereinigten Staaten lebten. Es müsste erst eine birmanische Bibel geben, ehe sich Birmanen dem christlichen Glauben zuwenden könnten. Adoniram wollte derjenige sein, der sie ihnen bringen würde: nicht einfach *ein* Pionier unter vielen – sondern der *Erste*, der die Heilige Schrift einer großen Nation geben würde.

Aufs Neue stellte er Nachforschungen an und schrieb an Chater in Ceylon. Im September kam Felix Carey aus Rangun nach Kalkutta. Adoniram suchte sofort seine Freundschaft. Felix war sehr von Adoniram beeindruckt und wollte, dass die Judsons mit ihm nach Birma zurückkehrten. Er hatte mit der Übersetzung einen Anfang gemacht, aber es wäre ihm lieb gewesen, die Arbeit in die Hände eines Mannes zu legen, der so qualifiziert war wie Adoniram.

Im Oktober gaben Adoniram und Nancy diese Pläne jedoch auf. Es stellten sich einfach zu viele Probleme in den Weg. Selbst Felix konnte auch nur einen Fuß in der Tür behalten, weil er eine Einheimische

---

121 A. d. Ü.: Insel der indonesischen Provinz Maluku, seit 1526 portugiesisch, 1609–1942 niederländisch, heute 83 777 km<sup>2</sup>, 2,2 Mio. Einwohner. Die Hauptstadt heißt ebenfalls Ambon (275 000 Einwohner).

zur Frau hatte und weil er mehr als Angestellter der birmanischen Regierung und weniger als Missionar auftrat. Für zwei Amerikaner wäre es dort so gut wie unmöglich, wo »ihr Leben von den Launen eines Monarchen abhängen würde«, wie Nancy es ausdrückte.

Zögernd entschieden sie sich schließlich für Java. »Es stellt ein weites Feld für missionarische Unternehmungen dar, und es gibt dort keinen Missionar. Wir haben uns nach einer Schiffsreise erkundigt; und wenn sich nicht neue Möglichkeiten ergeben, doch noch ins birmanische Königreich zu kommen, dann werden wir wahrscheinlich nach Java gehen, wenn es die Regierung erlaubt. Es besteht die Aussicht, dass Bruder Rice mit uns kommt, was wir als große Gnade der Vorsehung betrachten, da wir damit rechneten, allein zu gehen.«

Denn auch Rice war dabei, seine Ansicht zu ändern. Als er in Kalkutta ankam, meinten Adoniram und Nancy, er wäre baptistischen Ansichten gegenüber kritischer eingestellt als alle anderen an Bord der *Harmony*. Dieser Eindruck war entstanden, weil einige englische Baptistenmissionare die Reise zusammen mit den Amerikanern gemacht hatten, und es hatten einige hitzige Diskussionen über die Taufe stattgefunden, wobei Rice als der hartnäckigste Verteidiger der kongregationalistischen Position aufgetreten war. In Wirklichkeit war seine lautstarke Argumentation durch seine eigenen inneren Zweifel verursacht, die zum Teil bis zurück in seine Tage als Studienanfänger am Williams College reichten.

Bald nachdem Adoniram und Nancy getauft worden waren, zog Rice bei ihnen in Mr. Rolts Haus ein. Er verwendete nach wie vor die Methode des Angriffs, um seine wirkliche innere Absicht zu verschleiern, und versuchte, Adoniram immer wieder in eine Diskussion über die Taufe zu verwickeln. Adoniram weigerte sich. Er gab Rice lediglich den Rat, die Bibel zu studieren. Falls ihn Adonirams Ansichten näher interessierten, möge er doch bitte die Predigt lesen, die Judson Ende September in der Lal Bazar Chapel gehalten hatte, die Dr. Carey zur besten Predigt über die Taufe erklärte, die er je gehört hatte.

Rice hielt sich an Adonirams Rat. Eines Frühmorgens Ende Oktober klingelte er bei Dr. Carey, noch ehe dieser aufgestanden war, mit der Bitte, einen Blick in sein Griechisches Neues Testament werfen zu dürfen. Aufgrund einiger Fragen von Rice »vermutete Dr. Carey all-

mählich, dass ihn die Frage der Taufe umtrieb«. Bald schon wurde seine Vermutung bestätigt. Am Sonntag, dem 1. November, wurde Rice getauft, und die drei – Adoniram, Nancy und Rice – begannen sofort mit der Planung einer gemeinsamen Missionsunternehmung.

Inzwischen hatten Samuel und Roxana Nott sowie Gordon Hall ihre ganz eigenen Probleme. Nachdem sie die Erlaubnis bekommen hatten, nach Mauritius zu gehen, wurden sie über einen Monat durch Krankheit aufgehalten. Nach ihrer Genesung buchten sie Mitte September eine Passage auf dem Schiff *Adele*, aber die Abreise verspätete sich Tag um Tag bis in den Oktober hinein.

Zu dieser Zeit sagte ihnen jemand, sie könnten vielleicht eine Genehmigung für Ceylon bekommen. Auf ihre Nachfrage bei der Polizei sagte man ihnen, es gäbe diesbezüglich keine Schwierigkeiten, und aufgrund dieser Zusicherung stornierten sie ihre Passage auf der *Adele* und schauten sich stattdessen nach einem Schiff für Ceylon um. Sie brauchten nicht lange, um herauszufinden, dass kein Schiff kurz- oder mittelfristig nach Ceylon segelte, und zwar wahrscheinlich bis zum Januar, in dem die Fahrt eines großen Konvois dorthin geplant war. Aber inzwischen war die *Adele* ausgelaufen. Was sollten sie tun?

Eine neue Nachricht, die sie zu diesem Zeitpunkt erreichte, warf ihre Pläne erneut über den Haufen. Sie hörten, dass in Bombay ein neuer Gouverneur, Sir Evan Nepean, angekommen war. Er war Vizepräsident der British and Foreign Bible Society und als Freund des Missionsgedankens bekannt. Warum sollten sie nicht nach Bombay gehen, sagten sie sich, und dort eine Mission beginnen? Anfang November fanden sie ein Schiff nach Bombay, die *Commerce* unter Kapitän Arbuthnot. Sie ersuchten die Polizei um einen Pass für diese Reise, erhielten ihn und begannen umgehend mit dem Verladen ihres Gepäcks.

Leider war ihnen nicht klar, dass ein Pass der Polizei für die Reise auf der *Commerce* nicht der »allgemeingültige Pass« war, für den sie ihn hielten. Schlimmer noch, ihre ständige Änderung der Reisepläne hatte den Verdacht der Behörden geweckt. Die Bürokratie machte keinen Unterschied zwischen den Herren Nott und Hall (Kongregationalisten) und den Herren Judson und Rice (Baptisten). Sie waren alle

Amerikaner und ausnahmslos Missionare. Sie hatten feierlich ihre Absicht erklärt, das erste Schiff nach Mauritius zu nehmen, aber stattdessen hatten sie monatelang Passagen auf einem Schiff nach dem anderen (in alle möglichen Himmelsrichtungen) reserviert. Bestenfalls, so argwöhnten die Beamten, verwendeten die Amerikaner all das als Vorwand, um in Indien bleiben zu können. Und schlimmstenfalls – wer konnte das wissen? Am Ende waren sie gar Spione. Auf jeden Fall sollten Leute, die derart die ordnungsgemäßen Verwaltungsprozeduren durcheinanderbrachten, als Spione behandelt werden. So argumentierte die Bürokratie und sprach umgehend ein Machtwort.

Eine Flotte war dabei, Kalkutta Richtung England zu verlassen. Am 17. November wurde Nott und Hall der zwingende Befehl erteilt, mit dieser Flotte nach England zu segeln. Der Befehl galt auch für die Judsons und für Rice, und die Namen aller Missionare waren in diesen Papieren aus Kalkutta mit dem Vermerk »Passagiere nach England« versehen.

Nott und Hall, die schon seit Wochen unabhängig von Adoniram und Rice agiert hatten, versuchten hektisch, angesichts ihrer Notlage bei Lord Minto persönlich vorstellig zu werden. Aber die Beamten wollten nicht einmal ihr Gesuch Lord Minto übergeben – weil es sich um eine Sache handelte, die zuerst dem Verwaltungsrat vorgelegt werden musste, aber bei der nächsten Ratsversammlung wäre die Flotte schon mehrere Tage auf See, mit den Missionaren mutmaßlich an Bord. Die Behörden übten sich in der ganzen Sache (zumindest offiziell) in vornehmer Gleichgültigkeit. Nott und Hall, die befürchteten, ihre Mission würde gegen ihren Willen auf englischem Boden zu Ende gehen (und zwar zusammen mit Adoniram und Rice, ausgerechnet den Leuten, von denen sie sich zu trennen versuchten<sup>122</sup>), waren verzweifelt.

In ihrer Verzweiflung griffen sie zu einem Notbehelf. Schließlich hatten sie ja *tatsächlich* einen Pass der Polizei, der es ihnen ermöglichte, an Bord der *Commerce* zu gehen. Er war nicht widerrufen worden. Ihr Gepäck war auf dem Schiff, wobei Kapitän Arbuthnot sie als Passagiere gemeldet und die Auslaufgenehmigung erhalten hatte.

---

122 A. d. H.: Vermutlich hatten S. Nott und G. Hall ihre kongregationalistischen Anschauungen in der Tauffrage beibehalten, was womöglich zu den Trennungsabsichten beitrug.

Warum nicht einfach an Bord der *Commerce* gehen und dort bleiben? Wenn sie auf diese Weise entkommen konnten – schön und gut. Wenn nicht, dann reisten sie eben mit der Flotte nach England, wie es die Behörden vorsahen. Kapitän Arbuthnot hatte keine Einwände gegen den Versuch. *Seine* Papiere jedenfalls waren alle in Ordnung, und was immer geschehen würde – er war nicht schuld daran.

Am 20. November gingen Nott, seine Frau und Hall an Bord der *Commerce*. Was die Behörden betraf, so verschwanden sie einfach aus dem Blickfeld. Aufgebrachte Regierungsbeamte durchsuchten die Stadt nach ihnen. Aber irgendwie übersah die Polizei die *Commerce*; vielleicht nicht ausschließlich per Zufall: Schon damals arbeiteten manchmal Abteilungen gegeneinander und blockierten sich gegenseitig, und dies ist bis heute der Fall.

Adoniram, Nancy und Luther Rice hatten nicht so viel Glück. In der Zwischenzeit waren Adoniram und Rice nämlich zur Polizeistation bestellt worden, um ihren Befehl zur Zwangsausweisung nach England abzuholen. Als sie das Polizeigebäude verließen, wurde ihnen ein mit Sondervollmachten ausgestatteter Beamter zugeteilt, der sie zum Haus von Mr. Rolt begleiten sollte, und als sie dort ankamen, schärfte er ihnen ein, dass sie es nicht ohne Genehmigung verlassen dürften.

Aber Adoniram und Rice waren die Allerletzten auf Erden, einem Befehl zu gehorchen, der mit ihren Plänen in Konflikt stand. Sie fanden schnell heraus, dass ein Schiff namens *La Belle Créole* in zwei Tagen nach Mauritius auslief. Sie hatten keine besondere Sehnsucht, dorthin zu gehen, aber zumindest war es nicht England, und die Macht der Ostindiengesellschaft reichte nicht bis dahin. Das einzige Problem war, dass sie keinen Pass hatten, der ihnen die Reise mit diesem Schiff gestattet hätte, so wie die Notts und Hall einen für die Reise mit der *Commerce* besaßen. Sie wandten sich an Mr. Martyn, den Chef der Polizeibehörde. Aber Mr. Martyn hatte, aufs Ganze gesehen, in letzter Zeit mehr als genug Probleme mit amerikanischen Missionaren gehabt. *Eine* Gruppe (oder waren sie alle Teil derselben Gruppe?) war bereits verschwunden und konnte nirgendwo gefunden werden, vielleicht aufgrund der vorschnellen und unbedachten Ausstellung eines Polizei-Passes. Er verweigerte jegliche Ausstellung von Pässen.

Da sie keinen Pass bekommen hatten, erklärten sie ihr Problem dem Kapitän der *Créole*. Würde er, so ihre Frage, sie auch ohne Pass an Bord nehmen? Der Kapitän, genauso wenig ein Behördenfreund wie die meisten anderen in Kalkutta, meinte, er würde sich neutral verhalten. Hier war sein Schiff. Sie könnten machen, was immer sie wollten.

Das war genug für Adoniram und Rice. Aber wie sollten sie an Bord des Schiffs kommen, ohne gesehen zu werden? Hier ging ihnen Mr. Rolt zur Hand. Nachts waren die Docks immer geschlossen und die Tore abgesperrt. Das Öffnen der Tore ohne Genehmigung war ein schweres Vergehen. Trotzdem arrangierte Mr. Rolt aufgrund seines Einflusses (und vielleicht auch mit ein wenig Geld an den entscheidenden Stellen), dass Nancy, Adoniram und Rice am 21. November um Mitternacht die Tore passieren konnten. In der Nacht stahlen sie sich aus seinem Haus, von Rolt angeheuerte Kulis trugen ihr Gepäck, und so gelangten sie durch die Hafentore an Bord der *Créole*. Am nächsten Morgen, einem Sonntag, glitt das Schiff langsam den Fluss hinab, und sie beglückwünschten sich, dass sie wohlbehalten entkommen waren – sogar noch vor der *Commerce*, die am Dock veräut blieb, mit den Notts und Gordon Hall immer noch an Bord, die hofften, die Polizei würde sie nicht finden.

Am Sonntag segelte die *Créole* ungestört den Hugli hinab, und die drei Missionare lernten die anderen Passagiere kennen. Außer der Frau des Kapitäns waren es vier an der Zahl, von denen aber keiner auch nur im Geringsten religiös war – zumindest, wenn man nach ihrer völligen Gleichgültigkeit gegenüber der Sonntagsheiligung urteilte. Im Laufe des Montags hatten die Flüchtlinge wahrscheinlich das Gefühl, dem Griff der Ostindiengesellschaft endgültig entkommen zu sein.

Falls dem so war, sahen sie sich bald getäuscht. Spät in jener Nacht, etwa eine Stunde nach Mitternacht, wurden der *Créole* Signale gegeben. Kurz darauf wurde sie angehalten. Hastig zogen sich die drei Amerikaner an und verließen die Kajüte, um herauszufinden, was los war. Sie erfuhren bald, dass die Nachricht nicht schlimmer sein konnte. Dem Lotsen war gerade eine Depesche aus Kalkutta übergeben worden mit dem Befehl, sofort vor Anker zu gehen und auf weitere Instruktionen zu warten, »da Passagiere an Bord seien, die nach England beordert worden waren«.

Die drei ratschlagten sofort mit dem Kapitän. Es war gar keine Frage, was der Befehl bedeutete. Bald, vielleicht schon morgen, würde die Polizei auftauchen und das Schiff durchsuchen. Fände man die Missionare, würden sie zurück nach Kalkutta gebracht und dann nach England überstellt werden. Sie mussten das Schiff verlassen, ehe die Suche begann.

Es gab ein englisches Gasthaus am Ufer, etwa eineinhalb Kilometer vom Ankerplatz des Schiffs entfernt. Adoniram und Rice beschlossen, sich dort zu verstecken, bis die Suche vorbei wäre. Sie besorgten ein kleines Ruderboot, legten einige ihrer Koffer und Bündel hinein und fuhren ans Ufer. Nancy blieb auf den Rat des Kapitäns hin mit dem Gepäck auf dem Schiff. Er war sicher, dass ihre Anwesenheit an Bord nichts ausmachen würde, »selbst wenn man einen Polizeibeamten senden würde, um das Schiff zu durchsuchen«. Vielleicht dachte er auch – auf die Rivalitäten zwischen den verschiedenen Behörden in Kalkutta setzend –, dass die Polizei nur so viel sehen würde, wie sie unbedingt sehen musste. Wenn die zwei Männer fehlten, würde man Nancy keine Aufmerksamkeit schenken.

Den ganzen nächsten Tag blieben Adoniram und Rice in dem Gasthaus, während Nancy sich an Bord der müßig schaukelnden *Créole* Sorgen machte. An jenem Abend brachte ein Boot eine Nachricht vom Schiffseigner in Kalkutta. Sie enthielt nichts, was sie nicht schon wussten: Die *Créole* musste vor Anker bleiben, bis in Erfahrung gebracht werden konnte, »ob Personen an Bord waren, deren Aufnahme dem Kapitän nicht gestattet war«. Der Lotse – eifrig bestrebt zu helfen – sandte dem Eigner eine Bescheinigung zurück, die besagte, dass solche Personen nicht an Bord seien, und dazu eine Passagierliste. Aber die Behörden hatten sich in den Fall inzwischen so verbissen, dass niemand ein Resultat von den Bemühungen des Lotsen erwartete.

Im weiteren Verlauf des Abends entschloss sich Nancy, selbst zum Gasthaus zu fahren. Man stellte ihr das Lotsenboot mit einer Besatzung von sechs Einheimischen zur Verfügung und ruderte sie über das dunkle stille Wasser ans Ufer.

Im Gasthaus berichtete sie ihrem Gatten und Rice die Nachrichten des Tages und Abends. Während sie besprachen, was das jeweils

für sie bedeutete, wurde allen klar, dass sie nie darauf hoffen könnten, ohne offiziellen Pass auf dem Schiff zu bleiben. Jemand müsste nach Kalkutta zurückreisen und es noch einmal versuchen. Man entschied sich für Rice, und er brach noch in der Nacht auf. Adoniram und Nancy blieben im Gasthaus. Spät am nächsten Tag kam Rice mit leeren Händen zurück. Die Polizei hatte die Ausstellung von Pässen rundweg abgelehnt. Außerdem war der Eigner der *Créole* inzwischen verärgert über sie, weil sie das Auslaufen seines Schiffs verzögerten – schließlich war es ihretwegen, dass es schon drei volle Tage müßig auf dem Hugli vor Anker lag. Er wollte mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben. Von jetzt an sollten sich die Missionare selbst um sich kümmern.

Aufgrund dieser Haltung des Schiffseigners ergab sich am nächsten Morgen eine neue Situation, als der Kapitän sie benachrichtigte: Die *Créole* hatte gerade die Erlaubnis zum Auslaufen erhalten – aber ohne die Missionare. Sie müssten sofort ihr Gepäck von Bord bringen.

Voller Verzweiflung überlegten die drei, was sie tun konnten. Doch was immer auch geschehen sollte, sie waren entschlossen, nicht zuzulassen, dass man sie wieder nach Kalkutta zurückbrächte. Sie hatten gehört, dass es in Fultah, 25 Kilometer flussabwärts, ein anderes Gasthaus gab, das ebenfalls von einem Engländer geführt wurde. Daraufhin beschlossen sie, dort ihr Glück zu versuchen. Aber wie sollten sie an ihr Gepäck kommen? Adoniram und Rice hielten es beide für zu gefährlich, zum Schiff zurückzukehren. Nancy würde sich selbst darum kümmern müssen.

Als Nancy zur *Créole* zurückkehrte, wurde ihr sogleich bewusst, dass das kleine Lotsenboot – das mit einer sechsköpfigen Besatzung und einem Passagier eigentlich schon überfüllt war – unmöglich das ganze Gepäck transportieren konnte. Würde der Kapitän erlauben – so ihre Bitte –, es bis nach Fultah an Bord zu lassen? Dort würde sie vielleicht ein Boot finden, das groß genug wäre, das Gepäck an Land zu bringen. Der geduldige Kapitän war einverstanden und erlaubte ihr sogar, bis Fultah selbst auf dem Schiff zu bleiben.

Wieder fuhr sie im Lotsenboot ans Ufer, um die beiden Männer über den neuen Plan zu informieren. Nachdem – zumindest vor-

läufig – geklärt war, was Nancy tun und was mit dem Gepäck geschehen sollte, entwickelten die beiden einen ergänzenden Plan: Rice sollte nach Kalkutta zurückreisen, um die Möglichkeit einer Passage nach Ceylon zu erkunden. Adoniram sollte inzwischen in dem kleinen Boot mit ihrem Handgepäck flussabwärts nach Fultah rudern.

Aber während sie darüber im Gasthaus diskutierten, war ein starker Wind aufgekommen. Der Kapitän der *Créole* hatte dies ausgenutzt und Segel setzen lassen, und als die Missionare nach draußen ans Flussufer traten, war das Schiff flussabwärts unterwegs und fast schon nicht mehr zu sehen. Glücklicherweise wartete das Lotsenboot immer noch auf Nancy; sie sprang hinein und befahl der Besatzung, dem Schiff hinterherzurudern. Die nächste Stunde war eine der schrecklichsten Erfahrungen ihres Lebens. Die Sonne brannte glühend heiß; sie litt unter der Hitze, weil sie keinen Sonnenschirm hatte, und die vom Wind gepeitschten Wellen wurden dem kleinen Boot recht gefährlich. Um die Geschwindigkeit zu erhöhen, hisste die einheimische Besatzung »ein stattliches Segel, sodass das Boot sich immer wieder gefährlich zur Seite neigte«. Daher befürchtete Nancy, es würde bald umschlagen und samt Segel, Mast, Besatzung und ihr selbst kentern und untergehen. Sie konnte ihre Angst nicht verbergen. Um sie zu beruhigen, wiederholte die Besatzung »ständig: ›Cutcho pho, anna sahib; cutcha pho, anna«, was bedeutet: ›Keine Angst, Madame, keine Angst«. Nach einer Weile hatten sie das Schiff tatsächlich eingeholt, und Nancy wurde noch rechtzeitig an Bord genommen, sodass sie Zeit hatte, die Habseligkeiten der Missionare zur Entladung vorzubereiten.

Als die *Créole* Fultah erreichte, war der Wind immer noch stark; das Schiff verlangsamte die Fahrt gerade so weit wie nötig, um Nancy wieder – allein – an Bord des Lotsenbootes zu lassen. In Fultah gelandet, konnte sie ein großes Boot mieten. Es legte sofort ab, um der *Créole*, die mit hoher Geschwindigkeit den Fluss hinabsegelte, hinterherzufahren und das Gepäck aufzunehmen.

Dann »betrat ich die Gaststätte, als *Ausländerin*, als *Frau* und *ohne schützende Begleitung*. Ich fragte nach einem Zimmer und setzte mich, um über meine trostlose Situation nachzudenken. Ich hatte nichts bei mir als ein paar Rupien. Ich wusste nicht, ob das Boot, das ich dem Schiff hinterhergeschickt hatte, es auch einholen würde, und falls ja,

ob es je mit unserem Gepäck zurückkehren würde. Ebenso wenig wusste ich, wo Mr. J. war oder wann er kommen oder wie man mich in diesem Gasthaus behandeln würde. Ich dachte an *zu Hause* und sagte mir: »Dies sind einige der Prüfungen, die zum Missionarsleben dazugehören und mit denen ich eigentlich stets zu rechnen hatte.«

Sie hätte sich wahrscheinlich noch schlimmer gefühlt, hätte sie gewusst, dass – während sie im Gasthaus wartete – die *Commerce*, mit Gordon Hall sowie Samuel und Roxana Nott an Bord, die *Créole* ein- und überholte. Dazu kam, dass die amerikanischen Passagiere der *Commerce* zwar erfahren hatten, dass Nancy allein an Land war, sie aber außerstande waren anzuhalten. Es gab nichts, was sie für sie tun konnten. Bald war die *Commerce* weit flussabwärts, von Wind und Gezeiten vorwärtsgetrieben, mit Kurs auf Bombay.

Glücklicherweise musste Nancy nicht lange warten. Ein paar Stunden später erschien Adoniram – wie vorher abgemacht – in dem kleinen Ruderboot mit ihrem Handgepäck; und gegen Abend kam aus der anderen Richtung das große Boot mit ihrem Gepäck, das Nancy der *Créole* hinterhergeschickt hatte. Jetzt waren sie zumindest wieder zusammen und hatten ihr Gepäck.

Aber was sollten sie als Nächstes tun? Falls Rice in Kalkutta nicht mehr Glück hatte als beim letzten Mal, wären sie am Ufer ausgesetzt und verlassen wie Schiffbrüchige. Sollten sie aufgeben und nach Kalkutta zurückgehen? Niemals! ... Zumindst so lange nicht, wie jeder erdenkliche Lösungsweg versucht worden war. Adoniram fragte nach dem Wirt, einem freundlich dreinschauenden Menschen. Ob er ihnen wohl behilflich sein könnte, eine Schiffspassage nach Ceylon zu bekommen? Die Antwort klang ermutigend: Ein Freund von ihm, sagte er, kommandierte ein Schiff, das nach Madras auslaufen sollte. Man erwartete es für den nächsten Tag Richtung flussabwärts. Er würde mit seinem Freund sprechen. Er war sicher, dass sich eine Passage arrangieren ließ.

Madras an der Koromandelküste entspräche mehr als zwei Dritteln des Weges nach Ceylon. Kämen sie bis Madras, würde sich gewiss eine Passage nach Ceylon finden lassen – und so gingen sie mit unverbeserlichem Optimismus zu Bett, hoffnungsfroh und hochgestimmt wie seit über einer Woche nicht mehr.

Das Schiff nach Madras ging am dritten Tag in der Nähe des Gasthauses vor Anker, und der Wirt ging an Bord, um den Kapitän zu sprechen. Inzwischen war Rice zurückgekommen. Er hatte in Kalkutta wieder nichts ausrichten können. Es schien nun, als wäre der Freund des Gastwirts ihre letzte Hoffnung. Aber selbst das erwies sich als vergeblich. Der Wirt kam bald zurück mit der Nachricht, der Kapitän könne sie nicht nach Madras mitnehmen.

Inzwischen war es spät am Nachmittag. Die drei ratschlagten miteinander. Eine kleine Hoffnung blieb noch: Wenn sie nach dem Abendessen selbst an Bord gingen, dann könnten sie vielleicht mit viel Überredung, Bitten, Tränen oder Geld den Schiffskapitän doch irgendwie dazu bewegen, sie mitzunehmen.

Mit dieser Überlegung setzten sie sich, um zu essen. Und just in diesem Moment – wie sie es (grundsätzlich!) immer glaubten – griff die Vorsehung ein. Das Abendessen war gerade serviert, als ein Brief hereingebracht wurde:

Wir öffneten ihn hastig, und zu unserer großen Überraschung und Freude war es ein *Pass*, den der Magistrat von Kalkutta für uns ausgestellt hatte. Damit konnten wir an Bord der *Créole* gehen – des Schiffs, das wir gerade verlassen hatten. Wer diesen Pass für uns besorgt und auf welche Weise er das getan hatte, wissen wir bis heute nicht; wir konnten darin nur die Hand Gottes sehen und darüber staunen.

Ganz plötzlich hatte sich alles wieder geändert.

Aber war es wirklich so? Ihre Hochstimmung wandelte sich zu Enttäuschung, als sie sich klarmachten, dass der Pass vielleicht zu spät angekommen war, um ihnen nützen zu können. Denn die *Créole* war bereits vor drei Tagen flussabwärts verschwunden und befand sich höchstwahrscheinlich schon auf hoher See. Gab es irgendeine entfernte Möglichkeit, sie noch einzuholen? Es gab eine – *vielleicht*, wie sie erfuhren. Etwa 110 Kilometer unterhalb von Fultah lag der Hafen von Saugur (Sagar), wo Schiffe oft einige Tage vor Anker lagen, um einige letzte Vorbereitungen zu treffen, ehe sie endgültig in die Bucht von Bengalen hinausfuhren. Die *Créole* könnte vielleicht – aber nur

vielleicht – immer noch dort liegen. Es war eine kleine Chance, aber die einzige, die ihnen blieb.

Das Gepäck war immer noch in dem großen Boot, das es vom Schiff abgeholt hatte. Hastig beendeten die drei ihr Abendessen, bezahlten die Rechnung und machten sich in der Dunkelheit auf nach Saugur, gegen die hereinströmende Flut.

Es war eine äußerst traurige Nacht für mich [schrieb Nancy], aber Mr. J. schlief den Großteil der Nacht durch. Am nächsten Tag hatten wir einen günstigen Wind und erreichten noch vor dem Einbruch der Nacht Saugur, wo zahlreiche Schiffe vor Anker lagen, und wir hatten das Glück, darunter auch die *Créole* zu finden. Sie lag dort schon zwei Tage und wartete noch auf einen Teil der Schiffsbesatzung. Nie habe ich mich in meinem Leben glücklicher gefühlt als in dem Augenblick, in dem ich mir sicher war, dass wir die *Créole* gesichtet hatten.

## Mauritius, Madras und Rangun (1812 – 1813)

Ein Trio erschöpfter Missionare kletterte müde an Bord der *La Belle Créole*, als sie in Saugur vor Anker lag. Einige Tage lang – während das Schiff seine Besatzung komplettierte, Segel setzte und dann in Richtung Bucht von Bengalen und Indischer Ozean in See stach – taten sie kaum etwas anderes, als sich auszuruhen. Nancy diagnostizierte bei sich »ein derart ungewöhnliches Maß an Trägheit und Lustlosigkeit«, dass sie sogar »an glaubensmäßigen Dingen nur wenig Gefallen fand«.

Schließlich rafften sich alle drei wieder auf, aber falls sie gehofft hatten, wie auf der *Caravan* Gottesdienste an Bord halten zu können, wurden sie bald enttäuscht. Niemand außer ihnen selbst war auch nur im Geringsten an glaubensmäßigen Dingen interessiert. Die Passagiere entweiheten sogar den Sonntag, indem sie auf Deck Karten oder Schach spielten und sich mit »leichtfertigen Gesprächen« amüsierten – ein Verhalten, das die Missionare »kaum erträglich« fanden, aber an Bord galten eben nicht die Sonntagsheiligungsgesetze von Neuengland, und sie konnten nichts dagegen tun. Ja, Nancy war ein wenig schockiert, als ihr klar wurde, dass die Passagiere – obwohl respektvoll und höflich – die Missionare wahrscheinlich als »abergläubische und sauertöpfische Geschöpfe betrachteten«. Sie war bisher eher gewohnt gewesen, dieses Urteil über andere zu fällen, als sich selbst damit konfrontiert zu sehen. Doch sie tröstete sich mit folgendem Gedanken: Falls man ein guter Missionar werden wollte, musste man »sich an bestimmte Lebens- und Verhaltensweisen gewöhnen, die uns in den Augen der Menschen dieser Welt verächtlich machen«.

Unter diesen Umständen blieben die drei hauptsächlich unter sich und nutzten ihre Zeit dazu, sich Französischkenntnisse anzueignen, die sie auf der *Isle of France*, wie sie Mauritius nannten, ihrer Meinung nach benötigten. Sie hielten private Gottesdienste in ihrer eigenen Kajüte ab, jeden Abend und zweimal am Sonntag.

Die *Créole* kam nur langsam vorwärts. Erst gab es nur leichte Winde, unter denen das Schiff kaum treiben konnte, dann kamen

Gegenwinde und gelegentlich sogar stürmisches Wetter auf. Adoniram, der abwechselnd optimistisch und deprimiert war, hatte sich während seiner Phasen der Niedergeschlagenheit wohl gefragt, ob ihre Mission jemals beginnen würde. Waren sie dazu verurteilt, für immer auf den sieben Meeren zu segeln, als eine Art Verkörperung des Fliegenden Holländers – mit dem Unterschied, dass sie Missionare waren? Waren sie dazu bestimmt, fortwährend zu ihrem Missionsfeld unterwegs zu sein, ohne es jemals zu erreichen? Diese düsteren Gedanken Adonirams entsprachen denen von Nancy, die sich eine besondere Art von Selbstkritik erlaubte: »Ich stelle fest, dass mein natürliches Ich vor dem Gedanken zurückschreckt, Schiffbruch zu erleiden und inmitten von Wasserwogen unterzugehen. Das zeigt mir, wie wenig ich jenen heiligen Märtyrern ähnlich bin, die sich freuten, dem Tod zu begegnen, selbst in seinen schrecklichsten Formen.« Die meiste Zeit jedoch waren sie guten Mutes und freuten sich ihrer Jugend und Gesundheit, ihrer Liebe zueinander und der Mission, für die sie sich entschieden hatten. Sowohl Adoniram als auch Nancy hatten aufgrund ihrer Glaubensüberzeugung das Bewusstsein, dass sie nicht würdig waren, Gott zu dienen. Selbst wenn sie alle Tugenden aller Heiligen besessen hätten – sie hätten sich in *dieser* Hinsicht immer noch schuldig gefühlt. Aber sie spürten keine Schuld und versuchten auch nicht, ihre Liebe zueinander zu rechtfertigen. Für Adoniram war irdische Liebe, die Liebe in der ehelichen Gemeinschaft, ein Abbild der Liebe zu Gott. Ihre Freuden und Genüsse waren sozusagen ein Vorgeschmack der unaussprechlichen Freuden des Himmels, die kein Sterblicher auf Erden auch nur erahnen konnte – außer ansatzweise auf diese Art. Und Nancy war sicher, dass Adoniram »in jeder Beziehung – von allen Menschen, die ich je gekannt habe – derjenige war, der mich am umfassendsten glücklich und nützlich für Gott machen konnte.«

Die Reise kam schließlich an ihr Ende, als die *Créole* spät am Sonntag, dem 17. Januar 1813, in den Hafen von Port Louis auf Mauritius segelte. Sie waren fast sieben Wochen auf See gewesen, und es waren elf Monate seit ihrer Abreise aus Salem vergangen.

Es war gut, wieder Land zu sehen. Doch noch viel besser war für Adoniram und Rice, besonders aber für Nancy, die Aussicht, die

Newells wieder zu treffen. Nichts, fühlte sie, nicht einmal ein Wechsel der Denomination, konnte sie von Harriet trennen. Und dann war da noch das Baby. ›War es ein Junge oder ein Mädchen?‹, fragte sie sich. Es müsste inzwischen etwa zwei Monate alt sein. Sie sehnte sich danach, das Kind zu sehen, vom Blut her reinstes Neuengland, aber geboren auf dieser entlegenen Insel mitten in einem Ozean, so weit entfernt von der Heimat seiner Vorfahren.

Aber das Schiff hatte kaum Anker geworfen, als ein Boot vom Festland anlegte und schockierende Nachrichten brachte.

Harriet war tot. Das Baby war tot.

Das war alles, was sie von den Männern im Boot erfuhren. Nachfragen förderten keine Details zutage, sondern lediglich die Aussage, dass beide tot waren.

Entsetzt und schockiert redeten sie miteinander in jener Nacht in der Kajüte und stellten – vergeblich – vielerlei Vermutungen an. Als Nancy ihre ersten Tränen vergossen hatte, fühlte sie in sich einen Zorn gegen die göttliche Vorsehung selbst aufwallen, wie sie es nie zuvor erlebt hatte. »O Tod«, schrieb sie, »du Zerstörer familiären Glücks, gibt es in dieser weiten Welt nicht genügend Opfer, um deine Gier zu stillen, dass du dich auch noch an einer Familie in einer winzigen Schar Einsamer vergreifen musstest, deren Trost und Glück so sehr von ihrer gegenseitigen Gemeinschaft abhing?«<sup>123</sup> Aber nach längerem Nachdenken ließ sie durch ihre Worte erkennen, dass sie sich in die Situation fügte und die Sache aus einem anderen Blickwinkel sah: »Doch du hast nur den Auftrag einer höheren Macht ausgeführt. Du bist gekommen, in deinem üblichen dunklen Gewand, aber du wurdest gesandt von einem liebevollen Vater, um dieses Kind von Mühe und Leid zu befreien. Lass ab und erkenne, dass Gott es getan hat<sup>124</sup>.«

Am nächsten Morgen, kam Newell an Bord der *Créole*, untröstlich und am Boden zerstört. Er war zu aufgelöst bei diesem Besuch und konnte nur bruchstückhaft vom Tod Harriets berichten. Später erfuhren sie, Stück für Stück, die ganze traurige Geschichte.

---

123 A. d. H.: Bei diesem Zitat ist der damals vorherrschende literarische Stil zu berücksichtigen. Auch wenn uns die direkte Anrede des Todes befremdlich erscheinen mag, gibt es in der Bibel gelegentlich entsprechende Stellen (vgl. Hos 13,4; 1Kor 15,55).

124 A. d. Ü.: Vgl. Psalm 46,11.

Harriet, die sich mit der Menge der im letzten Augenblick zu erledigenden Aufgaben vor dem Einschiffen auf der *Gillespie* in Kalkutta völlig verausgabte, wurde durch Fieber ans Bett gefesselt, als das Schiff auslief. Nach einer Woche war sie wieder auf den Beinen, aber einige Wochen später wurde sie von »starken Darm- und Magenschmerzen, der typischen Krankheit dieses Landes«, angegriffen.

Diese ganze Zeit wurde die *Gillespie* in der Bucht von Bengalen von Gegenwinden hin und her getrieben und machte kaum Fahrt in Richtung ihres Zielorts. Auf Höhe der Koromandelküste bekam sie ein Leck, das so schlimm wurde, dass der Kapitän die kleine Stadt Coringa, südwestlich von Vizagapatam, anlaufen musste, um es reparieren zu können.

Dort wurde Harriet an Land gebracht. Als die *Gillespie* nach etwa zwei Wochen wieder auslief, hatte sie sich anscheinend vollständig erholt. Aber die Verzögerungen bedeuteten, dass sie sich immer noch auf See befanden, über zwei Monate nach der Abreise von Kalkutta, als sie am 8. Oktober, zwei Tage vor ihrem 19. Geburtstag, ein Mädchen gebar – »auf dem Boden der Kajüte mit keinem anderen Helfer als meinem geliebten Mr. Newell«.

Die Freude der Newells an ihrer Tochter war bemitleidenswert kurz. Etwa einen Tag nach der Geburt waren Mutter und Kind einem heftigen Sturm ausgesetzt, der jedermann an Bord durchnässte und auskühlte. Harriet und das Baby erkälteten sich; aus der Erkältung des Babys wurde eine Lungenentzündung, und fünf Tage nach der Geburt starb es in den Armen der Mutter.

Kummer, Erschöpfung, Kälte und Krankheit taten ihr Werk an Harriet. Sie verlor rasch an Lebenskraft. Bald zeigten sich die Symptome der Tuberkulose, die sowohl ihr als auch Newell bekannt vorkamen. Sie dachte an das Dahinsiechen und den Tod ihres Vaters und wusste, dass etliche andere Verwandte an derselben Krankheit gestorben waren. Daher war sie von Anfang an sicher, sterben zu müssen. Newell war optimistischer und beharrte darauf, dass sie wieder gesund würde, wenn sie erst einmal an Land wären; aber sie bat ihn, jede derartige Hoffnung aufzugeben und ihr stattdessen zu helfen, sich auf den Tod vorzubereiten.

Anfang November ging die *Gillespie* in Port Louis vor Anker, und man brachte Harriet an Land, und zwar in ein kleines Haus, das Newell gemietet hatte. Er fand zwei Ärzte, die sich um sie kümmerten, aber sie konnten nichts ausrichten. Immer mehr siechte sie dahin. Mitte November gab selbst Newell die Hoffnung auf. Am 30. 11., etwa um 16 Uhr, schwand ihre Sehkraft, und etwa eine Stunde später starb sie. Am Tag danach begrub Newell sie im Schatten eines immergrünen Baums in einer ruhig gelegenen Ecke des Friedhofs von Port Louis.

Das waren die äußeren Fakten von Harriets Krankheit und Tod. In seiner Situation fand Newell *einen* Trost – die gewisse Erwartung, die er mit ihr geteilt hatte, dass sie beide im Himmel wieder vereint sein würden. Von Anfang an – einige Tage der Depression nach dem Tod des Babys ausgenommen – hatte Harriet nie bezweifelt, dass sie unterwegs war zu einer weit besseren Welt als derjenigen, die sie verlassen würde. Sie freute sich darauf – ja, sie genoss diese Aussicht und äußerte weder Ängste noch Bedauern, außer dass sie für eine Zeit von ihrem Gatten getrennt sein würde.

Nach der Ankunft der *Créole* in Port Louis taten die Missionare eine Woche lang praktisch nichts. Trauer und die einsamen Wochen auf der Insel hatten an Newells Entschlusskraft genagt. Auch Adoniram, Rice und Nancy hatten erst einmal den Mut verloren. Sie taten alles in ihrer Macht Stehende, um Newell zu trösten, aber sie hatten selbst Trost nötig.

Die harte, ganz und gar unromantische Realität der Aufgabe, der sie sich gestellt hatten, zeigte sich immer mehr. In Andover und Salem hatten sie über Schwierigkeiten und Gefahren sowie über ein wahrscheinliches Martyrium gesprochen, aber ihre Abreise war in gewissem Sinn fast festlich gewesen, umgeben von einer Atmosphäre der Dramatik, die die ersten Freiwilligen zu Beginn eines langen Krieges stets begleitet, bevor die großen blutigen Schlachten geschlagen und die langen Listen der Gefallenen veröffentlicht werden. Jetzt hatten die ersten Gefechte stattgefunden, und es gab auch schon die ersten Gefallenen. Und es war nicht so geschehen, wie sie erwartet hatten. Es war nicht einfach, in einem Tod wie dem von Harriet und ihrem Baby Ruhm und Ehre und Herrlichkeit zu sehen.

Da waren sie nun also – vier von ihnen, ein ganzes Jahr nach ihrer Abreise von Salem, auf einer Insel, zu der niemand von ihnen zu reisen beabsichtigt hatte. Sie waren drei Baptisten und ein Kongregationalist, obwohl sie ursprünglich alle vier kongregationalistische Wurzeln hatten. Sie hatten die Hoffnung aufgegeben, je auf ihr ursprünglich geplantes Missionsfeld, nach Birma, zu gelangen. Und die Ostindien-gesellschaft hatte anscheinend alles darangesetzt, sie auch von allen anderen möglichen Einsatzgebieten fortzujagen.

Und stets, und immer wieder, kehrten ihre Gedanken zu Harriet zurück, der Jüngsten von ihnen allen. Das zufällige Zusammentreffen verschiedener Umstände – Gegenwinde, ein leckgeschlagenes Schiff, ein alle durchnässender Sturm auf See, eine Erkältung, eine Lungenentzündung und schließlich Tuberkulose – ließ die Frage aufkommen: Wo war da der Plan der göttlichen Vorsehung bei diesem Schlag gewesen, als eine junge Mutter und ihr neugeborenes Baby starben? Worin hatte er bestanden?

Hatte das Ganze den Zweck, sie zu züchtigen oder sie für zukünftige Drangsale zu stärken? Wenn ja, dann war die Methode mehr als seltsam. Noch mehr davon, und es gab vielleicht bald keine Mission mehr. Newell war ein gebrochener Mann, aller Lebensmut hatte ihn verlassen. Rice litt wieder unter chronischen Leberproblemen, die bei ihm zuerst in Kalkutta aufgetreten waren. Nancy wusste, dass sie schwanger war. Sie dachte an Harriets Schicksal und schrieb in düsterer Verfassung: »Ich bin allein zurückgelassen, um weiterhin die Drangsale des Missionarslebens zu erdulden. O dass dieses harte Los in meiner Seele geheiligt werden und ich bereit sein möge, meiner geliebten heimgegangenen Schwester zu folgen.« Lediglich Adoniram erfreute sich seiner gewohnt guten Gesundheit, aber selbst er war sich in diesen ersten Tagen in Port Louis unsicher, was zu tun war.

Allmählich jedoch rafften sie sich wieder auf und prüften verschiedene Möglichkeiten für die Mission. Gouverneur Farquhar stellte sich als freundlich heraus, ließ aber im Vorbeigehen die Bemerkung fallen, dass er Order aus Bengalen bekommen hatte, »ein Auge auf diese amerikanischen Missionare zu haben«, doch was ihn betraf, waren sie frei, auf der Insel hinzugehen, wohin immer sie wollten.

Das Problem, das sich ihnen auf Mauritius bot, war jedoch nicht der Gouverneur, sondern die Tatsache, dass man nirgendwo arbeiten konnte – außer in den Kasernen und im Krankenhaus von Port Louis. Dort predigten die Missionare den Soldaten und Patienten, aber das war nicht, was sie sich eigentlich unter Mission vorstellten. Der größte Teil der Bevölkerung bestand aus Sklaven, und die Sklavenhalter duldeten keine religiöse Unterweisung. Dass eine solche Unterweisung dringend nötig war, stand außer Frage. Sie war bei den Eigentümern, die eine manchmal fast unglaubliche Unmenschlichkeit prägte, wahrscheinlich nötiger als bei den Sklaven selbst.

Diese Not wurde deutlich bezeugt durch eine Episode, die Nancy ihren Schwestern beschrieb:

Vergangene Nacht hörte ich vom Hof her beträchtlichen Lärm. (Wir leben hier Haus an Haus mit einer anderen Familie.) Wir gingen zur Tür und sahen eine Sklavin, ihre Hände auf den Rücken gefesselt, wie ihre Herrin sie auf grausamste Weise mit einer Keule schlug. Mir gefror das Blut in den Adern, und ich konnte nicht mehr an mich halten. Ich ging zu der Herrin und bat sie in gebrochenem Französisch, damit aufzuhören, und fragte, was sie denn verbrochen hätte.

Als Nancy erfuhr, dass die Sklavin vor Kurzem zu fliehen versucht hatte, redete sie beruhigend auf die Frau ein, »bis sich ihr Zorn gelegt zu haben schien, und sie beendete ihre Bestrafung, indem sie die Keule in ihren Händen dem armen Geschöpf an den Kopf warf, sodass das Blut an ihren Kleidern herabrann«.

... Die Hände der Sklavin blieben die ganze Nacht gefesselt. Heute Morgen wurden die Fesseln gelöst, und sie verbrachte den Tag mit Arbeiten, sodass ich folgerte, sie würde nicht weiter bestraft werden.

Aber an diesem Abend sah ich, wie man eine große Kette in den Hof brachte, mit einem Ring an einem Ende, gerade groß genug, um ihren Hals zu umfassen. An diesem Ring waren zwei Eisenstücke befestigt, etwa 2,5 Zentimeter breit und 4 Zentimeter lang,

die ihr vorn aufs Gesicht drückten, um sie am Essen zu hindern. Die Kette war lang und schwer wie eine Viehkette und reichte von ihrem Hals bis auf den Boden. Der Ring war mit Schloss und Schlüssel befestigt. Die Arme stand zitternd da, während man ihr die Kette anlegte. Der Zorn der Herrin entflammte sich aufs Neue, als sie die Sklavin erblickte, und sie schlug wie vergangene Nacht wieder auf sie ein. Erneut ging ich zu ihr und bat sie aufzuhören. Sie tat es, aber so voller Zorn, dass sie kaum sprechen konnte. Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, fragte ich sie, ob sie ihrer Dienerin nicht vergeben könnte. Ich sagte ihr, ihre Dienerin wäre sehr böse, aber *sie* selbst wäre sehr gut, wenn sie ihr vergäbe. Sie gab mir zu verstehen, sie werde ihr vergeben, aber nur, weil *ich* sie darum gebeten habe: Ihre Dienerin solle ja nicht denken, es wäre aus irgendwelchem Erbarmen ihr gegenüber. Sie sagte ihrer Sklavin, dass sie ihr vergebe, weil ich es verlangte. Die Sklavin kam, kniete und küsste meine Füße, indem sie sagte: ›Merci, madame – merci, madame.‹ Das bedeutet: ›Danke, Madame.‹ Ich konnte kaum an mich halten, angesichts ihrer Dankbarkeit nicht loszuweinen ... Wie glücklich sind die Bewohner von Neuengland, die keine derartigen Szenen voll Grausamkeit mit ansehen müssen und wissen, dass dort jeder Diener seine Freiheit genauso hat wie sein Herr.

Aber die Sklavenhalter und auch die Sklavenbevölkerung von Mauritius blieben unerreichbar für das Evangelium. Die andere ins Auge gefasste Möglichkeit, Madagaskar, kam genauso wenig infrage, und zwar aus einem anderen Grund, der noch viel elementarer war: Dort kerkerten die Eingeborenen alle Fremden gewöhnlich ein oder töteten sie. Die Missionare mussten sich ein anderes Feld suchen, aber um an einen anderen Ort zu kommen, würden sie zuerst nach Indien zurückkehren müssen.

Newell beschloss jetzt, sich seinen kongregationalistischen Mitstreitern anzuschließen. Adoniram hatte ihm Briefe von Nott und Hall mitgebracht, aber es war nicht klar, ob sie sich in Ceylon niederlassen oder weiter nach Bombay segeln wollten.

Newell entschloss sich, es zuerst mit Ceylon zu versuchen, und am 24. Februar 1813, fünf Wochen nach Ankunft der *Créole*, verabschie-

dete er sich von Adoniram, Nancy sowie Rice und reiste ab – auf einer portugiesischen Brigg, der *Generoso Almeida*, die auf ihrem Weg nach Bombay in Point de Galle<sup>125</sup> in Ceylon haltmachen sollte.

Inzwischen wurden die Leberprobleme von Rice schlimmer. Schon bald wurde deutlich, dass er ein günstigeres Klima finden oder anderenfalls binnen Kurzem den Weg Harriets gehen müsste. Warum sollte er nicht – so überlegten Adoniram und Rice – zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, nämlich nach Amerika zurückreisen, um dort einerseits eine baptistische Missionsbewegung in Gang zu bringen und andererseits zugleich seine Leberkrankheit behandeln zu lassen? Die Nachricht musste ja inzwischen in den Vereinigten Staaten angekommen sein, dass es im Orient amerikanische Baptistenmissionare gab.

Gesagt, getan. Kriegsbedingt segelten keine Schiffe direkt in die Vereinigten Staaten, doch im März lief eines in Port Louis ein, das nach San Salvador (Bahamas) ging. Von dort wäre es eine einfache Reise zu jedem Hafen an der Ostküste der Vereinigten Staaten. Umgehend reservierte sich Rice eine Passage und segelte Mitte März ab.

Die Abreise von Rice ließ Adoniram und Nancy »völlig allein – mit keinem einzigen Freund, der uns in diesem Teil der Welt geblieben wäre«, wie sie in ihrem Tagebuch notierte.

In gewisser Weise war es aber eigentlich genau das, was sich Adoniram gewünscht hatte. Er hatte seine Sachen immer schon gern allein und unabhängig gemacht. In Andover hatte er seine Entscheidung bezüglich der Mission allein getroffen. Die anderen hatten sich *ihm* angeschlossen, nicht umgekehrt. Er konnte gelegentlich in einer Gruppe arbeiten und genoss die Gemeinschaft mit anderen, aber in ihm lebte ein intensiver Individualismus – eine Vorliebe für den Weg des Einzelgängers, des Pioniers und Pfadfinders, die vielleicht seinem Vater geschuldet war, der so sehr seine persönliche Bestimmung betont hatte. All das ließ Adoniram den Weg des Einsamen und Unabhängigen wählen. Dies war es auch, was ihn – zumindest teilweise – dazu gebracht haben könnte, Baptist zu werden, obwohl womöglich moralische Verpflichtungen gegenüber seinen kongregationalistischen Unterstützern bestanden. Er traf seine Entscheidung

---

<sup>125</sup> A. d. H.: Die Stadt selbst heißt *Galle*. *Point de Galle* ist der Name des Forts auf einer Halbinsel, die der Stadt vorgelagert ist.

unabhängig davon, dass sie das Wohlergehen der Gruppe gefährden würde, deren Teil er war.

Jetzt, da Rice abgereist war, konnte Adoniram mit Nancy gehen, wohin er wollte, und auch darüber entscheiden, wie sein Einsatz aussehen sollte. Er und Nancy mussten sich um niemanden mehr kümmern als um sich selbst.

Nancys Gefühle waren wahrscheinlich etwas anders gelagert. Sie war sich ihres Bedürfnisses nach Hilfe und Gemeinschaft deutlich bewusst – vor allem, wenn die Zeit kommen würde, ihr Kind zur Welt zu bringen. Sie hatte bereits zwei oder drei kurze Krankheitsphasen in Port Louis hinter sich. Aber wenn sie auch nicht Adonirams Gleichgültigkeit (die manchmal sogar an Rücksichtslosigkeit grenzte) gegenüber anderen teilte, so hatte sie doch eine ganze Menge von seiner unzählbaren Unabhängigkeit. Und sie hatte ihn. Sie hatte die unabänderlichen Tatsachen akzeptiert und überlegte jetzt gemeinsam mit ihm, auf welches Missionsfeld sie gehen sollten.

Sie entschieden sich schließlich für Penang, in der Meerenge von Malakka gelegen. Aber kein Schiff aus Port Louis segelte jemals *in diese Region*. Sie müssten erst nach Madras gehen – und wieder eine Auseinandersetzung mit der Ostindiengesellschaft riskieren –, und dort würden sie nach einem Schiff mit Kurs auf Penang suchen. Es war nicht schwer, ein Schiff mit Kurs Madras zu finden, die *Countess of Harcourt*.

Ehe sie von Mauritius abreisten, besuchte Nancy das Grab von Harriet – es war wegen der großen Entfernung des Friedhofs ihr einziger Besuch – unter dem Immergrün-Baum.

Der Besuch ließ viele schmerzhaft und tiefe Gefühle wiederaufleben. Erst vor Kurzem befand sie sich noch mit uns an Bord des Schiffs und war täglich mit uns zusammen zum Gebet und zum Lobpreis Gottes. Jetzt zerfällt ihr Leib zu Staub in einem Land von Fremden.

Aber der Geist von Harriet, da war sich Nancy sicher, war bereits im Himmel, und sie tröstete sich mit dem Gedanken, dass »Jesus selbst ins Grab eintrat und ihr den Weg in die ewige Herrlichkeit eröffnete.

Er ist bei seinen Jüngern, wenn sie den Weg durchs Todestal antreten müssen. Er war bei meiner geliebten heimgegangenen Schwester. O möge er auch bei mir sein!«

Am 7. Mai 1813 gingen die beiden an Bord der *Countess of Harcourt*, und am 4. Juni kamen sie in Madras an. Mr. und Mrs. Loveless, zwei dort stationierte englische Missionare, hießen sie herzlich willkommen, ebenso viele andere Leute in der Stadt. Aber sie merkten schnell, dass Madras für sie ein zweites Kalkutta wäre. Die Haltung der Ostindien-gesellschaft verhärtete sich immer mehr. Ihre Anwesenheit war bereits der Polizei gemeldet worden, die ihrerseits einen Bericht über ihre Ankunft an die obersten behördlichen Instanzen in Bengalen gesandt hatte. Es wäre nur eine Frage der Zeit, ehe der Befehl für ihre Deportation nach England einträfe. Tief beunruhigt fragte Adoniram auf allen Schiffen im Hafen von Madras, ob eines nach Penang ausliefe, aber die Tage vergingen, ohne dass er Erfolg hatte. Verzweifelt begann er, nach einem Schiff zu suchen, das möglichst bald irgendwohin fuhr – ihm war gleichgültig wohin, solange es nur rechtzeitig vor dem Eintreffen des gefürchteten Deportationsbefehls absegelte. Er fand nur ein einziges, »einen verrückten alten Kasten«, ein portugiesisches Schiff namens *Georgiana*.

Aber die *Georgiana* würde nach *Rangun* in *Birma* segeln!

Er berichtete Nancy, was er in Erfahrung gebracht hatte. Sie könnten mit der *Georgiana* nach Birma fahren und ihre Mission beginnen, oder sie könnten als Internierte nach England überstellt werden und dort dahinvegetieren, bis sich irgendeine neue Möglichkeit ergab, falls es überhaupt je dazu kommen würde. Eine andere Wahl hatten sie nicht.

Nancy und Adoniram betrachteten mittlerweile eine Mission in Birma »mit Gefühlen des Schreckens«, aber langsam sah es fast so aus, als wäre ihr Schicksal auf seltsame Weise mit jenem schrecklichen Goldenen Königreich verknüpft. War es nur reiner Zufall, der Adoniram dazu gebracht hatte, in Andover Symes' Buch *Embassy to Ava* zu lesen – das einzige Buch über Birma, welches das Land in leuchtenden Farben beschrieb? In Kalkutta war alles schlimm, was sie über Birma hörten; und doch war es Felix Carey, einem Baptisten, gelungen, sich

dort zumindest aufzuhalten; und gerade waren sie selbst Baptisten geworden – sodass einer gemeinsamen Mission nichts mehr im Weg stand. Ja, Felix hatte sogar gewünscht, sie sollten gemeinsam mit ihm nach Rangun zurückkehren. Und jetzt, wo sie in Madras waren, lief in nächster Zeit nur ein einziges Schiff aus, und zwar ausgerechnet *nach Birma*. Sollte das alles nichts als Zufall sein? Oder machte ihnen die Vorsehung indirekt und hintergründig deutlich, dass für sie – wenn sie wirklich ernsthaft Missionare sein wollten – Birma, trotz all seiner Gefahren und Schrecken, der Ort ihrer Bestimmung sei?

Sie sprachen darüber mit den Lovelesses und ihren anderen Freunden in Madras. Jeder war der gleichen Meinung: *Bleibt weg von Birma*. Lasst euch nach England deportieren. Verliert ein paar Jahre. Um eurer selbst willen, um des Kindes willen, das ihr bald haben werdet, und um eurer Mission willen sind ein paar verlorene Jahre besser, als in Birma – der Hölle auf Erden – alles für nichts und wieder nichts zu verlieren.

Das Argument überzeugte Adoniram nicht. Er meinte, sie sollten es mit Birma zumindest versuchen, um herauszufinden, ob eine Mission dort überhaupt existieren könne. Rangun war ein Seehafen an einem Fluss; dort legten oft ausländische Schiffe an. Einigen Europäern war es sogar gelungen, dort dauerhaft zu bleiben; vielleicht gelänge das auch den Judsons. Aber wenn es nicht gelang, dort eine dauerhafte Missionsarbeit einzurichten, könnten sie immer noch weiterziehen und es dann mit Penang oder den Malaiischen Inseln versuchen.

Nancy war derselben Meinung. Sie sollten zusammen mit Felix Carey versuchen, eine Missionsarbeit ins Leben zu rufen, »unter einem Volk, das niemals den Klang des Evangeliums gehört oder in seiner eigenen Sprache etwas von der Liebe Christi gelesen hat«.

... Den armen Birmanen sind diese Tröstungen und Freuden, in denen unser Glück besteht, völlig unbekannt; und warum sollten wir nicht bereit sein, uns von einigen wenigen vergänglichen und unbedeutenden Annehmlichkeiten zu trennen, damit sie mit uns Teilhaber werden können an Freuden – so erhaben wie der Himmel, so dauerhaft wie die Ewigkeit! Wir können keine großen Erfolge auf einem derart schwierigen und unbeackerten Feld

erwarten; und doch – wenn wir dazu verwendet werden, etwas von dem Schutt wegzuräumen und dadurch den Weg für andere vorzubereiten – wird uns das als Lohn weitaus genügen. Ich habe mich daran gewöhnt, dieses Arbeitsfeld mit Furcht und Schrecken zu betrachten, aber jetzt fühle ich mich völlig willens, es für den Rest meines Lebens zu meiner Heimat zu machen.

So fassten sie also ihren Entschluss. Und, wie Adoniram notierte, »gegen den Rat aller unserer Freunde in Madras befahlen wir uns Gott an und schifften uns am 22. Juni ein«.

Da Nancys Schwangerschaft bereits fortgeschritten war, trafen sie vor der Abreise einige praktische Vorkehrungen. Weil es durchaus möglich – ja, sogar wahrscheinlich war, dass ihr Baby an Bord der *Georgiana* geboren werden würde, heuerte Nancy eine europäische Frau an, die sie als Dienerin und Amme begleiten sollte – eine nette, vitale Frau, der Inbegriff von Gesundheit. Sie ging einige Tage vor dem Auslaufen an Bord des Schiffs, um es für Nancy möglichst bequem zu machen. Aber kaum waren Adoniram und Nancy unmittelbar vor der Abreise selbst auf die *Georgiana* gekommen, »fiel sie auf den Boden, als hätte sie einen plötzlichen Anfall. Wir unternahmen alle möglichen Versuche, sie wiederzubeleben, aber sie stöhnte einige Male auf und verstarb.«

Es war keine Zeit mehr, eine andere Dienerin zu finden, und die *Georgiana* segelte in die Bucht von Bengalen hinaus, während Nancy unter Schock und schwerer Erschöpfung litt, da sie sich beim Versuch, das Leben der Frau zu retten, völlig verausgabt hatte. Das Schiff war klein und schmutzig, die Winde erwiesen sich als heftig, und die See war stürmisch. Selbst das Liegen in der Koje war äußerst anstrengend.

Sie waren unter diesen Begleitumständen erst einige Tage auf See, als Nancys Wehen einsetzten. Ebenso wie Harriet hatte sie »keinen Arzt, keine Hebamme oder sonstige Helfer außer Mr. Judson«. Das Baby wurde tot geboren. Eine Weile sah es ganz danach aus, als ob Nancy, die das ständige Stampfen und Rollen des Schiffs zunehmend erschöpfte, gleich nach ihrem Baby ebenfalls in den Wassern der Bucht begraben werden müsste.

Zu all diesen Nöten und dem üblen Geruch auf der *Georgiana* kam noch die Tatsache hinzu, dass das marode Schiff nicht auf Kurs gehalten werden konnte. Der Kapitän hatte es südostwärts Richtung Nikobaren gesteuert, oberhalb der nördlichen Spitze Sumatras, einige Hundert Kilometer südlich von Rangun, wo er eine Ladung Kokosnüsse aufnehmen wollte. Stattdessen wurde das Schiff weiter nach Norden getrieben, »in eine gefährliche Meerenge<sup>126</sup> hinein, zwischen den Großen und Kleinen Andamanen, zwei von Wilden bewohnte Küsten, wo der Kapitän nie zuvor gewesen war und wo wir – falls an Land geworfen – allen bekannten Berichten zufolge von den Eingeborenen getötet und gegessen worden wären«.

Doch so groß die Gefahr auch war – für Nancy brachte das Missgeschick Erleichterung, ja, es rettete ihr vielleicht sogar das Leben. Die Straße war voller Riffs – schwarze Felsen, die Reißzähnen glichen. Sie waren so nahe an der Oberfläche, dass die geschockten Beobachter auf Deck sie tatsächlich sehen konnten, aber das Meer war still wie ein Teich, und Nancy konnte endlich ausruhen und sich erholen. Und auch die *Georgiana* ließ sich schließlich wie vorgesehen steuern, und der Kapitän konnte sie erfolgreich durch die Riffe fädeln. Östlich der Inseln, in der Andamanensee, traf das Schiff auf günstige Südwinde, und der Kapitän, der seine Pläne bezüglich der Ladung von Kokosnüssen längst aufgegeben hatte, ließ das Schiff mit den Winden segeln, die »uns sanft Richtung Rangun wehten«.

Am Dienstag, dem 13. Juli 1813, drei Wochen nach der Abfahrt von Madras, lief die *Georgiana* in den Rangun-Fluss ein, einen der vielen Mündungsarme des Irrawaddy.

Adoniram blieb an Deck, während das Schiff das birmanische Küstenwachboot einige Kilometer weiter oben am Fluss passierte, einen Lotsen an Bord nahm und sich langsam den breiten Strom hinaufbewegte.

Sein erster Blick auf Birma zeigte ihm flaches, sumpfiges Land, am Ufer von hohem Schilf und Gestrüpp gesäumt. Es war alles andere als einladend und nicht zu vergleichen mit dem kultivierten, dicht be-

---

<sup>126</sup> A. d. Ü.: Es handelte sich um die etwa 50 Kilometer breite Duncan-Passage (auch *Duncan-Straße* genannt) zwischen Rutland Island (zu den Großen Andamanen gehörig) im Norden und den Kleinen Andamanen im Süden, die die Bucht von Bengalen mit der Andamanen-See verbindet.

völkerten Landstrich an den Ufern des Hugli unterhalb von Kalkutta. Der Fluss selbst war majestätisch anzusehen, über einen Kilometer breit, ohne Sandbänke und tief genug für jedes Schiff. Aber es lag etwas Bedrohliches über dem dunstigen schweigenden Tiefland, das sich ein wenig aus dem Wasser erhob, weniger untätig und träge als vielmehr Gefahr drohend wie eine Schlange, die reglos auf den Moment wartet, in dem sie zubeißt. Er verspürte eine seltsame Unruhe, die sich auch auf Nancy übertrug, als er unter Deck ging und ihr seine Beobachtungen mitteilte.

Als die *Georgiana* sich im Laufe des Tages weiter flussaufwärts bewegte, sah Adoniram, dass die Landschaft nicht menschenleer war – denn sie passierten armselige kleine Fischerdörfer, deren Häuser sich hier und da am Ufer zusammendrängten. Es gab auch Boote auf dem Fluss, doch über allem herrschte der Eindruck von Trostlosigkeit. Aber dies war schließlich Grenzland – so hatte sich Adoniram vielleicht getröstet –, Armeen und Rebellen waren seit Jahren immer wieder hier durchgezogen und hatten das Werk der Menschen zerstört und fast alles Leben zerstampft und zertreten. Rangun würde gewiss besser sein.

Im weiteren Verlauf des Tages konnte er einen ersten Anblick der Stadt erhaschen – in Form eines fernen goldenen Schimmers über den Bäumen des Dschungels in der späten Nachmittagssonne. Der Schimmer kletterte immer höher, als sich das Schiff näherte, und schien geradezu aus dem Horizont zu steigen, bis er sich als hochragender, spitzer, funkelnder Turm entpuppte.

Adoniram war dieser goldene Turm von Berichten her bereits bekannt. Er gehörte zur gewaltigen goldenen Shwedagon-Pagode<sup>127</sup>, einem der beeindruckendsten Bauwerke weltweit.

Die Shwedagon-Pagode war das wichtigste Objekt der Verehrung in Birma. Sie war Stück für Stück über viele Generationen hinweg errichtet worden und war der Schrein für bestimmte heilige Reliquien, die schon seit Jahrhunderten in einem darunterliegenden Gewölbe

---

<sup>127</sup> A. d. Ü.: Der Shwedagon (auch *Shwedagon-Paya*) in Rangun/Yangon ist der wichtigste Sakralbau und das religiöse Zentrum Birmas/Myanmars. Er gilt als Wahrzeichen des ganzen Landes und ist einer der berühmtesten Stupas der Welt. *Shwe* ist das birmanische Wort für »Gold«, *Dagon* der Name des Fischerdorfes am Ort der Pagode, aus dem Rangun hervorging.

aufbewahrt wurden. Die drei Buddhas, die dem großen Buddha – dem Gautama – vorausgingen, wurden repräsentiert durch den Stab des einen, den Wasserfilter des anderen und ein Gewandstück des dritten. Doch am heiligsten von allem waren die mit diesen Reliquien aufbewahrten »acht Haare vom Haupt des großen Buddha selbst«.

So brauchte es auch nicht zu verwundern, dass die schimmernde Kuppel der Pagode, die mit ihrer Spitze etwa 100 Meter<sup>128</sup> in die Luft ragte, als religiöse Zeremonie alle drei Jahre aufs Neue mit Gold überzogen wurde. Und es war nicht verwunderlich, dass Pilger zu Zehntausenden jedes Jahr zum großen jährlichen Frühjahrsfest dorthin kamen, um Buddha Verehrung zu zollen.

Aber Adoniram hatte schon des Öfteren Pagoden gesehen. Für ihn war dies lediglich eine größere und luxuriösere, obwohl ihre bloße Größe und Pracht ihm die Schwierigkeit der vor ihm liegenden Aufgabe mehr als deutlich machte.

Er war mehr an der Stadt interessiert; und bald schon, als die Pagode sich vor ihnen immer größer auftürmte, sah er sie – die strohgedeckten Bambus- und Teakhäuser, die ein heruntergekommenes Viertel bildeten und sich vielleicht eineinhalb Kilometer am Fluss entlang erstreckten. Zwischen ihnen verliefen schlammige Rinnsale – Kanälen ähnlich, die sich in den Fluss ergossen und einen allgegenwärtigen Geruch von Fäulnis und Verwesung hervorbrachten. Rangun war ohne Frage ganz anders als Kalkutta. Es war eine schmutzige, verwahrloste und von Unkraut überwucherte Stadt von etwa 10 000 Einwohnern. Sie legte sich um eine quadratische, festungsartige Ummauerung, die – vielleicht 400 Meter vom Flussufer entfernt – den Kern der Stadt zu schützen schien.

Unterhalb davon, in der Nähe einiger Hütten, ragten drei Kai-mauern mit Kränen in den Fluss, um Güter löschen zu können. Auf dem mittleren Kai stand eine Art Fort mit Schießscharten für zehn oder zwölf Kanonen. Der Gesamteindruck war der einer Garnisonsstadt, die ständig – mehr oder weniger – eine Belagerung erwartete und fortwährend – mehr oder weniger – darauf vorbereitet war.

---

128 A. d. Ü.: Nach aktuellen Quellen 99 Meter.

Es war in der Abenddämmerung, als die *Georgiana* an den Kais vor Anker ging. Adoniram wusste, wo das Missionshaus war – ja, er konnte seine große und massige Struktur unter den umliegenden Gebäuden außerhalb der Stadtmauer ausmachen und war sofort entschlossen, es sich genauer anzuschauen. Aber er blieb nicht allzu lange an Land und besichtigte das Haus auch nicht aus der Nähe. Alles sah »so düster, so trost- und hoffnungslos« aus, dass er bald zum Schiff und zu Nancy zurückkehrte, um ihr zu berichten, was er gesehen hatte.

Nancy war immer noch erschöpft und krank, nach wie vor unter dem schmerzlichen Verlust ihres Kindes leidend. Sie hatte ihren üblichen Optimismus verloren. Adonirams Eindrücke konnte sie an seinem niedergeschlagenen Gesicht ablesen. Aus dem Klang seiner Stimme hörte sie heraus, was ihm begegnet war. Allein dies hätte genügt, um Rangun zu beschreiben.

Es war der unglücklichste Abend, den sie je verbracht hatten. Endlich waren sie an dem Ort angekommen, den Adoniram seit drei Jahren im Blick gehabt und wovon er geträumt hatte, an dem Ziel seiner Pläne, und jetzt bedauerten sie es wie nie zuvor etwas in ihrem Leben.

Aber sie mussten das Beste daraus machen. Sie konnten nichts weiter tun, als sich – wenn auch mit Verzweiflung im Herzen – der souveränen Führung Gottes anzubefehlen, indem sie auf eine baldige Weiterreise (die nur allzu wahrscheinlich schien) in jenes friedvolle Land hofften, wo »die Gottlosen ab[lassen] vom Toben und ... [wo] die an Kraft Erschöpften [ruhen]«<sup>129</sup>. In dieser niedergeschlagenen Stimmung fielen sie schließlich in einen unruhigen Schlaf.

---

129 A. d. Ü.: Vgl. Hiob 3,17.

**Birma (1813 – 1814)**

Am nächsten Morgen fühlten sie sich besser, als sie sich in strahlendem Sonnenschein zum Landgang anschickten. Nancy war immer noch zu schwach zum Gehen und musste getragen werden. Auf dem Dock gab es eine ausführliche Diskussion darüber, wie man sie durch die Stadt befördern sollte. Schließlich wurde ein Armsessel gefunden. An den beiden Seiten wurden Bambusstangen befestigt, und so entstand eine improvisierte offene Sänfte. Vier Birmanen, die ihre langen rockartigen Lendentücher vorne hochgeknotet hatten, um ihre nackten braunen Beine ungehindert bewegen zu können, nahmen je ein Stangen-Ende auf, legten es sich auf die Schulter und marschierten los. Adoniram ging an der Seite.

Inzwischen waren Adoniram und Nancy mit orientalischen Städten zwar vertraut, aber nie hatten sie eine wie Rangun gesehen. Kalkutta und Madras zeigten überall den Einfluss ihrer englischen Beherrscher. Rangun dagegen besaß ein durch und durch birmanisches Gepräge. Seine Straßen, schmal und schmutzig, waren kaum mehr als Gassen, die besten mit abgenutzten Ziegeln grob gepflastert. Die Häuser waren meist baufällige Bambushütten.

Aber in der Stadt wimmelte es förmlich von Pagoden. Sie waren überall. Eine ganze Straße (diejenige, die zum großen Shwedagon führte, der in majestätischem Glanz alles überragte) war von Pagoden gesäumt. Die Pagodenglocken hingen in schirmartigen Kuppeln auf der Spitze der Türme und klirrten und schepperten, vom Wind bewegt, in jeder denkbaren Tonart.

Die Straßen wimmelten von Menschen, die redeten, stritten, lachten und schrien in einem für Adoniram und Nancy perfekten Kauderwelsch. Kinder, die Zigarren rauchten wie ihre Eltern, nackt wie Adam und Eva, waren überall unterwegs. Sie trugen lediglich glitzernde Armreife, Halsketten und Fußspangen, womit sie die entsprechenden Körperteile schmückten. Bettler mit Lepra, denen manchmal eine ganze Hand oder ein ganzer Fuß fehlte, baten an den Ecken inständig

um Almosen. Hier und da trottete ein Mönch in safranfarbiger Robe die Straße entlang, seine Bettelschale ausgestreckt, seine Augen bescheiden abgewandt von den Blicken der bunt gekleideten Frauen.

In der Stadt angekommen, setzten die Träger Nancys Säufte nieder, damit sie sich im Schatten ein wenig ausruhen konnte. Sofort sammelte sich eine Menschenmenge, um diese unglaubliche Rarität zu inspizieren: eine Weiße. Die Birmanen waren ohnehin alles andere als scheu, aber im Vergleich zu den Männern erwiesen sich die Frauen als noch weit kecker. In wenigen Minuten waren zahlreiche Frauen dicht um Nancy geschart, die lauthals ihre helle Haut, ihre seltsame Kleidung sowie ihre Schuhe kommentierten und dabei schon über ihre persönlichen Gewohnheiten spekulierten und sogar den Stoff ihres Kleides anfassten.

Nancy, schwach und krank, hatte ihren Kopf gebeugt und ihr Gesicht versteckt gehalten. Im nächsten Augenblick drängten die Frauen – bunt wie ein Haufen Schmetterlinge in ihren hauchdünnen purpurroten Seidenröcken sowie mit farbenfrohen Schals und goldenen Ohrringen, einige mit Blumen in ihrem geölten, zusammengeknoteten schwarzen Haar – auf sie ein und beugten sich, um unter ihre Haube zu blicken. Nancy sah ein braunes Gesicht nach dem anderen zu ihr heraufstarren, hob plötzlich den Kopf, blickte die Frauen an und lächelte.

Sofort brach die ganze Menschenmenge in lautes Gelächter aus. Nancy und Adoniram blickten einander erheitert an. Rangun als Stadt war vielleicht nicht einnehmend, aber dennoch begannen sie bereits, die kindliche Offenherzigkeit der Bewohner lieb zu gewinnen.

Bald nahmen die Träger Nancys Sessel wieder auf, begleitet von Beifallsrufen der Menge, und marschierten mit ihr zum Zollhaus, das sich als »kleiner offener Schuppen« herausstellte, »wo auf Matten diverse Eingeborene saßen, die die Zollbeamten waren«.

Die birmanische Zollinspektion war alles andere als oberflächlich. Man musste jede Kiste und jeden Ballen aus jedem Schiff an Land bringen, wo ein Zehntel des jeweiligen Inhalts für den König beiseitegelegt wurde. Jedes Gepäckstück jedes Reisenden musste geöffnet und jeder Gegenstand herausgenommen, geprüft, geschätzt und beurteilt werden, und manchmal in so intensiver Weise, dass er

dabei beschädigt wurde. Jeder Reisende wurde einer Leibesvisitation unterzogen – nicht so sehr aus Angst vor Schmuggelware, sondern um die Neugier der Zollinspektoren bezüglich dessen zu befriedigen, was Fremde in ihren Taschen und Kleidern hatten. Und schließlich *könnte* es etwas Verbotenes geben, was eine große Summe – statt eines kleinen Schmiergelds – erforderte, damit es »übersehen« wurde.

Die Männer durchsuchten Adoniram bis auf die Haut, und eine Frau durchsuchte Nancy nur ein bisschen weniger gründlich. Die Beamten fanden nichts, was ein größeres »Geschenk« als üblich verlangt hätte. Natürlich würde sich der nächste Tag, wenn die Koffer und Kisten der Neuankömmlinge an Land gebracht werden sollten, vielleicht als profitabler erweisen. Nach der Durchsuchung wurde den Judsons erlaubt, zum Missionshaus zu gehen.

Das Missionshaus war »das größte und schönste Haus in ganz Rangun«, ein ansehnliches Gebäude aus Teakholz, das innen noch nicht ganz fertig war und wo man die Balken und Deckenträger noch sehen konnte. Hier herrschte Mrs. Carey (Felix war in der Hauptstadt Ava, um einige jüngere Mitglieder der königlichen Familie zu impfen) mit großem Geschick über die Dienerschaft, die sich um das Haus und den zweijährigen Carey-Jungen kümmerte.

Mrs. Carey war die Tochter christlicher Eltern portugiesischer Abstammung, in Birma geboren und auch im Land aufgewachsen. Sie kannte nur wenig Englisch, aber ihr herzliches Willkommen und ihre sichtlichen Bemühungen, den Judsons es möglichst angenehm zu machen, verrieten ihr gütiges Wesen noch mehr als ihre wenigen stockenden Sätze auf Englisch. Ihre Anwesenheit entlastete die Missionare von vielen Arbeiten im Haushalt und machte sie frei für ihre primäre Aufgabe, Sprache und Menschen zu studieren.

Innerhalb einiger Tage hatte Adoniram einen Lehrer gefunden. Er war ein Hindu-Gelehrter von so großer Toleranz, dass er trotz seiner Kaste bereit war, in einem Sessel bei den Judsons zu sitzen, mit ihnen zu essen und sogar Nancy – zusammen mit Adoniram – die birmanische Sprache zu lehren. Zu Letzterem war er ursprünglich nicht bereit, »da er anscheinend meinte, es sei unter seiner Würde, ein weibliches Wesen zu unterrichten, weil Frauen hier äußerst gering geschätzt werden. Aber als er bemerkte, dass ich fest entschlossen

war, Birmanisch zu lernen, und dass auch Mr. Judson wünschte, mich genauso wie ihn selbst zu unterrichten, wurde er in dieser Beziehung zugänglicher.«

Das Lernen stellte sich als unerwartet schwierig heraus. Weder Adoniram noch Nancy kannten auch nur ein Wort in der Sprache des Lehrers; und er kannte kein Wort in der ihren. Nachdem alle drei eine Weile lächelnd, aber hilflos dagesessen hatten, kam Adoniram schließlich eine Idee: Er zeigte auf einen Gegenstand im Raum. Der Lehrer – das Prinzip sofort begreifend – benannte ihn dann auf birmanisch, und Adoniram und Nancy wiederholten anschließend den Ausdruck. Auf diese Weise lernten sie die Bezeichnungen gewöhnlicher Dinge im und am Haus, wie z. B. Speisen, Bäume oder Pflanzen. Aber es war eine langwierige Arbeit, obwohl sie zwölf Stunden am Tag mit dem Sprachstudium verbrachten.

Sobald sie einige Worte per Gehör gelernt hatten, begannen sie auch mit dem Studium der geschriebenen Sprache, die aus einem System langer Reihen von geschlossenen und offenen Kreisen bestand. Diese schrieb man auf Palmblätter, das birmanische Äquivalent des Papiers. Das Schreiben fiel ihnen leichter als zuerst befürchtet, aber das Lesen schien hoffnungslos. Weder Adoniram noch Nancy konnten darin eine grammatische Struktur erkennen, die auch nur irgendeiner Sprache ähnelte, die sie je studiert hatten. Die Birmanen dachten anscheinend völlig anders als Europäer. Am schlimmsten war, dass die geschriebene Sprache über keinerlei Zeichensetzung verfügte, nicht einmal über eine Trennung zwischen einzelnen Wörtern. Abschnitte, Sätze, Wörter und Buchstaben – alle liefen Zeile für Zeile in einem ununterbrochenen Fluss ohne Großbuchstaben, Punkte oder Kommata.

Sie hatten in ein paar Wochen ein wenig Französisch gelernt, um sich damit einfach verständigen zu können, aber sie sahen jetzt, dass sie vielleicht Jahre benötigen würden, um sich nur *so viel* Birmanisch anzueignen. Und ohne Wörterbuch, ohne Grammatik (außer einer von Felix Carey begonnenen), ohne Dolmetscher, wann – so fragten sie sich verzweifelt – würden sie je genügend Kenntnisse haben, um die kurz gefassten Grundaussagen des christlichen Glaubens ausdrücken zu können? Dennoch mühten sie sich beharrlich und mach-

ten kleine Fortschritte: »Große Fortschritte« zwar, wie ihr Lehrer meinte, aber sich selbst gegenüber gestanden sie ein, dass »wir kaum wahrnehmen, dass wir überhaupt weiterkommen«.

Inzwischen wurden sie mit dem Leben in Birma vertraut. Es war völlig anders als in Neuengland – sogar mit dem Leben in Indien ließ es sich kaum vergleichen. Es gab »kein Brot, keine Butter, keinen Käse, keine Kartoffeln – kaum etwas, was unseren bisherigen Essensgewohnheiten entspricht«. Es gab fast kein Fleisch wie Rind-, Hammel- oder Schweinefleisch, denn das Schlachten von Tieren zu Nahrungszwecken war verboten. Nur kranke und sterbende Tiere konnten geschlachtet und gegessen werden bzw. solche, die »verunglückt« waren. Stattdessen aßen Adoniram und Nancy meist Reis »und Curryhuhn sowie mit Gurken geschmortes Geflügel« – Gerichte, die sie bald schmackhaft fanden und schätzen lernten.

Die Armut, die sie sahen, bedrückte sie:

Das Land stellt sich als fruchtbar und schön dar; es ist allorts mit Pflanzen bedeckt, und wenn es richtig kultiviert würde, wäre es eines der besten der Welt. Aber die armen Eingeborenen haben keinen Anreiz, das Land zu bebauen oder Vieh zu züchten, da es wahrscheinlich von ihren tyrannischen Oberherren sofort geraubt werden würde. Viele von ihnen leben von Blättern und Gemüse, das wild wächst, und manche sterben sogar vor Hunger. Alles ist sehr teuer, und deshalb werden viele dazu getrieben zu stehlen, was immer ihnen gerade in den Weg kommt. Ständig hört man von Raub und Mord; und es gibt kaum eine Nacht, in der nicht in Häusern eingebrochen und Eigentum gestohlen wird.

Und doch waren die Menschen anziehend. Obwohl sogar Babys Zigarren rauchten und die Frauen Betelnüsse<sup>130</sup> kauten, bis ihre Mäuler roten Speichel absonderten und ihre Zähne schwarz wurden, verwendete kaum jemand Alkohol oder Opium. Und obwohl das Leben unsicher war und die Behörden sich als grausam und korrupt erwiesen,

---

<sup>130</sup> A. d. Ü.: Die Betelnusspalme (*Areca catechu*), auch *Betelpalme*, *Katechupalme* oder *Arekapalme* genannt, ist eine Pflanzenart aus der Familie der Palmengewächse (*Arecaceae*). Zusammen mit den etwa 60 anderen Arten der Gattung *Areca* ist sie im indomalayischen Raum verbreitet.

hatten die Birmanen kein Kastensystem wie in Indien. Die Menschen zeichnete eine erstaunliche innere Unabhängigkeit und Offenheit aus. Die Frauen waren nicht Sklaven ihrer Männer – sie waren lebhaft und temperamentvoll, sogar streitsüchtig wie nirgendwo sonst in Asien. Aber persönliche Ehrlichkeit war nahezu unbekannt. »Das Lügen ist bei ihnen so verbreitet und üblich, dass sie sagen: ›Wir können nicht leben, ohne zu lügen.«

Die dicht gedrängten Straßen und Basare waren atemberaubend bunt. Die kleinen Männer mit ihren Turbanen waren ungeheuer stolz auf ihr langes Haar, das sie auf ihrem Kopf zusammenknoteten. In ihren Ohrläppchen hatten sie, ebenso wie die Frauen, große Öffnungen, in denen fingergroße goldene Ohrpflocke steckten. Bei den Reichen waren die Enden der Ohrpflocke mit Edelsteinen besetzt. Die Armen hatten oft keine goldenen Ohrpflocke, sondern steckten stattdessen gelegentlich Zigarren in die Löcher. Die blau tätowierten Körper der Männer waren oberhalb der Hüfte mit einer Art loser weißer Bluse bedeckt, die mit Schnüren vorne zusammengebunden werden konnte. Darunter trugen sie manchmal eine Art Weste.

Aber die auffallendste Farbe bei der Kleidung der Männer war die ihres Lendentuchs, des Patso. Dies war ein riesiges Stück Stoff, etwa 7 Meter lang, das sie von Hüfte bis Ferse bedeckte, vor jedem Bein geknotet wie wehende Hosenbeine, wobei das lose Ende über eine Schulter geworfen wurde. Diese waren immer aus Seide, in hellen Farben, manchmal kariert, manchmal in Zickzack-Streifen von hellem Zitronengelb bis zu dunklem Purpur.

Die Frauen, zierlich im Vergleich zu einer Neuengländerin wie Nancy, kämmten ihr glattes, geöltes Haar von den Schläfen weg und arrangierten es in einem blumengeschmückten Knoten auf dem Kopf und zwar ähnlich wie die Männer. Über der Hüfte trugen sie eine leichte Bluse von dünner goldgesprenkelter oder schwarzer Spitze bzw. gelbem Netzgewebe und darüber ein leichtes Halstuch, ein seidenes Brusttuch oder einen kleinen Schal. Ihre Röcke oder Unterröcke – für einen Abendländer war es schwierig, den richtigen Ausdruck zu finden – waren gefertigt aus leuchtender Seide mit einem dunkelroten Band, das um die Brust gefaltet wurde, und einer breiten Borte in Kontrastfarbe am unteren Saum.

Sie waren überladen mit Ohrschmuck, Halsketten und Ringen. In einem Land ohne Banken oder andere sichere Aufbewahrungsorte für Gold und Geld trugen die meisten ihre finanziellen Besitztümer als Schmuck am Körper.

Obwohl nach europäischem Standard die Kleidung der Frauen etwas gewagt erschien, war sie doch so schön, dass sie Nancy sofort gefiel und sie sich mit der Zeit selbst so kleidete. Aber sie konnte sich nie an die landesüblichen Sandalen gewöhnen, die man immer an der Tür ließ, wenn man ein Gebäude betrat. Wenn sie also auch oberhalb der Knöchel mit der Zeit wie eine birmanische Frau gekleidet war, trug sie nach wie vor schwarze Schuhe aus dem heimatlichen Massachusetts.

Was die Kinder betraf, so trugen sie bis zum Alter von sieben oder acht Jahren nichts als Halsketten, Armreife und Fußspangen am Leib und hatten ständig Zigarren zwischen den Zähnen. Später kleideten sie sich dann wie die Erwachsenen.

Es gab in Rangun überhaupt keine Gemeinschaft englischsprachiger Ausländer. Die einzigen Europäer, die Englisch beherrschten, waren ein paar Franzosen. Nancy bedauerte, dass ihre Frauen ausschließlich Französisch sprachen, sodass es »in ganz Birma keine Frau gab, mit der ich mich hätte unterhalten können«. Doch aufgrund dieses Nachteils mühte sie sich nur umso eifriger im Birmanisch-Studium.

Und das Birmanische machte nach wie vor Schwierigkeiten. Einmal sagte ihr Lehrer, wenn er stürbe, würde er in ihr Land gehen. Sie schüttelte den Kopf und sagte ihm, dass es nicht dazu kommen würde, aber er lachte nur und sagte, dass er gewiss dorthin ginge. »Ich verstand die Sprache nicht genügend«, bekannte sie in ihrer Frustration, »um ihm zu sagen, wohin er nach seinem Tod gehen würde oder wie er gerettet werden könnte«.

Aber wenn sie auch noch nicht über religiöse Themen reden konnten, lernten sie doch inzwischen rasch die Wörter und Ausdrücke für den täglichen Gebrauch. Nach vier oder fünf Monaten glaubte Adoniram, die Sprache genügend zu beherrschen, um dem Vizekönig Mya-day-men, dem Herrscher der Stadt, einen Besuch abzustatten.

Da Leben und Tod von der Gunst des Vizekönigs abhingen, war es wichtig, seine Freundschaft zu gewinnen.

Der Versuch war ein totales Fiasko. Der Vizekönig, im Bewusstsein seiner eigenen hohen Stellung und der Größe Birmas, so berichtete Nancy, »würdigte ihn kaum eines Blickes, da *Engländer*<sup>131</sup> (als Männer) in diesem Land kein ungewöhnlicher Anblick sind«.

Aber eine *Engländerin* war »eine große Seltenheit«. Nancy entschloss sich, diese Tatsache auszunutzen und die Frau des Vizekönigs zu besuchen. Ihre Gunst war fast so wertvoll wie die des Vizekönigs selbst, und es war allgemein bekannt, dass man durch ein kleines Geschenk fast alles von ihr bekommen konnte.

Eines Tages machte Nancy ihren Besuch, begleitet von einer der Französischen, die die Frau des Vizekönigs oft besuchte.

Als wir im Regierungsgebäude ankamen, war sie noch nicht aufgestanden; infolgedessen mussten wir einige Zeit warten. Aber die Nebenfrauen des Vizekönigs vertrieben uns die Zeit durch ihre Neugier, denn sie inspizierten genauestens alles, was wir an hatten, und probierten unsere Handschuhe und unsere Hauben usw. an. Schließlich trat Ihre Hoheit auf, prächtig nach birmanischer Sitte gekleidet, wobei sie eine lange silberne Pfeife rauchte. Bei ihrem Eintreten nahmen alle anderen Frauen in respektvoller Entfernung ihre Plätze ein und setzten sich schweigend in eine Art Hockstellung.

Sie empfing mich äußerst zuvorkommend, nahm mich bei der Hand, setzte mich auf eine Matte und sich selbst daneben. Sie entschuldigte sich, dass sie nicht früher gekommen war, weil sie sich unwohl gefühlt hatte. Eine der Frauen brachte ihr einen Strauß Blumen, von denen sie mehrere nahm und damit ihre Kopfbedeckung schmückte. Sie war sehr wissbegierig und fragte, ob ich Mann und Kinder hätte und ob ich die erste Frau meines Mannes sei (d. h., ob ich die oberste und Hauptfrau sei, da sie vermutete, dass mein

---

<sup>131</sup> A. d. H.: Hier und an anderen Stellen des Buches ist der Begriff im Sinne von »Angelsachsen« zu verstehen: Abgesehen von der historischen Bedeutung sind damit alle Personen englischer Abstammung und Muttersprache (also auch US-Amerikaner) gemeint.

Mann, wie zahlreiche Birmanen, viele Frauen habe) und vorhätte, länger im Land zu bleiben.

Als der Vizekönig hereinkam, begann ich wirklich zu zittern, denn nie zuvor hatte ich ein derart grimmig ausschauendes Geschöpf gesehen. Seine lange Robe und sein enormer Speer trugen nicht wenig zu meiner Angst bei. Er sprach mich jedoch in höflicher und beruhigender Weise an und fragte, ob ich etwas Rum oder Wein trinken wolle. Als ich mich schließlich erhob, um mich wieder zu verabschieden, nahm Ihre Hoheit wieder meine Hand, sagte mir, sie wäre froh, mich zu sehen, und meinte, dass ich sie unbedingt jeden Tag besuchen sollte, denn ich sei für sie wie eine Schwester. Sie geleitete mich zur Tür, ich machte mein »Salaam« und ging.

Bald darauf kehrte Felix Carey von Ava zurück. Seinem Vater schrieb er begeistert: »Sie sind wie geschaffen für diese Mission. Das dachte ich bereits, als ich ihnen zum ersten Mal begegnete. Nach nur sechs Monaten beherrscht Mr. Judson die Sprache bereits vorzüglich, und er ist genau der Mitarbeiter, den ich mir immer gewünscht habe.« Felix aber war bereits dabei, seine Tätigkeit als Missionar aufzugeben. Ava hatte ihm eine Stellung in Diensten der Regierung angeboten. Er hätte sich beinahe entschlossen, das Angebot sofort anzunehmen, wollte aber zuvor nach Kalkutta reisen, um den Rat seines Vaters und anderer einzuholen. Nach ein paar Wochen segelte er den Fluss hinab und überließ Nancy und Adoniram wieder sich selbst.

Bald nach seiner Abreise entschieden sich die Judsons, aus dem Missionshaus in ein Haus innerhalb der Stadtmauern umzuziehen. Inzwischen beherrschten sie die Sprache gut genug, um allein klarzukommen, und das Missionshaus war ihrer Meinung nach zu isoliert und abgelegen. Innerhalb der dicht bevölkerten Stadt konnten sie besser mit den Menschen vertraut werden. Außerdem wurden Räuberbanden, die im Land umherstreiften, von Tag zu Tag dreister und zahlreicher.

Sie zogen Anfang Januar 1814 um, zwei Jahre nach der Ordination in Salem, und kaum eine Woche später beglückwünschten sie sich zu ihrer klugen Entscheidung, als eine bewaffnete Bande von 15 oder

20 Räubern ein Haus in unmittelbarer Nachbarschaft des Missionshauses angriff und plünderte und dabei den Besitzer erstach. Um Wiederholungstäter abzuschrecken und ein Exempel zu statuieren, ließ der Vizekönig sieben Diebe hinrichten. »Sie wurden an Händen und Füßen gebunden, und dann ließ man sie mit aufgeschlitztem Bauch und herausgetretenen Eingeweiden liegen. Sie sollen als Denkmittel für andere drei Tage lang so bleiben und dann begraben werden.«

Ein wenig später wohnten sie dem Begräbnis eines Birmanen aus der Oberschicht bei. Es gab eine riesige, ungeordnete Prozession (einschließlich eines Zugs von Elefanten) und eine großzügige Verteilung von Geld, Geschenken und Speisen an dem Ort, wo der Leichnam verbrannt wurde. Ein Provinzgouverneur hatte ebenfalls an der Totenfeier teilgenommen. Auf seinem Weg nach Hause »sprang plötzlich ein Mann auf und trennte mit einem einzigen Hieb das Haupt von seinem Leib«. Der Attentäter war, wie sich herausstellte, der Hauptverwalter seines Opfers. Unter Folter bekannte er seinen Plan, dass er nach dem Mord die Güter seines Herrn an sich nehmen, damit zum König nach Ava gehen und das Gouverneursamt kaufen wollte. »Mit ihm wurde danach auf äußerst grausame Weise verfahren: Ihm wurden fast alle Knochen gebrochen, und man warf ihn in Ketten ins Gefängnis, sodass er dort elend dahinvegetierte. Er lebte noch fünf oder sechs Tage in diesem schrecklichen Zustand. Alle, die irgendwie mit ihm zu tun gehabt hatten, wurden auf verschiedene Weise bestraft. Die immensen Güter des Gouverneurs gehen an den König, da er keine Kinder hinterlassen hat, obwohl ihn mehrere Frauen überleben.«

Die Judsons hatten drei Monate in der Stadt gelebt, als eines Sonntags im März Folgendes geschah:

Wir waren zum Missionshaus außerhalb der Stadt gegangen, um den Sonntag ruhiger und ungestörter begehen zu können. Wir waren gerade angekommen, als uns einer der Diener informierte, dass in der Nähe der Stadt Feuer ausgebrochen war. Wir eilten zu der Stelle, von wo das Feuer ausgegangen war, und sahen mehrere Häuser in Flammen stehen – in einem Bereich, der direkt an die Stadt angrenzte; und da niemand irgendwelche Anstrengungen

zum Löschen unternahm, befürchteten wir, dass die ganze Gegend zerstört werden würde.

Sofort machten wir uns auf den Weg zu unserem Haus in der Stadt, um unsere Möbel und andere Dinge dort in Sicherheit zu bringen, aber als wir zum Tor kamen, fanden wir es verschlossen. Die armen Leute hatten in ihrer Angst das Tor geschlossen, weil sie in ihrer Einfalt glaubten, damit verhindern zu können, dass das Feuer in das Haus eindrang, obwohl Mauern und Tore völlig aus Holz waren. Nachdem wir aber einige Zeit gewartet hatten, wurde das Tor geöffnet, und wir konnten alle unsere Sachen ins Missionshaus bringen, damit sie in Sicherheit waren.

Das Feuer wütete weiterhin den ganzen Tag und zerstörte fast alle Häuser, Umzäunungen, Tore usw. Wir waren Gott dankbar, dass uns nicht ein Haar unseres Hauptes gekrümmt wurde und dass wir, während Tausende von Familien ihres Schutzes vor der glühenden Sonne beraubt waren, ein bequemes Haus und das zum Leben Notwendige hatten.

Sie wohnten wieder im Missionshaus mit Mrs. Carey. Wahrscheinlich widerstrebte es ihnen, eine zusätzliche Belastung für sie zu sein, denn inzwischen hatte sie ein kleines Baby neben ihrem dreijährigen Sohn, aber man hatte keine andere Wahl.

Felix Carey kehrte schon im nächsten Monat von Kalkutta zurück. Er hatte sich endgültig entschieden, seine Missionarslaufbahn aufzugeben und in den Dienst des Königs Bodawpaya<sup>132</sup> zu treten. Im August verabschiedeten sich die Careys von den Judsons und zogen aus dem Missionshaus aus. Ihre Habe, ihre Diener und sie selbst wurden auf einer Brigg der Regierung eingeschifft, und sie segelten flussaufwärts zur Hauptstadt. Damit trennten sich die Wege der Careys und der Judsons.

Adoniram und Nancy sahen die Careys mit gemischten Gefühlen fortziehen. Sie bedauerten, dass sie nun »in diesem großen Haus

---

<sup>132</sup> A. d. Ü.: Bodawpaya (1745–1819), geboren als *Maung Shwe Waing*, auch *Badonsachen* und später *Badon Min* genannt, regierte von 1782 bis 1819. Er war der sechste König der Konbaung-Dynastie in Birma.

allein gelassen und fast allein waren, was die Kontakte zur Außenwelt betrifft«. Aber andererseits hatte Felix Carey zur Mission nichts Substanzielles beigetragen. Vielleicht würde er als Regierungsbediensteter in Ava, dem Zentrum der Macht, mehr für sie bewirken können, als er je in Rangun als Missionar bewerkstelligt hatte.

Wie dem auch sei, die Abreise der Careys markierte das Ende von Adoniram und Nancys Lehrzeit als Missionare. Von jetzt an würden sie sich – menschlich gesprochen – auf niemanden verlassen können als auf sich selbst. Sie waren jetzt sozusagen ihre eigenen Herren. Und ihnen war deutlich bewusst, dass die Verantwortung für die »Bekehrung Birmas« auf ihnen allein lastete.

## Der kleine Roger (1814 – 1816)

Wie das Leben so spielt: Adoniram und Nancy sollten die Careys nie mehr wiedersehen. Nur ein paar Kilometer flussaufwärts brachte eine Sturmbö die Brigg der Careys zum Kentern. Felix und einige Diener konnten bei lebendigem Leib das Ufer erreichen, aber zuvor musste er mit ansehen, wie seine Frau, sein Baby und sein kleiner Sohn – trotz seiner verzweifelten Rettungsversuche – vor seinen Augen ertranken. Die Kommunikationswege waren so schlecht (nach dem Unfall war Felix allein flussaufwärts weitergereist), dass die Judsons von der Tragödie erst nach zwei Wochen erfuhren.

Sie hatten sich inzwischen an eine Routine gewöhnt, die sie für Jahre beibehielten. Nancy beschrieb sie folgendermaßen:

Könnte man in einen großen offenen Raum blicken, den wir eine Veranda nennen, würde man Mr. Judson über seinen Tisch gebeugt sehen, der mit birmanischen Büchern bedeckt ist. Der Lehrer steht an seiner Seite, ein Mann von ehrwürdigem Aussehen in seinem 60. Lebensjahr, mit einem Tuch um seine Körpermitte und einer Art Turban auf seinem Kopf. Sie reden und palavern miteinander den ganzen Tag und fast ohne Pause.

Meine Vormittage sind damit ausgefüllt, dass ich der Dienerschaft Anweisungen gebe, die Lebensmittel für die Familie herbeischaffe usw. Für mich gibt es wesentlich mehr Unterbrechungen als für Mr. Judson, da mir die ganze Haushaltsführung obliegt. Ich habe dies auf mich genommen, damit Mr. Judson sich möglichst intensiv um das Sprachstudium kümmern kann. Doch habe ich inzwischen mit der Erfahrung eines ganzen Jahres herausgefunden, dass dies der direkteste Weg für mich ist, um mir die Sprache anzueignen, da ich häufig den ganzen Tag Birmanisch sprechen muss. Ich kann besser mit anderen reden und sie verstehen als Mr. Judson, obwohl er mehr über das Wesen und den Aufbau der Sprache weiß.

Das stimmte wirklich: Nancy war *tatsächlich* mit der Alltagssprache von Birma besser vertraut. Aber Adoniram tröstete sich mit dem Bewusstsein, dass er ein Fundament legte, das es letztendlich jedem Europäer ermöglichen würde, Birmanisch zu lernen, und – am allerwichtigsten – das die Grundlage war, um dem birmanischen Volk die Bibel in seiner eigenen Sprache zu bringen.

Ja, er hatte mehrere Aufgaben gleichzeitig in Angriff genommen, jede einzelne von ihnen ein Mammutprojekt. Die eine war das Verfassen einer birmanischen Grammatik. Zusammen mit der Grammatik sammelte er allmählich eine Wörterliste, den Kern eines geplanten Wörterbuches.

Die wachsende Wörterliste hatte bereits ein spezielles Problem deutlich gemacht. Dem Birmanischen fehlte es fast völlig an Begriffen jener Art, womit ethische und allgemein gefasste Grundvorstellungen zum Ausdruck gebracht werden, die den Kern des neutestamentlichen Christentums bilden. Solche Ausdrücke wurden zwar von den Männern mit der besten Bildung benutzt, aber sie entstammten ursprünglich nicht dem Birmanischen. Sie waren vielmehr aus dem Pali<sup>133</sup> übernommen worden – einer Sprache, die mit dem Sanskrit und den indogermanischen Sprachen verwandt ist und die damals häufig von den Gelehrten in Birma benutzt wurde.

Denn der Buddhismus war vor fast 2000 Jahren in der Pali-Sprache nach Birma gebracht worden, und die von den birmanischen Priestern gelehrteten heiligen Schriften waren immer noch hauptsächlich in Pali. Das galt auch für die Gestalt der geschriebenen Sprache, obwohl die Sprache des Volkes eher dem Chinesischen ähnelte. Pali war inzwischen eine teilweise tote Sprache, doch es schien Adoniram, dass er viele Wörter und Ausdrücke daraus entnehmen und sie irgendwie ins Birmanische übertragen musste, um seine Gedanken dem Volk verständlich zu machen. Sogleich machte er sich also daran, auch an einer Pali-Grammatik und einer diesbezüglichen Wörterliste zu arbeiten.

---

<sup>133</sup> A. d. Ü.: *Pali* heißt eigentlich »der Text« oder »die Zeile«. Pali ist eine mittelindische Sprache, die aus dem Vedischen hervorging und daher mit dem klassischen Sanskrit eng verwandt ist. Ob Pali jemals als gesprochene Sprache benutzt wurde, gilt als umstritten. Heute wird es eher als Literatursprache eingestuft.

Gleichzeitig begann er mit dem Testen seines Konzepts, indem er eine Versuchs-Übersetzung eines der Bücher des Neuen Testaments in Angriff nahm, nämlich des Matthäusevangeliums.

Monate vergingen. Adoniram arbeitete mit seinem Lehrer den ganzen Tag an Wörterlisten und Grammatiken sowie Übersetzungen in Pali und Birmanisch, lediglich dann unterbrochen, wenn Nancy ihn herausrief, weil es um einen Notfall ging, wie z. B. bei dem Eindringen einer Kobra in den Garten oder der Heimsuchung durch eine der zahlreichen Arten von Plagegeistern (Fledermäuse, riesige Kakerlaken, Käfer, Spinnen, Eidechsen, Ratten und Bettwanzen), die die Häuser von Rangun regelmäßig befielen. Nancy verbrachte ihre Vormittage mit der Leitung des Haushalts – und verbesserte dadurch ständig ihre ohnehin beneidenswerte Beherrschung der Volkssprache –, und am Nachmittag nahm sie an den Studien mit Adoniram und dem Lehrer teil.

Manchmal unterbrachen sie das tägliche Einerlei ihrer Arbeit, indem sie am frühen Morgen Spaziergänge durch die dicht besiedelten Viertel der oft in Dunst gehüllten Stadt unternahmen, in der es zwar unangenehm roch, die sich aber als interessant erwies. Regelmäßig badeten sie in einem der vielen baumgesäumten künstlichen Teiche, die die englischsprachigen Leute »Tanks« nannten. Sie sahen die safrangelb gekleideten Mönche die staubigen Straßen entlangtrotten, inspizierten die fantastischen Ornamente der Shwedagon-Pagode (die einer Stadt aus versteinertem Spitzenstoff glich) und vernahmen den Missklang der unaufhörlich scheppernden und klirrenden Tempelglocken.

Allmählich schlossen sie auch Bekanntschaften. Bald verbrachten sie »ganze Abende in angenehmer Unterhaltung mit unseren birmanischen Freunden«.

Ein neuer Vizekönig kam nach Rangun – einer, den die Menschen »sehr liebten und respektierten«, das Gegenteil seines Vorgängers Mya-day-men, vor dem jeder zurückschreckte, wenn er mit seinem langen Speer umherstolzte. Der neue Vizekönig besuchte sogar das Missionshaus und sagte Nancy und Adoniram, sie müssten ihn oft besuchen kommen. Er war ein alter Mann mit vielen Konkubinen

und mindestens 20 bis 30 Kindern. Seine Hauptfrau fand Nancy sofort sehr sympathisch, und die beiden schlossen enge Freundschaft. Ja, bei einem großen Fest, das der Vizekönig für die Engländer und Franzosen in Rangun gab, bat seine Frau Nancy, für die Gäste »auf englische Art und Weise« zu tanzen. Glücklicherweise kannte Nancy die Sprache inzwischen gut genug, um zu erklären, dass sie als Frau eines Priesters nicht tanzen konnte. Damit waren die Birmanen zufrieden. Sie begriffen, dass Priester und ihre Frauen eine spezielle Art von Menschen waren, die an ihre eigenen Regeln gebunden waren.

Aber je besser Adoniram und Nancy die Birmanen kennenlernten, umso mehr wurden sie sich bewusst, dass selbst ein ganzes Leben zu kurz war, um mit der Mission mehr als nur einen Anfang zu machen. Obwohl sie die Sprache inzwischen gut genug beherrschten, um relativ problemlos über gewöhnliche Themen zu sprechen, stellten sie Folgendes fest:

Wir finden, dass das Thema der Religion das bei Weitem schwierigste ist, und zwar aufgrund des Mangels an religiösen Begriffen in ihrer Sprache. Sie haben nicht die geringste Vorstellung eines Gottes, der ewig ist – ohne Anfang oder Ende. Alle ihre Gottheiten haben die verschiedenen Stufen der Geschöpfe durchlaufen, vom Vogel bis zur Gottheit. Wenn ihre Gottheiten den Himmel einnehmen, wie sie sich ausdrücken, hören sie auf zu existieren, was nach ihren Vorstellungen der höchste Zustand der Vollendung ist. Es ist jetzt über 2000 Jahre her, seit Gautama [Gaudama], ihre letzte Gottheit, in diesen Zustand der Vollkommenheit eingegangen ist; und obwohl er ja jetzt zu existieren aufgehört hat, verehren sie immer noch ein Haar seines Hauptes, das in einem Schrein in einer riesigen Pagode aufbewahrt wird, die die Birmanen jeden achten Tag besuchen. Sie wissen von keiner anderen Sühnung für Sünde, als ihren Priestern und in ihren Pagoden Opfer darzubringen. Man kann sich nicht vorstellen, mit welcher großen Schwierigkeiten es verbunden ist, ihnen ein Grundwissen im Blick darauf zu vermitteln, wer der wahre Gott ist und worin der Weg der Errettung durch Christus besteht, da ihre vorherrschenden Vorstellungen von Gott derart niedrig sind.

Aber die Judsons mussten es irgendwie versuchen, und so blieben sie dran. Allerdings fühlten sie sich bisweilen schrecklich allein. Sie hatten keinerlei Nachricht aus Amerika im Allgemeinen oder von Rice im Besonderen bekommen. Ob die amerikanischen Baptisten sich zu ihrer Unterstützung entschließen würden – davon hatten sie keine Ahnung. Die Einzigen, die aus anderen Ländern nach Rangun kamen, gelegentlich aus England eintreffende Schiffskapitäne, konnten ihnen nichts Diesbezügliches sagen.

Das war der Stand der Dinge Anfang 1815, als sie eineinhalb Jahre in Rangun gelebt hatten.

Dann erkrankte Nancy an einer der auszehrenden Krankheiten, die im Orient häufig vorkommen. Es gab keine Ärzte in Rangun, und Adoniram konnte anhand seiner wenigen medizinischen Bücher nicht herausfinden, was die Krankheit war oder wie man sie heilen konnte. Eine Weile hofften sie, Nancy würde es vielleicht von selbst wieder besser gehen, aber stattdessen wurde sie immer schwächer. Und sie meinte, sie könnte vielleicht wieder schwanger sein.

Sie kamen zu dem Schluss, dass es nur einen Weg gäbe: Nancy musste das erste Schiff nach Madras nehmen, wo es gute Ärzte gab. Adoniram wollte sie selbstverständlich begleiten, aber Nancy war dagegen. Sie wollte nicht zulassen, dass er seine Studien während der Zeit ihrer monatelangen Abwesenheit unterbrach.

Widerstrebend stimmte Adoniram zu. Aber er bestand darauf, dass sie zumindest eine Dienerin mitnahm. Dies hätte vielleicht schwierig werden können aufgrund eines birmanischen Gesetzes, das es jeder birmanischen Frau verbot, das Land zu verlassen; aber sie entschieden sich, den freundlichen alten Vizekönig mit einem Geschenk zu besuchen (»die übliche Vorgehensweise, um einen Gunsterweis zu erhalten«) und ihn zu bitten. Zu ihrer Überraschung gewährte er ihre Bitte sofort.

Nancy reiste Ende Januar ab und kehrte nach einem sechswöchigen Aufenthalt in Madras Mitte April gesund und erholt zurück. Sie brachte ein kleines Waisenmädchen mit, die sieben Jahre alte Emily Van Someren. Nancy hatte sich verpflichtet, sie in der eigenen Familie aufzuziehen. Vielleicht sah Nancy in Emily eine Gefährtin für das

Baby, das – wie sie inzwischen wusste – im Frühherbst geboren werden sollte. Emily sollte die nächsten sieben Jahre als Mitglied der Familie zubringen, ehe sie wieder nach Madras zurückkehrte. Aber wir wissen kaum etwas über sie, abgesehen von der bloßen Erwähnung, dass sie gekommen war, um bei Adoniram und Nancy zu leben.

Sie verbrachten den Sommer in großer Ruhe. Sie eigneten sich die Sprache jetzt rasch an und wussten genug, um mit den Menschen über religiöse Themen zu sprechen, teils auch dank eines neuen Lehrers – des vierten seit ihrer Ankunft in Birma –, der sich als ungewöhnlich gelehrter Mann entpuppte, ein früherer Priester, der in der Hauptstadt in unmittelbarer Nähe der »Goldenen Füße« gelebt hatte und der (im Bewusstsein der Entlassung seiner drei Vorgänger) ungewöhnlichen Eifer an den Tag legte, um Adoniram zu gefallen.

Aber ihre Versuche in Bezug auf Bekehrung waren erfolglos. Die Menschen hatten bereits eine Religion. Ehe sie eine neue annehmen könnten, müssten sie die alte verwerfen. Wenn Adoniram den Männern von der Sühne Jesu für ihre Sünden erzählte, antworteten sie höflich, »ihr Inneres sei verfestigt«. Wenn Nancy mit den Frauen redete, sagten sie: »Eure Religion ist gut für euch, unsere für uns. Ihr werdet für eure guten Taten auf eure Weise belohnt werden – und wir auf unsere Weise.«

Einmal hatten sie große Hoffnung aufgrund des »ernsthaften Interesses« eines der Söhne des Vizekönigs, den sein Vater zu ihnen geschickt hatte, damit er Englisch lernte. Während seines Studienjahres bei Nancy und Adoniram »erschien er manchmal ernst, wissbegierig und nachdenklich«.

Aber im Sommer 1815 wurde sein Vater ersetzt durch den gleichen, allorts gefürchteten Speerträger, Mya-day-men, der Vizekönig war, als Adoniram und Nancy in Rangun ankamen. Und als der Vater »sein Amt verlor«, »verlor natürlich ebenso der Sohn sein Bewusstsein von Würde, mischte sich unter seine Diener und verlor wahrscheinlich leider auch einen großen Teil seiner Ernsthaftigkeit«.

Auch ein gewisser Mr. Babashin, »ein betagter Armenier, der einen hohen Posten bei der Regierung bekleidete«, stellte sich als Enttäuschung heraus. Er gehörte der armenischen Kirche an und besaß eine Bibel in seiner eigenen Sprache. Gewiss wäre es möglich, dachte

Adoniram, ihm die Argumente für die Glaubenstaufe vorzustellen. Aber Babashin bestand darauf, dass Adonirams Kirche, die armenische Kirche und die römisch-katholische Kirche in Wirklichkeit alle das Gleiche wären, da sie ja ihre gemeinsame Wurzel in der Bibel hätten. Adoniram versuchte, ihm zu zeigen, »dass die Bibel zwar in der Tat dieselbe sei, aber dass nur diejenigen, die ihr anhängen, auch gerettet würden«. Doch Babashin antwortete bloß: »Du kannst die Sprache noch nicht fließend sprechen. Wenn du besser reden kannst, dann komm und besuche mich oft, und ich werde Weisheit lernen.«

Aber zumindest, so trösteten sich Adoniram und Nancy, war es ihnen jetzt möglich, ein wenig über Religion zu reden. Vor einem Jahr wären sie noch nicht einmal dazu in der Lage gewesen.

Bald erhielten sie begeisternde Nachrichten: Am 5. September erreichten sie Briefe aus Amerika – die ersten direkten Worte aus der Heimat, seit sie sich von Luther Rice auf Mauritius vor über zwei Jahren getrennt hatten.

Nichts hätte ermutigender sein können als die Nachrichten in diesen kostbaren Briefen. Sobald die Baptisten in Neuengland erfahren hatten, dass die Judsons sich auf ihren Glauben hin hatten taufen lassen, bildeten sie örtliche Vereine zur Unterstützung der neuen Missionare. Als Luther Rice dann in den Vereinigten Staaten ankam, stürzte er sich ganz und gar in die Aufgabe, weitere zu gründen. Er fing im Süden an und hatte bald in nahezu jedem Bundesstaat der damaligen Union<sup>134</sup> baptistische Missionsgesellschaften organisiert. Im Mai 1814 wurde in Philadelphia eine nationale Missionsgesellschaft gegründet unter dem Namen »The General Missionary Convention of the Baptist Denomination in the United States of America for Foreign Missions«<sup>135</sup>. Ein Leitungskomitee wurde gewählt, und Reverend Dr. Thomas Baldwin aus Boston wurde zum Präsidenten ernannt, während Reverend Dr. William Staughton aus Philadelphia zum geschäftsführenden Sekretär berufen wurde. Eine der ersten

134 A. d. H.: Flächenmäßig umfassten die USA damals etwa zwei Drittel des heutigen Territoriums. Der Westen bzw. Südwesten und fast die gesamte Region an der Südküste wurden erst später dem Staatsgebiet angegliedert.

135 A. d. Ü.: SvW. »Allgemeiner Missionskongress der Denomination der Baptisten in den Vereinigten Staaten von Amerika zur Förderung der Außenmission«.

Aktionen des Missionskongresses war, Adoniram zu ihrem Missionar zu ernennen. Rice wurde ebenso zum Missionar ernannt, aber bis auf Weiteres mit der Aufgabe betraut, in den Vereinigten Staaten neue Missionsvereine zu etablieren und Geldmittel aufzubringen.

Einige Monate später hatte das Leitungskomitee sogar einen neuen Missionar angenommen. Es war Mr. George H. Hough, ein Drucker, der in der Lage wäre, alles zu drucken, was Adoniram ins Birmanische übersetzen würde. Hough und seine Frau Phebe schickten sich bereits an, nach Kalkutta abzureisen.

Einige Tage ließen Adoniram und Nancy ihre Arbeit liegen, um sich über diese wunderbaren Neuigkeiten gebührend zu freuen. Man hatte sie also doch nicht vergessen. Sie konnten auf Unterstützung bauen. Und das Beste war, sie würden nicht allein sein. Hough würde ihre Wirksamkeit mehr als verdoppeln. Mit ihm an der Druckerpresse könnten sie die Grundgedanken des Evangeliums in ganz Birma verbreiten.

Ihre Hochstimmung war noch gar nicht abgekühlt, als Nancys Wehen einsetzten, sechs Tage nach Erhalt der Briefe. Am 11. September 1815, ohne Hebamme oder Helfer außer Adoniram, gebar sie einen kleinen Jungen, Roger Williams<sup>136</sup> Judson.

Das Baby gedieh von Anfang an prächtig. Es ließ sich ohne Probleme stillen. Der kleine Roger weinte niemals, außer wenn er Schmerzen hatte, und für seine Eltern, die völlig in ihn vernarrt waren, schien er ungewöhnlich aufmerksam gegenüber seiner Umgebung. Nancy fühlte sich wohl wie schon seit Jahren nicht mehr, »beinahe in einem neuen Seinszustand«.

Und als ob all das noch nicht genug des Guten gewesen wäre, kam noch etwas hinzu: Als Roger drei Wochen alt war, hatte Adoniram ein Gespräch mit einem einheimischen Birmanen, das ihn hoffen ließ, er wäre endlich nicht mehr so weit davon entfernt, es zu erleben, dass sich das Herz *eines* Buddhisten für den christlichen Glauben öffnete.

Der Birmane war sein Lehrer, der inzwischen etwa drei Monate bei ihm war, ein 47-jähriger Mann, der sich als »der aufmerksamste, gelehrteste und aufrichtigste Mann herausstellte, den ich je unter

---

<sup>136</sup> A. d. Ü.: Roger Williams (geboren 1603 in London, gestorben 1683 in Providence, Rhode Island) war der Gründervater des amerikanischen Baptismus, ein Vorkämpfer der Religionsfreiheit sowie ein früher Vertreter der Trennung von Kirche und Staat.

den Birmanen gefunden habe«. Seinen Namen würde man heute wahrscheinlich U Aung Min schreiben, aber Adoniram, der Wörter nach Gehör buchstabierte und sich im Zuge seines weiteren Sprachstudiums seine eigenen Regeln aufstellte und manchmal auch wieder verwarf, schrieb den Namen abwechselnd als »Oungmen«, »Oo Oungmen« oder »Oo Oungmeng«.

Die Unterredung hatte eines Tages begonnen, als sie am Studierisch voller Bücherstapel auf der Veranda arbeiteten. Adoniram – immer auf der Suche nach Gelegenheiten, geistliche Themen einzuflechten – hatte angemerkt, dass ein gemeinsamer Bekannter gestorben sei. Der Lehrer bestätigte, dass er dies gehört habe. »Seine Seele ist, glaube ich, verloren«, sagte Adoniram.

»Und warum das?«

»Er war kein Nachfolger Christi.«

Der Lehrer war skeptisch. »Woher weißt du das? Du konntest seine Seele nicht sehen.«

»Woher weißt du, dass die Wurzel eines Mangobaums gut ist?«, erwiderte Adoniram. »Du kannst sie nicht sehen; aber du kannst dir ein Urteil bilden aufgrund der Früchte an seinen Zweigen. Und deshalb weiß ich, dass der verstorbene Mann kein Nachfolger Christi war, weil seine Worte und Taten nicht so waren, wie sie einem Nachfolger Christi entsprechen.«

»Dann sind also alle verloren, die nicht Nachfolger Christi sind!« Der Lehrer war erstaunt.

»Ja, alle, ob Birmanen oder Ausländer.«

»Das ist hart«, antwortete der Lehrer, nachdem er diesen Gedanken eine Weile verdaut hatte.

»Ja, es ist wirklich hart; sonst wäre ich nicht diesen ganzen weiten Weg hierhergekommen, meine Eltern und alles andere verlassend, um dir von Christus zu erzählen.«

Der Lehrer hielt inne. Nichts in seiner Erfahrung oder umfangreichen Lektüre hatte je auf eine Religion wie diese hingewiesen. Und doch war Adonirams letzte Aussage von zwingender Logik. Was letztendlich, so muss der Lehrer wohl überlegt haben, *sollte* einen Mann dazu bringen, Heimat und Familie zu verlassen, wenn nicht eine Sache von allergrößter Dringlichkeit? Es war wohl ein eigenartiger Moment:

hier der junge, schwarz gewandete Missionar, noch keine dreißig, und dort der gelehrte und weise Birmane mit seinem Turban. Dabei fing der Birmane erstmalig in seinen vielen Lebensjahren an zu begreifen, dass er hier einen Mann vor sich hatte (einen von vielen weißen Männern, die er kannte), der mit seinem ganzen Herzen an eine zukünftige Existenz glaubte. Dazu gehörte die ewige Bestrafung desjenigen, dessen Glaubensüberzeugungen auf Erden falsch waren, doch offensichtlich erwartete etwas weit Besseres den, der hier an das Richtige geglaubt hatte. Der Gedanke führte den Birmanen zu einer Frage: »Wie kommt es, dass es den Nachfolgern Christi um so viel besser ergeht als allen anderen Menschen?«

Adoniram spürte, dass er Eindruck gemacht hatte. Vorsichtig näherte er sich seinem eigentlichen Argument, indem er eine Frage stellte, auf die es eigentlich nur eine Antwort gab: »Sind nicht alle Menschen Sünder und verdienen Bestrafung in einem zukünftigen Zustand?«

»Ja«, gab der Lehrer sofort zu. »Alle müssen in einem zukünftigen Zustand leiden für die Sünden, die sie begehen. Die Bestrafung folgt dem Vergehen – so sicher, wie die Räder des Karrens den Schritten des Ochsen folgen.«

Das war die Vorlage für Adoniram: »Nun gibt es aber«, sagte er ernst, »nach dem birmanischen System keine Entkommen. Nach dem christlichen System gibt es einen Ausweg. Jesus Christus starb anstelle von Sündern; er hat ihre Sünden getragen, und diejenigen, die an ihn glauben und seine Nachfolger werden, werden von der Bestrafung befreit, die sie verdienen. In der Stunde des Todes werden sie in den Himmel aufgenommen und sind glücklich in alle Ewigkeit.«

Er hatte das Herz seiner Lehre enthüllt: die innewohnende Sündigkeit des Menschen, das Sühnungswerk Jesu und die Aussicht auf den Himmel statt auf die Hölle. Es war zu viel für den Lehrer. »Das werde ich niemals glauben«, sagte er bestimmt. »Mein Denken ist sehr verfestigt in diesem einen Punkt, nämlich dass alles Existieren die Prinzipien von Elend und Zerstörung in sich trägt.«

Zumindest aber, so dachte Adoniram wahrscheinlich bei sich selbst, indem er das braune Gesicht des gelehrten Birmanen studierte, weißt du jetzt, was ich predige. Nun, schauen wir, ob wir uns der Sache

auf andere Weise nähern können. Laut sagte er: »Lehrer, es gibt eine *zweifache* üble Zukunft und eine *einzig* gute Zukunft. Eine zukünftige Existenz in Qual und Pein ist übel, *und* Nichtswerdung oder *nigban* [*nikban*]<sup>137</sup> ist ein Übel, ein schreckliches Übel. Eine zukünftige Existenz in Glückseligkeit *allein* ist gut.«

Dem konnte sein Lehrer zustimmen. »Ich gebe zu, dass dies das Beste wäre, wenn diese zukünftige glückselige Existenz dauerhaft sein könnte; aber sie kann es nicht. Alles, was ist, ist dem Wandel, dem Leiden und der Zerstörung unterworfen. *Nikban* – Auslöschung, Nichtswerdung – ist das einzig dauerhafte Gute, und dieses Gute wurde von Gautama, der letzten Gottheit, erreicht.«

»Wenn es kein ewiges Wesen gibt«, antwortete Adoniram, »dann gibt es für nichts einen Grund. Woher kommt die Welt samt allem, was wir wahrnehmen?«

»Schicksal«, war die Antwort des Lehrers.

»Schicksal! Die Ursache muss immer der Wirkung entsprechen.« Adoniram hob den bücherbeladenen Studiertisch ein wenig an. »Siehst du, ich hebe diesen Tisch an. Und siehst du diese Ameise darunter? Angenommen, ich wäre unsichtbar – würde ein weiser Mann etwa sagen, die Ameise hätte ihn gehoben? Das Schicksal ist nicht einmal eine Ameise. Schicksal ist ein Wort, nichts weiter. Es ist kein handelndes Wesen, keine Sache, die etwas auslöst. Was ist deiner Meinung nach Schicksal?«

»Das Schicksal von Geschöpfen ist der Einfluss, den ihre guten oder schlechten Taten auf ihre zukünftige Existenz haben.«

»Aber wenn Einfluss ausgeübt wird, muss es jemanden geben, der ihn ausübt. Wenn es eine Bestimmung gibt, muss es auch einen geben, der diese Bestimmung festgelegt hat.«

Der Lehrer schüttelte den Kopf. »Nein, es gibt ihn nicht. Es kann kein ewiges Wesen geben.«

---

<sup>137</sup> A. d. Ü.: Der Begriff *nigban/nikban/nibbāna* aus der Pali-Sprache entspricht dem Sanskrit-Begriff *nirwana/nirvana/nirvāṇa* (nis, nir = »aus«, vā = »wehen«) und ist ein buddhistischer Schlüsselbegriff, der den Austritt aus dem *samsara*, dem Kreislauf des Leidens und der Wiedergeburten (Reinkarnation) durch Erwachen (*bodhi*), bezeichnet. Das Wort bedeutet »Erlöschen« (wörtlich »erfassen« im Sinne von »verstehen«, »verwehen«). Damit ist das Ende aller Faktoren gemeint, die mit falschen persönlichen Vorstellungen vom Dasein verbunden sind, wie z. B. Ichsucht, Gier und Anhaften (*upadana* = Festhalten am Vergänglichen).

»Bedenke diesen Punkt«, drängte Adoniram. Es ist ein Hauptpunkt wahrer Weisheit. Wann immer ein Plan ausgeführt wird, muss es einen geben, der ihn verwirklicht.«

Mit anderen Worten sagte Adoniram, dass da, wo sich eine Wirkung zeigt, auch eine Ursache vorhanden sein muss. Aber ein derartiges Konzept war nicht Teil birmanischer Logik. Dinge geschahen einfach. Sie mussten keine vorausgehenden Ursachen oder keine nachfolgenden Wirkungen haben. Das Schicksal war ohne Grund, Sinn und Ziel – das zumindest schien das orientalische Denken dem westlichen Denken sagen zu wollen.

Der Lehrer sagte: »Ich muss zugeben, dass mein Denken in diesen Fragen sehr entschlossen und verfestigt ist, und wenn du mir nicht sachdienlichere Argumente lieferst, werde ich niemals glauben.«

»Nun gut, Lehrer«, sagte Adoniram, »ich wünsche sehr, dass du glaubst, nicht um meinet-, sondern um deinetwillen. Ich bitte täglich den wahren Gott, dass er dir Licht gebe, damit du glauben kannst. Ob du in dieser Welt jemals glauben wirst, weiß ich nicht, aber wenn du stirbst, weiß ich, dass du dann glauben wirst, was ich jetzt sage. Dann wirst du vor dem Gott erscheinen, den du jetzt ablehnst.«

»Dazu kann ich nichts sagen«, erwiderte der Lehrer höflich.

Daraufhin wandte sich Adoniram einem anderen Thema zu, was ihn vielleicht sogar ursprünglich zu dieser Diskussion ermutigt hatte. »Ich habe gehört«, sagte er, »dass vor vielen Jahren ein Birmane die portugiesische Religion angenommen hat und dass er mit dir verwandt war.«

»Er war ein Bruder meines Großvaters.«

»War das in Ava oder hier?«

»In Ava nahm er die portugiesische Religion an. Danach reiste er mit einem Schiffspriester in ein Schiffsland und kehrte wieder nach Ava zurück.«

»Ich habe gehört, dass er wegen seiner Religion hingerichtet wurde.«

»Nein, er wurde auf Befehl des Königs eingekerkert und gefoltert. Letztlich konnte er entkommen, floh nach Rangun und dann nach Bengalen, wo er gestorben ist, wie man sagt.«

»Hat sich jemand aus seiner Familie ihm angeschlossen?«, fragte Adoniram.

»Niemand. Alle ließen ihn im Stich; und er wanderte umher, von allen verachtet und verworfen.«

»Glaubst du, dass er ein entschiedener Christ war, der eine neue Gesinnung bekommen hat?«

»Ich denke schon«, erwiderte der Lehrer, »denn als er gefoltert wurde, blieb er standhaft.«

»Hat er je mit dir über Religion gesprochen?«

»Ja«, gab der Lehrer zu.

»Warum hast du ihm dann nicht zugehört?«

Diese Frage traf zu sehr ins Schwarze. Der Lehrer antwortete unverbindlich: »Ich habe nicht zugehört.«

»Hast du je einen anderen Birmanen gekannt, der seine eigene gegen eine ausländische Religion eingetauscht hat?«

»Ich habe gehört, dass es jetzt einen in Rangun gibt, der die portugiesische Religion angenommen hat; aber er hält sich verborgen, und ich habe ihn nie gesehen.«

Und so endete die Unterredung.

Adoniram war nicht entmutigt. Er hatte zwar keinen Erfolg gehabt, aber nur weil der Gedanke einer unlöslichen Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung dem Lehrer fremd war. Und was noch mehr Anlass zu Hoffnung war: *Tatsächlich* waren Birmanen schon einmal Christen geworden. Der Lehrer U Aung Min gehörte zu einer wichtigen Familie. Selbst sein Titel »U« bedeutete, dass er eine prestigeträchtige Position bekleidete und Respekt verdiente. Der Bruder seines Großvaters hatte sich offensichtlich in höfischen Kreisen in der Hauptstadt bewegt. Wenn dieser sich bekehren und an seinem Glauben selbst unter Folter festhalten konnte, dann konnten andere es auch. Birma hatte wie ein Land mit verschlossener Tür ausgesehen. Es waren noch keine Anzeichen einer Türöffnung zu sehen, aber Adoniram war überzeugt, es wäre möglich, wenn er sich beharrlich bemühte. In diesem Gespräch hatte er sich heftig dagegen gestemmt, und er war jetzt sicher, dass er spürte, wie die Tür ein wenig nachgab. Eines Tages würde er den Schlüssel im Schloss drehen, der Riegel würde zur Seite gleiten, die Türflügel würden

sich in den Angeln drehen und weit aufgehen und den Weg für die Bekehrung vieler Birmanen öffnen.

Der Schlüssel aber war die Sprache. Er musste studieren, studieren und nochmals studieren. Er fasste den Entschluss, noch härter zu arbeiten als je zuvor.

Das neue Jahr 1816 begann, und Adoniram trieb sich weiterhin an. Die Beschäftigung mit dem kleinen Roger, der immer noch prächtig gedieh, war fast seine einzige Entspannung. Das Baby hatte anscheinend ein ungewöhnliches Verlangen, ständig bei seinen Eltern zu sein. Manchmal gingen sie an seiner Wiege vorbei, ohne ihn aufzunehmen, aber »er folgte uns dann mit seinen Augen zur Tür, bevor sie dann feucht vor Tränen wurden und sein Gesicht so unendlich traurig aussah. Auch wenn er dabei keinen Laut hören ließ, gingen wir gezwungenermaßen zu ihm zurück, was sein kleines Herz ebenso sehr mit Freude erfüllte, wie es vorher traurig gewesen war.«

Er konnte stundenlang auf einer Matte neben Papas Studiertisch oder neben seinem Sessel auf dem Boden liegen, wenn er nur sein Gesicht sehen konnte. Wenn wir unsere Studien oder die Tagesgeschäfte beendet hatten, war es unser Ausgleichssport und unser Vergnügen, ihn im Haus oder Garten umherzutragen, und obwohl wir allein waren, merkten wir unsere Einsamkeit nicht, wenn er bei uns war.

Als das erste Baby, das seit Menschengedenken in Rangun weißen Eltern geboren worden war, war Roger das Stadtgespräch und der ganze Stolz seiner Eltern. Einmal nahm Nancy ihn mit, als sie in das Haus der Frau des Vizekönigs ging. Die vornehme Dame war überwältigt vor Entzücken. Sie setzte ihn auf das Samtkissen, auf dem sie gewöhnlich selbst saß und rief immer wieder vor Bewunderung aus: »Was für ein Kind! Wie weiß!« Sie spielte mit dem Kind so lange, dass Nancy aufstand, um zu gehen, weil sie glaubte, sie würde die Gastfreundschaft überbeanspruchen. Aber die Frau bestand darauf, sie müsse bleiben, bis der Vizekönig das Kind sehen konnte.

Als der Vizekönig hereinkam, zeigte sie ihm das Kind und sagte:

»Sieh, mein Herr, sieh, was für ein Kind! Sieh seine Füße! Sieh seine Hände!« Sogar der grimmige Mya-day-men, der wie immer mit seinem gewaltigen Speer umherstolzte, war beeindruckt; er lächelte dem Baby Roger zu und bewunderte seine wohlgenährten rosigen Arme und Beine, ehe er hinausstolzte.

Sechs Monate lang wuchs Roger und wurde gesund und kräftig. Dann, Anfang März 1816, bemerkte Nancy, dass er Fieberschübe bekam und nachts stark schwitzte. Wie jede Mutter war sie alarmiert, aber ihre Ängste legten sich wieder, als sie sah, dass er tagsüber weiterhin guten Appetit hatte und auch völlig gesund erschien. Er nahm auch weiterhin zu. Sie kam zu dem Schluss, dass das Baby an irgendeiner Kinderkrankheit litt, die enden würde, sobald die Zähne durchgekommen waren.

Bald vergaß sie fast ihre Ängste wegen Roger – aus Sorge um Adoniram. Wie aus dem Nichts litt ihr Mann plötzlich unter heftigen Kopfschmerzen. Seine Augen schmerzten, und er wurde so schwach, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Lesen, Schreiben und jede Art von Anstrengung verursachten derart unerträgliche Schmerzen, dass er mit dem Arbeiten aufhören musste. In einer Anwandlung von Depression sagte er sich, dass seine Laufbahn als Missionar sich dem Ende zuneigte, und deshalb begann er in den wenigen Augenblicken, in denen er sich wohlfühlte, seine Grammatik zusammenzustellen und ein Traktat in Birmanisch zu verfassen, damit sein Nachfolger ohne ihn weitermachen könnte.

So gingen die Dinge weiter bis Anfang Mai – Adoniram die meiste Zeit über krank und elend, der kleine Roger relativ gesund während des Tages, aber fiebrig und schwitzend in der Nacht. Als dann eines Morgens Nancy Roger aus seiner Wiege nahm, hatte er einen Hustenanfall, der eine halbe Stunde andauerte. Innerhalb einer Stunde hatte er hohes Fieber entwickelt. Sowohl Nancy als auch Adoniram waren alarmiert. Aber als das Fieber am nächsten Tag abflaute, nahmen sie an, der Anfall wäre vorbei.

Sie täuschten sich. Am folgenden Morgen, einem Donnerstag, kehrten Husten und Fieber zurück, schlimmer als zuvor. Etwas in seiner Kehle schien ihn zu ersticken. Sein schweres Atmen konnte man im ganzen Haus hören.

In ganz Rangun war die einzige Person, die etwas von Medizin verstand, ein portugiesischer Priester. Sie schickten sofort nach ihm, aber alles, was er dem Baby geben konnte, war »ein bisschen Rhabarber und Gascoigne-Pulver« – Mittel, die aber weder den Husten noch die Atembeschwerden linderten.

Die ganze Nacht und den nächsten Tag hindurch gab es keine Veränderung bei Roger, während Nancy aufblieb, voller Angst war und ihn im Arm hielt. Aber die zweite Nacht, etwa um zwei Uhr morgens, wurde sie von der Erschöpfung überwältigt, und Adoniram – wie krank er auch war – nahm das Baby. »Das kleine Geschöpf trank seine Milch begierig (er war inzwischen abgestillt), und Mr. Judson dachte, es ginge dem Baby wieder gut, und legte sich schlafen. Zuvor hatte er Roger in seine Wiege gelegt – dieser schlief ohne Probleme eine halbe Stunde lang, dann hörte er plötzlich, ohne Schmerz oder Krampf, auf zu atmen – und er war nicht mehr!«

In diesem Klima konnte man Beerdigungen nicht verzögern. An der vom Haus entfernten Seite des Gartens umgab ein Kreis von Mangobäumen eine kleine Bambushütte, in der Nancy Briefe nach Hause zu schreiben pflegte. Innerhalb dieses Baumkreises wurde neben der Hütte noch am selben Tag, dem 4. Mai, ein Grab ausgehoben, und dort wurde am Nachmittag Roger begraben, während Adoniram und Nancy wie betäubt zuschauten, in Gesellschaft von 40 oder 50 birmanischen und portugiesischen Bekannten, die sie zu trösten suchten.

Sein Tod und sein Begräbnis geschahen – fast noch, ehe sie Trauer empfinden konnten. Doch in den nächsten Tagen räumten sie die kleinen Hinweise auf sein kurzes Leben weg (die Wiege, seine Kleidung, die wenigen Spielzeuge), wobei äußerlich gesehen nur noch das frische Grab im Kreis der Mangobäume daran erinnerte, dass der kleine Roger unter ihnen gewesen war. Da begannen ihre Herzen zu bluten.

Über eine Woche zogen sie sich mit ihrem Schmerz zurück. Dann machte ihnen die Frau des Vizekönigs einen Kondolenzbesuch, begleitet von ihrem ganzen Gefolge, etwa 200 Personen. Sie hatte eben erst an diesem Tag die traurige Nachricht erfahren.

»Warum habt ihr mich nicht benachrichtigt, dass ich hätte zum Begräbnis kommen können?«, rief sie und schlug sich an die Brust.

Nancy erklärte, dass sie in ihrer Verzweiflung nicht daran gedacht hatte. Die Frau des Vizekönigs tröstete sie beide, so gut sie konnte. Sie sagte, sie sollten nicht weinen, und bat Adoniram, er möge seine ohnehin schlechte Gesundheit nicht von Rogers Tod beeinträchtigen lassen. Irgendwie zeigte ihre Fürsorge Wirkung, und beide erholten sich ein wenig, sodass Nancy in der Lage war, ihr »Tee, Süßigkeiten und Kuchen anzubieten, was sie anscheinend sehr erfreute«.

Doch ihre Anteilnahme war damit nicht zu Ende. Ein paar Tage später lud sie beide ein, sie bei einem Reitausflug aufs Land zu begleiten, sowohl um ihrer Gesundheit willen als auch, wie sie es ausdrückte, damit ihre Gedanken »sich abkühlten«.

Nichts hätte mehr dazu beitragen können, ihre Gedanken von ihrem Leid abzulenken, als der Ausflug, den die Frau des Vizekönigs organisierte.

Als Beförderungsmittel schickte sie ihnen einen Elefanten. Als sie in die prächtig geschmückte, hausartige Howdah<sup>138</sup> geklettert waren, die auf dem Rücken des Elefanten festgurtet war, trieb der Führer das riesige Tier zu dem Treffpunkt, der mit der Frau des Vizekönigs vereinbart war.

Die Gesellschaft, die ihren Ausflug antrat, muss wie eine im Dschungel verirrte Zirkusparade ausgesehen haben. Vorneweg marschierte die Vorhut – »dreißig Männer mit Gewehren und Speeren und roten Mützen auf dem Kopf, die teilweise ihre Schultern bedeckten«. Es folgten zwei Elefanten nebeneinander. In der Howdah des einen ritten Nancy und Adoniram. Die Howdah des größeren Elefanten war vergoldet. In dieser ritt die Frau des Vizekönigs, »eine große elegante Frau, prächtig in rote und weiße Seide gekleidet«.

Hinter ihnen folgten drei oder vier weitere Elefanten, die den Sohn des Vizekönigs und einige höhere Regierungsbeamte trugen. Und hinter den Elefanten folgte der Rest der Ausflugsgesellschaft, die aus einem Gefolge von 200 oder 300 Männern und Frauen bestand.

Dieser Konvoi bewegte sich fünf oder sechseinhalb Kilometer weit durch den dichten Dschungel. »Manchmal standen kleinere Bäume so

---

138 A. d. H.: SvW. »Elefantensäufte«.

eng zusammen, dass wir nicht weitergekonnt hätten, wenn der Elefant sie nicht niedergetrampelt hätte, was er mit größter Leichtigkeit auf das Wort des Treibers hin bewerkstelligte.«

Die Route war so geplant, dass sie in einem Garten des Vizekönigs endete, einem wilden und schönen Ort voll üppiger Obstbäume aller Arten und Sorten, die ohne Pflege in freier Natur wuchsen. Hier wurden im Schatten eines großen Banyanbaums<sup>139</sup> von den Dienern Maten ausgelegt, und die Gastgeberin und ihre Gäste setzten sich.

Nichts [schrieb Nancy] hätte die Bemühungen der Frau des Vizekönigs übertreffen können, unseren Ausflug so angenehm wie möglich zu machen – sie schnitt Früchte ab und schälte sie; sie pflückte Blumen und band sie zusammen und reichte sie uns mit ihren eigenen Händen, was ein Zeichen ihrer Güte war. Beim Essen ließ sie unsere Tafel neben der ihren decken und kostete bereitwillig von allem, was wir ihr reichten.

Wir kehrten am Abend zurück, müde vom Reiten auf dem Elefanten, begeistert von der Besichtigung der Landschaft und der Gastfreundschaft der Birmanen, aber auch niedergeschlagen und deprimiert angesichts ihres Aberglaubens und Götzendienstes – aufgrund ihrer Verfinsterung und ihrer Unkenntnis des wahren Gottes.

Der Ausritt hatte sie ihren Schmerz für eine Weile *tatsächlich* vergessen lassen. Aber als sie zum Missionshaus zurückgekehrt und der Elefant sowie der Treiber weggegangen waren, fiel Nancys Blick auf Rogers frisches Grab im Kreis der Mangobäume, und sie begann wieder bitterlich zu weinen.

Unsere Herzen [überlegte sie, wobei sie noch immer mit ihren Gefühlen zu kämpfen hatte] hingen so sehr an diesem Kind; wir hatten den Eindruck, es sei unser irdisches Ein und Alles, das ein-

---

139 A. d. Ü.: Der Banyanbaum (*Ficus benghalensis* oder *Ficus indica*), auch *Banyan-Feige* oder *Bengalische Feige* genannt, ist eine Art der Untergattung *Urostigma* aus der Gattung der Feigen (*Ficus*) in der Familie der Maulbeergewächse (*Moraceae*). Die Art, ursprünglich in Süd- und Westindien beheimatet, ist mittlerweile in den gesamten Tropen zu finden. Banyanbäume erreichen eine Wuchshöhe von 20 Metern, selten höher.

zige Wesen, das uns in diesem heidnischen Land unbeschwerte Ablenkung schenkte. Aber Gott sah, dass es nötig war, uns unseren Irrtum vor Augen zu führen und uns von unserem einzigen kleinen Ein und Alles zu trennen. O möge es nicht vergeblich sein, dass er es getan hat. Mögen wir so [in der Heiligung] fortschreiten, dass er seine züchtigende Hand abzieht und sagt: »Es ist genug.«

Und Wochen später:

... Wenn wir einen Augenblick darüber nachdenken, was wir einst besessen haben ... öffnet sich die Wunde und blutet von Neuem. Aber dennoch sagen wir: »Dein Wille geschehe.«

## Mit der Zeit muss die Ernte kommen (1816 – 1817)

Etwa einen Monat nach Rogers Tod zog ein Kapitän namens Kidd, »ein frommer Mann«, bei den Judsons im Missionshaus ein. Adoniram litt inzwischen unter solchen Kopf- und Augenschmerzen, dass er nicht einmal den Klang von Nancys Stimme ertragen konnte, wenn sie ihm vorlas.

Kidd schlug vor, Adoniram solle eine gemeinsame Reise mit ihm nach Kalkutta versuchen. Adoniram wollte gerade akzeptieren, als Briefe ankamen mit der Nachricht, dass die Houghs in Kalkutta waren und kurz vor der Abreise nach Rangun standen. Eine von den Missionaren in Serampore gespendete Druckerpresse und Drucktypen waren bereits per Schiff unterwegs. Er entschied sich zu warten.

Der Kapitän hatte die Gewohnheit, als Ausgleichssport zu reiten, und überredete Adoniram, es auch zu versuchen. Obwohl »dieser Sport anfänglich schmerzhaft war«, ließ Adoniram nicht locker und stellte bald fest, dass es ihm besser ging. Nach einer Weile kaufte er sich selbst ein Pferd und ritt jeden Morgen vor Sonnenaufgang aus.

Der Sommer ging vorüber. Währenddessen war Nancy bestrebt, den Schmerz nach Rogers Tod zu überwinden. Vielleicht fing sie auch deswegen eine kleine Schule für junge Mädchen an und begann, einen einfachen Katechismus auf Birmanisch zu verfassen. Die Presse und die Drucktypen kamen an, aber die Houghs ließen unerklärlicherweise auf sich warten. Adoniram dachte, es wäre »wahrscheinlich unmöglich, die Presse lange in Rangun zu behalten. Man wird sie nach Ava beordern, sobald die Nachricht von einem solchen Wunderwerk der Technik dem König zu Ohren kommt.« Wenn dem so wäre, so spekulierte er voller Hoffnung, könnte die Druckerpresse vielleicht das Mittel sein, wodurch die Missionare den König überreden könnten, ganz Birma für die Verbreitung des Evangeliums zu öffnen.

Die Houghs mit ihren beiden Kindern kamen erst Mitte Oktober 1816 an. Sie hatten Kalkutta Ende Juni verlassen, aber das Schiff

erwies sich als nicht seetüchtig, und sowohl der Kapitän als auch der Lotse waren Trinker, die vor jeder Kneipe am Ufer des Hugli ankernten und für gewöhnlich aufs Schiff zurückgetragen werden mussten. Nachdem sie dies mehrere Tage hintereinander mitgemacht hatten, kehrten die frustrierten Houghs nach Kalkutta zurück und hielten Ausschau nach einem anderen Schiff. Der September war schon fast vorbei, bis sie ein solches fanden und nach einer raschen Fahrt ohne Zwischenfälle in Rangun ankamen. Aber ihr Missgeschick hatte drei Monate gekostet.

Die Houghs zogen sofort im Missionshaus ein. Um Konflikte möglichst zu vermeiden, bekam jede Familie eine bestimmte Anzahl der sechs Räume zum eigenen Gebrauch zugeteilt. Nach der langwierigen Arbeit, das Gepäck der Houghs durch den Zoll zu bringen, setzten sich Adoniram und Hough zusammen hin und stellten eine Reihe von Regeln und Leitlinien auf, die ihr Verhalten und ihre Beziehung zur Mission sowie zueinander betrafen. Die Missionare von Serampore hatten durch schmerzliche Erfahrungen die Notwendigkeit solcher Regeln gelernt, die schriftlich fixiert und unterzeichnet wurden. Früher oder später wurden Missionaren säkulare Beschäftigungen angeboten, gewöhnlich von der Regierung, die oft durchaus wünschenswert waren und zum Guten der Mission dienten. Diese Anstellungen waren meist gut bezahlt, aber sie hielten den Missionar von seinen eigentlichen Pflichten ab. Und wohin sollte das Geld in einem solchen Fall gehen? Wenn man sich nicht über alles vorher verständigte und zu einer Übereinstimmung gelangte, konnte aus solchen Situationen eine Menge Spannungen und Bitterkeit entstehen.

Deshalb verständigten sich Adoniram und Hough darauf, »sich in keinem säkularen Geschäft zum Zweck des Erwerbs privater Nebeneinkünfte zu engagieren; und wenn überhaupt, dann nur, wenn nach Meinung der Brüder das große Ziel der Mission dadurch am besten gefördert werden kann«. Alle Einkünfte oder Spenden bzw. Vermögenswerte sollten dem Missionsfonds zugutekommen, und zwar »unter der Voraussetzung, dass nichts in diesen Regeln dahin gehend ausgelegt werden darf, dass es unser privates Recht auf Erbschaften oder persönliche Begünstigungen einschränkt, solange sie nicht als Kompensation für geleistete Dienste gemacht werden«.

Alle Mitglieder der Missionsfamilie<sup>140</sup> sollten den gleichen Anspruch auf Unterstützung durch den Missionsfonds haben, »wobei die Ansprüche von Witwen und Waisen durch den eventuellen Tod ihres Familienoberhauptes nicht im Geringsten eingeschränkt werden dürfen«. Eventuelle Zueignungen sollten durch Mehrheitsbeschluss der an der Übereinkunft beteiligten Missionare geschehen.

Nach Fertigstellung dieser Vereinbarung knieten sich die Missionare in die Arbeit hinein. Man errichtete ein Gebäude für die Druckerpresse, und Hough studierte das Manuskript von Adonirams birmanischer Grammatik, damit er genügend über die Sprache lernte, um mit dem Drucken beginnen zu können. Adoniram setzte tagsüber seine Übersetzung des Matthäusevangeliums fort, und am Abend traf er sich mit birmanischen Männern. Nancy betrieb weiterhin ihre Schule für birmanische Mädchen, deren Zahl inzwischen auf 20 bis 30 gewachsen war, und benutzte die sich daraus ergebenden Gelegenheiten, um den Müttern vom christlichen Glauben zu erzählen. Sie nahm auch eine Übersetzung des alttestamentlichen Buches Jona in Angriff, nicht weil sie es als wichtiger betrachtete als andere Teile der Bibel, sondern weil es »leichter zu übersetzen« war. Mrs. Hough kümmerte sich um die Kinder und machte sich daran, die Führung eines birmanischen Haushalts zu erlernen.

Um mit dem Drucken beginnen zu können, war es nicht notwendig, viel über das Birmanische zu wissen, und Hough war nach einigen Monaten dafür gerüstet. Er hatte nichts weiter zu tun, als die seltsamen Ketten von aneinandergereihten Halb- und Vollkreisen in Adonirams Manuskript mit den entsprechenden Kreisen auf seinen birmanischen Drucktypen abzugleichen. Als Manuskript hatte er das Traktat, das Adoniram im vergangenen Sommer verfasst hatte.

Auf sieben gedruckten Seiten versuchte das Traktat zu skizzieren, worum es beim christlichen Glauben ging und warum die Missionare ihn predigten. Es begann mit dem Gedanken, der – wie Adoniram wusste – für die Birmanen völlig ungewohnt, ja, schockierend war: »Es gibt ein Wesen, das ewig existiert; das frei ist von Krank-

---

<sup>140</sup> A. d. H.: Damit ist hier und an anderen Stellen des Buches die Gesamtheit der Missionare vor Ort bzw. auf einer Missionsstation oder in einem Einsatzland gemeint.

heit, Alter und Tod; das war und ist und sein wird, ohne Anfang und ohne Ende. Außer diesem Wesen, dem wahren Gott, gibt es keinen anderen Gott.«

Mit etwa hundert Wörtern erzählte das Traktat dann die Geschichte der Schöpfung und die von Adam und Eva sowie von ihrer Übertretung – aufgrund derer sie Krankheit und Tod unterworfen wurden, »und so wurden sie zu solchen, die ... zu Recht die schreckliche Strafe der Hölle verdienen«. Aber nach etwa 4000 Jahren, so das Traktat, sandte Gott – von Erbarmen bewegt – Jesus auf die Erde, wobei es anschließend seine Botschaft zusammenfasste. Die wahre Religion verbreitete sich später bis in den Orient, und jetzt war in Birma ein Lehrer der wahren Religion aus Amerika angekommen, um die Frohe Botschaft zu verkündigen. In ein paar Hundert Jahren, so fügte Adoniram optimistisch hinzu, wird »die Religion Christi ... die ganze Welt durchdringen; alle Streitigkeiten und Kriege werden aufhören, und alle Stämme und Völker werden wie eine in Liebe verbundene Familie von Geschwistern sein.«<sup>141</sup>

Das Traktat definiert dann einen Jünger bzw. Nachfolger Christi als jemanden, der innerlich von Neuem geboren wurde, und greift anschließend kurz und bündig die Lehre an, man könne durch das bloße Tun guter Werke in den Himmel gelangen, denn: »Der nicht-erneuerte Mensch, von Stolz geprägt, hasst die Religion Jesu Christi, die Beugung und Demütigung erfordert. Wenn er vom Gewissen aufgeschreckt wird, versucht er, verdienstliche Werke zu vollbringen, um Sühnung für seine Sünden zu erwirken und Errettung zu empfangen. Der erneuerte Mensch weiß mit Gewissheit, dass der Mensch gegen Gott gesündigt und sich große Schuld zugezogen hat und keine verdienstlichen Werke hervorbringen kann. Er führt sich klar vor Augen, dass es allein aufgrund des menschengewordenen Gottes, Jesus Christus, möglich ist, dass Sünde gesühnt werden und man die Glückseligkeit des Himmels empfangen kann. Deshalb bemüht er sich entsprechend der göttlichen Gebote – aus tiefer Liebe zu Jesus Christus und aus dem

---

<sup>141</sup> A. d. H.: Bei dieser Aussage, die A. Judson in Bezug auf die Zukunft macht, muss man den Eifer und Optimismus berücksichtigen, der den Anfang der Außenmissionsbewegung kennzeichnete. Die Missionare der damaligen Zeit gingen tatsächlich davon aus, dass es möglich wäre, die gesamte Welt in dem genannten Zeitraum mit dem Evangelium zu durchdringen.

Wunsch, seinen Willen zu tun –, böse Taten zu vermeiden und nur gute Taten zu tun.«

Der letzte Teil des Traktats bestand aus den Geboten, und zwar umfassten sie fünfundzwanzig anstatt der üblichen zehn, denn Adoniram wollte alle wichtigen Verhaltensregeln im Neuen Testament beifügen, einschließlich derjenigen, die Baptisten von Angehörigen anderer Denominationen unterschieden: »Wenn du ein Jünger Christi geworden bist, dann empfang die Taufe mit Wasser.«

Dies also war die Botschaft. Aber Adoniram fügte noch ein wenig mehr hinzu, um seine eigene Position in Birma zu erklären.

Der Lehrer, der diese Schrift verfasst hat, hat das große Übel gesehen, das über die Birmanen kommen wird. Er hat deshalb – von Mitleid getrieben – sein eigenes Land verlassen und ist aus einer ungeheuer großen Entfernung mit Schiffen in dieses Land, das Land Birma, gelangt. Er sucht weder Ruhm noch Reichtum. Er begehrt auch keine Gaben und Geschenke. Die Nachfolger Christi in seinem eigenen Land – von Mitleid gegenüber den Birmanen getrieben – sorgen für all das, was er zum Leben braucht. Er hat keinen anderen Beweggrund als diesen: Da er ein Nachfolger Christi ist und deshalb sein Glück darin besteht, das Beste anderer zu suchen, ist er hierhergekommen und arbeitet hart daran, dass die Birmanen von der schrecklichen Strafe der Hölle gerettet werden und sich der Glückseligkeit des Himmels erfreuen mögen.

Im Jahr Christi 1816, im birmanischen Jahr 1178<sup>142</sup>, am 967. Tag des Herrn des Saddan-Elefanten und Meisters der Sakyah-Waffe und im 33. Jahr seiner Herrschaft<sup>143</sup>, im Abschnitt Pashoo, am Dienstag, dem 12. Tag des abnehmenden Mondes Wahgoung<sup>144</sup>,

---

142 A. d. Ü.: Es ist die Zeitrechnung der Chula Sakkarat (= »kleine königliche Ära«, im Gegensatz zur Maha Sakkarat, der »großen königlichen Ära« mit dem Beginn am 17. März 78 n. Chr.), die in Birma mit dem 22. März 638 n. Chr. als Jahr null begann (also 638 n. Chr. + 1178 = 1816 n. Chr.) und Mitte des 19. Jahrhunderts von der christlichen Zeitrechnung abgelöst wurde.

143 A. d. Ü.: Gemeint ist der damalige Herrscher von Birma, Bodawpaya, dessen Titel unter anderem *Hsinbyumyashin* (»Herr der Weißen Elefanten«) war. Er bestieg den Thron am 11. Februar 1782. 1816 war also »das 33. Jahr seiner Herrschaft«.

144 A. d. Ü.: Wahgoung oder Wagaung ist der fünfte Monat (August–September) des birmanischen Mondjahres (354 Tage im Normalfall bzw 384 Tage für ein kleines und 385 Tage für ein großes Schaltjahr).

nach dem doppelten Schlag, wurde diese Schrift mit dem Titel *Der Weg zum Himmel* vollendet. *Möge der Leser Erleuchtung empfangen. Amen.*<sup>145</sup>

Bis zum Frühjahr 1817 war Hough mit dem Setzen des Traktats fertig und hatte 1000 Exemplare gedruckt. Darauf machte er sich an die Arbeit, was Nancys Katechismus und dann auch Adoniram's Übersetzung des Matthäusevangeliums betraf.

Aber er war in der Lage, wesentlich schneller zu drucken, als Adoniram schreiben konnte, und hatte viel Zeit, um zu beobachten, was um ihn herum in der Mission und in der Stadt vorging. Obwohl er gewissenhaft druckte, fing er an zu zweifeln, ob Predigen oder Drucken allein das Herz der Birmanen bewegen könnten. Ihre Gesetze, ihre Moral, ihre Sitten und Gebräuche und auch die Religion der Menschen schienen zu verfestigt, um sich ändern zu lassen. Er fragte sich, ob die Birmanen westliche Ideen auch nur *verstehen* könnten, so groß waren die Unterschiede zwischen beiden Zivilisationen.

Zusammen mit dem Rest der Leute von Missionshaus hatte er dem Begräbnis eines birmanischen Priesters beigewohnt – einer Kremation, begleitet von »lautem Rufen, Händeklatschen, dem Klang von Trommeln, von klimpernden und Blasinstrumenten und einer äußerst abstoßenden Zurschaustellung tanzender Frauen, aber nicht von Weinen oder Wehklagen«.

Er hatte Exekutionen gesehen, in einem Fall das Aufschlitzen der Gedärme bei lebendigen Leib. Es ging um einige Diebe, die gefasst wurden, als sie einen Tunnel unter einer Pagode gegraben hatten, um an die im Kellergewölbe aufbewahrten Schätze zu gelangen; in einem anderen Fall war er Augenzeuge der Erschießung einiger Krimineller. Er hatte das Exekutionskommando viermal auf einen der Verbrecher schießen sehen, und jedes Mal verfehlten die Schützen ihr Ziel. »Bei jedem Schuss konnte man schallendes Gelächter von den umstehenden Zuschauern hören.«

---

<sup>145</sup> A. d. Ü.: Dieses Traktat, geschrieben vor 200 Jahren für Theravada-Buddhisten in Birma, wird heute noch gelegentlich verwendet. Es ist vollständig (in der Übersetzung A. Judsons aus seinem birmanischen Original ins Englische) auf verschiedenen Websites im Internet zugänglich.

Jeder wusste, dass Bestechung der Grund für die Zielverfehlungen war. Der betreffende Mann war der ältere von zwei Brüdern, die vorher um Begnadigung gebeten hatten für den Fall, dass man sie viermal verfehlen würde. Der jüngere wurde bei der zweiten Salve getötet, der ältere gemäß der Abmachung begnadigt. Wegen anderer Verbrechen hatte er dieselbe Prozedur schon zweimal durchlaufen, und bei jeder dieser früheren Gelegenheiten war er sechsmal hintereinander verfehlt worden. »Er wird jetzt als Wundermann angesehen«, schrieb Hough voller Abscheu, »und man glaubt, dass eine Kugel ihn nicht als sterblich erweisen kann ... Er wurde inzwischen zu einem *hohen* Rang unter denen befördert, die am Hof des Gouverneurs Zutritt haben.«

Für Hough war es deutlich, dass »die Birmanen heimtückisch, diebisch, geldgierig sowie auf Raub und Betrug bedacht sind. Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit sind unter ihnen als Tugenden nicht bekannt.« Obwohl sie »nach ihrer Religion jedes erdenkliche Motiv haben, gute Werke zu tun, kann ein Volk unmöglich schlimmer sein als sie«.

Er musste anerkennen, dass alle Männer lesen konnten und dass sie ständig nach »unseren heiligen Büchern« fragten. Aber diejenigen, »mit denen sich Bruder Judson unterhalten hat, seit ich hier bin, scheinen unzugänglich für die Wahrheit zu sein. Sie sitzen teilnahmslos da und gehen wieder weg – unbeeindruckt von dem, was sie gehört haben. Sie werden von Argumenten nicht überzeugt und von Liebe nicht bewegt; die Bekehrung eines Birmanen oder auch nur die Erweckung eines Gedankens auf die Wahrheit hin muss und wird ein souveräner Akt göttlicher Macht sein.«

Hough war zu pessimistisch. Der erste »souveräne Akt göttlicher Macht« ereignete sich im letzten Monat des birmanischen Jahres – »Tabaung« für die Birmanen, März für die Amerikaner.

In diesem Monat feierte man den Höhepunkt des größten nationalen Religionsfestes. Einleitende Vorfeiern dazu begannen schon im Januar, und von da an waren die Ohren der Missionare fast kontinuierlich »betäubt von dem ständigen Getöse und Durcheinander«. Pilger aus ganz Birma kamen zu Zehntausenden, um Tag und Nacht bei und in der goldenen Shwedagon-Pagode den jeweiligen Riten nachzugehen. Sie barg, so die Überlieferung, acht kostbare Haare des gro-

ßen Gautama, des großen Buddha selbst, hermetisch eingeschlossen in Tresoren tief unter ihren Fundamenten. Wenn sie nicht mit ihren Riten beschäftigt waren, beobachteten die Menschen die großen, vom Vizekönig angeführten Paraden und freuten sich am »Boxen, Tanzen, Singen, an Theatervorführungen und an Feuerwerken«.

Es war etwa zu Beginn der Feiern, als Hough mit dem Druck von Adonirams Traktat fertig geworden war. Während der nächsten Monate verließen – immer nur wenige auf einmal – die ersten Exemplare das Missionshaus. Sie wurden von Birmanen mitgenommen, die um die »heiligen Bücher« der Missionare gebeten hatten. Für Hough erschienen sie unberührt davon und unbeeindruckt – und die meisten waren es wahrscheinlich –, aber einige hatten die Traktate offensichtlich gelesen, und einige hatten sie an Freunde weitergegeben.

Jedenfalls kam eines Tages im März, als das Religionsfest auf seinem Höhepunkt war, ein Birmane mit einem Diener im Gefolge die Treppen zur Veranda des Missionshauses herauf, wo Adoniram mit seinem Lehrer studierte, und setzte sich neben ihn. Er war gut gekleidet und offensichtlich ein Mann von beträchtlichem Ansehen. Sein Name war Maung Yah.

Adoniram stellte die Frage, mit der er immer ein Gespräch mit fremden Birmanen eröffnete, nämlich woher er komme. Der Mann gab eine ausweichende Antwort, und Adoniram dachte zunächst, er wäre ein Regierungsbeamter, der gekommen war, »um einer unbedeutenden Forderung Nachdruck zu verleihen, die wir am Morgen abgelehnt hatten«.

Er wurde jedoch bald eines Besseren belehrt, denn nach ein paar üblichen Höflichkeitsfloskeln fragte der Mann geradeheraus: »Wie lange werde ich brauchen, um die Religion Jesu zu lernen?«

Adoniram ließ sich seine Überraschung nicht anmerken und antwortete: »Eine solche Frage kann man nicht beantworten. Wenn Gott Licht und Weisheit gibt, wird die Religion Jesu bald gelernt. Ohne Gott könnte ein Mann sein ganzes Leben lang studieren und dennoch keine Fortschritte machen. Aber wie«, fuhr er neugierig fort, »kamst du dazu, etwas von Jesus zu wissen? Bist du schon einmal hier gewesen?«

»Nein.«

»Hast du irgendwelche Schriften über Jesus gesehen oder gelesen?«

»Er ist der Sohn Gottes«, sagte der Mann, »der Erbarmen hatte mit den menschlichen Geschöpfen und deshalb in die Welt kam und an ihrer Stelle den Tod erlitt.«

»Wer ist Gott?«

»Er ist ein Wesen ohne Anfang oder Ende, er ist nicht Alter oder Tod unterworfen, sondern existiert ewig.«

Sofort erkannte Adoniram die Formulierung seines eigenen Traktats. Eine unbeschreibliche Mischung aus demütiger Dankbarkeit und jubelndem Triumph durchströmte ihn. Dies war die erste Anerkennung der Existenz eines ewigen Gottes, die er je von den Lippen eines Birmanen gehört hatte! Ohne Worte reichte er dem Mann ein Exemplar des Traktats und eines von Nancys Katechismus. Der Mann erkannte beide wieder, blätterte darin und las hier und da einige Passagen laut vor, wobei er zu seinem Diener gelegentlich bemerkte: »Dies ist der wahre Gott. Dies ist der richtige Weg.«

Adoniram witterte einen Bekehrten und versuchte, dem Mann mehr über den christlichen Glauben zu erzählen, doch dieser hörte kaum zu. Anders als die anderen Birmanen, die Adoniram getroffen hatte, zeigte er kein Interesse an Adonirams Kleidung oder den speziellen Sitten und Gebräuchen der Engländer. Alles, was er wollte, war »mehr von Schriften dieser Art«.

Adoniram sagte ihm zwei- oder dreimal, dass er noch kein anderes Buch fertig hätte, aber wenn der Mann ein paar Monate warten würde, könnte er ihm ein größeres Buch geben, mit dessen Übersetzung er jeden Tag beschäftigt war.

»Aber hast du nicht ein wenig von jenem Buch fertig«, beharrte der Mann, »das du mir in deiner Güte jetzt geben könntest?«

Schließlich sagte sich Adoniram, »dass Gottes Zeitplan besser ist als derjenige der Menschen«, faltete die ersten beiden gedruckten Halbbögen mit den ersten fünf Kapiteln des Matthäusevangeliums und gab sie ihm.

Der Mann nahm sie in Empfang, stand sofort auf, nickte unverbindlich auf Adonirams »Komm bitte wieder« und ging, gefolgt von seinem Diener.

Später in jenem Monat traf Adoniram einen der Bekannten des Mannes, »der sagt, dass er unsere Bücher den ganzen Tag liest, und sie allen zeigt, die ihn besuchen«. Dennoch kam er nicht mehr zum Missionshaus zurück und fragte auch nicht mehr nach weiteren Schriften Adonirams.

Nach einigen Wochen ebte Adonirams anfängliches Hochgefühl ab. Aber die Hoffnung blieb. Der in Form des Traktats und des Katechismus gesäte Same hatte zumindest *einmal* gekeimt. Mit der Zeit würde gewiss die Ernte kommen.

## Ängste und Exkursionen (1817 – 1818)

Adoniram vollendete die Übersetzung des Matthäusevangeliums Ende Mai 1817, und während Hough sie druckte, nahm er die Arbeit an einem birmanischen Wörterbuch in Angriff. Mit diesem Wörterbuch und der Grammatik, die er bereits vorbereitet hatte, könnten zukünftige Missionare die Sprache lernen und mit dem Predigen beginnen, ohne so viel Zeit zu verlieren, wie er selbst hatte investieren müssen.

Bestenfalls war Birmanisch unglaublich schwierig für einen Abendländer. Obwohl Hough es setzen und drucken konnte, fragte er sich manchmal verzweifelt, ob er es je verstehen würde, und kam beinahe zu dem Schluss, für einen Mann über dreißig wäre es nutzlos, es auch nur zu versuchen. Einmal hatte er die Idee, der einzige Weg zur Ausbildung von Missionaren für Birma wäre es, Jungen im Teenageralter von Neuengland herüberzuschicken und sie die Sprache zu lehren, solange ihr Denken noch über die Flexibilität der Jugend verfügte.

Beide Männer wussten natürlich, dass Houghs Idee nicht praktikabel war. Mehr Missionare würden kommen, und sie wären erwachsene Männer und Frauen. Der dynamische Rice mit seiner erstaunlichen Überzeugungskraft würde – so die Erwartung – bald nach Birma kommen und gewiss andere Missionare mitbringen. Adoniram konnte nicht wissen, dass Rice in ebendiesem Monat das Missionskomitee gefragt hatte, wann sie ihn nach Birma gehen ließen, und dass das Komitee ihm geantwortet hatte, seine Aufgabe läge noch einige Zeit bei den amerikanischen Gemeinden, um dort den Gedanken der Außenmission zu fördern.

Es sollte sich herausstellen, dass Rice sich nie der Birma-Mission – noch irgendeiner anderen – anschließen würde. Aber auf derselben Versammlung des Komitees, wo Rice gesagt wurde, seine Aufgabe wäre zu Hause, wurden auch zwei junge Missionskandidaten akzeptiert, James Colman und Edward Wheelock, beide aus Boston. Und auch Adonirams Vater traf eine eigene, ganz persönliche Entschei-

dung. Adonirams Taufe vor vier Jahren hatte ihn gezwungen, seine eigene Position neu zu durchdenken. Schließlich kam der alte, kompromisslos ehrliche Mann zur gleichen Schlussfolgerung wie sein Sohn. Im Alter von 65 Jahren legte er sein Pastorenamt in Plymouth nieder und wurde am letzten Augusttag 1817 zusammen mit seiner Frau und seiner Tochter Abigail von Dr. Baldwin in der Zweiten Baptistengemeinde von Boston getauft.

Aber Nachrichten von diesen Ereignissen gelangten kaum früher als nach einem Jahr ins weit entfernte Rangun. Inzwischen arbeitete Adoniram am Wörterbuch, während Hough mit dem Drucken und damit beschäftigt war, die Sprache zu studieren. Außerdem redeten Adoniram und Nancy über das Evangelium und gaben Traktate, Katechismen und Exemplare des Matthäusevangeliums an interessierte Fragesteller weiter.

Aber es kam zu keinen Bekehrungen. Öfter in jenem Sommer war sich Adoniram sicher, dass der eine oder andere Birmane sich ernsthaft mit dem Christentum beschäftigen würde, aber jedes Mal wurde er enttäuscht.

Nancy machte die gleiche Erfahrung in Bezug auf die 15 oder 20 Frauen, mit denen sie sich jeden Sonntag traf. Sie akzeptierten anscheinend, was sie ihnen sagte, gaben aber den Buddhismus nicht auf. Einige sagten ihr ganz offen, dass sie die Ewigkeit lieber in der Hölle *zusammen mit* ihren Familien und Vorfahren verbringen wollten, als *ganz allein* im Himmel zu sein.

Hough bezweifelte, dass irgendeiner aus ihrem Missionsteam lange genug leben würde, um die Taufe auch nur *eines* Birmanen zu erleben. Ein Teil seiner Entmutigung hatte wahrscheinlich mit seiner Situation zu tun. Er hatte in der Mission eine deutlich untergeordnete Position inne. Dies hatte teils damit zu tun, dass seine Funktion darauf beschränkt war, das von Adoniram Geschriebene zu drucken, und teils damit, dass Adoniram und Nancy gewohnt waren, das zu tun, was sie als richtig empfanden. Dabei bedachten sie allerdings nicht, dass andere vielleicht anderer Meinung sein könnten. Und Hough, der ihre überlegene Erfahrung und Sprachbeherrschung anerkannte, war ohne Zweifel zu zurückhaltend, um eine gegenteilige Meinung zu äußern. Seine Frau war ununterbrochen mit den beiden Kindern beschäftigt,

und beide Houghs haben sich gewiss um die Gesundheit der Kinder in dem Schmutz und der Hitze der Tropen Sorgen gemacht.

Adoniram war mehr unzufrieden als entmutigt. Er hatte den Eindruck, das Missionshaus wäre vom Rest der Stadt Rangun zu weit entfernt. Er hätte gerne ein kleines Gebäude – einen »*zayat*«<sup>146</sup> nach birmanischem Sprachgebrauch – an einer der geschäftigen Hauptstraßen der Stadt errichtet, wo er öffentlich predigen und mehr Interessierte und Suchende anziehen konnte; aber die Kosten vereitelten vorerst diesen Plan. Die Mission war bereits im Minus auf dem Konto, das in Serampore angelegt worden war. Entscheidend war aber, dass den Birmanen die Religion der Ausländer immer noch verdächtig war und dass sie Angst hatten, ihnen könnten Schwierigkeiten entstehen, falls sie zu viel Interesse an den Tag legten.

Adoniram saß oft auf der Veranda des Missionshauses und diskutierte angeregt über das Evangelium mit zwei oder drei miteinander befreundeten Birmanen, die aber plötzlich verstummten und weggingen, sobald ein Fremder auftauchte. Einmal wurde sein Lehrer öffentlich bedroht, weil er angeblich einem Ausländer beim Verfassen subversiver religiöser Bücher helfen würde. Aus dieser Drohung wurde nichts: Der Lehrer antwortete, dass er dem Ausländer lediglich die Sprache lehre und dass er mit den Veröffentlichungen des Ausländers nichts zu tun habe. Er hatte machtvolle Verbindungen in Ava, und ansonsten war gut bekannt, dass sein ausländischer Schüler in der Gunst des Vizekönigs und seiner Frau stand, die Adoniram und Nancy weiterhin auf Exkursionen mit Elefanten mitnahm.

Den Sommer über dachte Adoniram über Möglichkeiten nach, wie sie zu mehr Akzeptanz gelangen könnten. Er überlegte schließ-

---

<sup>146</sup> A. d. Ü.: Der *zayat* ist ein birmanisches Gebäude, das in fast jedem Dorf steht. Er dient primär als Unterkunft für Reisende, ist aber gleichzeitig ein Versammlungsort für religiöse Aktivitäten und ein Treffpunkt für die Dorfbewohner, um Angelegenheiten der Dorfpolitik zu diskutieren. Mönche des Theravada-Buddhismus verwenden *zayats* als Behausung, wenn sie an Feiertagen die Bevölkerung lehren. Buddhistische Klöster haben meist einen oder mehrere *zayats* in der Nähe. Stifter bauen *zayats* meist entlang von Hauptstraßen mit dem Ziel, dass erschöpfte Reisende mit Wasser und Unterkunft versorgt werden.

Nachdem Adoniram Judson 1818 einen *zayat* gebaut hatte und ihm die Wichtigkeit der *zayat*-basierten Evangelisation für seine Mission deutlich geworden war (und nicht zuletzt wegen der Betonung dieser Arbeit in den Briefen seiner ersten Frau Nancy [in ihrem Werk *Memoir of Mrs. Ann H. Judson* veröffentlicht; A. d. H.: vgl. Bibliografie und Fußnote 298 auf S. 571]), bauten und verwendeten auch viele christliche Missionare in Birma einen oder mehrere *zayats*.

lich, nach Ava zu reisen und ihre Sache allmählich und vorsichtig dem König zur Kenntnis zu bringen:

Ich bin völlig überzeugt, dass er bisher nicht einmal eine Vorstellung davon hat, dass ein Versuch unternommen wird, eine neue Religion unter seinen Sklaven einzuführen. Wie er den Gedanken aufnehmen wird, ist unmöglich vorherzusehen. Er wird vielleicht in Zorn ausbrechen und alle Betroffenen enthaupten lassen. Doch die Weltoffenheit, mit der er alle Ausländer bisher behandelt, und sein bekannter Hass auf die gegenwärtig amtierenden buddhistischen Priester machen eine solche Befürchtung unwahrscheinlich. Und sollte er lediglich gleichgültig sein und keine feindliche Gesinnung bei uns entdecken (besonders aber, wenn er uns Missionaren mit Güte begegnete), hätten wir einen wichtigen Punkt gewonnen. Keine lokale Regierung würde die an einer neuen Religion Interessierten verfolgen, wenn bekannt wäre, dass sie Freunde bei Hof haben.

Je mehr Adoniram mit dem Gedanken spielte, desto besser gefiel er ihm. Gegen Ende des Jahres, als er mit dem Wörterbuch praktisch fertig war, hatte er fast schon beschlossen, den Vizekönig zu ersuchen, ihn nach Ava reisen zu lassen, als sich eine neue Möglichkeit darbot.

Er hatte gehört, dass es in Chittagong<sup>147</sup> einige einheimische Christen gäbe, die sich durch eine dort kurzzeitig existierende Baptistenmission bekehrt hatten. Obwohl Chittagong in Bengalen lag und unter Kontrolle der Ostindiengesellschaft stand, gehörten diese Bekehrten zu einem als »Magh« bekannten Volk, Birmanisch sprechenden Eingeborenen von Arakan<sup>148</sup>, einer benachbarten Küstenprovinz, die 1784

---

147 A. d. Ü.: Chittagong, heute *Chattagram*, nach Dhaka die zweitgrößte Stadt des heutigen Bangladesch (2,2 Mio. Einwohner, Agglomeration 3,7 Mio. Einwohner), gehörte seit dem 9. Jahrhundert zum Königreich Arakan und ab 1666 zu Bengalen. 1760 wurde es an die Engländer abgetreten.

148 A. d. Ü.: Arakan bildete ein selbstständiges Königreich, dessen Fürsten einige Male über Ava und selbst Teile von Bengalen geherrscht hatten. Seit 1690 zerrütteten Thronstreitigkeiten und langjährige Anarchie das Land, bis es 1784 durch die Armee des sechsten Königs der Konbaung-Dynastie, Bodawpaya, erobert wurde. Die Birmanen wüteten so grausam unter den Einwohnern, *Magh* genannt, dass diese in großer Anzahl über die Grenze flohen, wo sie von den Engländern freundlich aufgenommen wurden. Aufgrund der birmanischen Provokationen kam es letztendlich zum Krieg, dem Ersten Anglo-Birmanischen Krieg (5. März 1824 bis 24. Februar 1826), dem längsten und teuersten Krieg in der Geschichte Britisch-Indiens mit 15 000 Gefallenen auf britischer Seite (und wesentlich mehr Opfern unter den Birmanen).

von ebenjenem König erobert worden war, den Adoniram besuchen wollte. In jeder praktischen Hinsicht waren diese baptistischen Magh Birmanen, und Adoniram hatte sich schon lange gewünscht, er hätte einige von ihnen in Rangun. Ihre bloße Anwesenheit würde das hartnäckig festgehaltene Vorurteil der Birmanen widerlegen, das Christentum sei ausschließlich eine Religion des weißen Mannes.

Chittagong lag nur eine Seereise von zehn oder zwölf Tagen nördlich von Rangun, aber normalerweise landeten Schiffe dort nur auf ihrem Weg zu einem anderen Hafen. Die Möglichkeit einer direkten Reise nach Chittagong und eine rasche Rückkehr mit demselben Schiff ergaben sich fast nie. Aber im Dezember erfuhr Adoniram, dass das Schiff *Two Brothers* dabei war, genau solch eine Hin- und Rückreise zu unternehmen.

Adoniram kam zu dem Schluss, ihm würde sich nie eine bessere Gelegenheit bieten, einen oder zwei arakanesische Baptisten zu finden und sie mit nach Rangun zu bringen. Er hatte so hart am Wörterbuch gearbeitet, dass er schon Anzeichen von Erschöpfung zeigte. Die Reise würde ihm gesundheitlich guttun. Nancy und die Houghs könnten sich leicht um die Mission während der paar Monate seiner Abwesenheit kümmern. Er ging am 24. Dezember an Bord der *Two Brothers*. Am Weihnachtstag lichtete das Schiff die Anker und begann, sich flussabwärts treiben zu lassen.

Die folgende Reise sollte er nie wieder vergessen. Kaum war die *Two Brothers* nach dem Verlassen des Flusses aufs offene Meer hinausgesegelt, als Adoniram einen Rückfall erlitt und seine alten Augen- und Kopfschmerzen wieder auftraten, sodass er sich in seine Kojen legen musste. Sobald das Schiff Pagoda Point umrundet und Kurs nach Norden Richtung Chittagong genommen hatte, traf es auf Gegenwinde und ließ sich nicht mehr manövrieren. Man brauchte einen ganzen Monat, während das Schiff in gefährlichen Seen hin und her geworfen wurde, bis man die Küste von Arakan erreichte, und bei dieser Geschwindigkeit hätte es noch Monate gedauert, bis Chittagong zu kommen. Der Kapitän gab auf, änderte seinen Kurs und segelte ein paar Tage nach Süden, um schließlich westwärts quer über die Bucht von Bengalen Kurs auf Madras zu nehmen. Adoniram stand an der Reling und »sah [mit bitterem Herzen] die Gipfel der Berge von Ara-

kan<sup>149</sup>, die letzten Zeugen meines Heimatlandes, am Horizont versinken und das Schiff an eine entfernte Küste Indiens segeln, die ich nicht zu besuchen wünschte und wo ich kein Ziel zu erreichen hatte«.

Madras stellte sich als ebenso unerreichbar heraus wie Chittagong. Der *Two Brothers* gelang zwar eine rasche Passage über die Bucht von Bengalen, aber an der Koromandelküste geriet sie in eine Kombination von Gegenwinden und Meeresströmungen, die sie hilflos hin und her warfen und in keinen Hafen gelangen ließen. Der Kapitän – ein inkompetenter Mann, wie Adoniram inzwischen erkannt hatte – dachte in seinem Optimismus, er könne in ein paar Tagen Machilipatnam (Masulipatam), nördlich von Madras gelegen, erreichen. Aber wieder warfen Wind und Strömungen das Schiff in der Bucht von Bengalen hin und her, bis Lebensmittel und Wasser völlig aufgebraucht waren.

Adoniram wurde mit Fieber aufs Bett geworfen. Mit großem Hunger und Durst lag er halb tot in seiner Kojen. Dazu kam der Schmutz an seinen Sachen – er hatte Kleidung für eine zweiwöchige Reise mitgenommen, inzwischen waren sie aber schon zwei Monate auf See. Einmal traf das Schiff auf ein Boot mit Eingeborenen und erbettelte sich ein paar Eimer Wasser und einen Sack mit halb verdorbenem Reis. Den Reis konnte Adoniram nicht essen, und das Wasser war nicht genug. Es musste löffelweise rationiert werden, aber in seinem glühenden Fieber dürstete er literweise danach.

Ein weiterer Monat verging – zwölf Wochen insgesamt seit der Zeit, da die *Two Brothers* Rangun verlassen hatte –, ehe das Schiff im Schlamm einige Kilometer vor dem Strand von Machilipatnam vor Anker ging. Als der Kapitän Adoniram fragte, ob er an Land gebracht werden wollte, war dieser so benommen, dass der Gedanke »Land« ihm wie eine »Art traumhafte Illusion« vorkam. Schließlich jedoch gelang es ihm, mit Bleistift eine Notiz auf einen Zettel zu kritisieren, adressiert »an irgendeinen englischen Bewohner Machilipatnams«, wo er um einen Platz bat, um auf trockenem Land sterben zu dürfen.

---

149 A. d. Ü.: Das Arakan-Joma-Gebirge (auch *Arakan-Yoma-* oder *Chin-Gebirge* genannt) bildet einen der südöstlichen Ausläufer des Himalaya und ist an seiner höchsten Stelle (Nat Ma Taung/Victoriaberg) 3053 Meter hoch.

Später kam ein Besatzungsmitglied unter Deck mit der Nachricht, dass ein Boot zum Strand ginge. Adoniram kroch entkräftet zur Luke und zog sich hoch, bis er das Boot sehen und darin die roten Uniformen britischer Soldaten sowie die weißen Tropenanzüge von Engländern erkennen konnte. Dann brach er auf dem Boden mit tränenüberströmtem Gesicht zusammen. Er meinte, er hätte nie engelsgleichere Gesichter gesehen als die schockierten Gesichter der Engländer, die in seine Kabine kamen und eine hagere, schmutzige, unrasierte Vogelscheuche antrafen, die so entkräftet war, dass sie an Land getragen werden musste.

Im Haus eines der Offiziere, der ihn mit Kleidung und Nahrung versorgte und sich sogar um eine Krankenschwester kümmerte, kam er rasch wieder zu Kräften, aber seine Augen blieben eine Zeit lang sehr schwach. Inzwischen erfuhr er, dass die *Two Brothers* ihre Ladung in Machilipatnam löschen und erst in einigen Monaten nach Rangun zurücksegeln würde. Seine einzige Chance bestand darin, über Land nach Madras zu reisen, etwa 500 Kilometer, und dort nach einem Schiff zu suchen. Er mietete eine Sänfte sowie Träger und kam am 8. April nach Madras, wo er aber feststellte, dass dieses Jahr noch kein Schiff nach Rangun ausgelaufen war und auch in den nächsten Monaten wahrscheinlich keines ginge.

Die nächsten drei Monate wohnte er teilweise bei seinen Freunden, den Lovelesses, teilweise bei Reverend Thomason von der Ostindien-gesellschaft, während er immer wieder den Hafen nach einem Schiff absuchte. Erst Ende Juli fand er eines. Diesmal verlief die Reise glücklicher Weise ohne besondere Vorkommnisse, und seine Brust hob sich mit einem Seufzer der Erleichterung, als das Schiff am 2. August in der Mündung des Rangun-Flusses vor Anker ging. Er war über sieben Monate weg gewesen und hatte Chittagong nicht einmal erreicht; sein Unternehmen war ein einziger Fehlschlag, aber zumindest war er jetzt fast in Sichtweite von zu Hause.

Doch als am nächsten Morgen der Lotse an Bord kam, der das Schiff den Fluss hinauf nach Rangun steuern sollte, brachte er Nachrichten, die Adoniram erleichen ließen.

Die Arbeit im Missionshaus sei beendet worden, sagte der Lotse. Die Houghs und Nancy hatten eine Passage nach Bengalen genom-

men. Aber im letzten Augenblick hatte sich Nancy geweigert abzureisen. Sie wartete im Missionshaus auf Adoniram. Die Houghs waren ebenfalls dort, aber nicht aufgrund eigenen Wunsches. Ihr Schiff war zurückgehalten worden, weil es nicht seetüchtig war, und sie blieben nur noch so lange, bis es bereit zum Auslaufen war.

Den ganzen Tag saß Adoniram wie auf Kohlen, als das Schiff sich unter der Führung des Lotsen langsam den Fluss hocharbeitete. Als er die funkelnde goldene Turmspitze des Shwedagon langsam aus dem grünen Horizont des Dschungels auftauchen sah, waren seine Empfindungen eher von Befürchtungen als von Erleichterung bestimmt. Sein Denken war von einem einzigen beängstigenden Gedanken erfüllt: ›Was war mit der Mission geschehen?‹

Nancy und Hough trafen ihn auf dem baufälligen Kai – Nancy strahlend schön in der farbenprächtigen birmanischen Kleidung, die sie so liebte, glücklich lächelnd vor Erleichterung. In den Pausen zwischen den nervtötenden Formalitäten, als man sein Gepäck durch den Zoll schleuste, begann sie mit dem Erzählen der Geschehnisse; und als er in jener Nacht im Missionshaus zu Bett ging, hatte er die ganze Geschichte gehört.

Einige Wochen lang nach Adonirams Abreise war mit der Mission alles weitergegangen wie gewohnt. Die Frau des Vizekönigs hatte die Missionare weiterhin in regelmäßigen Abständen zu Elefanten-Exkursionen eingeladen. Sie hatte von Nancy auch ein Exemplar des Traktats, des Katechismus und des Matthäusevangeliums angenommen. Gelegentlich hatte sie Nancy sogar gestattet, mit ihr »privat über das Thema der Religion zu sprechen«. Nancy konnte nicht feststellen, dass ihre Bemühungen irgendeine Wirkung zeitigten, aber all diese Gunstbeweise von höchster Stelle schufen innerhalb der Mission eine Atmosphäre großer Gelassenheit.

Zu der allgemeinen guten Stimmung trug noch zusätzlich bei, dass der Birmane zurückkehrte, der Adonirams erster ernsthafter Interessent gewesen war. Dies war der Mann, der nichts anderes gewünscht hatte, als mehr von Adonirams religiösen Büchern zu bekommen. Er hatte die Mission nicht mehr besucht, erzählte er Nancy, weil er zum Gouverneur einer großen Gruppe von Dör-

fern am Syriam-Fluss in der Provinz Pegu<sup>150</sup> nordöstlich von Rangun ernannt worden war.

Als Nancy ihn fragte, ob er schon Christ geworden sei, antwortete er: »Noch nicht, aber ich bin ständig am Nachdenken und Lesen, um einer zu werden. Aber ich kann mein altes Denken nicht vernichten. Wenn ich ein schönes Lendentuch oder einen hübschen Turban sehe, habe ich immer noch Begierde danach. Sag dem großen Lehrer, wenn er zurückkehrt, dass ich ihn gerne sehen möchte, wenn ich auch noch nicht ein Nachfolger Christi bin.«

Nancy gab ihm den Rest des Matthäusevangeliums und verteilte Traktate sowie Katechismen an sein Gefolge. Er sagte Nancy, er sei Verwalter von mehr als tausend Häusern. Wenn Adoniram seine Dörfer mit einem Besuch beehren könnte, würde er die Menschen zusammenrufen, damit sie Adonirams Predigt hören könnten.

Nicht alles, was sich ereignete, war natürlich gut. Adoniram war kaum einen Monat weg, als Nancy hörte, dass der Leiter der christlichen Magh in Chittagong, der Lehrer der anderen, den Missionar De Bruyn ermordet hatte. Wenn der Mörder typisch war für die anderen dortigen »Bekehrten«, dann erwiesen sie sich offensichtlich nicht als diejenigen, die der Mission in Rangun entscheidend weiterhelfen konnten!

Es war jedoch im März, um die Zeit, als sie Adonirams Rückkehr erwarteten, dass die wirklichen Probleme der Mission begannen. Zuerst wurden der Vizekönig und seine freundliche Frau nach Ava zurückbeordert und von einem Mann ersetzt, den sie nicht kannten. Er kam ohne seine Frau, deshalb hatte Nancy keine Möglichkeit, ein geneigtes Ohr bei Hof zu gewinnen.

Ein wenig später kam ein Boot mit Einheimischen aus Chittagong mit der Nachricht an, dass weder Adoniram noch die *Two Brothers* je dort angekommen waren. Etwa zur gleichen Zeit erhielt Nancy Briefe von Freunden aus Bengalen, die besagten, dass auch in anderen Häfen von einem Einlaufen des Schiffs nichts bekannt sei. Es war allgemein

---

<sup>150</sup> A. d. Ü.: Pegu, heute Bago, war und ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, 80 Kilometer nordöstlich von Rangun, heute 300 000 (Großraum 5,8 Mio.) Einwohner. Der Legende zufolge 573 n. Chr. von zwei Mon-Prinzessinnen gegründet, war die Stadt Pegu bis 1757 immer wieder die Hauptstadt von Mon-Königreichen, oft im Konflikt mit den Herrschern von Zentralbirma und Siam.

bekannt, dass die Gegenwinde in der Bucht von Bengalen Schiffe zwingen konnten, auf allen möglichen seltsamen Zickzack-Kursen zu kreuzen, aber die Nachricht war gleichwohl beunruhigend. Nancy weigerte sich standhaft zu akzeptieren, dass Adoniram auf See vermisst sein könnte, aber wenn sie in gedrückter Stimmung war – und dies war immer öfter der Fall, als die Wochen vergingen –, konnte sie ihre Befürchtungen nicht mehr verdrängen.

Ein paar Tage später traf sie ein neuer Schlag. Ein Befehl wurde Hough zugestellt, »vollgepackt mit Drohungen, er solle sich umgehend am Gerichtshof einfinden und über sich Rechenschaft geben«. Kein Angehöriger der Mission hatte je auch nur annähernd einen derartigen Befehl erhalten, und er verursachte sofortige Fassungslosigkeit. Hough gehorchte prompt, gefolgt – in sicherer Entfernung – von einigen seiner Diener. Sie hörten etliche der niederen Regierungsbeamten sagen, dass aufgrund eines königlichen Befehls, der direkt aus Ava kam, alle ausländischen Lehrer aus Birma verbannt werden müssten.

An diesem Tag verlangten die Beamten von Hough nur die Stellung einer Kaution, um sich seines Erscheinens am nächsten Morgen zu versichern, und fügten die erschreckende Drohung hinzu, dass sie »mit seinem Herzblut schreiben würden«, wenn er nicht bereit sei, ihnen alles zu sagen, was er in Birma täte.

Adonirams Abwesenheit wurde nie stärker bedauert als in jener Nacht. Hough konnte nicht an den Vizekönig appellieren, weil er die Sprache nicht beherrschte. Nancy konnte als Frau nicht am Hof des Vizekönigs erscheinen. Nancy und die Houghs zermarterten sich – erfolglos – die halbe Nacht lang auf der Suche nach einer Lösung das Gehirn, bis sie sich schließlich für ein paar Stunden unruhigen Schlafes zurückzogen.

Hough verbrachte die nächsten beiden Tage (Freitag und Samstag) im Gerichtsgebäude und sollte Tausende von Fragen bezüglich seiner Aktivitäten in Rangun beantworten, einschließlich solcher Dinge, wie viele Anzüge er hatte und was die Namen seiner Eltern waren. Während er sich nervös hin und her wand – ihm wurde Nahrung und Wasser verweigert und nicht einmal erlaubt, den Raum zu verlassen, um seine Notdurft zu verrichten –, wurden alle seine Antworten in aller Förmlichkeit niedergeschrieben.

Am zweiten Abend waren Nancy und Hough überzeugt, dass hinter den Verhören eine ganz andere Absicht steckte. Aufgrund ihrer Kenntnisse von Birma war sie nicht schwer zu erraten: Houghs Untersuchungsbeamte drangsalierten ihn nur, um eine große Summe Schmiergeld zu erpressen, da sie sich sicher waren, dass in Adonirams Abwesenheit niemand imstande wäre, die Sache dem Vizekönig persönlich vorzubringen. Nancy hatte den Vizekönig beim Ausüben seiner Regierungsgeschäfte erlebt, und sie wusste, dass ihm nur wichtige Fälle vorgelegt wurden – und auch diese nur hinter verschlossenen Türen. Sie war sicher, dass der Vizekönig keine Ahnung davon hatte, was Hough angetan wurde.

Jetzt kannten sie also die Absicht der habgierigen Beamten. Aber wie sollten sie diese durchkreuzen? Der Sonntagmorgen brachte die Antwort. An diesem Morgen kam Nancys Lehrer zum Haus, als gerade eine weitere Vorladung vom Gerichtshof eintraf. Nancy, Hough und der Lehrer beratschlagten miteinander und verfassten sofort eine Petition, die der Lehrer niederschrieb, wobei er höflich »die Schikannen erwähnte, denen Mr. Hough unterworfen war, und die heutige Vorladung, er solle öffentlich – an unserem *heiligen Tag* – vor Gericht erscheinen. Schließlich ersuchte er darum, es möge Seiner Hoheit gefallen, diesen Belästigungen ein Ende zu machen«.

Nancy und Hough brachten die Petition zum Regierungsgebäude, wo der Vizekönig eine Audienz abhielt. Kaum waren sie in den äußeren Hof des Gebäudes eingetreten, als der Vizekönig, inmitten seiner Beamten sitzend, sie erblickte. Nancy hielt die Petition hoch. Der Gouverneur rief sie herein und ließ den Sekretär die Petition vorlesen.

Beim Zuhören wurde das Gesicht des Vizekönigs düster vor Zorn. Dann wandte er sich an den Beamten, der Hough gegenüber am brutalsten gewesen war und der zufällig fast neben ihm saß, und fragte kühl: »Warum wurde die Befragung dieses ausländischen Lehrers auf diese Weise hinausgezogen?«

Die Stimme des Vizekönigs war bekannt als »die Stimme, von der Leben und Tod ausgehen«. In diesem Augenblick hörte sie sich mehr nach Tod an. Der Beamte wurde bleich und begann mit einer fadenscheinigen Erklärung, die der Vizekönig mit einem Befehl unterbrach – dem eifertig gehorcht wurde. Er besagte, dass Hough nicht

weiter belästigt und an seinem heiligen Tag keinesfalls vorgeladen werden dürfe.

Später erfuhren sie den Grund für die ursprüngliche Vorladung. Eine königliche Anordnung war erlassen worden, dass alle portugiesischen Priester aus Birma verbannt werden sollten. In Rangun gab es nur einige wenige – drei insgesamt, wie Nancy meinte. Um jedoch »ihre Identität festzustellen, hatte der Vizekönig den Befehl erlassen, dass alle ausländischen Priester vorgeladen werden müssten, aber niemand außer den Portugiesen verhört werden sollte und von den anderen lediglich sicherzustellen wäre, dass es sich nicht um Portugiesen handelte«. Ja, der Vizekönig selbst hatte nicht einmal die Absicht, den königlichen Befehl auszuführen, falls er ihn irgendwie hätte umgehen können, aber die Gelegenheit, die sich dadurch seinen Beamten bot, die Mission zu schröpfen, war zu schön, um sie sich entgehen zu lassen, und wie fast alle birmanischen Beamten in ähnlichen Situationen versuchten sie, diese auszunutzen.

Obwohl Hough diesmal rehabilitiert worden war, hatte der Vorfall negative Auswirkungen, weil er ganz Rangun zeigte, dass weiße Ausländer eine bei Weitem nicht so privilegierte Stellung genossen, wie man geglaubt hatte. Von da an kamen sehr wenige Birmanen zur Mission. Sogar die Frauen hatten Angst, und die Teilnehmerzahl von Nancys sonntäglichen »Frauentreffen« sank von dreißig auf ein bloßes Dutzend. Jeder war nervös, besonders Hough, der als einziger Mann sich seiner Verantwortlichkeiten und seiner Unfähigkeit, ihnen zu entsprechen, nur allzu deutlich bewusst war.

Zu diesem Zeitpunkt brach die Cholera aus. In Birma hatte es nie eine derartige Epidemie gegeben. Bis zum Vorjahr war sie nie außerhalb Indiens vorgekommen, wo sie seit Menschengedenken in bestimmten Gegenden immer wieder ausgebrochen war. Plötzlich flammte sie in Rangun auf und verbreitete sich wie einer jener schrecklichen Flächenbrände, welche die Stadt periodisch von einem Ende bis zum anderen verwüsteten. Die Bewohner starben wie Fliegen. Kein Lebensalter war immun, kein gesellschaftlicher Rang, keine Wohngegend. Todeströmmeln wummerten dumpf den ganzen Tag in jedem Stadtviertel. Es war besonders erschreckend, wie die Krankheit, einem Tiger gleich, sich auf ihre Opfer stürzte. Ganz gleich, ob es

ein Mann, eine Frau oder ein Kind war – der Betreffende stand vielleicht morgens gesund und munter auf, wurde mittags von heftigstem Durchfall und Krämpfen attackiert, kollabierte dann am Nachmittag und schrumpfte im wahrsten Sinne des Wortes zusammen und war am Abend tot. Die Krankheit war bei der Wahl ihrer Opfer völlig unberechenbar. In einem Haus traf es nur *eine* Person, in einem anderen alle, dann wurde wieder willkürlich eine ganze Straße übersprungen.

Panische Hysterie erfasste die ganze Bevölkerung. Die Menschen hatten überhaupt keine Erfahrung mit dieser Krankheit, konnten sie nicht verstehen und hatten nicht die geringste Vorstellung davon, wie man damit umgehen sollte. Sie konnten nur vermuten, »dass irgendwelche bösen Geister in die Stadt gekommen waren und ständig die Straßen durchstreiften, um aus reiner Bosheit die Einwohner zu vernichten«.

Nun, falls dem so war, dann gab es eine Möglichkeit gegen die bösen Geister: Sie konnten durch gewaltigen Lärm verjagt werden, so meinte man. Deshalb wurden, nach entsprechender Ankündigung, eines Tages beim Gerichtsgebäude Böller abgefeuert. Sofort fing jeder Birmane in Rangun damit an, auf sein Haus mit Keulen oder anderen Gerätschaften einzuschlagen, die gerade greifbar und geeignet waren, Lärm zu erzeugen. Jeder beteiligte sich. Man hatte die Menschen gewarnt, dass die bösen Geister in die Häuser derjenigen eindringen würden, die nicht genügend Lärm machten. Drei aufeinanderfolgende Nächte hielt das ohrenbetäubende Getöse an, aber die Geister waren anscheinend taub und weigerten sich abzuziehen.

Die Cholera hatte mitten in der heißesten Jahreszeit begonnen. Erst Monate später flaute sie ab, als der Regen einsetzte.

Als ob Adonirams Abwesenheit, die Schikanen der Behörden und schließlich die Cholera die gepeinigten Bewohner des Missionshauses nicht schon genug belastet hätten, machte zusätzlich ein beängstigendes Gerücht die Runde, als gerade die Epidemie auf ihrem Höhepunkt war: Die Engländer würden bald in Birma einmarschieren.

Nüchtern betrachtet, war das Gerücht nicht allzu schwer zu glauben. Die Beziehungen zwischen der englischen und der birmanischen Regierung waren seit Jahren problematisch. Als der König vor

einer Generation in die Grenzprovinzen mit Feuer und Schwert eingedrungen war, waren Tausende von Vertriebenen in großer Zahl in die benachbarten britischen Gebiete geflohen.<sup>151</sup> Der König sah diese Menschen als seine Untertanen an. Seine Truppen überquerten ständig die Grenze und drangen in britisches Territorium ein. Sie plünderten und brandschatzten überall, wohin sie kamen, um die Vertriebenen nach Birma zurückzuzwingen. Zwangsläufig kam es dabei gelegentlich zu Gefechten mit britischen Vorposten. Die Briten, die in Indien alle Hände voll zu tun hatten, hatten bisher eine konziliante Haltung eingenommen (die die Birmanen aber als Feigheit und Schwäche missverstanden), obwohl die Engländer allmählich zur Einsicht gelangten, dass sie das birmanische Ärgernis ein für alle Mal würden lösen müssen. Aber die Situation existierte nun schon eine ganze Generation lang ohne offenen Krieg, und die Menschen hatten sich daran gewöhnt. Das aktuelle Gerücht schien jedoch gute Gründe zu haben. Seit Monaten war in Rangun kein Schiff aus einem britischen Hafen eingelaufen. Die wenigen ausländischen Kapitäne, die noch in der Stadt waren, trafen plötzlich Vorbereitungen zur Abreise.

Diese Kriegsangst war für Hough der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Er war niemals sicher gewesen, ob dieser unfreundliche Ort wirklich seine Bestimmung wäre – fast von Anfang an jede Aussicht auf die Bekehrung von Birmanen in Zweifel ziehend. Jetzt hatte er endgültig jegliche Zuversicht verloren. Adoniram war wahrscheinlich tot. Nur die göttliche Vorsehung hatte bisher die Cholera von der Missionsfamilie ferngehalten, aber die Epidemie wütete immer noch. Wenn es zum Krieg kam – und seiner Meinung nach deutete alles darauf hin –, wäre Rangun das allererste Schlachtfeld. Er kam zu dem Schluss, es sei seine Pflicht, seine Frau und Kinder aus der Stadt zu evakuieren und in das sichere Bengalen zu bringen.

Er drängte Nancy, sie zu begleiten, aber sie weigerte sich – selbst wenn sie kaum wusste, warum sie dies tat. Gewiss brachte die Mission im Augenblick nicht viel zustande. Selten kamen interessierte Fragesteller. Die Besucherzahl ihrer kleinen Schule für Frauen war

---

<sup>151</sup> A. d. Ü.: Mit dem König ist Bodawpaya gemeint, die betreffenden Grenzprovinzen sind das ehemalige Königreich Arakan, dessen vertriebene Bewohner die Arakanesen oder Magh. Die Invasion Bodawpays fand 1784 statt, der offene Krieg brach 40 Jahre später aus, im Jahr 1824.

verschwindend gering geworden. Dennoch zögerte sie. Angenommen, so dachte sie, Adoniram *war* am Leben und kehrte nach Rangun zurück – vielleicht krank oder sogar im Sterben liegend – und fand die Mission verlassen vor. Was dann? Er würde sie brauchen. Und selbst wenn er nach Rangun bei guter Gesundheit zurückkehrte und sie wäre in Bengalen, wie sollten sie einander je wiederfinden? So blieb sie trotz des Drängens von Hough hartnäckig bis Ende Juni. Zu diesem Zeitpunkt lag nur noch ein ausländisches Schiff am Flussufer, und es war kurz davor auszulaufen. Erst dann, als sie mit schwerem Herzen in ihrem Zimmer die heißen Nächte hindurch nachdachte, während die Tolestromeln dröhnten und die Eidechsen über Wände und Decke huschten, entschloss sie sich endlich, mit den Houghs auszureisen. Wenn es Krieg gab und Adoniram immer noch am Leben war, würde er ohnehin nicht vor Friedensschluss nach Rangun kommen können. Doch sie glaubte nicht, dass es wirklich zum Krieg kommen würde; und Krieg oder nicht Krieg: Sie hätte die Folgen in Kauf genommen – wenn sie nur hätte sicher sein können, dass Adoniram noch am Leben war.

Sie ging mit den Houghs Anfang Juli an Bord des Schiffs. Sie hatte auch für Adonirams Lehrer eine Passage gekauft, sodass Adoniram seine Studien fortsetzen konnte, falls sie ihn in Bengalen finden sollte. Doch im letzten Augenblick überlegte es sich der Lehrer anders. Sein Sinneswandel brachte sie fast dazu, selbst die Reise aufzugeben. Aber ihr Gepäck war an Bord und die Passage bezahlt; so blieb sie auf dem Schiff, als es den Anker lichtete und sich den Fluss hinabtreiben ließ.

An der Flussmündung, unmittelbar vor der Ausfahrt ins offene Meer, stellte der Kapitän fest, dass das Schiff so unsachgemäß geladen war, dass es zu gefährlich gewesen wäre, es in die Bucht von Bengalen hinauszusteuern. Es gab keine Alternative, als am letzten Ankerplatz im Fluss anzulegen und einige Wochen lang die Ladung umzupacken.

Das war der Vorwand, auf den Nancy nur gewartet hatte. Sie organisierte das Ausladen ihres Gepäcks und war selbst binnen einer guten Woche wieder im Missionshaus zurück, »zur großen Freude aller Birmanen, die in unseren Häusern zurückgeblieben waren«. Gleichgültig, was die Houghs taten, sie hatte jetzt vor zu bleiben, wo sie war,

und weiter ihren Studien nachzugehen »und den Ausgang der Sache Gott zu überlassen«.

Sie war im Nachhinein dankbar für die Weisheit ihrer Entscheidung, als die *Two Brothers* unerwartet in Rangun eintraf. Sobald sie von der Landung des Schiffs erfuhr, eilte sie zum Kapitän und erfuhr, dass Adoniram in Machilipatnam von Bord gegangen und über Land nach Madras gereist war. ›Zumindest ist er am Leben«, dachte sie voller Freude.

Nach weiteren zehn Tagen kehrten die Houghs zurück. Die Take-  
lung ihres Schiffs war, wie sich herausgestellt hatte, derart schlecht, dass die Abreise sich um einige weitere Wochen verzögern würde. Kaum hatten sie sich im Missionshaus wieder eingerichtet, als die beste aller Nachrichten eintraf: Adonirams Schiff war in der Flussmündung. Er war beinahe zu Hause!

Nancy musste die Nachricht jemandem mitteilen. Sie eilte an ihren Schreibtisch und fügte einem jener langen Briefe, die sie fast kontinuierlich an ihre Eltern schrieb, folgende Nachschrift hinzu:

Wie werdet Ihr Euch mit mir freuen, meine lieben Eltern, wenn ich Euch sage, dass ich soeben gehört habe, dass Mr. Judson in der Flussmündung angekommen ist! Diese freudige Botschaft gleicht die Monate der Niedergeschlagenheit und Entmutigung mehr als aus, die seine lange Abwesenheit hervorgerufen hat. Jetzt fühle ich mich beschämt angesichts meines Murrens, meines Mangels an Vertrauen auf Gott und meiner Weigerung, mich seinem Willen zu ergeben. Ich habe törichterweise gedacht, dass meine Prüfungen niemals enden würden, weil sie sich so lange hinzogen; oder dass sie in einem schrecklichen Ereignis enden könnten, das jede Hoffnung auf den endgültigen Erfolg der Mission vernichten würde. Aber jetzt werden sich unsere Aussichten hoffentlich wieder aufhellen und uns veranlassen, diese drangsalsvolle Nacht zu vergessen. Oder wir werden uns vielleicht an sie erinnern, dass sie das Mittel war, uns auf den Empfang der größten aller Segnungen vorzubereiten – auf die Bekehrung einiger aus dem Volk der Birmanen.

## Der erste Bekehrte (1818 – 1819)

Mit Adonirams Rückkehr schienen auch die Probleme der Mission zu verblassen. Die Kriegsgerüchte hörten auf, die Cholera-Epidemie ging allmählich vorbei. Sogar die portugiesischen Priester – einige von ihnen waren von Ava nach Rangun geschickt worden – durften bleiben. Letzteres war das Ergebnis der persönlichen Fürsprache des Vizekönigs beim König, der er durch große, für ihn bestimmte Geschenke Nachdruck verliehen hatte.

Den Ausweisungsbefehl gab es zwar immer noch auf dem Papier, aber Adoniram hoffte, dass er mit der Zeit getilgt werden würde. Er war nicht übermäßig begeistert von den Priestern; aber wenn Katholiken ausgewiesen werden konnten, dann auch Baptisten, »und Ausweisung, so sagen uns die Birmanen, ist keine Kleinigkeit – weil dabei aller Besitz beschlagnahmt wird und man mit allerlei Schikanen rechnen muss, sodass man froh sein kann, wenigstens das eigene Leben zu retten«.

Obwohl Adoniram zurückgekehrt war und die Aussichten für die Mission sich verbessert hatten, blieb Hough jedoch fest in seinem Entschluss, nach Kalkutta umzuziehen. Während sich die Wochen hinzogen und das Schiff immer noch nicht hochseetüchtig war, versuchte Adoniram, ihn zum Bleiben zu überreden. Aber Hough hatte genug von Birma. Die einzige Art und Weise, wie er sich für die Mission nützlich machen konnte, war als Drucker, und er konnte Adonirams Manuskripte in Kalkutta ebenso gut drucken wie in Rangun, aber mit wesentlich mehr innerer Ruhe und Gelassenheit.

Die Houghs lebten jedoch immer noch im Missionshaus, als Mitte September die beiden neuen Missionare eintrafen, Edward M. Wheelock und James Colman mit ihren beiden Frauen. Adoniram und Hough holten sie am Kai ab. Und für die entzückten Birmanen, die in großer Zahl als Schaulustige zum Hafen gekommen waren, war der Anblick von *vier* neuen Ausländern – und gleich *zwei* von ihnen waren *Frauen!* – zusätzlich zu den vier ihnen schon bekannten ein Schauspiel, an das sie sich noch lange erinnern würden.

Für Adoniram, inzwischen dreißig, und erst recht für den noch älteren Hough, müssen die neuen Missionare unglaublich jung erschienen sein. Beide waren Anfang zwanzig; beide schmal gebaut, mit einem brennenden Herzen für Mission und voller Ideale. Wheelock war sogar erst zweiundzwanzig und seine Frau Eliza zwanzig. Er war achtzehn gewesen, als er sich 1814, angespornt durch Adonirams Beispiel, für eine missionarische Laufbahn entschlossen hatte.

Das Missionshaus hatte nur sechs Wohnräume und eine größere Eingangshalle, die als Kapelle und Versammlungsraum benutzt wurde. Das Haus war jetzt ziemlich überbelegt mit den acht Erwachsenen und drei Kindern – den beiden von den Houghs und Emily Van Someren –, aber jeder passte sich an die Situation so gut wie möglich an.

Adoniram half den Neuankömmlingen durch die üblichen gründlichen Durchsuchungen beim Zoll, die fast eine Woche dauerten, und setzte ihre Einführung in das birmanische Leben fort, indem er die beiden Männer dem Vizekönig vorstellte. Der Vizekönig war ungewöhnlich liebenswürdig den neuen Missionaren gegenüber, die im Schneidersitz und barfuß auf einer Matte im Regierungsgebäude ihm gegenüber saßen. Er bemerkte ihr Unbehagen, als sie die birmanische Gewohnheit nachzuahmen suchten, sich mit gekreuzten Beinen zu setzen, und sagte zu Adoniram: »Lass sie bequem sitzen.«

Seine Liebenswürdigkeit ging vielleicht zum Teil auf das Geschenk zurück, das die Missionare ihm mitgebracht hatten – eine kleine Kiste mit Zimmermannswerkzeug, die Wheelock und Colman in Kalkutta für den Gebrauch der Mission gekauft hatten. Nichts dergleichen hatte man je in Rangun gesehen; und Adoniram, dem klar war, dass der Vizekönig keine Ruhe geben würde, bis die Werkzeuge sein Eigen wären, hatte entschieden, die Mission solle sie ihm lieber gleich schenken. Als die schwere Kiste vor ihn hingestellt wurde, ließ er sich sogar dazu herab, sich von seinem Polster zu erheben, sie selbst zu öffnen und die Werkzeuge eins nach dem anderen in Augenschein zu nehmen. Er bewunderte sie dann so sehr, dass er sogar einen seiner eigenen Zimmerleute hereinrief, um ihm die Werkzeuge zu zeigen, die bei den Weißen in Gebrauch waren. Nachdem die Unterredung einen derart guten Anfang genommen hatte, sagte Adoniram jetzt

dem Vizekönig, dass die neuen Lehrer ihre Frauen mitgebracht hatten und unter seiner Herrlichkeit Schirm und Schutz suchten. »Sie mögen bleiben, sie mögen bleiben«, stimmte der Vizekönig zu. »Und deine Frau soll ihre Frauen herbringen, damit ich sie alle kennenlerne.«

Nach ein paar Tagen hatten die beiden jungen Männer Lehrer angeheuert und angefangen, die Sprache zu lernen, während ihre Frauen, unter Nancys Anleitung, lernten, einen birmanischen Haushalt zu führen. In den Jahren in Rangun hatte Nancy gelernt, verschiedene Speisen und Gerichte aus Neuengland zu imitieren. Sie rührte eine passable Art Butter aus der minderwertigen birmanischen Milch, und sie hatte entdeckt, dass sich die sauren Früchte der Bäume im Garten des Missionshauses für recht ordentliche Obstkuchen und -konserven verwenden ließen. Mehl stellte ein größeres Problem dar. Ebenso wie Zucker und Tee musste es aus Bengalen bestellt werden, aber Weizen aus Ava eignete sich dafür noch besser – wenn er besorgt werden konnte. War beides nicht erhältlich, was gewöhnlich der Fall war, dann hatte Nancy gelernt, mit Kochbananen gemischten Reis zu verwenden, der zuvor zerstoßen worden war. Zum größten Teil jedoch war der Speisezettel der Mission noch der gleiche wie 1814 – Curryhuhn, Reis und Gemüse. Eliza Wheelock – die persönlich wahrscheinlich etwas schockiert, aber anfangs recht lernbereit war, soweit es die Reife ihrer 20 Jahre erlaubte – notierte, dass »ein Europäer mit gutem Appetit und bei guter Gesundheit fast vollständig von den Erzeugnissen des Landes leben könnte, wie ich denke«.

Leider aber war Gesundheit genau das, was Wheelock und Colman fehlte. Kaum hatten sie sich eingerichtet und mit ihren Studien begonnen, da fingen beide an, Blut zu husten, und ließen Anzeichen der gefürchteten Tuberkulose erkennen. Nach ein paar Tagen mussten sie das Studieren aufgeben und sich ins Bett legen. Es sah ganz danach aus, als wären die Neuankömmlinge dazu bestimmt, nichts weiter zustande zu bringen, als die Arbeit der Mission aufzuhalten, um dann schließlich ins Grab gelegt zu werden.

Die Houghs reisten am 1. November endgültig nach Kalkutta ab und nahmen die Presse und die Drucktypen mit. So konnten die Räumlichkeiten im Missionshaus neu aufgeteilt werden: Die Colmans, die

Wheelocks und die Judsons bekamen nun jeweils zwei Zimmer: eines als Schlafzimmer und das andere als Studier- und Wohnzimmer.

Das Haus war ursprünglich nur für zwei Familien geplant, und infolgedessen waren die beiden Zimmer der Wheelocks in der Mitte des Gebäudes nicht miteinander verbunden, was Mrs. Wheelock unmissverständlich in einem Brief an die Frau von Dr. Baldwin von der Zweiten Baptistengemeinde in Boston zur Sprache brachte – obgleich sie gewissenhaft hinzufügte: »Aber wir sind nicht geneigt, uns zu beklagen. O nein! Diese beiden Zimmer in Rangun ziehen wir dem bequemsten und elegantesten Gebäude in Amerika vor.«

Adoniram und Nancy hatten arglos geglaubt, die Wheelocks würden sich glücklich schätzen, »im kühlestem und trockensten Teil des Hauses« zu wohnen; Tatsache aber war, dass Eliza Wheelock allmählich eine Abneigung gegen Adoniram und Nancy entwickelte, die mit der Zeit immer stärker wurde. Ihre ideal-romantischen Vorstellungen in Bezug auf Gefahren und Strapazen stimmten nicht mit der Wirklichkeit überein, während die reale Gefahr (ja, selbst die Möglichkeit, dass ihr Mann an Tuberkulose sterben könnte) derart bedrohlich war, dass sie diese niemandem gegenüber eingestehen konnte – am allerwenigsten sich selbst, falls dies für ihre 20 Jahre überhaupt in Betracht gekommen wäre. Die anderen »nichtromantischen« Strapazen für Eliza Wheelock waren zweifacher Art: erstens die eintönige mühsame Routine, ihren Mann in derart unpassenden Räumlichkeiten zu pflegen; und zweitens das größere Problem, nämlich die Tatsache, dass man sie nicht als Heldin betrachtete, sondern lediglich als eine weitere Arbeiterin in der Mission, die sich notwendigerweise den älteren und bei Weitem erfahreneren Mitarbeitern – Adoniram und Nancy – unterzuordnen hatte.

Innerhalb weniger Monate ging es Colman besser. Anfang 1819 war er fast vollständig wiederhergestellt; aber Wheelock ging es Tag für Tag schlechter, er wurde ständig schwächer und magerte immer mehr ab. Adoniram und Nancy teilten Mrs. Wheelock ihre Befürchtung mit, die Krankheit ihres Gatten würde nur einen einzigen Ausgang nehmen. Sie weigerte sich, ihnen zu glauben; ihre Warnungen machten sie nur wütend. Sie verübelte ihnen schon die »diktatorische Art«, mit der sie – Elizas Meinung nach – die Mission leiteten, und reagierte

mit Forderungen nach Lebensmitteln, Annehmlichkeiten und Dienstleistungen, die in ganz Rangun nicht hätten beschafft werden können, geschweige denn innerhalb der Mission.

Es war gut möglich, dass Adoniram und Nancy die Mission scheinbar etwas eigenmächtig und willkürlich führten. Die Geschichte der »förmlichen und ernsten Zurechtweisung«, die Adoniram von Dr. Spring Ende 1811 bekommen hatte, machte in Neuengland immer noch die Runde, wobei man ausschmückend anmerkte, dass Adoniram aus Rache in Kalkutta vom Kongregationalisten zum Baptisten geworden sei. Im Frühling ebendieses Jahres<sup>152</sup> hatte Adoniram einen Brief nach Hause geschrieben, indem er abstritt, dass ihm je eine Zurechtweisung gegeben worden sei. (Diese Leugnung nahm er viele Jahre später zurück.) Dabei erklärte er, er hätte die Zurechtweisung kaum registriert, weil er sich damals sehnlichst gewünscht hätte, vom American Board endlich ausgesandt zu werden. Was Nancy betraf, so war sie schon als Kind bekannt für ihre Hartnäckigkeit und ihr Geschick, den eigenen Kopf durchzusetzen.

Zwei derart energische und zielstrebige Personen, die noch dazu seit fast sechs Jahren in Birma waren (im Vergleich zu den wenigen Monaten der Neuankömmlinge), erwiesen sich vielleicht nicht immer als feinfühlig und taktvoll, wenn es darum ging, Entscheidungen für die Mission zu treffen. Hough hatte etwas dergleichen gespürt, und es hatte vielleicht zu seinem Umzug nach Kalkutta beigetragen. Eliza ärgerte sich jedoch darüber und rebellierte dagegen. Aber die Colmans, Mann und Frau, verstanden und akzeptierten es.

Die Arbeit der Mission war fast zum Stillstand gekommen während der Zeit, da Wheelock und Colman krank daniederlagen. Jetzt, da Colman genesen war, fühlte sich Adoniram frei, seinen Plan bezüglich eines Platzes weiterzuverfolgen, wo er predigen und mehr Zuhörer anziehen konnte, als es in dem abgelegenen Missionshaus möglich war.

Er hatte schon früher an einen *zayat*<sup>153</sup> gedacht. Jetzt entschloss er sich, einen zu bauen, wenn sich auch die Mission die etwa 200 Dollar für die Errichtung des Gebäudes nicht leisten konnte. Aber er sah sich

152 A. d. H.: D. h. 1819.

153 A. d. H.: Vgl. Fußnote 146 auf S. 266.

in der Lage, sehr preisgünstig ein Grundstück hinter dem Garten des Missionshauses zu erwerben, das direkt an der »Pagoden-Straße« lag, in einer Entfernung von 150 bis 200 Metern.

Die Pagoden-Straße war die zentrale Durchgangsstraße von der Stadt zur Shwedagon-Pagode. Wie bereits erwähnt, war sie buchstäblich gesäumt von kleineren Pagoden, deren Glocken Tag und Nacht ihr dissonantes Geklimper verbreiteten. Viele Leute lebten in den Häusern an der Straße, und zahlreiche buddhistische Gläubige kamen dort täglich vorbei. Am birmanischen Feiertag – etwa viermal pro Monat, bei Neumond, bei Vollmond und jeweils bei ab- und zunehmendem Halbmond – drängten sich Tausende darauf, wenn sie zum Shwedagon unterwegs waren, wo sie mit gesenkten Häuptern stundenlang im Gebet knieten und dabei Blumen oder brennende Kerzen in den ausgestreckten Händen hielten. Bei den alljährlichen Festen wurden aus den Tausenden jeweils Zehntausende.

An der Pagoden-Straße gab es viele *zayats*, einige klein, während einige sehr groß waren und mehrere Pagodendächer besaßen, die man übereinander angeordnet hatte. Sie waren Schutzunterkünfte, wo Reisende ausruhen und Männer sich versammeln, diskutieren und zuhören konnten, während es buddhistischen Laienlehrern möglich war, dort zu unterrichten. Sie dienten anderen Zwecken als die Pagoden, wo sich die safrangelb gekleideten Priester aufhielten, die sie lediglich verließen, um ihre Bettelschalen durch die Straßen zu tragen. Die *zayats* waren für die Laien reserviert. Die Priester kamen nur zu besonderen Anlässen hierher, um zu lehren und zu predigen.

Adoniram und Nancy verbrachten einen ganzen Monat lang jede freie Minute damit, den Bau des *zayat* zu beaufsichtigen. Anfang April warteten nur noch die breite Vorderveranda und die Zugangstreppe auf ihre Fertigstellung.

Es war ein kleines hüttenartiges Gebäude, etwa zehn Meter tief und sechs Meter breit, und die vorderen drei Meter nahm auf der ganzen Breite die strohgedeckte Bambusveranda ein, wo – so Adonirams Grundgedanke – er sitzen und die Vorübergehenden anrufen bzw. einladen konnte. Der geschlossene Teil (die hinteren sieben mal sechs Meter) war ein einziger Raum aus weiß getünchten Brettern mit einem großen glaslosen Fenster in jeder Wand, wo die Männer

studieren konnten und sich die Möglichkeit bot, öffentliche Gottesdienste zu halten. Hinter dem Gebäude war eine überdachte Passage zum Garten des Missionskomplexes, wo die Frauen studieren konnten. Wie alle Gebäude in Birma stand das Ganze auf Pfählen, einen guten Meter über dem Erdboden.

Als Adoniram und Nancy ihren Baptisten-*zayat* inspizierten, mussten sie sich eingestehen, dass er nicht zu vergleichen war mit den vielen buddhistischen entlang der Straße, die mit vielen übereinandergebauten und am Giebel aufgebogenen Dächern versehen waren, aber sie waren stolz darauf. Endlich hatten sie »ein christliches Versammlungshaus, das allererste, das in diesem atheistischen Land errichtet worden war«. Sie entschlossen sich, es sofort in Betrieb zu nehmen, ohne die Fertigstellung der Veranda abzuwarten.

Adoniram hielt dort seinen ersten Gottesdienst am Sonntag, dem 4. April 1819. Seine Gemeinde bestand hauptsächlich aus etwa 15 Erwachsenen, die er aus der Nachbarschaft hatte einladen können. Beim Gottesdienst waren auch zahlreiche nichteingeladene Kinder anwesend, reich geschmückt mit Halsketten, Armreifen und Fußkettchen, aber ansonsten – wie üblich – völlig nackt. Sehr wenige unter den Zuhörern hatten je eine wie auch immer geartete religiöse Feier besucht, und sie waren geschäftig dabei, sich umzusehen und laute Kommentare über die Konstruktion und das Aussehen des *zayat* abzugeben und auch das Benehmen sowie die Kleidung des ausländischen Lehrers samt ihrer eigenen lautstark zu diskutieren. Anschließend gratulierte sich Adoniram dazu, dass er – zumindest zeitweise – ihre Aufmerksamkeit hatte gewinnen können. Ein paar Tage später gingen er und Nancy zu einer buddhistischen Feier in einem benachbarten *zayat* in der Absicht, etwas über buddhistische Veranstaltungen zu lernen. Dort war alles völlig anders. Die Gläubigen saßen auf Matten, die man auf dem Fußboden ausgebreitet hatte. Die Männer befanden sich auf einer Seite, die Frauen auf der anderen. Als Adoniram und Nancy eintraten, sagten einige Leute: »Da kommen einige barbarische Ausländer.« Aber als sie sich schweigend auf den Boden setzten und ihre Schuhe auszogen, sagten sie: »Nein, sie sind nicht barbarisch, sie sind zivilisiert.« Und einige wenige, die Adoniram erkannten, fügten hinzu: »Es ist der englische Lehrer.« Der Prediger saß in der Mitte des Raums

auf einer kleinen Plattform, etwas über 30 Zentimeter hoch. Er hieß sie willkommen, »aber als er erfuhr, dass ich ein Missionar bzw. – in ihrer Sprache – ein religionsverkündigender Lehrer [sei], wurde sein Gesicht düster, und er sagte nichts mehr«.

Als die Leute jetzt versammelt waren, forderte ein dafür bestimmter Mann alle dreimal zum Schweigen und zur Aufmerksamkeit auf. Dann nahm jeder die Blumen und Blätter, die zuvor verteilt worden waren, zwischen seine Finger, hob sie vor seinen Kopf und blieb in dieser respektvollen Haltung sitzen, bis die Feier vorbei war. Auf die Teilnahme an dieser Blumenzeremonie haben wir natürlich verzichtet.

Als alles in der richtigen Position war, schloss der Prediger seine Augen und begann mit der Feier, die zunächst im Wiederholen eines Teils ihrer heiligen Schriften bestand. Sein Thema war die Bekehrung der ersten beiden Jünger von Gautama und ihre spätere Erhöhung und Herrlichkeit. Seine Redekunst war völlig anders als das, was wir Rhetorik nennen. Anfänglich schien er langweilig und monoton, aber bald fand seine sanft dahinfließende Sprache von der Tonlage her ihren Weg in die Herzen und schläfernte die Seele ein, sodass sie in jenen Zustand der Ruhe und Gelassenheit gelangte, der in gewisser Hinsicht der berühmten Vollkommenheit ihrer früheren Heiligen ähnlich ist. Seine Rede dauerte etwa eine halbe Stunde; und am Ende sprach die ganze Versammlung ein lautes Gebet, bevor alle aufstanden und weggingen.

Adoniram und Nancy zogen ihre Schuhe an und kehrten zum Missionshaus zurück. Aber sie mussten sich selbst gegenüber eingestehen, dass die buddhistische Feier eine Kultiviertheit, ja, sogar eine Anmut besaß, die sie in ihrem eigenen *zayat* nicht erreicht hatten.

Am nächsten Sonntag versuchte es Adoniram wieder. Mehr Leute kamen als die vergangene Woche, und sie verhielten sich anständiger, aber es schien unmöglich, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen und dauerhaft in Anspruch zu nehmen. Danach bekannte er: »Niemals habe ich deutlicher die *ungeheure* Schwierigkeit gespürt, auf ein heidnisches Volk einen ersten Eindruck zu machen.«

Dennoch wuchs die Zuhörerschaft, wenn auch langsam. Gegen Ende des Monats, als die Stufen fertig waren, die von der Pagodenstraße zum *zayat* führten, setzte er sich jeden Tag auf die Veranda und rief den Vorübergehenden zu: »He! Alle, die ihr dürstet nach Erkenntnis!«<sup>154</sup>

Bald kam zum *zayat* ein derartiger Strom von Besuchern, dass Adoniram keine Zeit mehr zum Studieren hatte. Einige waren ganz offen, manche – sogar in aggressiver Weise – feindselig. Die meisten waren halb neugierig, halb gleichgültig. Aber nach einer Woche kam ein Besucher, der in Adoniram allergrößte Hoffnungen erweckte.

Der wichtige Besucher war an einem Freitag, dem letzten Apriltag, hereingekommen und hatte schweigend auf der Veranda gegessen, während er Adoniram mehrere Stunden beim Diskutieren mit verschiedenen Interessenten zuhörte. Sein Name war Maung Nau<sup>155</sup>. Er war etwa 35 Jahre alt und arm, wobei er ohne Familie lebte – ein Mann, der hart für seinen Lebensunterhalt arbeiten musste. Da war nichts Auffälliges an seiner Erscheinung oder seinem Verhalten, und er schien auch keine besonderen Fähigkeiten zu besitzen. An jenem ersten Freitag hätte ihn Adoniram kaum wahrgenommen, wäre da nicht seine Aufmerksamkeit und seine für einen Birmanen ungewöhnliche Schweigsamkeit gewesen.

Am Samstag kam er wieder. Diesmal stellte er zögernd ein paar Fragen. Von seiner Haltung her war er ein ernsthaft Suchender und nicht einer, der den Lehrer in eines dieser haarspalterischen abstrakten Argumente hineinziehen wollte, an denen die Birmanen so viel Freude hatten.

Am Sonntag war er beim Gottesdienst, der von etwa 30 Leuten besucht wurde. Inzwischen nannte ihn Adoniram bei sich »den stillen und bescheidenen Maung Nau«. Maung Nau hörte wirklich zu. Von den anderen dagegen dachte Adoniram: »Sehr wenige waren wirklich aufmerksam, und wahrscheinlich zogen die meisten keinerlei Nutzen aus dem Gehörten.«

154 A. d. Ü.: Vgl. Jesaja 55,1: »He, ihr Durstigen alle, kommt zu den Wassern! ...«

155 A. d. A.: »Maung« (oder »Moung«, wie es Adoniram oft buchstabierte) ist eigentlich eine Art Bezeichnung für »Knabe« oder drückt die Vorstellung von »jung« aus.

Am Montag und Dienstag besuchte Maung Nau Adoniram mehrmals, und Adoniram wurde klar, dass der Mann »eine belehrbare und demütige Gesinnung« hat.

Am Mittwoch, dem 5. Mai 1819, wagte Adoniram kaum, seine Schlussfolgerung zu notieren, zu der er gekommen war:

Ich fange an zu glauben, dass die Gnade Gottes sein Herz erreicht hat. Er hat auf verschiedene Weise Reue über seine Sünden und ebenso Glauben an den Erretter bekundet. Der Kern seines Bekenntnisses ist, dass er keinen anderen Erretter von den Finsternissen, den Unreinheiten und den Sünden seines ganzen Lebens gefunden hat als Jesus Christus; nirgendwo anders hin kann er sich hinwenden, um Errettung zu finden; und deshalb hat er sich vorgenommen, sich auf Christus zu werfen und ihm sein ganzes Leben zu dienen und ihn zu ehren.

Es scheint fast zu gewaltig, als dass man es glauben könnte, dass Gott begonnen hat, seine Gnade den Birmanen zu offenbaren; aber heute konnte ich der wunderbaren Überzeugung nicht widerstehen, dass dies tatsächlich der Fall ist. *Lob und Ehre sei seinem Namen in Ewigkeit. Amen.*

Es geschah tatsächlich! Nach sechs langen Jahren erlebten die Missionare nun, wie Maung Nau Tag für Tag in der Gnade wuchs. Beim Gottesdienst am nächsten Sonntag im *zayat* bekannte er sich in der Gegenwart von mindestens 30 Leuten öffentlich zum Glauben an Christus.

Maung Nau arbeitete für einen Holzhändler. Am Montag musste er beruflich abreisen, um Bauholz zu besorgen – wahrscheinlich Teakholz, hochgeschätzt für den Schiffbau, das flussaufwärts gewonnen wurde. Aber er sagte Adoniram, er hoffe nach seiner Rückkehr getauft zu werden.

Inzwischen redeten alle Missionare und ihre Frauen begeistert über Maung Nau. Sogar Wheelock war interessiert, obwohl er so krank war, dass es für jedermann – außer für Eliza Wheelock – offensichtlich war, dass er höchstens noch einige Monate zu leben hatte. Nancy verbrachte Stunden an seinem Bett und erzählte ihm alle Details der Bekehrung des ersten Birmanen – sehr zum Ärger von Eliza, die einen

irrationalen Verdacht zu hegen begann, die Judsons führten Böses gegen ihren Gatten im Schilde.

Niemand erwartete Maung Nau vor Ablauf einiger Wochen zurück, aber er tauchte schon nach ein paar Tagen wieder auf. Er hatte entdeckt, dass der Holzhändler ein Betrüger war, seine Arbeit aufgegeben und die Reise abgebrochen. Er war nicht lange ohne Arbeit. Schon eine Woche später hatte er ein Stellenangebot in Ava bei einem Bootseigner. Ava lag mehrere Hundert Kilometer flussaufwärts. Wenn er die Beschäftigung annähme, würde er die Missionare lange – vielleicht ein ganzes Jahr – nicht sehen können. Er fragte Adoniram, was er tun sollte. Einerseits wollte er nicht nach Ava gehen, andererseits musste er Arbeit haben.

Auch die Missionare wollten ihn nicht gehen lassen, zumindest nicht, solange er sich in seiner gegenwärtigen interessanten Situation befand. Wenn er mehrere Monate abwesend wäre, konnte man nicht sagen, was mit seiner neuen Überzeugung geschehen würde. Zum anderen wollten sie ihn auch nicht zum Bleiben überreden. Nachdem Adoniram die Sache mit Nancy und den Colmans durchgesprochen hatte, lud er Maung Nau schließlich ein, bei den Missionaren in der Mission zu bleiben. Sie würden ihm zehn Tical<sup>156</sup> im Monat bezahlen, wenn er sich dadurch nützlich machen würde, dass er Traktate abschrieb, die man nicht mehr drucken konnte, seit Hough abgereist war. Als Maung Nau das Angebot akzeptierte, seufzten die Missionare erleichtert auf. Sie waren sicher, dass er nach ein paar Tagen im Missionskomplex für die Taufe bereit wäre.

Und sie hatten recht. Am 6. Juni, einem Sonntag (gut einen Monat, nachdem er zum ersten Mal im *zayat* aufgetaucht war), legte Maung Nau Adoniram schüchtern einen Brief vor. An jenem Abend versammelten sich nach der Abendmahlsfeier außer dem todkranken Wheelock alle Missionare, um sich ihn anzuhören. Adoniram übersetzte ihn laut:

---

<sup>156</sup> A. d. Ü.: Tical ist eine Gewichts- und Geldeinheit in Thailand (entspricht dem Baht, heute nur noch Geldeinheit [als Gewicht früher 15 Gramm]), in Kambodscha (bis 1875 [15 Gramm]) und in Birma bis heute. In Birma heißt *Tical* auch *kyattha* und entspricht als Gewichtseinheit 16,33 Gramm. Als Geldeinheit entsprach ein Tical zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwa 0,6 US-Dollar nach damaligem Wert.

Ich, Maung Nau, der beständige Empfänger Eurer hochedlen Gunst, nahe mich Euren Füßen. Da meine Herren, drei an der Zahl, ins Land Birma gekommen sind, nicht um Handel zu treiben, sondern um die Religion Jesu Christi, des Sohnes des ewigen Gottes, zu predigen, bin ich, nachdem ich sie gehört und verstanden habe, mit freudigem Herzen erfüllt von Liebe.

Ich glaube, dass der Göttliche Sohn, Jesus Christus, anstelle von Menschen den Tod erlitten hat, um für ihre Sünden Sühnung zu tun. Wie ein Mann unter einer schweren Last spüre ich, dass meine Sünden viele sind. Ich verdiene es, die Strafe für meine Sünden zu erleiden. Da dies so ist, bitte ich Euch, meine Herren, Folgendes zu erwägen: Indem ich Zuflucht nehme zu den Verdiensten des Herrn Jesus Christus und getauft werden möchte, um sein Jünger zu werden, werde ich einst mit Euch zusammen als Gemeinschaft von Brüdern in der Glückseligkeit des Himmels wohnen; gewährt mir deshalb die göttliche Verordnung der Taufe. Es ist durch die Gnade Christi, dass Ihr, meine Herren, mit Schiffen von einem Land und Kontinent zu einem anderen gekommen seid und dass wir uns begegnet sind. So bitte ich meine Herren, drei an der Zahl, dass man einen geeigneten Tag festsetze und dass ich die göttliche Verordnung der Taufe empfangen möge.

Da ich von dem ewigen Gott erst erfahren habe, seit ich Euch, meinen Herren, begegnet bin, wage ich Euch zu bitten, dass Ihr mir weiterhin die Religion des wahren Gottes entfaltet, damit meine alte Gesinnung abgetan und meine neue Gesinnung verbessert werde.

Niemand in der Mission bezweifelte, dass Maung Nau die Gnade Gottes erfahren hatte, und man kam überein, dass er am folgenden Sonntag getauft werden und danach in die Gemeinde aufgenommen werden sollte. Die »Gemeinde« bestand aus sechs Mitgliedern – den beiden Judsons, den beiden Colmans und den beiden Wheelocks. Jetzt würde sie sieben Gläubige zählen, aber in den Augen der anderen Mitglieder war der siebte der wichtigste. Denn der siebte sollte der erste Birmane sein, der je Baptist werden würde.

Es kam jedoch so, dass Maung Naus Taufe um drei Wochen ver-

schoben werden musste. Der Grund war eine Staatskrise, die größte in Birma seit einer Generation.

Vom bescheidenen Blickpunkt der Mission aus erschien das erste Anzeichen dafür einige Wochen, nachdem Maung Nau zum *zayat* gekommen war. Es zeigte sich in Form einer Forderung an die Missionare, eine Sondersteuer von 48 Tical reinen Silbers – etwa 30 Dollar – für die Diensthofen im Haushalt zu bezahlen. Auf seine Nachfrage hin erfuhr Adoniram, dass es eine neue Steuer war, die im ganzen Reich erhoben wurde. Adoniram und Nancy suchten deswegen den Vizekönig auf. Er antwortete, »es wäre eine Sondersteuer, und sie musste bezahlt werden; aber wir bekämen die Ausnahmegenehmigung, sie nicht dem entsprechenden Beamten entrichten zu müssen, sondern hätten das Vorrecht, sie ihm selbst bezahlen zu dürfen! Wir waren deshalb gezwungen, ihm sogleich das Geld zu geben.«

Gleichzeitig sank die Besucherzahl im *zayat* auf fast null – ein Resultat, so vermutete Adoniram, der durch die harte Steuer verursachten Not. Aber er täuschte sich. Es war ein zweites Vorzeichen von etwas weit Schlimmerem.

Eine Woche später kamen ein Päckchen mit Briefen und eine Kiste von den Missionaren in Bengalen an. Kaum waren die Sachen aus dem Schiff und an Land gebracht, als die Mission »den nachdrücklichen Befehl vom Steuereinnahmer des Distrikts bekam, 450 Tical reinen Silbers zu bezahlen«. Das waren etwa 300 Dollar<sup>157</sup>, mehr als der *zayat* und das zugehörige Grundstück gekostet hatten. Für Adoniram und Nancy sah es wie ein erneuter Erpressungsversuch aus. Aber sie waren in einem Dilemma. Alles deutete darauf hin, dass die Forderung letztlich vom Vizekönig selbst kam. Er hatte vor ein paar Tagen darauf bestanden, dass sie die »Kopfsteuer« bezahlten. Er war noch nicht lange im Amt, und sie kannten ihn nicht gut. Wie hätten sie sich weigern können? Bezahlten sie, würde es bald neue Forderungen geben, und die Mission könnte es sich nicht länger leisten, in Rangun zu bleiben. Bei einer derart hohen Steuer würde es sich lohnen, nach Ava zu reisen und vor dem König Protest einzulegen – aber der Vizekönig würde Adoniram bestimmt die Reisegenehmigung verweigern.

---

<sup>157</sup> A. d. Ü.: Dies war nach damaligem Wert ein kleines Vermögen. »450 Tical reinen Silbers« entspricht ca. 7,2 Kilogramm Silber (das im Jahr 2013 zwischen 4600 und 6900 US-Dollar wert gewesen wäre!).

Es gab zwei Engländer in Rangun, die es aus ihren ganz eigenen Gründen vor langer Zeit ratsam gefunden hatten, Indien zu verlassen, birmanische Staatsbürger zu werden und in den Dienst des Königs zu treten. Einer hieß Rodgers, der andere Gibson. Adoniram beschloss, sich mit seiner Bitte um Hilfe an sie zu wenden.

Aber bei Rodgers, der inzwischen fast 40 Jahre in Birma war, erreichte er nichts. Dieser Engländer hatte Jahre damit verbracht, in Hofkreisen in Ava gegen einen Spanier namens Lanciego zu intrigieren, und zwar mit dem Ziel, das lukrative Amt des Steuereintnehmers von Rangun zu bekommen. 1782 hatte Rodgers mit einem Gehstock – in Südasien als »Penang lawyer« bekannt – den Ersten Offizier eines Schiffs angegriffen, auf dem er selbst Vierter Offizier war, und hatte ihn fast tot liegen lassen. Er hatte das Territorium der Ostindien-gesellschaft fluchtartig verlassen und war nach einem Jahr des Umher-ziehens durch Arakan schließlich nach Rangun gekommen. Er hatte eine Birmanin portugiesischer Abstammung geheiratet und hatte ein Kind. Jetzt betrachtete er sich als Birmane, trotz seines Yorkshire-Akzents, seiner hellblauen Augen und seiner großen europäischen Statur. Er kleidete sich auf birmanische Weise und frisierte sogar seinen langen grauen Bart nach der birmanischen Mode: Er ließ ihn in einer langen dünnen Quaste wie einen Ziegenbart auslaufen. Wenn er sich für den Fall der Mission einsetzte, würde ihm das bei seinem Griff nach den Steuereinnahmen alles andere als hilfreich sein, und deshalb zeigten Adonirams Bitten bei ihm keine Wirkung.

Gibson, der andere Engländer, war anfänglich zwar zurückhaltend, aber er stellte sich als freundlicher und – wie Adoniram meinte – vertrauenswürdiger heraus. Gibson willigte schließlich ein, sich beim Vizekönig einzusetzen, und die Sache stellte sich bald als das heraus, was man ohnehin vermutet hatte. Ein Untergebener des Ray-wun, des Stellvertreters des Vizekönigs, hatte gedacht, er könne die Gelegenheit nützen, leicht an Geld zu kommen. Der Untergebene wurde gemäß-regelt, und die »Steuer« war vergessen.

Aber die Episode war doch beunruhigend. Anscheinend ging in Ava etwas Rätselhaftes vor, was Beamte zu Erpressungsversuchen ermutigte, die selbst für Birma ungewöhnlich waren. Ein wenig später wurde von der Mission wieder eine Steuer gefordert, diesmal in Höhe

von 15 Tical, der man entging, indem man die Hälfte bezahlte. Niedere Beamte besuchten die Mission jetzt fast täglich, um diese oder jene Forderung zu stellen.

Langsam wurde Adoniram klar, dass sich ganz Rangun in einem beispiellosen Zustand der Verwirrung mit einer seltsamen Grundstimmung angstvoller Sorge befand. Kurz nachdem Maung Nau seine Bitte um Taufe geäußert hatte, erfuhren sie, dass der Vizekönig sich auf eine Reise nach Ava vorbereitete. Eine ungeheuer große Menge von Booten wurde oberhalb der Stadt gesammelt, um sein riesiges Gefolge aufzunehmen; offensichtlich sollte die Reise des Vizekönigs mit größtmöglichem Pomp und Gepränge stattfinden. Dies musste der Grund für das Durcheinander in Rangun sein, dachte Adoniram. Auf jeden Fall hielt er es für das Beste, Maung Naus Taufe zu verschieben, bis die Lage sich beruhigt hatte.

Ende Juni verließ der Vizekönig Rangun und begab sich auf die Flotte von Flussbooten. Inzwischen war die Stadt »in äußerster Aufregung und Besorgnis«, und die Gerüchte über den Grund dafür hatten endlich auch Adoniram erreicht.

Befehl auf Befehl hat unseren Vizekönig erreicht, so rasch wie möglich nach Ava zurückzukehren, und zwar mit allen Truppen unter Waffen. Große Neuigkeiten machen flüsternd die Runde. Manche sagen, es gäbe einen Aufstand; andere sagen, der König sei krank, wieder andere, er sei tot. Aber niemand wagt, so etwas deutlich und offen auszusprechen. Es wäre ein Verbrechen ersten Ranges; denn der »Herr über Land und Wasser« wird unsterblich genannt. Der älteste Sohn seines ältesten Sohnes (dessen Vater gestorben war) wurde schon vor langer Zeit zum Erben der Krone erklärt; aber er hat zwei mächtige Onkel, die ihm – so vermutet man – dieses Recht streitig machen werden; und aller Wahrscheinlichkeit nach wird bald das ganze Land ein Schauplatz von Anarchie und Bürgerkrieg sein.

Am nächsten Tag ging Adoniram nicht zum *zayat*, sondern »war den ganzen Vormittag unterwegs und hörte sich nach Neuigkeiten um, indem er in Sorge darüber war, dass schon der nächste Tag oder gar die nächste Stunde uns in die größte Bedrängnis stürzen könnte«.

Der ganze Ort ist in düsteres Schweigen gehüllt und wartet auf die Explosion. Um 10 Uhr läuft ein königliches Depeschenboot in den Hafen ein. Man weist eine königliche Vollmacht vor. Die Volksmenge macht Platz für die heiligen Boten und folgt ihnen zum Hohen Gericht, wo sich die Würdenträger des Ortes versammelt haben.

»Hört, ihr Leute: Der unsterbliche König, müde geworden – wie es scheint – all der Mühen des Königsamtes, ist hinaufgestiegen, um sich in den himmlischen Regionen zu vergnügen. Sein Enkel, der rechtmäßige Thronfolger, hat den Thron eingenommen. Der junge Monarch ordnet für alle an, sich ruhig zu verhalten und seine königlichen Befehle abzuwarten.«

Es scheint, dass der Fürst von Toung Oo, einer seiner Onkel, zusammen mit seiner Familie und seinen Anhängern hingerichtet und der Fürst von Pyee<sup>158</sup> verhaftet wurde. Wahrscheinlich gab es viel Blutvergießen, aber aus den Nachrichten und Gerüchten gewinnt man den Eindruck, dass das ganze Geschäft so schnell über die Bühne ging, dass die fernen Provinzen den Schock nicht spüren.

Es gab in der Tat viel Blutvergießen, aber es war vorbei und der alte König Bodawpaya schon zwei Wochen tot, als Adoniram davon hörte. Die erste »Amtshandlung« des neuen Königs bestand darin (zumindest laut den Geschichten, die später nach Bengalen drangen), seinen Bruder, dessen Kinder, dessen Enkel und den Rest seiner Familie in rote Säcke einnähen zu lassen – wie es königlichen Personen gebührte – und den Befehl zu geben, sie zu ertränken. Sein Onkel wurde erdrosselt, nachdem ihm die Knochen auf der Streckbank gebrochen worden waren. Einen der obersten Minister, den Gouverneur der Westprovinzen, ereilte das gleiche Schicksal. Der Besitz der Verurteilten wurde konfisziert und zum Unterhalt der Armee verwendet.

Man nahm an, dass insgesamt etwa 1400 Angehörige der herrschenden Klasse und 10 000 bis 15 000 Normalbürger zu Tode gebracht wur-

---

<sup>158</sup> A. d. H.: Vermutlich handelt es sich dabei um den Fürsten von Prome/Pyay, das in Zentralbirma liegt (vgl. Fußnote 169 auf S. 316).

den. Auf diese Weise pflegten neue Herrscher von Birma nach ihrem Herrschaftsantritt sicherzustellen, dass ihre Regentschaft »friedlich und sorglos« war und lange Bestand hatte.

Der neue Herrscher hieß Bagyidaw. Zu Beginn der vierten Woche seiner Herrschaft, am Sonntag, dem 27. Juni 1819, wurde Maung Nau getauft.

Im *zayat* rief Adoniram vor der kleinen Versammlung (es waren einige neue Gesichter da, insgesamt waren es etwas über 30 Personen) Maung Nau zu sich nach vorn, »las und kommentierte eine passende Schriftstelle, stellte ihm verschiedene Fragen über seinen *Glauben*, seine *Hoffnung* und seine *Liebe* und sprach das Taufgebet«.

Die ganze Gesellschaft verließ darauf den *zayat* und ging zu einem großen Teich in der Nähe, an dessen Ufer eine große Buddha-Statue stand. Daraufhin führte Adoniram Maung Nau hüfttief ins dunkle Wasser, tauchte ihn unter und nahm ihn in die baptistische Glaubensgemeinschaft auf, während eine neugierige Menge bunt gekleideter Birmanen vom Hügel oben zusah.

Eine einzige Taufe war nicht besonders viel als Ergebnis der Arbeit von sechs Jahren. Aber als Adoniram mit Maung Nau tropfnass zum Missionshaus zurückkehrte – mit Nancy, den Colmans und dem Rest der Versammelten im Gefolge –, hoffte er: »O möge diese Taufe sich als der Anfang einer Reihe von Taufen im birmanischen Reich erweisen, die sich in ununterbrochener Folge fortsetzt bis ans Ende der Zeit!«

## Lasst uns zu den Goldenen Füßen reisen (1819)

Gegen Ende jenes Junimonats, in dem Maung Nau getauft wurde, zweifelte niemand mehr daran, dass Wheelock nur noch wenige Monate zu leben hatte, d. h. niemand mit Ausnahme von Eliza Wheelock. Je schwächer er wurde, desto heftiger stritt sie ab, dass er auch nur ernsthaft krank sei.

Ein konfuses Ringen entwickelte sich um ihn her – um die Fürsorge für seinen Leib, inzwischen nur noch Haut und Knochen, und um den Erhalt seines Verstandes, der langsam den Bezug zur Realität verlor.

Auf der einen Seite standen die Colmans und Judsons, geführt von Nancy und Adoniram, auf der anderen Eliza Wheelock. Jede Seite suchte das Beste für Wheelock, wie sie es jeweils zu sehen meinte.

Nancy versuchte, ihm seine Lage so angenehm wie möglich zu machen, indem sie all ihren Erfindungsreichtum aufwandte, um ihm die Speisen zuzubereiten, die er besonders gern mochte. Durch gewisse Küchentricks gelang es ihr sogar, Vanillepudding für ihn herzustellen. Die Not seines Verstands und seiner Seele versuchte sie zu lindern, indem sie ihm regelmäßig Neuigkeiten über den Fortschritt der Mission zukommen ließ. Nach Maung Naus Bekehrung saß sie manchmal stundenlang an Wheelocks Bett und »übersetzte für ihn die neu erlernte Sprache des Bekehrten, die das Herz unseres todgeweihten Bruders in hohem Maße interessierte«.

Aber es gab eine weitere Pflicht, die die Missionare ihrer Meinung nach Wheelock bezüglich des Wohlergehens seiner Seele schuldeten. Sie waren tief davon überzeugt, dass sie mit ihm über seinen bevorstehenden Tod sprechen und ihm bei der Vorbereitung auf den Übergang in jene andere Welt helfen sollten, der ihrer Meinung nach nicht mehr fern war. Ein solcher Dienst war durchaus Brauch bei frommen Menschen in jenem Amerika, das sie kannten. Es war eigentlich genau das, was auch Samuel Newell für Harriet während ihrer letzten Tage auf Mauritius getan hatte.

Eliza Wheelock wollte nichts von alledem wissen. Sie hatte das Gefühl, die anderen Missionare hätten sich dazu verschworen, ihren Gatten von ihr wegzustehlen. Nancys mühevoll zubereitete Speisen, ihre Übersetzung der Äußerungen der Birmanen, die die Mission besuchten, und wahrscheinlich vor allem ihre Auffassung, dass Wheelock im Sterben lag und für die ewige Welt vorbereitet werden musste – all das waren nach Elizas Meinung nur Mittel, sie selbst auszuschließen. Mit dieser Einstellung war es nur noch ein kleiner Schritt bis zu ihrem Verdacht, dass die Judsons und die Colmans – und sogar diese dunkelhäutigen Eingeborenen mit ihrem unverständlichen Kauderwelsch – sich gegen sie zusammengeschlossen hatten und ihrem Gatten auf heimtückische Weise Schaden zufügen wollten. Sie verteidigte sich, indem sie die Missionare so gut wie möglich aus Wheelocks Zimmer heraushielt. Sie teilte ihm ihre Verdächtigungen mit und versuchte, ihn zu überzeugen, dass die einzige Hoffnung auf Rettung für ihn eine Schiffsreise nach Bengalen wäre.

Zuerst glaubte er ihr nicht. Aber schließlich war er »so schwach und in so depressiver Verfassung, dass er kaum das Geräusch ertragen konnte, wenn jemand durchs Zimmer ging«. Sein Verstand geriet schließlich so sehr durcheinander, dass er seiner Frau nicht länger Widerstand leistete. Ende Juli/Anfang August buchte sie eine Passage auf einem Schiff, das etwa 24 Kilometer flussabwärts von Rangun vor Anker lag, und bereitete sich auf die Abreise vor.

Inzwischen waren alle in der Mission überzeugt, dass eine Seereise Wheelocks Leben nur noch schneller beenden würde. Es war die schlechteste Jahreszeit für Seereisen, und Wheelock hatte schon immer so schlimm unter Seekrankheit gelitten, dass ihm vor dem Ozean graute. Selbst wenn man nur aufs Schiff kommen wollte, musste man eine relativ lange, unbequeme Reise flussabwärts in einem kleinen offenen Boot unternehmen. Adoniram, Nancy, Colman und Mrs. Colman machten Mrs. Wheelock Vorhaltungen, und sie redeten auch mit Wheelock bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen sie ihn sehen konnten. Eliza blieb unerbittlich. Als letzte Geste der Freundschaft boten Nancy und Mrs. Colman an, ihr beim Packen der Seekisten behilflich zu sein. Sie lehnte ab. Wheelock akzeptierte in einem Moment geistiger Klarheit das Angebot, ihnen alle im Missionshaus

vorrätigen Konserven mitzugeben, um die karge Diät auf dem Schiff zu verbessern. Was aber das Übrige betraf, so durften die Missionare für die Wheelocks nur das tun, wozu Mrs. Wheelock selbst nicht in der Lage war. Darunter fiel lediglich, dass Adoniram ihr Gepäck durch den Zoll brachte sowie ein Boot besorgte und dass die Colmans sie zum Schiff begleiteten und an Bord brachten.

Es war alles andere als ein angenehmer Abschied. Den Missionaren brach es fast das Herz, dass sie Wheelock in seinen sicheren Tod reisen sahen, aber sie stießen gewiss einen Seufzer der Erleichterung aus, als seine Frau ihnen endgültig den Rücken kehrte.

Wie es weiterging, erfuhren sie erst viel später. Es war so, wie man erwartet hatte. In der Bucht von Bengalen wurde Wheelock bei stürmischer See fast wahnsinnig vor heftigem Fieber. Am 13. Tag der Reise nahm sich Mrs. Wheelock ein wenig Zeit, um einen Brief zu schreiben, indem sie glaubte, ihr Mann wäre eingeschlafen. Sie saß am Schreibtisch mit ihrem Rücken zur Koje. Plötzlich hörte sie, wie sich die Kabinentür schloss; sie wandte sich um – und Wheelock war weg. Sie rannte hinter ihm her, aber es war zu spät. Er hatte sich aufs Deck geschleppt und sich dann ins Meer gestürzt. Bei dem starken Wind und der rauen See war dem Schiff jeder Rettungsversuch unmöglich.

Als die Wheelocks fort waren, nahmen die Mitglieder der Mission ihre Routine wieder auf. Colman machte gute Fortschritte beim Birmanisch-Lernen, wenn er aufgrund seines Gesundheitszustands auch noch keinen vollen Arbeitstag durchhalten konnte. Nancy hielt weiterhin ihre Frauentreffen ab und kümmerte sich um den Haushalt. Ihre Freizeit verbrachte sie mit dem Studium des Siamesischen<sup>159</sup>, das sie vor über einem Jahr begonnen hatte. Sie hatte den Katechismus, Adonirams Traktat und das Matthäusevangelium ins Siamesische übersetzt, bevor sie daranging, zur Abwechslung ein siamesisches Buch ins Englische zu übersetzen – »eine Erzählung über die Inkarnation einer der Gottheiten [dieses Volkes], als sie noch in Gestalt eines großen Elefanten existierte«. Adoniram führte seine Aktivitäten im *zayat* fort.

---

159 A. d. Ü.: Siamesisch ist die Sprache der Thais (Siamesen). Heute nennt man sie *Thai*; *Siam* war der seit 1592 gebräuchliche Name Thailands außerhalb der Grenzen des Landes. Am 14. Juni 1939 änderte man den Landesnamen von »Siam« in »Thailand«.

Die Bekehrung von Maung Nau hatte der Missionsarbeit offenbar einen entscheidenden Anstoß gegeben. Die bloße Neugier der Bewohner Ranguns angesichts der neuen Religion war zufriedengestellt. Diejenigen, die jetzt mit Fragen kamen, waren aufrichtig am Christentum interessiert, weil sie einen persönlichen Glauben für sich selbst suchten.

Einige von ihnen hatten sich im nicht genutzten Bereich des Missionsgeländes in der einfachen und unbekümmerten Manier des Landes Hütten gebaut und lebten dort monatelang. Eine Bambushütte zu bauen, war fast so einfach, wie ein Zelt aufzuschlagen, und ein normaler Birmane hatte die Gewohnheit, Häuser zu errichten, wo es ihm gerade passte, und dort zu wohnen, so lange es ihm gefiel.

Einer dieser Bambushüttenbewohner war ein junger Mann namens Maung Thahlah, der im Missionsgarten mit seiner Schwester Mah Baik und deren Mann lebte. Eines Tages, als Adoniram sich nach dem gegenwärtigen »Stand seiner inneren Verfassung« erkundigte, antwortete er – emotional sehr bewegt –, dass er wisse, er sei Sünder und wie alle Menschen auf dem Weg zum zukünftigen Strafgericht. Er war beunruhigt, weil – obwohl nach buddhistischer Lehre keine Hoffnung auf Vergebung bestand – es diese laut Adoniram sehr wohl gab, ebenso wie einen Himmel und einen Weg, dahin zu kommen.

Adoniram fing an, Maung Thahlah das Christentum zu erklären, während Nancy das Gleiche mit seiner Schwester Mah Baik tat. Mah Baik, noch eigenwilliger und streitsüchtiger als die meisten birmanischen Frauen, fiel bald auf den Rand des Weges<sup>160</sup>, da sie ihr Temperament nicht zügeln konnte. Sie versuchte mit aller Kraft, sich in christlicher Bescheidenheit und Demut zu üben, aber ein einziges heftiges Wort von einer der anderen Frauen auf dem Missionsgelände genügte ihr, um die Beherrschung zu verlieren. Sie explodierte dann vor Zorn und genoss eine Stunde lang die stimulierende Trunkenheit ihrer ungebremsten Wut. Danach tat es ihr leid wie einem reuigen Alkoholiker. Doch Streiten war für sie – ebenso wie für ihre birmanischen Volksgenossinnen – wie Alkohol für einen Trinker: Sie konnte einfach nicht davon lassen.

---

160 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 13,4; Markus 4,4; Lukas 8,5.

Aber ihr Bruder Maung Thahlah war aus anderem Holz geschnitzt. Er blieb konsequent und wuchs in der Gnade. Adoniram hatte an ihm besonderes Interesse, weil er – wenn auch keineswegs ein Gelehrter – belesener war und über größere natürliche Gaben verfügte als irgendein anderer Einheimischer auf dem Missionsgelände. Einige Wochen nach der Abreise der Wheelocks kam Adoniram zu der Überzeugung, dass er bekehrt war.

Maung Byaay war ein weiterer Mann, der sich mit seiner Familie auf dem Missionsgelände niedergelassen hatte. Im Gegensatz zu den meisten Birmanen hatte er im Alter von 50 Jahren immer noch nicht Lesen und Schreiben gelernt, bis er sich dem Unterricht anschloss, den Adoniram und Nancy im Hauptraum des *zayat* für Analphabeten hielten. Mit fünf oder sechs anderen – jeder mit einer Fackel und einer Schreibtafel – lernte er dort mühsam, die Buchstaben zu formen und die dazugehörigen Laute zu wiederholen (*kwa, kwar, kwe kwee, kwa kwoo* usw.), aus denen sich die Wörter zusammensetzten. In Adonirams Augen war Maung Byaay zuerst »zu gesetzlich und engstirnig, zu sehr auf moralisch gute Werke allein bedacht, um ein von Herzen wahrer Christ zu werden«. Aber das war anfangs vielleicht dem übertriebenen Respekt eines Analphabeten vor dem geschriebenen Wort geschuldet, denn bald öffnete sich sein Denken und machte große Fortschritte.

Zu dieser Zeit begann auch ein Mann namens Maung Ing, ein armer Fischer, die Mission zu besuchen, und er verbrachte dort die meiste Zeit mit Maung Thahlah. Er sagte diesem, dass er »schon lange nach der wahren Religion suche und sich fast gewünscht hatte, er wäre lieber als unvernünftiges Tier geboren, als im Irrtum zu sterben und dann in die Hölle zu kommen«. Seine Mutter hatte einen römischen Katholiken geheiratet und war getauft worden. Sein Vater war schon vor langer Zeit verschwunden, aber Maung Ing hatte von seiner Kindheit her einige vage Erinnerungen an einen ewigen Gott bewahrt. Unter dem Einfluss von Maung Thahlah wurden diese Erinnerungen wieder lebendig. Bald war er eindeutig auf dem Weg, den christlichen Glauben anzunehmen.

Maung Thahlah, Maung Byaay und Maung Ing, alle drei arm und ausnahmslos Angehörige der unteren Klassen wie der getaufte Maung Nau, bewegten Adonirams Herz. Er wusste, dass es Gott ebenso wohl-

gefiel, ihre Seele zu gewinnen, wie diejenige jedes anderen Menschen – und wenn es die Seele des Königs selbst wäre. Aber jetzt kam ein Mann zum *zayat*, der Adoniram noch mehr interessierte, weil er seinen Verstand herausforderte.

Sein Name war Maung Shway-gnong. Er war mittleren Alters, ein Lehrer und Gelehrter von beträchtlichem Ruf in Rangun. Überall, wohin er ging, begleitete ihn eine Gruppe von Anhängern, was schon bei den reisenden »Weisheitslehrern« im antiken Griechenland der Fall gewesen war. Ja, er hatte einiges mit diesen gelehrten Männern gemein. Für Adoniram schien er »halb Deist und halb Skeptiker, der Erste dieser Art, den ich unter den Birmanen getroffen habe«, obwohl er der Tradition Respekt zollte, indem er an Riten in den Pagoden teilnahm und »sich an alle vorherrschenden Gebräuche hielt«. Adoniram genoss den Umgang mit Maung Shway-gnong mehr als mit jedem Birmanen, den er je getroffen hatte. »Er ist der schärfste und tiefste Denker«, meinte Adoniram, »dem ich bisher in diesem Land begegnet bin, mit Ausnahme meines einstigen Lehrers Oo Oungmen (der inzwischen verstorben ist), und er ist ihm in keiner Weise unterlegen«.

Bald verbrachten die beiden Männer ganze Tage zusammen im *zayat*, umgeben von Maung Shway-gnongs Jüngern. Ihre Reden drehten sich um Philosophie und Theologie, aber insgeheim hatte jeder der beiden genauso viel Vergnügen am Erforschen des Denkens des jeweils anderen wie an der Diskussion selbst.

Am Anfang verwirrte der Gelehrte Adoniram. Er schien »ein vollständiger Proteus<sup>161</sup> bezüglich religiöser Fragen, und ich weiß nie, an welchem Punkt er sich gerade befindet, geschweige denn, wo ich ihn fassen kann. Wir haben über vieles eingehend gesprochen, sind aber am Ende dorthin gekommen, wo wir angefangen hatten, in scheinbarer Ungläubigkeit.« Bald schon lernte Adoniram jedoch, dass bei Maung Shway-gnongs Fähigkeit, eindeutigen Aussagen auszuweichen, die Vorsicht eine gewichtige Rolle spielte. Eines Abends redeten die beiden Männer so lange, dass die Jünger des Birmanen gingen und die beiden Männer allein waren. Sofort änderte sich Maung Shway-gnongs Haltung. Seine halb ironische, skeptische Art verschwand. Sichtlich

---

161 A. d. Ü.: Gestalt der griechischen Götterwelt, die sich durch stetige Verwandlung dem Zugriff anderer entzieht.

bewegt gestand er Adoniram, dass er keine innere Kenntnis der Religion besäße, und er bat Adoniram, ihn zu lehren. Und als er sich endlich verabschiedete, erstaunte und schmeichelte er Adoniram, indem er sich vor ihm mit der Geste der Ehrbezeugung (*sheeko* genannt) niederwarf – »ein Akt der Ehrerbietung, den ein Birmane niemals erweist, es sei denn, der Betreffende steht anerkanntermaßen über ihm«.

In einem ihrer tagelangen Gespräche fand Adoniram endlich heraus, warum Maung Shway-gnong mehr über das Christentum in Erfahrung bringen wollte:

Es hat den Anschein, dass er vor etwa acht Jahren zufällig auf den Gedanken eines ewigen Wesens gestoßen war; und seither hat diese Idee sein Denken umgetrieben und seine buddhistischen Konzepte durcheinandergebracht. Als er von uns hörte – dies geschah durch einen seiner Anhänger, dem ich ein Traktat gegeben hatte –, wurde diese Idee in starkem Maße bestätigt; und heute hat er die Wahrheit dieses ersten großen Prinzips vollumfänglich anerkannt. In den restlichen Stunden des Tages waren wir hauptsächlich damit beschäftigt, die Möglichkeit und Notwendigkeit göttlicher Offenbarung sowie die Beweise dafür zu diskutieren, dass die Schriften über Jesus diese Offenbarung enthalten; und ich glaube sagen zu können, dass er halbwegs geneigt ist, dies alles zuzugestehen. Er ist ohne Zweifel ein höchst interessanter Fall. In seinem Denken scheint der Weg für das spezielle Wirken der göttlichen Gnade vorbereitet zu sein.

All dies bedeutete Fortschritt – und zwar mehr, als die Mission je erlebt hatte. Aber Fortschritt bedeutete auch vermehrte Gefahr, denn das hieß nun, dass die eigentlichen Ziele der Mission weiteren Kreisen bekannt wurden. Selbst während der Herrschaft des früheren, durch seine priesterfeindliche Einstellung bekannten Königs Bodawpaya hatten Besucher des *zayat* Adoniram immer wieder gewarnt, dass er nicht auf viele Bekehrungen hoffen konnte, ohne sich der Gunst – oder zumindest der Duldung – des Herrn über Land und Wasser in Ava versichert zu haben. Die Angst vor dem Missfallen des Königs hing über den Menschen in Birma wie das berüchtigte, nur an einem Haar hängende Schwert des Damokles. Jeder Beamte versuchte,

die unscheinbarste Laune des Königs zu lesen, als ob sein Leben davon abhinge – was auch tatsächlich der Fall war. Ein königliches Stirnrunzeln konnte über jeden Birmanen den Tod hereinbrechen lassen. Unvorstellbare Foltern konnten zuvor auf jeden warten, der auch nur entfernt mit der Mission verbunden war.

Niemand wusste, wie der neue König Bagyidaw auf die Nachricht reagieren würde, dass einige seiner Sklaven kurz davor standen, den *Gautama* um Christi willen zu verlassen, aber es gab bedrohliche Zeichen. Im Herbst 1819, im Anschluss an seine Thronbesteigung, fing man an, in großer Zahl neue Pagoden zu bauen. Es gab Gerüchte, dass Bagyidaw – im Gegensatz zu seinem Vorgänger – die buddhistischen Priester ermutigte und förderte. Falls dem so war, dann konnten sich Christen bald auf eine Verfolgung wegen Häresie gefasst machen – oder vielleicht sogar (da das Christentum mit ausländischen Staaten in Verbindung gebracht wurde) wegen Subversion, Spionage, Landes- oder Hochverrat.

Diese Gefahr ließ Maung Thahlah und Maung Byaay zögern, den letzten Schritt zu gehen und um die Taufe zu bitten. Als Maung Ing von Adoniram gefragt wurde, ob er Christus mehr als sein eigenes Leben liebe, antwortete dieser »sehr langsam und gut überlegt: ›Wenn ich über diese Religion nachdenke, weiß ich nicht, was es heißt, mein Leben zu lieben.«

Aber Maung Ing musste eine längere Reise mit seinem Fischerboot antreten und würde vielleicht erst nach Monaten zurückkehren, wobei er nach Adonirams Meinung auch noch nicht bereit für die Taufe war, obgleich er zweifellos ein echter Gläubiger war. Wenn es zum letzten Schritt der Taufe kam, bestand Adoniram immer auf einer viel gründlicheren Vorbereitung vonseiten der birmanischen Bekehrten, als sie ein Pastor jemals von Leuten in England oder Amerika verlangen würde. Denn er wusste, dass die Birmanen Bedrängnis würden aushalten müssen, die sich ein Engländer oder Amerikaner – sicher und geschützt in seiner christlichen Umgebung – niemals vorstellen konnte.

Sein gutes Gespür stellte sich eines Tages im Herbst als gerechtfertigt heraus, als der Vizekönig »auf einem riesigen Elefanten vorbeiritt, begleitet von seiner Leibwache und zahlreichen Gefolgsleuten, und uns

im Vorbereiten äußerst scharf in den Blick nahm«. Etwa eine Stunde später kamen zwei seiner Sekretäre zum *zayat* mit einem Befehl, dass Adoniram dem Vizekönig zeigen solle, wie das Drucken funktioniert. Adoniram sagte ihnen, dass der Lehrer, der sich mit dem Drucken auskannte, nach Bengalen gegangen sei und die Drucktypen mitgenommen habe – eine Antwort, die den Sekretären offenkundig missfiel.

Am nächsten Tag gelang es Adoniram, eine Audienz beim Vizekönig zu erwirken, der seine Erklärung ohne Missbilligung zu akzeptieren schien. Aber am Tag danach ritt der Vizekönig wieder am *zayat* vorbei, und kurze Zeit später sandte er eine Botschaft, dass Adoniram einige historische Schriften über Amerika übersetzen und drucken lassen sollte. Adoniram suchte nach einer Möglichkeit, diesen Befehl zu umgehen, indem er versprach, den Vizekönig bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit aufzusuchen. Als er dann seine Unterredung hatte, entschuldigte er sich, dass er nicht mit dem Stil birmanischer Geschichtsschreibung vertraut sei; stattdessen gab er dem Vizekönig ein Traktat – als Beispiel für die Art von Schriften, die er gewöhnlich druckte. Der Vizekönig gab das Traktat einem Sekretär weiter, um es sich vorlesen zu lassen, unterbrach die Lesung jedoch nach dem ersten Satz mit der kühlen Bemerkung: »Das ist das Gleiche wie eine Schrift, die ich bereits gehört habe, und *diese Art von Schriften will ich nicht.*«

Nach einigen Wochen bemerkte Adoniram, dass Maung Shwayngong dem Christentum gegenüber gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend, wurde. Er schien jedes Gespräch über seine persönlichen Überzeugungen zu vermeiden, und selbst unter vier Augen mit Adoniram war er »so mürrisch wie nur irgend möglich, manchmal ein Berkeleyaner<sup>162</sup>, manchmal ein Humit<sup>163</sup> oder ein völliger Skeptiker«. Bald hörten seine Besuche im *zayat* ganz auf. Die Gerüchteküche von Rangun erklärte die Hintergründe:

---

162 A. d. Ü.: George Berkeley (1685–1753) war ein irischer Theologe und Philosoph. (In der Literatur wird er bzw. sein Werk oft der englischen Philosophie zugerechnet.) Berkeley steht als Erkenntnistheoretiker philosophiegeschichtlich zwischen Locke und Hume. Berkeley meinte, dass *alles*, was wir wahrnehmen, nur Phänomene unseres Bewusstseins seien. Ein Ding sei überhaupt nichts anderes als eine konstante Summe von Empfindungen im Bewusstsein. »*Esse est percipi*« – »Sein ist wahrgenommen werden«.

163 A. d. Ü.: David Hume (1711–1776) war ein schottischer Philosoph, Ökonom und Historiker. Er gilt als einer der bedeutendsten Vertreter der schottischen Aufklärung und wird der philosophischen Strömung des Empirismus bzw. des Sensualismus zugerechnet. Mittelbar wirkte dieser Vordenker der Aufklärung auf die modernen Richtungen des Positivismus und der analytischen Philosophie.

Seit einiger Zeit schon beobachteten die buddhistischen Priester und Lehrer die Mission. Die Besuche von Maung Shway-gnong waren ihnen berichtet worden.

Schließlich hatte einer der Lehrer – als »der Mangel-Lehrer« bekannt – dafür gesorgt, dass es dem Vizekönig zu Ohren kam, Maung Shway-gnong hätte seiner überkommenen Religion abgeschworen. Der Vizekönig hatte nur gesagt: »Forscht weiter nach.«

Das war zu viel für Maung Shway-gnong. Sobald ihm der Vorfall berichtet wurde, ging er zu dem Informanten, um sich selbst reinzuwaschen. Adoniram schrieb mit einer Mischung aus Traurigkeit und Abscheu, dass er sich »vermutlich entschuldigte und Erklärungen sowie Schmeicheleien von sich gab«.

Drei Wochen vergingen, ehe Maung Shway-gnong zur Mission zurückkehrte. Dabei stritt er ab, dass er dem Christentum tatsächlich abgeschworen hätte, und Adoniram hoffte, dass dies der Wahrheit entsprach. »Aber ganz offensichtlich wendet er sich immer mehr vom Erforschen des Christentums ab. Er machte einen kurzen Besuch und verabschiedete sich so schnell, wie es seine Höflichkeit erlaubte.«

Nach der Sache mit Maung Shway-gnong hielt es Adoniram für klug, dem *zayat* eine Weile fernzubleiben. Kein Einheimischer aus Rangun wagte es, sich dort blicken zu lassen, und mit dem Herannahen eines der großen buddhistischen Feste am 1. November würde die Pagoden-Straße voll gewaltiger Menschenmengen sein, allesamt Buddhisten, die ihren religiösen Riten nachgingen. Das Fest fiel sowohl mit der Krönung des neuen Königs in Ava als auch mit seinem Geburtstag zusammen. Für einen weißen Ausländer wäre es geradezu vermessen, sich zu einem solchen Zeitpunkt im *zayat* sehen zu lassen, um dort seine »unbirmanischen« und »unbuddhistischen« Ideen zu verbreiten. Sogar Maung Thahlah und Maung Byaay, die bei den Missionaren formell um ihre Taufe gebeten hatten, waren eingeschüchtert. Sie reichten ihren Anträgen die Bitte nach, dass sie »zwar nicht völlig im Privaten, aber doch um die Zeit des Sonnenuntergangs und entfernt von den Augen der Öffentlichkeit« getauft werden möchten. Sie hatten die Schriften untersucht, sagten sie in ihrem neuen Antrag, und konnten nirgendwo feststellen, »dass Johannes und andere Täufer die Taufe zu

einer bestimmten Zeit oder an einem bestimmten Tag oder zu einer besonderen Stunde vollzogen hätten. Wir wagen es deshalb, die beiden Lehrer zu bitten, dass wir am sechsten Tag des abnehmenden Tanzoung-mong-Mondes<sup>164</sup>, um sechs Uhr abends, von ihnen diese Taufe empfangen dürfen.«

Adoniram und Colman befragten die beiden zögernden Jünger gründlich, weil sie besorgt waren, dass Maung Thahlah und Maung Byaay sich vielleicht in der Öffentlichkeit als Buddhisten und nur privat als Christen verhalten wollten. Aber sie stritten jegliche dahin gehende Absicht rundweg ab. Wenn sie tatsächlich den Behörden vorgeführt und der Häresie angeklagt würden, »würden sie nicht im Traum daran denken, ihren Heiland zu verleugnen«. Schließlich gelangten die Missionare zu dem Schluss, dass ihre Bitte vernünftig war. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, dass Christen sich umsichtig zeigen mussten, anstatt ihre Glaubensüberzeugungen nach außen hin zur Schau zu stellen.

So feierte also die Missionsfamilie am Sonntag, dem 7. November 1819, ihren Gottesdienst wie gewöhnlich – im Missionshaus, nicht im *zayat*. Etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, als der Gottesdienst zu Ende war und die birmanischen Besucher sich verabschiedet hatten, gaben die beiden Kandidaten ihr Zeugnis im *zayat*, wobei drei oder vier Freunde anwesend waren. Nach einem kurzen Gebet machte sich die kleine Gesellschaft so unauffällig wie möglich auf den Weg zu dem Teich, wo Maung Nau getauft worden war und über den eine riesige Buddha-Statue wachte. Die Sonne war untergegangen, und Dunkelheit breitete sich über dem stillen, beinahe schwarzen Wasser aus. Hier empfingen Maung Thahlah und Maung Byaay, der zweite und dritte bekehrte Birmane, die Taufe und gingen anschließend still zurück zur Mission, um dort am Abendmahl teilzunehmen.

An jenem Abend schrieb Adoniram in gedämpfter Stimmung über die Taufe:

---

<sup>164</sup> A. d. Ü.: Der Tanzoung-mong-Monat/Mond (oder *Tazaungmon-Mond*) ist der achte Monat (Oktober/November) des mit dem Tagu-Monat (entspricht etwa März/April) beginnenden birmanischen Mondkalenders. Der »Tanzoung-mong-Mond« entspricht also etwa Oktober/November, wobei der »sechste Tag des abnehmenden Tanzoung-mong-Mondes« Anfang November einzuordnen ist (konkret war es im Jahr 1819 der 7. November).

Kein Loblied drückte die triumphierenden Gefühle freudiger Herzen aus. Stille und feierlicher Ernst prägten das Geschehen. Wir fühlten uns am Ufer des Gewässers als kleine, schwache, einsame Gruppe. Aber vielleicht schwebten über uns Engel, die an diesem Ereignis mehr Interesse hatten als an der kürzlichen Krönungszeremonie; vielleicht schaute Jesus auf uns herab, erbarmte sich unserer Schwachheiten und vergab sie. Vielleicht kennzeichnete er uns als sein Eigentum; vielleicht, wenn wir ihn nicht verleugnen, wird er sich zu einem anderen Zeitpunkt öffentlich zu uns bekennen, und zwar in einem größeren Rahmen, als wir es derzeit wagen, uns zu ihm zu bekennen.

Nach etwa einer Woche erschien Adoniram wieder im *zayat*. Aber obwohl die Straße voller Leute war und das Wetter sich als ausgezeichnet erwies, saß er tagelang auf der Veranda ohne einen einzigen Besucher.

Er wusste, warum.

Wir selbst und unsere Ziele sind inzwischen in ganz Rangun wohlbekannt. Keiner möchte uns – wie früher – aus Neugier besuchen; und niemand will uns besuchen, um sich über religiöse Fragen kundig zu machen. Und wenn sich die religiösen Führer hier nicht sicher wären, dass es niemals zu Bekehrungen kommen wird, so würden wir uns ohne Zweifel bald mit direkter Verfolgung und Misshandlung konfrontiert sehen.

Es war sogar so, dass Adoniram und Nancy an ebendiesem Tag eine unangenehme Begegnung mit dem Mangan-Lehrer hatten, ihrem unversöhnlichen Feind. Das Erlebnis war nicht unbedingt Verfolgung (zumindest nicht so, wie Adoniram das Wort verstand), aber es fiel ohne Frage unter die Kategorie böswilliger Belästigung. Beide, Adoniram und Nancy, besaßen inzwischen Pferde und hatten die Gewohnheit, jeden Morgen sehr früh auszureiten, um in einem mineralhaltigen See in einer Entfernung von einigen Kilometern zu baden. Auf ihrem Weg nahmen sie eine der Straßen, die zur Shwedagon-Pagode führten. Plötzlich trat ihnen der Mangan-Lehrer

vom Straßenrand in den Weg und hielt sie an. Er hatte sie wohl tagelang beobachtet, um die Route in Erfahrung zu bringen, der sie für gewöhnlich folgten. Ermutigt dadurch, dass es ihm kürzlich gelungen war, Maung Shway-gnong einzuschüchtern, verbot er ihnen, auf irgendeiner der Straßen rings um die Pagode zu reiten. Sollten sie noch einmal einen Versuch wagen, würden sie wahrscheinlich mit Stockhieben bestraft.

Völlig perplex wendeten sie ihre Pferde, ritten nach Hause und begannen, die Sache näher zu beleuchten. Der Vizekönig hatte tatsächlich gerade eine Order erlassen – aufgrund eines Gesuchs des Mangan-Lehrers. Danach durfte von jetzt an niemand, der »Hut, Schuhe oder einen Schirm trägt oder auf einem Pferd reitet, den heiligen Boden betreten, der zur Großen Pagode gehört«. Dies war eine Fläche, die alles Land im Umkreis von etwa 800 Metern um die Shwedagon-Pagode sowie alle wichtigen Straßen in ihrer Nachbarschaft umfasste. Da die Missionare die einzigen Leute in Rangun waren, die es gewohnt waren, Pferde zu reiten, und Hüte sowie Schuhe trugen (sie trugen auch Sonnenschirme, aber das galt ebenso für viele Birmanen) und dabei auf dem Weg zu ihrem täglichen Bad die Straßen in der Nähe der Pagode benutzten, war es gar keine Frage, dass die Order ausschließlich gegen sie gerichtet war. Niemand im Missionshaus (oder in Rangun) konnte die Bedeutung dieser Anordnung missverstehen. Von jetzt an wären sie jeder kleinlichen Schikane ausgeliefert, zu der der Mangan-Lehrer und die Priester den Vizekönig überreden konnten.

Es gab nur eine Möglichkeit, dies zu beenden:

Unsere Sache muss in aller Offenheit dem König vorgelegt werden. Wenn er sie missbilligt, müssen alle missionarischen Aktivitäten in seinem Herrschaftsbereich aufgegeben werden. Wenn er uns seine Gunst erzeigt, dann kann keiner unserer Feinde uns auch nur ein Haar auf unserem Haupt krümmen, solange diese seine Gunst währt.

Colman stimmte zu, und gegen Ende November begannen die beiden mit ihren Reisevorbereitungen.

Eine Reise nach Ava war kein leichtes Unternehmen. Die Stadt lag über 580 Kilometer flussaufwärts am Irrawaddy, im Inneren des Landes. Nur eine Handvoll Ausländer war je dort gewesen. Fast auf der ganzen Länge wurde der Fluss von Piraten heimgesucht, während an den Ufern Dakoits<sup>165</sup> ihr Unwesen trieben – eine Art Räuber in Indien und Birma, die in bewaffneten Banden auf Beutezug gingen.

Es gab andere Gefahren, denn die Goldene Gegenwart war selbst die Quelle willkürlicher Macht, um die sich in vielen Schichten ganze Netze von Intrigen legten, sodass es schon deshalb ziemlich gefährlich war, sich ihr zu nähern. Die Gefahren wurden jedoch durch die Tatsache verringert, dass Adoniram zumindest einige wenige Freunde bei Hof hatte. Mr. Gibson und Mr. Rodgers waren mittlerweile beide in Ava. Auf Rodgers konnte man sich nicht verlassen, aber Gibson hatte sich in Rangun als Freund erwiesen und würde es in Ava vielleicht wieder tun. Und was noch wichtiger war: Der ehemalige speertragende Vizekönig von Rangun, Mya-day-men, dessen Frau so viel getan hatte, um Nancy zur Zeit des Todes des kleinen Roger zu trösten, war jetzt der »Premierminister« des Königs und gehörte zu den erhabenen Wungyis, den Höchsten im Königreich nach dem Herrscher selbst.

Wegen ihrer engen Freundschaft mit der Frau des Wungyi wollte Nancy Adoniram auf der Reise begleiten. Aber Adoniram war dagegen. Es war revolutionär genug, dass ein ausländischer Missionar sich vor den Goldenen Füßen niederwarf, indem er eine Petition um Duldung der Missionsarbeit einer ausländischen Religion unter den Birmanen überreichte. Wenn er auch noch seine Frau an einen Hof bringen würde, wo keine ausländische Frau je erschienen war, dann wäre das schlichtweg zu viel.

Und Adoniram und Colman hatten bereits Mühe genug, darüber zu entscheiden, wie sie sich selbst angemessen präsentieren sollten. Sie wussten, dass man dem König ein Geschenk überreichen musste. Aber was konnten zwei arme Missionare einem orientalischen König schenken, das ihn dazu bewegen würde, ihnen Gunst zu erweisen?

---

165 A. d. Ü.: »Dakoit« ist in Hindi, Urdu und Bengali ein Begriff für einen bewaffneten Banditen, der in einer Gruppe Gleichgesinnter auftritt.

Sie entschieden sich schließlich für eine Bibel, eine prächtige sechsbändige Ausgabe in Englisch. Sie ließen einen der vielen Goldschmiede in der Stadt die Buchdeckel mit Blattgold überziehen und eine prächtige Schutzhülle herstellen. Es war das Beste, was sie tun konnten, und zumindest, so versicherten sie sich selbst, wäre das Geschenk sowohl angemessen als auch ungewöhnlich.

Ein anderes Problem war, was sie tragen sollten, wenn man sie dem König vorstellte. Die gewöhnliche schwarze Kleidung der Missionare schien völlig unangebracht. Die safrangelbe Robe der buddhistischen Priester wäre ihrer Funktion als religiöse Lehrer angemessen, aber würde einen falschen Eindruck erwecken. Endlich ließ sich jeder von beiden eine weiße Robe schneiden, die einem Chorphemd ähnelte. Die Roben würden sie als religiöse Lehrer ausweisen, und die Farbe würde zeigen, dass sie keine Buddhisten waren.

Sie waren ganz mit ihren Vorbereitungen beschäftigt, als Maung Shway-gngong der Mission wieder einen Besuch abstattete. Er kam nicht mehr in die Nähe des *zayat*, aber es schien, dass er sich nicht von Adoniram lösen konnte. Diesmal verbrachte er Stunden damit, haarspalterische Einwände vorzubringen, die Adoniram allesamt rundweg beantwortete. Plötzlich gestand Maung Shway-gngong ein, dass er bei all dem, was er in früheren Gesprächen gesagt hatte, im Unglauben geblieben war. Er hatte nur versucht, Adoniram und seine Religion auf die Probe zu stellen.

»Glaubst du, ich würde dir auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenken, wenn ich nicht überzeugt wäre, dass du alle meine Fragen beantworten und alle meine Probleme lösen kannst?«, sagte er. Er glaube nun wirklich an Gott, an seinen Sohn Jesus und an das Sühnewerk am Kreuz. Kurz gesagt, im Herzen sei er ein Christ.

Adoniram war skeptisch. »Glaubst du alles, was im Buch des heiligen Matthäus enthalten ist, das ich dir gegeben habe? Und glaubst du insbesondere, dass der Sohn Gottes an einem Kreuz gestorben ist?«

»Ach, jetzt hast du mich erwischt«, gab der Lehrer etwas verärgert zu. »Ich glaube, dass er den Tod erlitten hat. Aber ich kann nicht akzeptieren, dass er den schändlichen Tod des Kreuzes erlitten hat.«

Adoniram, der Maung Shway-gnong gut genug kannte, hatte die Antwort erwartet. Es war schwierig für einen Birmanen, besonders einen Gelehrten von edler Geburt, sich vorzustellen, dass Gott seinen Sohn auch nur die geringste Art von Demütigung erlauben lassen würde. Dieses ganze Konzept war für Buddhisten widerlich und verabscheuungswürdig. Doch Adoniram versuchte nun, diesen Nagel endlich einzuschlagen: »Deshalb bist du kein Nachfolger Christi. Ein echter Nachfolger fragt nicht, ob eine Tatsache seiner Vernunft genehm ist, sondern ob sie im Buch steht. *Sein* Stolz hat sich dem göttlichen Zeugnis unterworfen. Lehrer, *dein* Stolz aber ist immer noch ungebrochen. Zerbrich deinen Stolz und unterwirf dich dem Wort Gottes.«

Maung Shway-gnong hielt inne, um nachzudenken. Dann sagte er: »Jetzt, wo du diese Worte aussprichst, sehe ich meinen Irrtum. Ich habe auf meine eigene Vernunft vertraut, nicht auf das Wort Gottes.« Jemand trat in den Raum, und er schwieg. Als der Betreffende nach kurzer Zeit wieder gegangen war, sagte Maung Shway-gnong nachdenklich: »Dieser Tag ist anders als alle anderen Tage, an denen ich dich besucht habe. Ich sehe meinen Irrtum, dass ich auf meine eigene Vernunft vertraut habe; und ich glaube jetzt an die Kreuzigung Christi, weil sie in der Schrift enthalten ist.«

Sie redeten eine Weile hin und her, und die Unterhaltung führte zum Thema der Ungewissheit des Lebens. Maung Shway-gnong hatte einen neuen Gedanken. »Ich glaube, ich werde nicht verlorengehen, selbst wenn ich plötzlich sterben sollte.«

»Warum?«

»Weil ich Jesus Christus liebe.«

»Liebst du ihn wirklich?«

»Niemand, der ihn wirklich kennt, kann umhin, ihn zu lieben«, sagte der Mann tief bewegt und verabschiedete sich.

Maung Shway-gnongs Besuch war eine willkommene Unterbrechung bei der mühevollen Suche nach einem Boot. Adoniram suchte das Flussufer eine ganze Woche lang ab, bis er eines fand, das er sich vorstellte.

Es hatte die typische nadelartige Form eines birmanischen Flussbootes. Obwohl es etwa zwölf Meter lang war, maß es an der breites-

ten Stelle nur knapp zwei Meter. Sein spitzer Bug schwang sich nach oben und vorn. Er endete in dem wikingerartigen Drachenkopf, der die meisten einheimischen Boote zierte. Das Heck schwang sich ähnlich nach oben und zurück, wobei es in einem mit kunstvollen Schnitzereien versehenen Sessel für den Steuermann endete. Dessen ehren- und verantwortungsvolle Position wurde durch einen Sonnenschirm, der über dem Sessel zu seinem Schutz angebracht war, zusätzlich deutlich gemacht.

Adoniram heuerte sofort Handwerker an, die ein leichtes Bambusdeck auf der ganzen Länge des Bootes anbrachten. Im Heck ließ er eine kleine Kajüte mit niedrigem Dach bauen, wo er und Colman schlafen konnten. Sie war gerade hoch genug, dass die Missionare hineinkriechen und sich setzen konnten – wenn sie ihre Köpfe einzogen.

Als alle Arbeiten gewisse Fortschritte gemacht hatten, beantragte Adoniram beim Vizekönig »einen Pass, um zu den Goldenen Füßen gehen und unsere Augen zum Goldenen Angesicht erheben zu dürfen«. Der Pass wurde sofort gewährt, und zwar »mit äußerst zuvorkommenden Worten«.

Nun stand ihrer Reise nach Ava kein Hindernis mehr im Weg. Es blieb nichts mehr zu tun, als eine Besatzung zu finden und loszufahren.

## Ava – und der Misserfolg (1819 – 1820)

Es dauerte länger, als Adoniram erwartet hatte, um das Boot auszurüsten und eine Besatzung zu rekrutieren; so waren es fast zwei Wochen nach Gewährung des Passes – am 21. Dezember 1819, dem Tag vor Nancys 30. Geburtstag –, dass sie von Rangun tatsächlich abfuhrten.

Die Abreise bot einen farbenprächtigen Anblick und war typisch birmanisch. Neben Nancy und Mrs. Colman (die für die Zeit der Abwesenheit ihres Gatten von dem exponierteren Missionshaus in die Stadt umgezogen war) war der Kai gesäumt von den Bekehrten und allen Bewohnern des Missionskomplexes sowie von einer geschwätzigigen Menge Neugieriger, die alle zur Verabschiedung gekommen waren.

18 Mann waren an Bord des Bootes: Adoniram, Colman, zehn Ruderer, ein Steuermann unter dem Sonnenschirm auf der hohen Plattform im Heck, ein »Bootsführer« als Repräsentant der Regierung, zwei Köche – einer für Adoniram und Colman sowie ein anderer (Maung Nau) für die Besatzung –, sodann ein Hindu-Wäscher und »ein Engländer, der in seinem Leben nur Misserfolg hatte und nun in den Dienst Seiner birmanischen Majestät zu treten versucht«. Der Engländer war verantwortlich für die Bewaffnung des Bootes, die aus einem Sortiment von Gewehren und Donnerbüchsen<sup>166</sup> bestand.

Der Lehrer Maung Shway-gnong war nicht unter den Passagieren. Adoniram hatte ihn zum Mitkommen eingeladen, aber – hin und her gerissen von inneren Zweifeln – hatte er abgelehnt und die Mission mehrere Tage nicht besucht. Jetzt aber, als die rhythmisch singenden Ruderer ihre Riemen in das schlammig-gelbliche Wasser eintauchten und das lange, schmale Gefährt unter den Rufen und Abschiedsgrüßen der Menschenmenge sich vom Kai entfernte, erblickte Adoniram seine hohe Gestalt inmitten der Menge. Als Maung Shway-gnong sah, dass

<sup>166</sup> A. d. Ü.: Die Donnerbüchse war eine mehrschüssige Handfeuerwaffe zwischen dem frühen 17. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts, oft mit trichterförmig erweiterter Mündung (dann auch *Tromblon* genannt), die ebenso für Hagelschrot geeignet war.

Adoniram ihn bemerkt hatte, hob er seine Hand zum Kopf in einer langsamen, würdevollen Abschiedsgeste und verharrte in dieser Haltung, bis das Boot einen Ufervorsprung oberhalb der Stadt umrundet hatte, der den Kai Adonirams Blick entzog.

Bald schon verschwanden auch die leuchtenden Spitztürme des Shwedagon, in ihrem vor Kurzem erneuerten Blattgoldüberzug strahlend, hinter dem Horizont. Nun hatten sie bereits ein gutes Stück flussaufwärts auf dem Rangun-Fluss zurückgelegt und näherten sich seinem Zusammenfluss mit dem Irrawaddy, und zwar dort, wo das Delta des größten birmanischen Flusses beginnt. Nach ein paar Tagen fuhren sie in den breiten Irrawaddy ein, und die flachen Reisfelder des Deltas wichen den Hochebenen der nördlicher gelegenen Regionen Birmas mit Pflanzungen von Mangos, Tamarinden<sup>167</sup>, Bananen und Feigen. Am Ufer standen manchmal Fischerdörfer mit strohgedeckten Bambushütten und zahlreichen Booten, die um die klapprigen Landungsstege herum vertäut waren. Und von den Landungsstegen wehte, zusammen mit den wohlriechenden Aromen der Wälder und Pflanzungen, der unvergessliche Geruch herüber, der bei der Herstellung von *ngapi* entsteht – jenes scharfen birmanischen Gewürzes, bei dessen Zubereitung Fisch fermentiert und mit Salz vermischt wird.

Der breite Fluss selbst – mit seinem geschäftigen Verkehr von Teak-Flößen, Reistransportbooten mit klobigen Segeln und einer Vielzahl anderer Wasserfahrzeuge – bot ein buntes Schauspiel. Aber Adoniram und Colman waren sich auch der Gefahren bewusst. Die eine Art war die stets gegenwärtige Möglichkeit eines Angriffs von organisierten Banden von Räubern und Flusspiraten, den Dakoits. In der allerersten Nacht oberhalb von Rangun hatten sie in der Nähe eines Dorfes geankert, wo nur wenige Tage vorher Dakoits ein Boot angegriffen hatten, das Mr. Gibson gehörte, wobei sie den Steuermann und ein Besatzungsmitglied getötet hatten. Eine Woche später, in einer größeren Stadt, trafen sie eine Abteilung Soldaten, die eine Bande Dakoits verfolgte, welche ein großes Boot gestürmt, die Besatzung verwundet und vertrieben und Frachtgut im Wert von 1500 Tical erbeutet hatten.

---

<sup>167</sup> A. d. H.: Eine Tamarinde (von arab. *tamr hindī* = »indische Dattel«), *Tamarindus indica* (auch *Indische Dattel* und *Sauerdattel*), ist ein tropischer Baum mit paarig gefiederten, immergrünen Blättern, gelblichen Blüten und essbaren Früchten (die ebenfalls so bezeichnet werden).

Eine andere Art von Gefahr war die des Despotismus, eines anarchischen, völlig verantwortungslosen Despotismus, der keine Grenzen kannte. Je tiefer sie ins Innere des Landes vordrangen, umso mehr spürten sie ihn und umso mehr sahen sie ihn in der Armut der Dörfer, die am Flussufer kauerten, inmitten einer Landschaft gelegen, die eigentlich nichts als Überfluss versprach. Diese elenden Dörfer bildeten einen eindrucklichen Kontrast zu den Ruinen alter Hauptstädte vergessener Herrscher – die sich, manchmal sogar meilenweit, am Ufer entlang erstreckten, wo die Hochebenen in das Hügelland und in die von bewaldeten Tälern durchschnittenen baumbewachsenen Berge übergingen. Die Ruinen bestanden aus Tausenden von Pagoden aus weißem Stein, aus Palästen und riesigen Buddha-Statuen; für jede Dynastie und fast für jeden König hatte Birma eine jeweils *neue* Metropole an einem *neuen* Ort in Flussnähe bestimmt, wobei man die *alten* den Schlingpflanzen, den Affen und den Baumratten<sup>168</sup> überließ.

Eine dieser verlassenen Hauptstädte war Prome<sup>169</sup>, immerhin noch eine Art Handelszentrum. Eine andere war Pagan<sup>170</sup>, wo – so hatte Adoniram gelesen – vor 800 Jahren der Buddhismus zur Staatsreligion Birmas erklärt worden war. Aber andere waren völlig unbewohnt. In wieder anderen war eine Handvoll Menschen verblieben; ihre gebrechlichen Hütten verloren sich fast in dem riesigen Wirrwarr bröckelnden Mauerwerks.

Je weiter sie nach Norden vordrangen, desto unfreundlicher wurde die Bevölkerung und desto häufiger hörten sie die Warnungen vor Piraten, aber sie wurden nicht wirklich belästigt, bis sie einen Monat auf dem Fluss waren, nur noch vier oder fünf Tage unterhalb von Ava.

Als sie hier eines Abends unterhalb eines kleinen Ufervorsprungs geankert hatten, kam plötzlich ein großes Boot voller Männer hinter der Landzunge hervor und hielt mit Höchstgeschwindigkeit direkt auf

---

168 A. d. Ü.: Hier ist die Fea-Baumratte (*Chiromyscus chiropus*), eine Nagetierart aus der Gruppe der Altweltmäuse (*Murinae*), gemeint.

169 A. d. Ü.: Prome (heute *Pyay* mit 135 000 Einwohnern) liegt etwa 250 Kilometer nördlich von Rangun. In der dortigen Shwesandaw-Pagode sollen ein paar Haare Buddhas aufbewahrt sein.

170 A. d. Ü.: Pagan oder *Bagan* ist eine historische Königsstadt mit über 2000 erhaltenen Sakralgebäuden aus Ziegelstein. Sie liegt ca. 520 Kilometer nördlich von Rangun.

sie zu. Der »Bootsführer« warnte die Angreifer, aber sie fuhren weiter. Im letzten Augenblick, als das Boot der Angreifer fast schon zum Entern des Missionarsbootes bereit schien, feuerte der »Bootsführer« eine Muskete ab, direkt über die Köpfe im Piratenboot hinweg. Der Schuss erzielte die beabsichtigte Wirkung. Die Angreifer riefen den Insassen des Missionarsbootes zu, mit dem Feuern aufzuhören, bevor sie umgehend scharf wendeten und dann eilig davonruderten.

Aufgrund des Vorfalles hatten sie eine schlaflose Nacht, aber es gab keine weiteren Angriffe, und einige Tage später waren sie kurz vor Ava und hatten den gefährlichen Teil des Flusses hinter sich gelassen.

Am 25. Januar 1820, nach einer Reise von etwas über einem Monat, vertäuten sie das Boot am Landungssteg, etwa sechseinhalb Kilometer unterhalb der Hauptstadt. Selbst von aus hier konnten Adoniram und Colman »unter den schimmernden Pagoden den goldenen Spitzturm des Palastes« sehen.

Dies war also Ava, der Sitz der Goldenen Gegenwart – jenes legendäre Ava, das Herz des geheimnisvollen Goldenen Königreichs, von dem Adoniram mit feuriger Begeisterung in Symes' *Embassy to Ava* gelesen hatte, als er vor etlichen Jahren im sauberen und wohlgeordneten Andover gewesen war. Dieses Buch hatte so viel dazu beigetragen, in ihm die Entscheidung für ein Leben als Außenmissionar herauszuschälen.

Tatsächlich gab es inzwischen, wie er jetzt wusste, zwei Avas – »Alt-Ava«, Sitz der vorherigen Dynastie, und »Neu-Ava«, gewöhnlich als *Amarapura* bekannt, einige Kilometer flussaufwärts. Der König lebte in *Amarapura*, und genau dort, unterhalb von *Amarapura/Neu-Ava*, ging Adonirams Boot um die Mittagszeit vor Anker, gegenüber von *Sagaing*<sup>171</sup>, einem Ort, der bekannt war für seine zahllosen Pagoden. Denn auch *Sagaing* war zu seiner Blütezeit der Regierungssitz von Königen gewesen.<sup>172</sup>

---

171 A. d. Ü.: *Sagaing* war 1315 – 1364, nach dem Niedergang *Pagans*, die Hauptstadt eines mächtigen Shan-Königreichs gewesen. Anschließend wurde der Regierungssitz nach *Ava* verlegt. 1760 – 1764 war *Sagaing* nochmals kurz Hauptstadt. Die Einwohnerzahl beträgt heute ca. 300 000.

172 A. d. A.: Das heutige *Mandalay*, die zweitgrößte Stadt *Birmas*, liegt ca. 20 Kilometer nordöstlich von *Sagaing* und nur einige Kilometer oberhalb der beiden Avas der Zeit Adonirams.  
A. d. Ü.: *Mandalay* hat heute 1,6 Mio. Einwohner und liegt etwa 610 Kilometer nördlich von *Rangun*. Es war 1857 – 1885 die letzte Hauptstadt des birmanischen Königreichs (nach *Neu-Ava/Amarapura*) und gilt bis heute als das eigentliche Zentrum birmanischer Kultur.

Den Rest des Tages waren Adoniram und Colman in verschiedener Weise beschäftigt. Früh am nächsten Morgen machten sie sich daran, eine Audienz beim König zu arrangieren.

Schon vor seiner Abreise aus Rangun hatte Adoniram beabsichtigt, Mya-day-men um das Erwirken einer Audienz zu bitten. Als ein Wungyi war Mya-day-men einer der vier höchsten birmanischen Beamten, die den Hlutdaw bildeten, den Großen Staatsrat, der nach Maßgabe des Königs alle administrativen, exekutiven, legislativen und judikativen Funktionen des Staates ausführte. Nur noch die vier Atwinwuns, die den Geheimen Rat des Königs bildeten, hatten vergleichbare Macht, und es war eine stete Diskussion unter den Birmanen, ob nun die Wungyis oder die Atwinwuns tatsächlich mächtiger waren.<sup>173</sup>

Adonirams Bekanntschaft mit Mya-day-men ging, wie wir uns erinnern, weit zurück in die Zeit, als er und Nancy, Neuankömmlinge in Rangun vor über sechs Jahren, ihm als Vizekönig ihre Aufwartung gemacht hatten. Damals waren sie eingeschüchtert angesichts des hochgewachsenen alten Mannes mit dem ernsten Gesichtsausdruck, der mit seinem großen Speer im Palast umherstolzte. Aber während seiner weiteren Amtszeit als Vizekönig hatten sie ihn besser kennengelernt. Seine Frau war seit dem Tod des kleinen Roger eine von Nancys engsten birmanischen Freundinnen geworden; und Mya-day-men selbst, wenn auch nicht gerade ein Freund, war ohne Frage gegenüber den Judsons wohlwollend eingestellt. Deshalb lenkten Adoniram und Colman ihre Schritte in Richtung auf Mya-day-mens Haus in der ummauerten, etwa sechseinhalb Kilometer entfernten Stadt, begleitet

---

173 A. d. Ü.: Hinsichtlich der Organisation der birmanischen Regierung zur Zeit Judsons ist Folgendes anzumerken:

Das wichtigste Regierungsorgan vom 13. bis zum 19. Jahrhundert war der Ministerrat oder Hlutdaw (»Ort der Befehlsausgabe« [auch »Hlutdaw«, »Hlut-daw« oder »Hlut-dau«]). Der Hlutdaw hatte exekutive und judikative Entscheidungsgewalt und war das wichtigste Verwaltungsorgan des Königs. Die Mitglieder des Hlutdaw bezeichnete man als Wungyis, die »Großen Lastträger«. Die Wungyis hatten individuelle Verantwortung für die Verwaltung der verschiedenen Regierungsfunktionen, die in ihre jeweiligen Kompetenzbereiche fielen. Jedem der Wungyis war ein Wundauk (»Unterstützer«) zugeteilt, der das Tagesgeschäft des Hlutdaw überwachte, aktiv an seinen Diskussionen teilnahm und den Wungyis Vorschläge zur Entscheidungsfindung unterbreitete.

Die Autorität des Hlutdaw war innerhalb der Hauptstadt effektiv und stabil, aber sie nahm mit zunehmender Entfernung von der Metropole ab. Der Hlutdaw ernannte die Myowuns (Gouverneure), die als verlängerter Arm der Autorität des Königs und des Hlutdaw fungierten.

Nach dem Dritten Anglo-Birmanischen Krieg (1885), der ganz Birma unter britische Oberhoheit brachte, wurde der König ins Exil geschickt und der Hlutdaw aufgelöst.

von einem kleinen Gefolge, das aus Maung Nau und drei oder vier Mann von der Bootsbesatzung bestand, die Geschenke in Form von wertvollen Stoffen trugen.

Unterwegs schauten sie bei Mr. Gibson und Mr. Rodgers vorbei, die in den Außenbezirken wohnten. Gibson, so hoffte Adoniram, könnte ihm vielleicht eine echte Hilfe sein. Er stand in Gunst bei Hofe und hatte nicht gezögert, sich für die Missionare einzusetzen, als zur Zeit des Todes des alten Königs die unverschämte Forderung nach der »Kopfsteuer« erhoben wurde. Von Rodgers erwarteten sie sich nicht allzu viel. Er war in der Vergangenheit niemals bereit gewesen, für sie einzutreten, und stand zurzeit bei Hofe nicht in Gunst. Aber die Höflichkeit verlangte es, dass sie wenigstens bei ihm vorbeischaute.

Amarapura, die eigentliche Stadt mit ihren Palästen und Regierungsgebäuden, umfasste eine quadratische ummauerte Fläche mit über einem Kilometer Seitenlänge. An jeder Ecke stand eine Pagode aus Ziegeln von etwa 30 Meter Höhe. Am Tor fragte Adoniram nach der Lage von Mya-day-mens Haus, und die Wächter sagten ihm, es liege auf der anderen Seite des Palastes – ein ausgedehntes, sich über mehrere Hektar hinziehendes Wirrwarr miteinander verbundener Gebäude mit vergoldeten Dächern, umgeben von zahllosen Pagoden. Darum herum gruppiert waren die kunstvoll gebauten Häuser der hohen Beamten, jedes mit einer Umfriedung, die die Wohnungen – nichts weiter als wacklige Hütten – der Diener und Untergebenen umschloss. Bis zur heißen Jahreszeit dauerte es noch einen Monat, und die Luft erwies sich – wenn auch warm und sonnig – als trocken und angenehm, während die ungepflasterten Straßen staubig waren.

Mya-day-men war freundlich – ja, geradezu warmherzig, als er Adoniram empfing und sein Geschenk entgegennahm. Seine Frau, der Adoniram ein weniger wertvolles überreichte, stellte Dutzende von Fragen über ihre Freundin Mrs. »Yud-than« – wie alle Birmanen den Namen Judson aussprachen. Sie wollten gern mehr über Adonirams Absicht beim Besuch der Hauptstadt wissen; Adoniram gab aus Taktgefühl in dieser Hinsicht nur vage Antworten. Er sagte lediglich, dass er und Colman die Reise unternommen hatten, um das Goldene Angesicht zu sehen, und bat den strengen alten Vizekönig, ihm dieses Privileg zu erwirken.

Mya-day-men war mehr als bereitwillig. Sofort sagte er Maung Yo, einem seiner Lieblingsbeamten, er solle beim Atwinwun Maung Zah, einem der vier Geheimräte des Königs, die Audienz arrangieren. Da Adoniram einen derart ranghohen Fürsprecher wie Mya-day-men hatte, wurde seiner Bitte früher entsprochen als erwartet. An jenem Abend kam Maung Yo zum Boot, um den Missionaren mitzuteilen, dass sie am nächsten Tag schon zur Goldenen Gegenwart geleitet würden.

Sie verbrachten eine bange und unruhige Nacht. Das sanfte Schaukeln des Bootes war nicht imstande, sie in den Schlaf zu wiegen. Die ganzen Nachtstunden hindurch lagen die beiden Männer wach in der engen, strohgedeckten kleinen Kajüte, manchmal beschäftigt mit ihren eigenen Gedanken, manchmal mit gedämpften Stimmen spekulierend über den Empfang, der sie morgen erwarten würde. In frühester Morgendämmerung standen sie auf, zogen nervös die weißen chorhemdartigen Roben an, in denen sie vor dem König zu erscheinen gedachten, inspizierten letztmalig die sechs Bibelbände, für deren Einbandüberzug mit Blattgold sie so viel Geld aufgewendet hatten, und warteten dann auf Maung Yo.

Er kam, als die Sonne schon höher stand, und geleitete sie zu Mya-day-mens Palast. Maung Nau und etliche Mitglieder der Bootsbesatzung folgten ihnen und trugen die Bibel für den König und ein Geschenk für den Atwinwun Maung Zah. Von Mya-day-men erfuhren sie, dass man dem König gesagt hatte, sie seien in der Stadt, worauf er geantwortet habe: »Man möge sie mir vorstellen.« Diese Worte von den Goldenen Lippen schienen ein gutes Vorzeichen zu sein, und sie spürten ein wenig mehr Hoffnung auf Erfolg.

Bald schon führte sie Maung Yo – an der Spitze seines zahlreichen Gefolges – auf der sonnendurchglühten Straße zum Palast des Königs. Nach einem langen Aufenthalt am Tor, wo ein Beamter nach dem anderen sich vergewissern wollte, dass ihre Genehmigungen zum Palasteintritt in Ordnung waren, wurden sie – nach Ablegen ihrer Schuhe und unter Zurücklassung eines Geschenks – in die von Säulen umgebene Empfangshalle des Atwinwun Maung Zah im Palasthof geführt.

Obwohl Maung Zahs riesige Audienzhalle – bevölkert mit Hunderten von Gefolgsleuten und Bittstellern – im Grunde nur eine Art

Vorraum für die königlichen Gemächer war, schien sie in Adonirams und Colmans Augen beeindruckend genug für einen König selbst. Auf einer Seite saß Maung Zah, der auf einem niedrigen Podest Platz genommen hatte. Vor ihm saßen mit untergeschlagenen Beinen einige Dutzend Würdenträger, deren Anliegen der Aufmerksamkeit eines Geheimrats des Herrschers wert waren. Sie waren nach ihrem jeweiligen Rang platziert, Gouverneure und Unterkönige vorn, andere von niedrigerem (doch immer noch wichtigem) Rang hinter ihnen. Es war ein Beweis für Mya-day-mens Einfluss, dass die beiden Missionare sogar noch vor der vordersten Reihe Platz nehmen durften.

Liebenswert fragte Maung Zah sie nach ihrem Begehren. Adoniram erklärte ihre Absicht: Sie waren, wie es die Birmanen ausdrückten, Religionsverkündiger, die dem König ihre heiligen Bücher und eine gewisse Bitte vorzustellen wünschten. Die Bittschrift übergab er Maung Zah, der sie nahm, etwa die Hälfte las und dann mit leichtem Interesse einige Fragen über ihre Religion stellte, die Adoniram so klar wie nötig, aber auch so diplomatisch wie möglich beantwortete.

Plötzlich kam Bewegung in die Audienzhalle: Ein Beamter trat eilig ein und kündigte an, dass der Goldene Fuß sogleich vorwärtschreiten werde. Die Unterredung endete abrupt. Maung Zah stand auf und begann, den Staatsornat anzulegen, der von Bediensteten für ihn bereitgehalten wurde. Währenddessen erklärte er Adoniram und Colman hastig, dass es jetzt geschehen müsse, wenn er sie dem König vorstellen solle. Die Menschenmengen lösten sich wie durch Magie auf (ausgenommen zwei oder drei, die in die königliche Gegenwart kommen durften) und ließen die beiden Missionare fast allein vor dem Atwinwun, der sich hektisch ankleidete.

Für einen Augenblick vergaß der Atwinwun sie, als er mit seiner Kleidung beschäftigt war und seinen *tsalway* anlegte, die goldene Amtskette mit ihren zwölf künstlerisch verzierten Strängen – die sonst kein Untertan außer einem blutsverwandten Fürsten tragen durfte und die über seine linke Schulter laufen und quer über seine Brust drapiert werden musste.

Ein Höfling nutzte die Unterbrechung und sprach mit Adoniram: Heute sei ein schlechter Tag für ihre Absicht, meinte er mit der melancholischen Befriedigung eines Bediensteten, der gern schlechte Nach-

richten überbringt. Denn dies sei der Tag der Siegesfeier der birmanischen Armee über die Cassays<sup>174</sup>. Die Goldenen Füße würden vorwärtsschreiten, weil die Goldenen Augen die Militärparade anschauen wollten. Eine Unterbrechung, um eine Petition bezüglich einer ausländischen Religion anzuhören, würde vor diesen Augen kein Wohlgefallen finden.

Adoniram und Coleman waren noch dabei, diese Nachricht zu verarbeiten, als Maung Zah das Ankleiden beendet hatte und zu ihnen sagte: »Wie könnt ihr in diesem Königreich Religion verbreiten? Aber kommt mit mir.« Mit diesen Worten eilte er aus der Halle. Mit bangem Herzen folgten sie ihm und Maung Yo kilometerlang – wie es ihnen vorkam – durch prächtige Gänge und Korridore, bis sie über eine breite Treppe in eine prachtvolle Halle gelangten, die ihnen endlos lang schien; jeder Quadratzentimeter der Oberfläche war mit Gold überzogen, während die hohe Kuppel von Hunderten schlanker Säulen getragen wurde.

Hier wurden sie zu einer Nische oder Ecke an einer Seite geführt und gebeten, sich zu setzen. Neben ihnen kniete Maung Zah, hinter ihm Maung Yo und ein anderer aus Mya-day-mens Gefolge. Jetzt war nichts mehr zu tun, als auf das Schreiten des Goldenen Fußes zu warten.

Adoniram nutzte die Zeit, um sich umzusehen. Sie saßen der Richtung gegenüber, aus der der König erscheinen würde. Er musste an ihnen vorbeischreiten, um das Ende der Halle zu erreichen, das sich zum Exerzierplatz hin öffnete, wo die Parade stattfinden sollte. Deshalb waren sie genau richtig platziert, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Die vier verloren sich fast in der nahezu menschenleeren Halle, die so unendlich lang war; und doch war die ganze sichtbare Oberfläche vollständig mit Blattgold überzogen. Adoniram wurde erst jetzt sein Wagemut, ja, seine Anmaßung klar, einem Monarchen eine Petition zu überreichen, der einen solchen Raum als bloßen Korridor benutzte. Seine Sorge wuchs, als er sich vor Augen führte, wie unbedeutend das Geschenk seiner goldüberzogenen Bibel für einen Herrscher war, der

---

<sup>174</sup> A. d. Ü.: Cassay oder Kathé: birmanischer Name für Manipur, der heute zu Indien gehörigen Provinz (und für ihre Bevölkerung) an der Nordwestgrenze Birmas.

nichts als Gold sah, wohin auch immer er seine Augen wandte. Aber jetzt war es zu spät für einen Rückzug.

Er hatte vielleicht fünf Minuten für solche Reflexionen. Dann, ohne Vorankündigung, warf sich plötzlich jeder Birmane im Raum flach auf den Boden. Von seinem Platz aus flüsterte Maung Yo Adoniram zu, dass die Goldenen Füße die Halle betreten hatten. Die beiden Missionare warfen sich nicht zu Boden, aber sie knieten und warteten, die Hände respektvoll gefaltet, auf den Anblick des Königs.

Der Mann, der ohne Gefolge auf sie zuging »mit dem stolzen Schritt und der Majestät eines orientalischen Monarchen«, war eher beeindruckend aufgrund seines Ranges und weniger wegen seiner Statur oder Kleidung, wenn er auch »einen stolzen Gesichtsausdruck und ein befehlsgewohntes Auge« hatte. Er war etwa 30 Jahre alt, klein (nur knapp über 1,50 Meter groß) und extrem krummbeinig. Sein Ausdruck war angenehm und freundlich, aber das Aussehen seines Gesichts war beeinträchtigt durch eine Stirn, die stark nach hinten floh – eine ererbte Eigenart der Nachkommen des Königs Alompra<sup>175</sup>.

Um seine Beine und um die Hüfte trug er ein rockartiges kariertes Seidentuch, den Patso, aus dem hellen Scharlach gefertigt, das dem Königshaus vorbehalten war. Seine leichte Jacke, das Engyee<sup>176</sup>, war aus weißem Musselin hergestellt. Um seinen Kopf hatte er turbanartig ein Tuch geknotet, das sein langes Haar zusammenhielt. Obwohl seine Kleidung prachtvoll war, war das Einzige, was für Adoniram auf sein Königtum hinwies, das Schwert in einer goldenen Scheide, das er statt eines Zepters trug.

Als er näherkam, erblickte er die beiden knienden Missionare, die einzigen Personen im Raum, die ihn anzublicken wagten und nicht flach auf dem Boden ausgestreckt waren. Er hielt an und wandte sich Adoniram und Colman zu.

»Wer sind diese?«, fragte er.

---

175 A. d. Ü.: Alompra oder Alaungpaya, von einfachster Abkunft und zunächst Dorfhäuptling bei Ava, war der König (1752–1760), der Birma vereinigte und die Alaungpaya- oder Konbaung-Dynastie gründete, die bis zur Annexion Birmas durch die Briten am 1. 1. 1886 Birma beherrschte. Alompra eroberte auch das unabhängige Mon-Königreich von Pegu (im Irrawaddy-Delta). Unter anderem nahm er 1755 Dagon ein und benannte es in »Rangun«/»Yangon« (= »Ende des Streits«) um.

176 A. d. H.: Daneben findet sich auch die Schreibweise »Eingyi«. Dieses Kleidungsstück konnte ebenso aus Seide oder Satin gefertigt sein.

Adoniram wagte es, für sich selbst zu antworten. »Die Lehrer, Großer König«, antwortete er auf Birmanisch.

Der König war überrascht. »Was, du sprichst Birmanisch? ... Die Priester, von denen ich gestern Abend gehört habe? Wann seid ihr angekommen?«

»Gestern, Eure Majestät.«<sup>177</sup>

Der König war interessiert. Er setzte sich auf einen erhöhten Sessel, seine Hand ruhte auf dem Schwertgriff, und seine Augen studierten die beiden Männer auf eine nicht unfreundliche Weise.

»Seid ihr Lehrer der Religion?«, fragte er nach. Als Adoniram zustimmte, stellte er ungefähr ein Dutzend weiterer Fragen: Waren sie wie die portugiesischen Priester? Waren sie verheiratet? Warum kleideten sie sich so, wie sie angezogen waren? Adoniram antwortete jedes Mal kurz und höflich, bis der König zufrieden schien.

Die ganze Zeit hatten Maung Zah und die anderen hohen Beamten ausgestreckt dagelegen, ihre Gesichter auf den Boden gepresst. Jetzt, da der König keine weiteren Fragen mehr zu haben schien, hob Maung Zah seinen Kopf gerade hoch genug, um die Petition der Missionare vorlesen zu können.

Die amerikanischen Lehrer stellen sich vor, um die Gunst des erhabenen Königs, des Herrschers über Land und Meer, zu empfangen [so begann sie]. Da wir gehört haben, dass aufgrund der Größe der königlichen Macht das königliche Land sich in einem Zustand des Friedens und Wohlstands befindet, kamen wir in die Stadt Rangun, zum königlichen Herrschaftsgebiet gehörig. Nachdem wir vom Gouverneur jener Stadt die Erlaubnis erhalten haben, heraufzukommen und das Goldene Antlitz zu schauen, sind wir heraufgefahren und haben den Untergrund der Goldenen Füße erreicht.

In dem großen Land Amerika [so las Maung Zah weiter vor] haben wir das Amt von Lehrern und Auslegern des Inhalts der Heiligen Schriften unserer Religion. Und in diesen Schriften ist enthalten, dass, wenn wir in andere Länder kommen und die Religion predigen und verbreiten, viel Gutes daraus hervorgehen wird

---

<sup>177</sup> A. d. H.: Genau genommen vertäuten sie ihr Boot zwei Tage zuvor. Für A. Judson gilt das Eintreffen im Palastbezirk einen Tag später als offizielle Ankunft in Ava.

und sowohl diejenigen, die die Religion lehren, als auch jene, die sie annehmen, von zukünftiger Strafe befreit und ohne Vernichtung und Tod die ewige Glückseligkeit des Himmels genießen werden. Daher bitten wir um die königliche Erlaubnis, dass wir, indem wir uns unter den Schirm der königlichen Macht stellen, unsere Religion in diesem Herrschaftsgebiet predigen dürfen und dass diejenigen, denen unsere Predigt wohlgefällt und die auf sie hören und von ihr geleitet werden wollen, ob Ausländer oder Birmanen, vor Belästigung durch Regierungsbehörden geschützt sein sollen – um dieses ersuchen wir in der Hoffnung auf die Gunst des erhabenen Königs, des Herrschers über Land und Meer.

Der König hörte schweigend zu. Dann streckte er seine Hand aus. Maung Zah kroch vorwärts und gab ihm die Petition. Seine Majestät nahm sie und las sie nachdenklich durch, von Anfang bis Ende. Inzwischen gab Adoniram Maung Zah eine sorgfältig gekürzte und bearbeitete Version des Traktats, das er vor vier Jahren verfasst hatte. Als der König die Petition zu Ende gelesen hatte, gab er sie wortlos Maung Zah zurück, der ihm nun das Traktat überreichte. Während er sah, wie der König das Traktat in Empfang nahm, betete Adoniram innerlich mit aller Inbrunst seines Herzens: »O habe Erbarmen mit Birma! Habe Erbarmen mit seinem König!«

Doch König Bagyidaw las nur die Eingangssätze: »Es gibt ein Wesen, das ewig existiert; das frei ist von Krankheit, Alter und Tod; das war und ist und sein wird, ohne Anfang und ohne Ende. Außer diesem Wesen, dem wahren Gott, gibt es keinen anderen Gott ...« Dann öffnete er seine Hand voller Gleichgültigkeit und ließ das Blatt Papier auf den Boden fallen. Maung Zah hob es auf und gab es Adoniram zurück.

Für einen Augenblick herrschte tödliches Schweigen. Maung Yo – mit ziemlich viel Mut für einen Höfling – versuchte, die Situation zu retten, indem er einen der Bibelbände öffnete und ihn dem König zeigte, aber der Monarch nahm keine Notiz davon.

Die Petition der Missionare war abgelehnt worden.

Adoniram und Colman knieten niedergeschlagen und schweigend, während Maung Zah die Entscheidung des Königs in Worte fasste:

»Warum bittet ihr um eine solche Erlaubnis? Haben nicht die Portugiesen, die Engländer, die Moslems und Menschen aller anderen Religionen völlige Freiheit, Religion und Gottesdienst nach ihren eigenen Gebräuchen auszuüben? Was die Ziele eurer Petition betrifft, so gibt Seine Majestät keinen Befehl. Was eure Heiligen Bücher betrifft, so hat Seine Majestät keine Verwendung für sie. Nehmt sie wieder mit.«

Jemand – wahrscheinlich Maung Yo – sagte, dass Colman medizinische Fähigkeiten besitze. Der König befahl: »Sie mögen zum Haus meines Arztes, des portugiesischen Priesters, gehen. Er möge prüfen, ob sie mir auf diesem Gebiet von Nutzen sein können, und entsprechend Bericht erstatten.«

Dann erhob sich der König, schritt ohne einen Blick zurück zum Ende der Halle – dorthin, wo man den Exerzierplatz überblicken konnte. Er warf sich auf ein Kissen und begann mit der Abnahme der Militärparade. Das war alles, was Adoniram und Colman noch sehen konnten. Sie wurden ohne viel Aufhebens aus der Audienzhalle geschoben und zum Haus von Mya-day-men zurückgebracht. Der König war ihrer Mission gegenüber abweisend gewesen. Niemand im Palast wollte noch etwas mit ihnen zu tun haben.

Selbst in dieser Situation tat Maung Yo alles ihm Mögliche, um es ihnen leichter zu machen, indem er dem Wungyi einen möglichst günstigen Bericht über ihren Empfang bei Seiner Majestät gab, ohne dabei die Unwahrheit zu sagen. Da Mya-day-men nicht genau wusste, worum sie ersucht hatten, erschien ihm die Ablehnung nicht so schlimm, wie sie tatsächlich war (und wie Adoniram wohl wusste). Die Begegnung war kurz. Danach wurden die beiden rasch etwa drei Kilometer durch die heißen, staubigen Straßen zum portugiesischen Priester geführt. Er brauchte nur wenige Minuten, um festzustellen, dass Colman über keine »magischen Künste« verfügte, die des Königs Gesundheit beschützen und ihn ewig leben lassen würden, und sie wurden entlassen.

An jenem Nachmittag saßen sie auf dem Deck ihres Bootes und sprachen über die Ablehnung ihrer Petition. Gab es vielleicht eine Möglichkeit, den König zur Änderung seiner Entscheidung zu bewegen? Könnten sie, wenn sie Maung Zah in seinem Haus aufsuchten, vielleicht wenigstens ein paar Zugeständnisse bekommen?

Am nächsten Morgen besuchte sie Gibson, der bereits wusste, was geschehen war. Er war ebenfalls der Meinung, es bestünde zumindest die Chance, dass Maung Zah ihnen gewogener wäre, wenn er bei sich zu Hause aufgesucht werden könnte. Gibson nahm sie an jenem Nachmittag mit, als er zu Maung Zah ging. Aber der Birmane war kühl und abweisend, beinahe ungeschminkt feindlich. Er wollte Adoniram nicht einmal hören, sodass der Engländer die meiste Zeit über reden musste. Maung Zah machte deutlich, dass selbst das Gesuch um religiöse Toleranz für die Birmanen ein fast unverzeihliches Vergehen war.

Gibson, der hartnäckig jedes denkbare Argument vorbrachte, wies schließlich darauf hin, dass andere Ausländer sich in Birma niederlassen würden, sollten die amerikanischen Missionare die Gunst des Königs gewinnen, und dass der Handel sich enorm verbessern würde. Dies war der einzige Gedanke, der Maung Zah überhaupt zu berühren schien. »Sein Gesichtsausdruck verriet, was in ihm vorging. Düsteren Blickes ließ er sich zu einer Antwort dahin gehend herab, dass – falls wir einige Zeit warten sollten – er sich bemühen würde, mit Seiner Majestät über uns zu sprechen.«

Adoniram und Colman marschierten im Mondlicht die sechseinhalb Kilometer vom Haus Maung Zahs zum Boot. Die kilometerlangen täglichen Fußmärsche in der Hitze, die Anspannung, in der sie sich befanden, und die wiederholten Enttäuschungen hatten sie so erschöpft, dass sie sich endlich auf ihre Matten warfen und einschließen, ohne auch nur versuchsweise über weitere Lösungsmöglichkeiten nachzudenken.

Am Morgen jedoch unternahmen sie einen weiteren Versuch und sandten eine Botschaft zu Gibson, worin sie ihn baten, Maung Zah zu fragen, ob es ihrer Sache weiterhelfen würde, wenn sie einige Monate in der Hauptstadt blieben. Gibson brachte ihnen Maung Zahs Antwort am nächsten Tag: »Sag ihnen, dass nicht die geringste Möglichkeit besteht, das in diesem Schriftstück aufgeführte Ziel genehmigt zu bekommen, gleichgültig, wie lange sie auch warten mögen.«

Außerdem, so fügte Gibson hinzu, hatte der König beschlossen, Krieg gegen Siam<sup>178</sup> zu führen. Er hätte keine Zeit für die Missionare.

---

178 A. d. H.: Vgl. Fußnote 110 auf S. 178.

Im Herbst plante er, persönlich nach Pegu, unterhalb von Rangun, zu marschieren, um dort sein Hauptquartier aufzuschlagen. Wenn sie ihn überhaupt noch einmal sehen könnten, müsste es dort sein. Gibson willigte ein, Maung Zah ein Exemplar des Traktats zu geben, hatte aber keine Hoffnung, dass es etwas bewirken würde. Sie wussten, dass ihre Sache hoffnungslos war, wenn Gibson es sagte. Schweren Herzens entschlossen sie sich zur Abreise.

Zuerst machten sie aber noch einen Besuch bei Rodgers, natürlich mehr aus Höflichkeit als aus dem Gefühl heraus, dass er helfen könnte oder wollte. Aber er gab ihnen eine Information, die ihnen verdeutlichte, warum ihre Bemühungen gescheitert waren und wieso aller Wahrscheinlichkeit nach auch alle zukünftigen Versuche fehlschlagen würden.

Adoniram hatte durch seinen ehemaligen Lehrer, U Aung Min, von dem einen Birmanen gehört, der vor etwa 15 Jahren Christ geworden und um seines Glaubens willen gefoltert worden war. Rodgers, so stellte sich jetzt heraus, war Augenzeuge der ganzen Sache gewesen. Der Mann, ein Lehrer in Ava aus einer wichtigen Familie und von außergewöhnlicher Begabung, war von den römischen Katholiken für den christlichen Glauben gewonnen und zum Studium nach Rom geschickt worden. Bei seiner Rückkehr hatte sein Neffe (damals ein Thau-dau-sen, ein Sekretär der Atwinwuns) ihn dafür denunziert, dass er der Religion seines Landes abgeschworen hätte. Mit Billigung des Königs ließ der Neffe seinen Onkel ins Gefängnis werfen und foltern. Als er nicht widerrufen wollte, wurde er mit einem Eisenschlägel Zentimeter für Zentimeter von den Füßen bis zur Brust misshandelt. Rodgers war bei dieser Folter zugegen und hatte die Henker bestochen, so sanft wie möglich zuzuschlagen.

Aber der Mann wollte nicht widerrufen. Um ihn zu retten, sagten einige Leute aus der engeren Umgebung des Hofes dem König, der Mann sei wahnsinnig, und er wurde freigelassen. Die portugiesischen Priester schafften ihn heimlich außer Landes und sandten ihn nach Bengalen, wo er später verstarb. Seither hatten die Priester nie mehr versucht, Birmanen für den christlichen Glauben zu gewinnen. Vielmehr hatten sie ihre Arbeit auf ihre eigenen Gemeinden beschränkt, die aus Nachkommen der früheren portugiesischen Söldner bestan-

den. Diese Landsleute der Priester durften aufgrund des Gewohnheitsrechts und Gesetzes Christen bleiben und als solche leben.

Bis zu diesem Punkt gab es für Adoniram in der Geschichte, die Rodgers erzählte, wenig Neues. Er hatte das meiste davon schon vor längerer Zeit von U Aung Min erfahren, und die Lehren daraus hatten ihn nicht vom Versuch abgehalten, Birmanen zur Bekehrung zu führen. Aber eines an Rodgers Erzählung war für ihn *tatsächlich* neu: Der Neffe (der Thau-dau-sen, der seinen Onkel angeklagt und gefoltert hatte) war jetzt selbst ein Atwinwun, einer der vier Geheimen Räte des Königs – und nicht nur irgendein Atwinwun, sondern der erste, sogar noch ranghöher als selbst Maung Zah, der die beiden Amerikaner in die Gegenwart des Königs eingeführt hatte. Da solch ein Mann das Ohr des Königs hatte, konnte Maung Zah nichts für sie erreichen, selbst wenn er wollte.

Und schlimmer noch, fuhr Rodgers fort, die Hauptkönigin, die oberste der Frauen Seiner Majestät, war eine fanatische Buddhistin und hatte solche Macht über den König bekommen, dass er ihr praktisch hörig war. Sie war die Tochter eines Gefängniswärters, eines Angehörigen der heruntergekommensten und verachtetsten Klasse in Birma. Sie war älter als der König. Irgendwie, mit unglaublicher Schläue und Skrupellosigkeit war sie vom Status einer bloßen Konkubine zur obersten Hauptfrau aufgestiegen. Ihr Argwohn und ihre Rachsucht waren in den Kreisen der Höflinge wohlbekannt. Im Volk flüsterte man, sie sei eine Zauberin. Wie sonst hätte eine Frau von solcher Herkunft zur Herrschaft selbst über den König aufsteigen können? Aber ob nun Zauberin oder nicht, meinte Rodgers, Adoniram und Colman müssten die Hoffnungslosigkeit ihrer Mission einsehen.

Adoniram wusste, dass Rodgers seine ganz eigenen Gründe hatte (verbunden mit seinem Intrigenspiel um Macht und Einfluss), christliche Missionare – oder überhaupt jeden Weißen – vom Aufenthalt in Birma abzubringen. Aber in diesem Fall wusste er, dass Rodgers die Wahrheit sagte.

Nur einen Tag nach der Ablehnung ihrer Petition hatte der König im Palast ein großes Fest für alle buddhistischen Priester aus den umliegenden Ortschaften gegeben. Gleichzeitig hatte er Hunderte, darunter Söhne von Adligen, zu neuen Priestern ernannt.

Die Absicht des Herrschers war offensichtlich. Dagegen hatten christliche Missionare keinerlei Chance, mussten sich Adoniram und Colman übereinstimmend eingestehen. Niedergeschlagen kehrten sie zu ihrem Boot zurück, und am nächsten Tag beantragten sie einen Pass, um die Hauptstadt verlassen zu können.

Um die Ausstellung des Passes mussten sie sich fünf Tage lang bemühen, wobei sie ihn nur durch Bittgesuche und Bestechung erhielten. In dieser Zeit erfuhren sie, dass Maung Zah ihr Traktat gelesen und es behalten hatte. Dabei sagte er: »Die Lehre und die Gebote sind sehr gut – aber es wird viel Zeit vergehen, ehe Birmanen überzeugt werden können, dass es einen Gott und Heiland gibt.«

Gibson hatte es sogar gewagt, sie gegenüber dem König nochmals zu erwähnen, aber der König hatte nur gelacht und geantwortet: »Was, sie sind gekommen mit der Anmaßung, uns zu ihrer Religion zu bekehren! Sie sollen unsere Hauptstadt verlassen. Wir haben keine Lust, ihre Unterweisungen zu empfangen. Vielleicht finden sie einige ihrer Landsleute in Rangun, die bereit sind, ihnen zuzuhören.«

Die offene Verachtung des Königs beunruhigte Gibson. Er wies Adoniram und Colman nachdrücklich darauf hin, dass sie sich besser einen königlichen Schutzbrief besorgen sollten, um sich gegen persönliche Belästigungen oder Übergriffe zu schützen. »Ansonsten«, sagte er, »wird es rasch bekannt werden, dass ihr um königlichen Schutz nachgesucht habt und eure Bitte abgelehnt worden ist, und ihr werdet der Willkür jeder böswilligen Person ausgesetzt sein.«

Aber ein solcher Schutzbrief, wie ihn Gibson im Sinn hatte, würde mehrere Hundert Tical kosten, und das konnten sie sich nicht leisten. Sie würden ihr Vertrauen auf den Herrn setzen müssen.

Niemand hätte bei der Abreise entmutigter sein können als Adoniram. Am 6. Februar traten die Missionare in ihrem Boot die Reise flussabwärts an. Sie hatten viel Zeit und Geld investiert und waren dabei nur gescheitert. Schlimmer noch, sie hatten alle ihre zukünftigen Aussichten auf diesen einen Versuch gesetzt, die Gunst des Königs zu gewinnen. Mit ihrer Niederlage war es ihnen nicht nur misslungen, ihre Sache voranzubringen. Vielmehr hatten sie ihr sogar geschadet. Die Nachricht ihres Scheiterns würde ihnen den Fluss hinab folgen

– vielleicht sogar vorausseilen –, und man konnte sich deren Auswirkung in Rangun nur allzu gut vorstellen.

Kein Wunder, dass Adoniram an jenem Tag unmittelbar vor dem Ablegen des Bootes in sein Notizbuch schrieb:

Ich könnte eine halbe Stunde moralisieren über die treffende Ähnlichkeit und die schöne Übereinstimmung zwischen dem trostlosen Zustand unserer Gefühle und der sandigen ausgedörrten Fläche dieses elenden Strandes. Aber »alles ist Eitelkeit«<sup>179</sup>. Möge der Strand zusammen mit unserer Trauer entschwinden. Morgen wird sich etwas Besseres finden.

---

<sup>179</sup> A. d. Ü.: Vgl. Prediger 1,3.

**Krise (1820)**

Das Boot fuhr mit dem Strom und kam flussabwärts wesentlich schneller vorwärts als flussaufwärts bei der Hinfahrt. Aber die Aussicht auf eine rasche Rückkehr machte Adoniram keineswegs glücklicher, da er an die Nachricht denken musste, die er mitbrachte. Er sah vor sich nichts anderes als die Auflösung der Mission, die Zerstreuung der wenigen Bekehrten, ihr wahrscheinliches Aufgeben des Glaubens und die Auslöschung all seiner jahrelangen Bemühungen. So war er also in einer seiner charakteristischen niedergeschlagenen Stimmungen, als sie eines Abends in Prome vor Anker gingen, etwa 250 Kilometer oberhalb von Rangun.

Das Boot war gerade am Landungssteg vertäut worden, als Adoniram durch den Gruß einer vertrauten Stimme angenehm überrascht wurde: Im selben Augenblick kam jemand an Bord, den er kannte – niemand anders als Maung Shway-gnong, den er zuletzt auf dem Kai in Rangun hatte stehen sehen, als er seinen würdevollen Abschiedsgruß entbot. Der Mann war gerade angekommen, um einen Freund zu besuchen, der ernsthaft krank war. Er beabsichtigte, in Prome nur ein paar Tage zu bleiben. Wenn Adoniram und Colman warten konnten, würde er gern mit ihnen zusammen nach Rangun zurückkehren.

Vor Maung Shway-gnong schüttete Adoniram nun sein Herz aus, indem er erzählte, wie ihre Petition durch den König abgelehnt worden war, und er endete mit Mr. Rodgers' Bericht über den Birmanen, der mit dem Eisenschlägel gefoltert wurde. Adoniram war fassungslos angesichts der Ruhe, mit der Maung Shway-gnong auf die Nachricht reagierte. Er hatte erwartet, dass der Birmane Entsetzen und Mitleid zeigen würde. Stattdessen schien er nahezu gleichgültig.

Adoniram war verärgert und gereizt, sodass er zum Angriff überging: »Um dich machen wir uns keine Sorgen, wohl aber um jene, die wirklich Jünger Christi geworden sind. Wenn sie angeklagt und ver-

folgt werden, können sie nicht zum Gottesdienst in die Pagode gehen oder vor dem Mangan-Lehrer widerrufen, so wie du es getan hast.« Diese Bemerkung tat weh. Maung Shway-gnong begann, sein Verhalten in der Vergangenheit zu verteidigen, aber Adoniram unterbrach ihn: »Sag lieber nichts. Eines weißt du genau, dass es wahr ist: Du wurdest damals angeklagt, und wenn du nicht auf die eine oder andere Weise dem Mangan-Lehrer zu Gefallen gewesen wärest, dann wäre dein Leben jetzt nicht mehr in deinem Leib.«

Maung Shway-gnong hatte darauf keine Antwort als diese, dass er jetzt ein neuer Mensch sei, wie immer auch seine Vergangenheit gewesen sein mochte. »Wenn ich sterben muss«, sagte er ernst, »werde ich für eine gute Sache sterben. Ich weiß, dass es die Sache der Wahrheit ist.« Und er wiederholte gegenüber Adoniram mit großem Nachdruck: »Ich glaube an den ewigen Gott, an seinen Sohn Jesus Christus, an die Sühnung, die Christus bewirkt hat, und an die Schriften der Apostel als das wahrhaftige und einzige Wort Gottes.«

Er fuhr fort: »Vielleicht Erinnerst du dich nicht daran, dass du mir bei einem meiner letzten Besuche gesagt hast, ich würde auf meinen Verstand und nicht auf das göttliche Wort vertrauen. Von da an habe ich meinen Irrtum eingesehen und habe versucht, ihn abzulegen. Du hast mir auch erklärt, wie böse es ist, in den Pagoden anzubeten, obwohl ich dir gesagt hatte, dass mein Herz an den Gottesdiensten nicht teilgenommen hat. Seit du Rangun verlassen hast, habe ich meine Hände nicht ein einziges Mal vor einer Pagode gefaltet. Es ist wahr, ich folge manchmal der Menschenmenge an Festtagen, um Verfolgung zu vermeiden, aber ich gehe auf einer Seite in die Pagode hinein und marschiere sofort auf der anderen wieder hinaus. Nun sagst du, dass ich kein Jünger bin. Was fehlt mir noch?«

Diese aufrichtigen Worte überzeugten Adoniram davon, dass der Glaube des Birmanen im vergangenen Monat wirklich gewachsen war. Aber er bestand darauf: »Lehrer, du bist vielleicht ein Jünger Christi im Herzen, aber du bist kein Jünger im umfassenden Sinne. Du hast nicht Glauben und Entschlossenheit genug, alle Gebote Christi zu halten, besonders jenes, das von dir die Taufe verlangt, selbst angesichts von Verfolgung und Tod. Bedenke die Worte Jesu, die er unmittelbar

vor seinem Auffahren in den Himmel gesagt hat: ›Wer da glaubt und getauft wird, wird errettet werden<sup>180</sup>.«

Daraufhin erwiderte Maung Shway-gnong nichts. Einige Zeit saß er schweigend auf dem Deck. Sein Gesichtsausdruck besagte – das wusste Adoniram –, dass er gründlich über das nachdachte, was er gerade gehört hatte. Nach einigen Minuten sagte ihm Adoniram, dass die Missionare daran dächten, Rangun zu verlassen. Sobald bekannt würde, dass der König praktisch verboten hatte, die Birmanen das Christentum zu lehren, würde kein Birmane mehr auf das Evangelium zu hören wagen, geschweige denn, es persönlich in Anspruch zu nehmen.

Diese Nachricht wühlte Maung Shway-gnong auf. »So darfst du nicht reden«, sagte er. »Einige werden auf jeden Fall und trotz allem nachdenken und nachfragen; und eher gehe ich selbst zum Mangel-Lehrer, um mich an einer öffentlichen Disputation zu beteiligen, als dass ich zulasse, dass du Rangun verlässt. Ich weiß, wie ich ihn zum Schweigen bringen kann.«

»Ja«, sagte Adoniram, »du hast vielleicht eine Zunge, um *ihn* zum Schweigen zu bringen, aber er hat ein paar Hand- und Fußfesseln und einen Eisenschlägel, um *dich* zum Schweigen zu bringen. Denke daran.«

Es war gegen 21 Uhr, als Maung Shway-gnong das Boot verließ. Aber Adoniram und Colman sprachen über die Bedeutung dieser Unterhaltung bis Mitternacht und lagen danach immer noch wach, als das Boot sanft auf dem dunklen Wasser schaukelte, und dachten nach.

Hatte Gott vielleicht dieses seltsame Zusammentreffen arrangiert als Zeichen dafür, dass er ihnen auch in ihrer äußersten Not beistehen würde? Die Tempelglocken, die sanft in der nächtlichen Brise klimpten, waren eine akustische Erinnerung an die Macht des Buddhismus in Birma vonseiten der Pagoden am Ufer. Aber hier auf dem Boot war Maung Shway-gnong gewesen, der Lehrer und Skeptiker, der sich bereit erklärt hatte, das Christentum öffentlich zu verteidigen!

Vielleicht hatte Gott einige wenige wie Maung Shway-gnong auserwählt, die er im gefährlichsten Augenblick zu ihrer Hilfe zu rufen

---

180 A. d. Ü.: Vgl. Markus 16,16.

gedachte. Wenn diese kühne Annahme richtig war, dann hatten die Missionare kein Recht, die birmanischen Jünger zu verlassen, indem sie die Mission aus Rangun entfernten. Aber wie würden sie es ertragen können, wenn diese ins Gefängnis kämen, in Ketten gelegt und gefoltert werden würden?

Vielleicht warteten sie lieber, bis sie Rangun erreichten. Wenn die Jünger fest standen und andere Bewohner ernsthaftes Interesse am Glauben zeigten, könnte das ein gutes Vorzeichen sein. Zumindest meinten sie, jetzt erstmals seit ihrer Audienz beim König einen kleinen Hoffnungsschimmer zu sehen. »Aber es war nicht wie der sanfte Glanz des Mondes, der freundlich auf den Pfad des nächtlichen Pilgers scheint und ihn zum Ort der Herberge führt. Es war vielmehr wie der zornige Strahl des Blitzes, der zwar für einen Augenblick die umliegende Landschaft erleuchtet, aber dann die schwarze Munitionskammer der himmlischen Artillerie enthüllt und den unachtsamen Betrachter mit Tod bedroht.«

Sie kehrten am 18. Februar 1820 nach Rangun zurück. Fast genau zwei Monate waren sie fort gewesen. Einige Tage später, es war an einem Sonntagabend, rief Adoniram seine drei Bekehrten Maung Nau, Maung Thahlah und Maung Byaay zusammen und gab ihnen einen vollständigen Bericht von allem, was sich in Ava ereignet hatte. Er sagte ihnen geradeheraus, dass die Reise ein völliger Fehlschlag war und dass von jetzt an christliche Birmanen mit Verfolgung und Leiden rechnen mussten. Er sei nur widerwillig zu dem Schluss gekommen, sagte er, dass die Missionare Birma besser verlassen sollten. Ihr Bleiben würde die Aufmerksamkeit der Behörden erregen und die Bekehrten noch größerer Gefahr aussetzen.

Insgeheim war er überzeugt, dass Maung Thahlah und Maung Byaay den Mut verlieren und den christlichen Glauben aufgeben würden, anstatt sich den von ihm beschriebenen Aussichten zu stellen. Maung Nau war der Einzige, dessen er sich sicher fühlte. Maung Nau hatte ihm auf der Reise flussabwärts gesagt, dass er den Missionaren in jeden Teil der Welt folgen würde. Seine einzige Sorge war, er könnte eine Last sein, falls seine Unkenntnis anderer Sprachen ihn am Erwerb seines eigenen Lebensunterhalts hindern sollte.

Aber zu Adonirams freudiger Überraschung feuerten seine Worte den Eifer der drei erst recht an, wie es schien. Je mehr er die Gefahren betonte, desto entschiedener versuchten sie, diese wegzuerklären und ihn zu überzeugen, dass die Mission bei Weitem nicht so stark gefährdet war, wie er dachte.

Ihre ständig wiederholte Frage war: »Wohin gehen die Lehrer?« Adoniram antwortete darauf, dass die Missionare Birma niemals verlassen würden, sondern dass sie sich in der Gegend um Chittagong – zwischen Bengalen und Arakan gelegen – niederlassen müssten, wo die Ermordung des Missionars De Bruyn getaufte Christen ohne Lehrer gelassen hatte.

Die eigentliche Frage, so Adoniram, war also: Was würden diese drei tun? Maung Nau, das wusste er, würde den Missionaren nach Chittagong folgen. Aber was wäre mit Maung Thahlah und Maung Byaay?

Maung Thahlahs Entschluss stand bereits fest. »Was mich betrifft«, sagte er entschlossen, »ich werde dahin gehen, wo gepredigt wird und ich unterrichtet werden kann.«

Maung Byaay dagegen schwieg eine Weile und dachte nach. Er hatte Frau und Kinder. Birmanischen Frauen war es nicht erlaubt, das Land zu verlassen. Er würde bleiben müssen. »Aber«, sagte er ziemlich traurig, »wenn ich hier allein zurückbleiben muss, werde ich weiterhin die Pflichten der Religion Jesu Christi ausführen. An keine andere werde ich je denken.«

Aber die Frage war nicht so leicht zu lösen. Drei oder vier Tage suchten Adoniram und Colman ein Schiff nach Chittagong. Dann kam eines Abends Maung Byaay ins Missionshaus mit seinem Schwager, einem Mann namens Maung Myat-yah, der einige Monate im Missionskomplex gelebt und oft die Gottesdienste im *zayat* besucht hatte.

»Ich bin gekommen«, sagte Maung Byaay, »um euch zu ersuchen, Rangun vorerst nicht zu verlassen.«

»Ich denke, dass das Bleiben unter den gegenwärtigen Umständen nutzlos ist«, sagte Adoniram mit Bedauern. »Wir können den *zayat* nicht öffnen. Wir können keine öffentlichen Gottesdienste halten. Kein Birmane wird es wagen, sich mit dieser Religion zu beschäf-

tigen; und wenn sich niemand damit beschäftigt, wird sie auch niemand annehmen.«

Aber Maung Byaay gab nicht auf. »Lehrer«, flehte er, »mein Inneres ist verzweifelt. Ich kann weder schlafen noch essen, seit ich weiß, dass ihr weggehen wollt. Ich habe mich unter denen umgehört, die in unserer Nähe leben, und konnte feststellen, dass einige gerade jetzt sich mit der neuen Religion beschäftigen. Bruder Myat-yah ist einer davon, und er schließt sich meinem Bittgesuch an.« Myat-yah bestätigte, dass Maung Byaay die Wahrheit sagte. »Deshalb bleibe bitte bei uns noch einige Monate«, flehte Maung Byaay. »Bleibe, bis es acht oder zehn Jünger gibt. Dann bestimme einen zum Lehrer der anderen. Dann werde ich mir über euren Weggang keine Sorgen mehr machen. Wenn ihr auch das Land verlässt, so wird die Religion sich doch von selbst ausbreiten. Selbst der König wird sie nicht aufhalten können. Aber wenn du jetzt gehst und die beiden Jünger mitnimmst, die dir folgen können, bleibe ich allein zurück. Ich kann diejenigen nicht taufen, die diese Religion annehmen wollen. Was kann ich tun?«

Adoniram fühlte sich nicht in der Lage, Maung Byaays Gesuch abzulehnen, ohne sich mit Nancy und Colman beraten zu haben. Die drei sprachen gerade darüber, als Maung Nau hereinkam. Er stimmte Maung Byaay ganz entschieden zu. Er war sich sicher, dass etliche der Interessierten sich trotz der feindseligen Haltung der Regierung bekehren würden, wenn die Missionare nur ein wenig länger blieben.

Die Haltung der birmanischen Bekehrten rief bei den Missionaren unfreiwillige Tränen hervor. Vielleicht waren Adonirams Emotionen auch mit Beschämung verbunden, als er seine eigenen Zweifel und Ängste mit der Zuversicht und dem Vertrauen der einfachen Männer verglich, die zu ihm als Leiter und Lehrer aufschauten. »Wir leben nur für die Verbreitung der Sache Christi unter den Birmanen«, versicherte er ihnen. »Wenn es auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg in Rangun gibt, haben wir nicht die Absicht, anderswohin zu gehen. Deshalb werden wir die Sache noch einmal überdenken.«

Während die Missionare versuchten, zu einer Entscheidung zu gelangen, unternahmen Maung Nau, Maung Thahlah und Maung Byaay offensichtlich alles Erdenkliche, um die Interessierten zu mobi-

lisieren, die im Garten des Missionskomplexes lebten. Nach einer abendlichen Gebetsversammlung einige Tage später brachte Maung Thahlah – zusammen mit Maung Byaay und Maung Nau – einen von ihnen zu Adoniram. Für sie war er gleichsam das personifizierte Argument dafür, dass die Missionare bleiben sollten: Es war ein sehr angenehmer Mann namens Maung Shwa-boo, der im Garten zu leben begonnen hatte, kurz bevor Adoniram und Colman nach Ava abgereist waren.

In Maung Shwa-boos Gegenwart sagte Maung Thahlah: »Lehrer, deine Absicht wegzugehen hat uns alle mit Not und Sorge erfüllt. Ist es gut, uns zu verlassen? Trotz aller gegenwärtigen Schwierigkeiten und Gefahren müssen wir uns daran erinnern, dass dieses Werk nicht deines oder unseres ist, sondern das Werk Gottes. Wenn er Licht gibt, wird sich die Religion ausbreiten. Nichts kann sie aufhalten.« Maung Byaay und sein Schwager Maung Myat-yah hatten zugehört, als Maung Thahlah redete, und nach ein paar Minuten erfuhr Adoniram, dass ein weiterer Bewohner des Gartens, Maung Louk, draußen an der Tür zuhörte. Maung Louk wurde hereingebeten, um sich neben Maung Shwa-boo und Maung Myat-yah zu setzen.

Der Anblick der drei Interessenten begeisterte Maung Byaay. Mit großer Emotion hob er seinen Arm und sagte: »Lasst es uns alle gemeinsam versuchen. Was mich betrifft, so werde ich beten. Vielleicht bekommen wir eine kleine Gemeinde von zehn Gliedern zusammen, und einer ist dabei, der taufen und das Abendmahl ausgeben kann. Wenn du es dann für notwendig findest, woanders hinzugehen und dort zu predigen – geh, und wir werden hierbleiben und die Pflichten unseres Glaubens auf eine stille und unauffällige Weise, aber in Übereinstimmung mit den Heiligen Schriften ausüben. Es ist meine Überzeugung, dass einer unter uns erweckt werden wird, der gelehrter ist als wir anderen und der sich als unser Lehrer eignen wird. Obwohl Schwierigkeiten vonseiten der Regierung uns erwarten, dürfen wir auch die Hölle nicht außer Acht lassen, und diejenigen, die die Hölle wirklich fürchten, können gar nicht anders, als sich ganz und gar Christus anzuvertrauen.«

»Ja«, fügte Maung Thahlah leidenschaftlich hinzu, »Christus hat uns gelehrt, nicht die zu fürchten, die nur den Leib töten können, son-

dern den zu fürchten, der sowohl die Seele als auch den Leib in der Hölle zu verderben vermag<sup>181</sup>.«

Maung Nau stimmte Maung Byaay und Maung Thahlah zu. Doch als Adoniram die drei Interessenten genauer befragte, wurde deutlich, dass keiner von ihnen (wenn sie sich auch mit der neuen Religion beschäftigten) schon bereit war, daran zu glauben. Er vermutete, dass ein Großteil ihres Interesses auf den starken Druck vonseiten der Bekehrten zurückging und nicht so sehr der Beginn einer eigenen inneren Überzeugung war.

Dennoch schien es, als Adoniram die Sache mit Nancy und Colman besprach, dass die Aussicht auf neue Bekehrungen besser war als je zuvor. Es wäre unmöglich, darin waren sie sich einig, jetzt wegzugehen und alle diese Menschen ohne Hilfe zurückzulassen. Und dennoch schien es vermessen und unverantwortlich, keinen alternativen Stützpunkt zu haben.

Die Missionare redeten diese Nacht noch lange miteinander, bis sie endlich zu einem Entschluss kamen: Die Colmans würden nach Chittagong gehen, dort eine neue Missionsstation aufbauen und versuchen, die arakanesischen Gläubigen dort zu integrieren. Adoniram und Nancy würden in Rangun bleiben. Wenn die Lage in Rangun unhaltbar werden sollte, könnten sie zu den Colmans umziehen mit so vielen Gläubigen, wie mit ihnen zu gehen wünschten. Wenn ihre Befürchtungen in Bezug auf Rangun sich als unbegründet herausstellen sollten, könnten die Colmans zurückkehren.

In dieser Krisensituation schien jedes einzelne Glied der werdenden Gemeinde über sich hinauszuwachsen. Nie zuvor hatten die Missionare und die Bekehrten so große gegenseitige Zuneigung und solches Vertrauen zueinander gespürt. Die drei Birmanen offenbarten Qualitäten, von deren Existenz niemand zuvor gewusst hatte, am allerwenigsten sie selbst. Es war fast, als ob neue, bis dahin nicht vorhandene Persönlichkeiten sich aus den »Hüllen« der alten herausschälten.

Für einen Birmanen, mit seiner durch jahrhundertelangen Despotismus eingepprägten Angst vor Herrschern, war der bloße Gedanke

---

181 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 10,28.

an Ungehorsam – selbst dem mildesten Erlass gegenüber – unsagbar erschreckend. Und doch redeten die drei Bekehrten – als wäre es das Selbstverständlichste der Welt – darüber, den König herauszufordern, indem man im Geheimen eine christliche Gemeinde aufbaute, obwohl in den Augen der Regierung keine Aktivität so umstürzlerisch wie diese war!

Vor dieser Notsituation hatten Adoniram und Nancy Maung Nau für einen von Natur außergewöhnlich sanften und autoritätsgläubigen Menschen gehalten, fast zu abhängig von den Missionaren. Jetzt nannten sie ihn bei sich selbst »Petrus«, weil er eine solche Kühnheit und einen derartigen Eifer erkennen ließ.

Als sie ihn kennenlernten, war Maung Byaay so furchtsam und schüchtern, dass sie ihn für einen Griesgram gehalten hatten. Zwar saß er nach wie vor stets ernst und schweigsam in der Nähe der Missionare und sog begierig jedes Wort auf, das sie weitergaben. Aber wenn es darum ging, das Evangelium unter den Birmanen im Missionsgarten zu verkündigen oder zu verteidigen, dann sprach er mit der Lebhaftigkeit eines Redners und dem Mut eines Helden.

Maung Thahlah hatte schon immer eine bessere Auffassungsgabe gehabt und war schneller im Lernen als die anderen beiden, aber selbst er hatte nie die Kennzeichen der Gelehrsamkeit an den Tag gelegt, die beispielsweise den vornehmen Gelehrten Maung Shway-gnong auszeichneten. Jetzt bewies er plötzlich eine erstaunliche Fähigkeit im Verständnis der Schrift und im Anwenden passender Schriftstellen, wenn er Interessenten ihre Fragen beantwortete. Bei ihm zeigten sich auch unerwartete Talente sowohl als Lernender wie auch als Lehrer.

Es schien tatsächlich so, als wollte der Herr sie in jenen dunklen Tagen besonders ermutigen. Trotz des Umstands, dass die Versammlungen im *zayat* hinter verschlossenen Türen stattfanden – mit nie mehr als acht oder zehn Anwesenden –, gab es zwei Bekehrungen, noch ehe die Colmans absegelten. Der Erste, ein Verwandter von Maung Thahlah namens Maung Shway-bay, fing am 20. März an, sich für das Konzept eines ewigen Gottes zu interessieren. Er studierte und betete die nächsten zwei Tage intensiv und präsentierte am 24. März ein schriftliches Bekenntnis seines Glaubens mit der Bitte, am darauffolgenden Sonntag getauft zu werden. Sogar Maung Myat-yah sagte:

»Rechnet mich zu den Nachfolgern. Ich bin bezüglich dieser Religion zu einem festen und endgültigen Entschluss gekommen. Ich liebe Jesus Christus, aber ich bin noch nicht ganz bereit für die Taufe.«

Die Colmans schifften sich am 27. März 1820 nach Arakan ein. Am Tag nach ihrem Abschied wurde einer ihrer Räume im Missionshaus für Abendgottesdienste und vertrauliche Unterredungen eingerichtet. Diesen kleinen Gemeinderaum nannten Adoniram und Nancy hoffnungsvoll »den neuen *zayat*«. Der alte *zayat* wurde aufgegeben.

Im Mai baten zwei Freunde von Maung Shway-gngong um die Taufe, beides wohlhabende Männer und weit über der Mittelschicht stehend. Die Frau des einen und zwei oder drei weitere Frauen waren fast schon bekehrt. Die Gefahr erfüllte sie anscheinend mit einem Gespür für die Dringlichkeit, die Errettung unverzüglich zu ergreifen, ohne Rücksicht auf Risiken und Gefahren.

Aber Maung Shway-gngong selbst hielt sich immer noch zurück. Verzweifelt brachte er einen Einwand nach dem anderen vor. Warum hatte Gott einen Tag von sieben als besonderen Tag ausgesondert? Weshalb war es notwendig, sich gerade an diesem Tag zum Gottesdienst zu versammeln? Wieso war die Verordnung der Taufe notwendig? Weswegen das Abendmahl?

Adoniram lehnte es ab, zu argumentieren. Es stand in der Bibel, und zwar als Befehl und Gebot des Herrn. Maung Shway-gngong konnte es annehmen oder verwerfen. Aber wenn er es annahm, musste er es demütig annehmen in dem Bewusstsein, dass es der Vernunft des Menschen nicht gegeben ist, den letztendlichen Grund infrage zu stellen oder auch nur zu begreifen. Weder Gott noch Jesus gaben sich langen Debatten hin, noch ließen sie sich zu metaphysischer Haarspalterei herab.

Trotz seiner eigenen kleinlichen Einwände schickte Maung Shway-gngong jedoch ständig neue Interessierte. Wenn er mit ihnen zusammen war, stellte er sich auf Adonirams Seite. Besonders gefiel ihm ein Argument, dessen Gebrauch Adoniram im Umgang mit Leuten ähnlichen Schlages gelernt hatte. Adoniram nannte sie buddhistische »Halb-Atheisten«. Sie verwarfen den Buddhismus, dem sie schon vor Jahren entwachsen waren, glaubten aber immer noch an eine Art diffuse ewige Weisheit, die das Universum durchzog und die allein Gott

verkörperte. Über dieses Konzept gelangten sie stets triumphierend zu dem ihrer Meinung nach großen Einwand gegen Adonirams Gott: Warum stand nicht diese Art *unpersönlicher* ewiger Weisheit, von der sie ausgingen, gleichsam als Verkörperung des wahren Gottes, während der Gott Adonirams eine *Person* war? Aber stets pflegte Adoniram ihre Argumente mit drei kurzen und prägnanten Ausdrücken zu widerlegen: »Kein Verstand – keine Weisheit. Zeitlicher und endlicher Verstand – zeitliche und endliche Weisheit. Ewiger und unendlicher Verstand – ewige und unendliche Weisheit.« Aus naheliegenden Gründen notierte Adoniram mit gewissem Vergnügen:

... Diese prägnante Aussage fegt mit unwiderstehlicher Gewalt durch das Innerste ihres Systems und trifft es im Kern. Und wenn sie auch für andere allzu einfach und nicht unbedingt schlüssig erscheint, so ist ihre Wirkung für einen im birmanischen Denken Geschulten ohne Ausnahme völlig umwerfend. Kaum hat man diesen kurzen Satz geäußert, nickt man bedeutungsvoll mit dem Kopf, um zu zeigen: »Da hast du's!« Ein anderer ruft seinem Opponenten zu: »Du bist besiegt, geschlagen, vernichtet!« Ein dritter sagt: »Rede doch mit der *Person*, die alle Weisheit in sich vereint; wo sonst könntest du wahre Weisheit finden?«

Der Diskussionsgegner, der vielleicht eine gelehrte Rede über die Vortrefflichkeit und Wirksamkeit und Ewigkeit der Weisheit vorbereitet hatte, ist durch dieses unerwartete Argument völlig aus der Fassung gebracht, sitzt da und schaut ungläubig auf die Ruinen seines Systems, staunend über das einfache Werkzeug, das eine solche Trümmerlandschaft um ihn her verbreitet hat. Und sogleich schaut er dich an (denn die Birmanen sind häufig unumwunden aufrichtig) und sagt: »Deine Worte sind völlig zutreffend.« Und – vielleicht – ist seine nächste Frage sogar: »Wie kann ich ein Jünger des Gottes werden, den du verehrst?«

Aber obwohl Maung Shway-gnong diese Triumphe fast noch mehr genoss als Adoniram, konnte er es immer noch nicht übers Herz bringen, sich zur vollen, in aller Öffentlichkeit gelebten Jüngerschaft zu bekennen. Adoniram hatte endlich den wirklichen Grund dafür

erkannt. Es war weniger der Widerstand von Maung Shway-gnongs Frau und Freunden als vielmehr einfache Furcht. Denn wenn Maung Shway-gnong den letzten Schritt wagte, dann war das aufgrund seiner Prominenz und Position eine fast sichere Garantie für Verfolgung, Folter und Tod.

Deshalb war Adoniram nicht länger willens, mit ihm dialektische Klingen zu kreuzen. Denn wenn er auch weiterhin Hinweise auf die Herrlichkeit des Märtyrertodes fallen ließ, musste er doch eingestehen: »Mein Herz windet sich vor Erbarmen ... Der Gedanke an den Eisenschlägel und die heimliche Befürchtung, dass ich selbst – wäre ich in seiner Lage – keineswegs mehr Mut aufbringen könnte, zügelten meine Zunge.«

Vor seiner Reise nach Ava hatte Adoniram mit der Übersetzung des Briefs an die Epheser begonnen. Nach seiner Rückkehr arbeitete er daran weiter, so rasch er konnte, und trotz seiner Augenschwäche beendete er das Projekt Ende April. Sowohl Jünger als auch Interessierte rissen Adoniram die Seiten mit dem übersetzten Text förmlich aus den Händen und stritten geradezu miteinander um die Gelegenheit, den Epheserbrief als Erste lesen zu dürfen. Die Übersetzung, meinten sie, sei viel klarer als diejenige des Matthäusevangeliums und einfacher zu verstehen.

Inzwischen wurde Nancy schwer krank. Sie hatte starke Schmerzen, die anscheinend von Leberproblemen herrührten. Zwei strapaziöse »Quecksilber-Therapien« brachten keine Besserung, und Ende Juni wurde Adoniram klar, dass sie ärztliche Hilfe in Bengalen suchen musste. Da er Zweifel hatte, dass sie die Seereise allein überstehen würde, war es seiner Meinung nach nötig, sie diesmal zu begleiten. Ein Schiff lag im Fluss vor Anker, das Mitte Juli auslaufen sollte, und er reservierte eine Passage für sie beide und für die kleine Emily. Lanciego, der Spanier, half ihnen beim Besorgen der Pässe und versprach, die Leute auf dem Missionsgelände unter seinen Schutz zu nehmen. Diesen Rivalen von Rodgers hatten wir oben erwähnt in Bezug auf den schier endlosen Kampf mit dem Engländer um das Recht des Steuereintreibens in Rangun (der Spanier hatte im Augenblick die Oberhand).

Die Nachricht ihrer unmittelbar bevorstehenden Abreise führte zu zwei weiteren Taufgesuchen am Sonntag, dem 9. Juli. Adoniram empfahl den Bittstellern, bis zu seiner Rückkehr zu warten. Aber am nächsten Sonntag – das Schiff sollte am darauffolgenden Montag auslaufen – kamen die beiden zu ihm in großer Not und sagten, sie fänden innerlich keine Ruhe, bis sie getauft wären. Was wäre, wenn Adoniram nicht mehr zurückkehrte? Sie *müssten* unbedingt getauft werden, ehe er abreiste. Adoniram stimmte zu; und an jenem Abend unterzogen sie sich der Taufe in einem kleinen Teich in der Nähe des Missionshauses.

Dann wurde der Abfahrtstermin des Schiffs aber verschoben. Maung Shway-gnong nutzte die Gelegenheit, um das Missionshaus zu besuchen. Er war einige Zeit nicht mehr gekommen, und Adoniram empfing ihn nicht allzu freundlich, bis er erfuhr, dass der Birmane mit Fieber ans Bett gefesselt gewesen war. Während sie miteinander redeten, wurde Adoniram allmählich überzeugt, dass der Lehrer endlich ein wirklicher Christ geworden war. Sein Bericht über seine heimlichen Gebete, seinen Kampf mit der Sünde, seine Buße und seinen Glauben – die Beweise waren überwältigend.

An jenem Nachmittag kamen einige Freunde von Maung Shway-gnong dazu, und der Lehrer machte endgültig Nägel mit Köpfen. Auf die Besucher deutend, sagte er: »Mein Herr und Lehrer, es sind jetzt einige von uns, die sich schon lange mit dieser Religion beschäftigt haben. Ich hoffe, dass wir alle an Jesus Christus glauben.«

»Ich würde das nicht so ohne Weiteres sagen«, antwortete Adoniram vorsichtig. »Jedoch ist das leicht zu überprüfen, und ich will mit dir beginnen, Lehrer. Ich habe bisher immer gedacht, dass du vollkommen an den ewigen Gott glaubst, aber ich habe Zweifel, ob du auch völlig an den Sohn Gottes und an die Sühnung glaubst, die er vollbracht hat.«

»Ich versichere dir«, entgegnete der gelehrte Birmane ernsthaft, »dass ich von Letzterem ebenso überzeugt bin wie von Ersterem.«

Adoniram blickte dem Lehrer geradewegs ins Gesicht. »Glaubst du dann auch, dass ausschließlich die Jünger Jesu Christi von Sünde und Hölle errettet werden?«

Der Birmane hielt seinem Blick stand: »Ausschließlich seine Jünger«, sagte er mit großer Festigkeit.

»Wie kannst du dann in deinem Zustand bleiben, ohne den Treueid gegenüber Jesus Christus abzulegen und ganz und gar sein Jünger zu werden – sowohl dem Leib als auch der Seele nach?«

»Es ist mein tiefster Wunsch, das zu tun und zu werden, indem ich getauft werde«, sagte Maung Shway-gngong. »Und eben dazu bin ich heute hierhergekommen, um diesen meinen Wunsch auszudrücken.«

Adoniram konnte seinen Ohren kaum glauben. »Du sagst, dass du den Wunsch hast, die Taufe zu empfangen. Darf ich dich fragen, wann du sie empfangen möchtest?«

»Zu jedem Zeitpunkt, der dir beliebt, sie mir zu spenden. Jetzt – in diesem Augenblick, wenn du es möchtest.«

»Willst du die Taufe öffentlich oder privat empfangen?«

»Ich werde sie zu jeder Zeit und auf jede beliebige Weise empfangen, die dir zu bestimmen beliebt.«

Einen Augenblick schwieg Adoniram. Dann sprach er: »Lehrer, ich bin aufgrund unserer Unterredung heute Nachmittag überzeugt, dass du ein wahrhaftiger Jünger bist. Ich antworte deshalb, dass ich dir ebenso sehr die Taufe zu spenden begehre, wie du den Wunsch hast, sie zu empfangen.«

Die Auswirkung dieser Unterredung war enorm. Die Jünger schäumten über vor Freude. Die anderen waren nahezu sprachlos vor Überraschung. Schon lange glaubten sie, dass Maung Shway-gngong ein Christ im Herzen war. Aber sie hatten nie auch nur davon geträumt, er würde das je öffentlich zugeben oder gar einem Ausländer erlauben, ihn im Wasser unterzutauchen.

Adoniram wandte sich an einen der Zuhörer, einen Mann namens Maung Thay-ay, von dem er vermutete, dass er ebenso ein Gläubiger sein könnte: »Bist du auch bereit, den Treueid gegenüber Christus zu schwören?«

»Wenn der Lehrer Maung Shway-gngong es tut«, sagte Thay-ay, »warum sollte ich dann zögern?«

»Und wenn er es nicht tut, was dann?«

»Dann«, sagte Thay-ay, »muss ich noch ein wenig warten.«

Adoniram hob seine Hand. »Halt«, sagte er, »du vertraust auf Maung Shway-gngong anstatt auf Jesus Christus. Du bist nicht würdig, getauft zu werden.«

Reihum fragte er die anderen. Sie waren noch nicht ganz so weit. Schließlich kam er zu der Frau, Mah Men-lay, deren Mann gerade deutlich gemacht hatte, dass er noch nicht bereit war. Nach einem Augenblick inneren Kampfes sagte sie: »Wenn der Lehrer die Taufe für mich angebracht hält, dann wünsche ich, die Taufe zu empfangen.« Diese Antwort genügte Adoniram nicht. Er sagte ihr, er könne niemanden taufen, der auch ohne die Taufe innerlich ruhig und gleichmütig sein könne.

Bei Einbruch der Dunkelheit am nächsten Abend rief Adoniram zwei oder drei von den Jüngern, und im kleinen Kreis sprachen sie das Taufgebet. Dann gingen sie zusammen mit Maung Shway-gnong zum üblichen Platz, stiegen hinab ins Wasser und taufte ihn.

Nachdem sie ins Missionshaus zurückgekehrt waren, erfuhr Adoniram, dass die Frau Mah Men-lay Maung Shway-gnong auf seinem Weg zum Teich gesehen hatte. Sie hatte Nancy gegenüber ausgerufen: »Oh! Er ist hingegangen, um dem Befehl Jesu Christi zu gehorchen, während ich hierbleibe, ohne zu gehorchen. Ich werde heute Nacht nicht schlafen können. Ich muss nach Hause gehen und mit meinem Mann reden.«

Später am Abend kam sie zurück und bat, sofort getauft zu werden. Adoniram und die Jünger hatten gerade die Mahlfeier beendet, und nachdem Mah Men-lay sich mit ihrer Bitte an ihn gewandt hatte, fragte er die Anwesenden, ob sie einverstanden wären. Sie waren es. Ohne weiteren Aufschub führte er sie zum Teich in der Nähe des Hauses und taufte im Licht einer Laterne die erste birmanische Frau. Der Traum von einer Gemeinde mit zehn einheimischen Birmanen war Wirklichkeit geworden.

Am Mittag des nächsten Tages, dem 19. Juli 1820, machten sich Adoniram und Nancy auf den Weg zum Fluss. Fast 100 Leute folgten ihnen, wobei die Frauen laut weinten, wie es dem Brauch des Landes entsprach. Als die beiden in das kleine Boot stiegen, das sie zum Schiff bringen sollte, bat Adoniram den Lehrer Maung Shway-gnong, die Frau Mah Men-lay und einen oder zwei andere, sie zu begleiten.

Als dann das Boot vom Ufer abstieß, riefen die Zurückgebliebenen ihre Abschiedsgrüße nach. Bei all dem Durcheinander von Rufen

konnten Adoniram und Nancy auch Stimmen heraushören, die ihnen zuriefen, doch bald zurückzukommen.

Nach einer Stunde brachte das Boot die Birmanen zum Ufer zurück, und Adoniram und Nancy standen lange auf dem Achterdeck – sie blickten auf die Stadt, die ihre kleine birmanische Gemeinde beherbergte, doch ihre Herzen waren zu voll für Worte.

Zwei Tage später ankerte das Schiff in der Nähe eines Wäldchens (mit der Bezeichnung »der Elefant«<sup>182</sup>) an der Flussmündung. Am frühen Morgen des 18. August kamen sie in Kalkutta an.

---

182 A. d. H.: »Elephant« bzw. »Western Grove« im englischen Sprachgebrauch.

## Rückkehr zu den Goldenen Füßen (1820 – 1822)

Sie blieben drei Monate in Kalkutta: einige Tage bei den Lawsons, die mit Rice auf der *Harmony* nach Indien gekommen waren, zwei Monate bei den Houghs in Serampore; und einen knappen Monat bei Reverend Townley und seiner Frau von der London Missionary Society. Townley war einer der wenigen Missionare, die – wie Nancy bemerkte – das Glück hatten, aufgrund eines genügend großen Vermögens den eigenen Lebensunterhalt und den ihrer Familie selbst bestreiten zu können.

Nancys Gesundheitszustand schwankte. Dr. Chalmers, der jegliches Honorar ablehnte, meinte, sie leide an einer chronischen Leber-Erkrankung. Er empfahl, sie solle in die Vereinigten Staaten reisen, wo das kühle Klima vielleicht helfen würde. Eine Rückkehr nach Rangun kam derzeit nicht Betracht.

Widerstrebend reservierte Adoniram eine Passage für sich allein auf der *Salamanca*, die Anfang November nach Rangun auslaufen sollte. Aber Ende Oktober meinte ein Dr. Macwhirter, dessen Ruf der Reputation von Dr. Chalmers gleichkam, er könne Nancy Medizin verschreiben, die ihr die Rückkehr mit ihrem Mann ermöglichen würde. Und so reservierte Adoniram auch für sie eine Passage.

Der Aufenthalt in Kalkutta war ruhig. Das einzige Unangenehme wurde durch einige hässliche Geschichten über die Behandlung des sterbenden Wheelock durch die Judsons verursacht. Sie waren zweifellos durch seine Witwe Eliza in Umlauf gebracht worden, die beschlossen hatte, in Indien zu bleiben, und um diese Zeit »einen Mr. Jones aus Kalkutta« geheiratet hatte. Nancy war doppelt verletzt, weil sie wusste, dass diese Geschichten ihren Weg zu Wheelocks Eltern finden würden. Einige Tage vor ihrer Abreise schrieb sie einen langen Brief über die ganze Sache an Mrs. Carleton in den Vereinigten Staaten. Darin bat sie, dem betagten Mr. Wheelock und seiner Frau die Wahrheit über ihren Sohn und seinen Tod zu vermitteln. Sie konnte sie nicht – schrieb sie – im Glauben lassen, ihr selbst, Nancy, hätte »jeg-

liches Gefühl von Menschlichkeit gefehlt, sodass sie ihrem Sohn auch nur das Geringste verweigert hätte, was ihm seine Lage angenehmer machte«. Tatsache sei, dass Eliza »die ›Wurzel der Bitterkeit‹<sup>183</sup> [war]. Sie versuchte alles, um unsere Gemeinschaft zu verhindern. Doch trotz all ihrer Anstrengungen, unseren charakterlichen Ruf zu ruinieren, versuchen wir, uns in einer Haltung der Vergebung zu üben, und wir haben sie hoffentlich in gewissem Maße erlangt.«

Sie schifften sich mit Emily Van Someren auf der *Salamanca* am 23. November ein. Die Reise war unangenehm. Das Schiff war klein und überfüllt mit Menschen. Dazu kamen die lästigen Skorpione und Tausendfüßler. Sie trafen auf unbeständige Winde, heftige Sturm böen und das schrecklichste Gewitter, das sie je erlebt hatten. Die Passage hätte etwa zwei Wochen dauern sollen, aber fast sechs Wochen waren vergangen, als sie am 3. Januar 1821 endlich das »Elefanten«-Wäldchen am Westufer des Rangun-Flussarms im Bereich des Irrawaddy-Deltas sichteten.

Der Lotse brachte ihnen sowohl gute als auch schlechte Nachrichten. Mya-day-men (der Wungyi, der als gestrenger Speerträger der Vizekönig von Rangun bei ihrer ersten Ankunft gewesen war und dessen Frau mit ihnen Freundschaft geschlossen hatte) war wieder als Vizekönig in Rangun. Das war eine gute Nachricht. Die schlechte Nachricht war, dass vor Kurzem eine Armee von etwa 30 000 Mann auf ihrem Weg nach Siam durch Rangun marschiert war, um den Krieg gegen das Nachbarland zu beginnen. Da war es nur allzu recht, dass die Colmans einen Rückzugsort in Chittagong her richteten.

Das Schiff kam am 5. Januar nach Rangun. Als der goldene Turm der Großen Pagode sich über den Bäumen erhob, richteten Nancy und Adoniram vom dicht gedrängten Achterdeck aus ihre Blicke aufs Ufer, um dort Freunde zu entdecken. Und tatsächlich, über das gelbe Wasser hinweg konnten sie unter den vielen, die am Kai versammelt waren, die hochgewachsene Gestalt von Maung Shway-gnong erkennen, seine Hände grüßend zum Kopf erhoben. Und da waren auch Maung Thahlah, die Frau Mah Men-lay und andere Jünger zusammen

---

183 A. d. Ü.: Vgl. Hebräer 12,15.

mit etlichen Kindern. Sie alle marschierten gemeinsam zur Zollkontrolle und umgaben die Missionare dann wie eine Herde auf ihrem Weg zum Missionshaus.

Die warmherzige Begrüßung, die Liebe dieser birmanischen Jünger, die Sorge um ihr Wohlergehen – all das erfüllte die Herzen von Adoniram und Nancy. Sie waren so dankbar. Ihr Empfang war so gegensätzlich wie nur möglich, verglichen mit jenem einsamen Tag mehr als sieben Jahre zuvor, als sie zum ersten Mal ihren Fuß auf birmanischen Boden setzten. Damals waren sie ohne Freunde, die Sprache erwies sich als ein babylonisches Wirrwarr, und der Name Christi war ein bedeutungsloser Klang. Jetzt hatten sie eine birmanische Gemeinde mit zehn Mitgliedern, feste Freunde zu Dutzenden, die Sprache war angenehm vertraut, und das Evangelium verbreitete sich in alle Richtungen.

Maung Shway-gnong hatte wichtige Neuigkeiten für sie, die ihn selbst betrafen. Es war der frühere Vizekönig gewesen, der in Bezug auf ihn ominös befohlen hatte: »Forscht weiter nach«, und durch diese wenigen Worte hatte er alle Interessierten in Schrecken versetzt und beinahe die Mission zum Erliegen gebracht. Als Mya-day-men von den Goldenen Füßen zurückkehrte, um seine Pflichten als Vizekönig wieder aufzunehmen, hatten die Priester und Beamten aus Maung Shway-gnongs Dorf gedacht, ihre Chance wäre gekommen, um ihn ein für alle Mal zugrunde zu richten. Er wusste, dass sie sich gegen ihn verschworen und sich täglich dem Sieg näher sahen. Und er fürchtete, er müsse vielleicht jeden Augenblick um sein Leben fliehen.

Endlich war die Verschwörung zum Abschluss gekommen. Ihr führender Kopf, der zu den Richtern des Dorfes gehörte, ging zum Vizekönig und beklagte sich: »Der Lehrer Maung Shway-gnong versucht, die Reistöpfe der Priester umzukehren, mit dem Boden nach oben.«

Mya-day-men hörte sich dies schweigend an. Dann antwortete er: »Und was folgt daraus? Dann sollen die Priester sie eben wieder umdrehen, mit dem Boden nach unten.« Diese einfachen Worte hatten der ganzen Verschwörung den Todesstoß versetzt. Bis ein anderer Vizekönig kam, schien Toleranz für die Christen garantiert.

Adoniram und Nancy gingen zum Regierungsgebäude, um Myaday-mens Frau zu sehen. Sie empfing sie mit der ganzen Vertrautheit einer alten Freundin, obwohl sie vom König zur fast allerhöchsten Würde einer »Wun-gyi-gau-dau«<sup>184</sup> befördert worden war. Dies bedeutete, dass sie das Recht hatte, in einer *wau* transportiert zu werden, einer Art Sänfte, die von 40 oder 50 Männern getragen wurde. Sie sahen auch den Vizekönig, der immer noch ruhelos mit seinem riesigen Speer umherstolzte. Aber er war beschäftigt mit der Trauer über den Tod seiner Lieblingstochter, einer der wichtigsten Frauen des Königs, und er sagte lediglich: »Ach! Ihr seid also gekommen!«, ehe er seine Schritte fortsetzte.

Die Arbeit der Mission ging weiter. Es gab mehr Interessenten. Sogar der Mann Maung Yah, der allererste Interessierte aus der Anfangszeit, kehrte zurück. Maung Ing, der in dieser ganzen Zeit abwesend gewesen war und sich in der Stadt Bike südlich von Rangun aufgehalten hatte, tauchte auch wieder auf. Er war schon seit Langem bekehrt, aber immer noch nicht getauft. Jetzt empfing er die Taufe am 4. März. Einige Tage später kehrte er mit einer großen Packung von Traktaten nach Bike zurück. Mah Men-lay eröffnete aus eigenem Antrieb eine Schule in ihrem Haus, um den einheimischen Jungen und Mädchen das Lesen zu lehren, sodass sie nicht zu den Priestern würden gehen müssen.

Aber Adoniram verbrachte weniger Zeit im *zayat* als früher. Er war jetzt mit etwas Wichtigerem beschäftigt. Die Jünger konnten die Botschaft von Jesus verbreiten; es war Adonirams Aufgabe, diese Botschaft in Form einer vollständigeren Übersetzung des Evangeliums zu liefern. Er hatte bereits das Matthäusevangelium, den Epheserbrief und die erste Hälfte der Apostelgeschichte übersetzt. Jetzt hoffte er, mit Maung Shway-gnongs Hilfe all seine bisherige Arbeit revidieren und eine jeweils bessere sowie genauere Version anfertigen zu können. Mitte Mai konnte er das Manuskript des Epheserbriefs und des ersten Teils der Apostelgeschichte zu Hough nach Serampore schicken, indem er darum bat, jeweils 600 Exemplare zu drucken.

---

184 A. d. A.: Die heutige Übersetzung »Frau Wungyi« vermittelt nicht zutreffend die Bedeutung des Titels in den 1820er-Jahren. Letztendlich ist »Herzogin« ursprünglich auch nichts anderes als lediglich »Frau Herzog« gewesen.

Es gab viele andere Dinge zu tun. Da waren die Sonntagsgottesdienste – einer für die wenigen Europäer in Rangun, ein anderer für die Birmanen. Es gab Gebetsversammlungen an den Dienstag- und Freitagabenden. Eine Frau, Mah-Myat-lay, wurde getauft. Adoniram beschloss, Maung Shway-bay als eine Art Assistenzpastor anzustellen. Maung Thahlah sprach zwar besser und Maung Shway-gnong verfügte über weit mehr Gelehrsamkeit und Autorität, aber Maung Shway-bay war ernster sowie hingebener und hatte einen »demütigen und beharrlichen Wunsch«, was die Mitarbeit in diesem Dienst betraf. Das zählte für Adoniram am allermeisten. Adoniram stellte auch eine Karte her, die zeigte, wo die Ereignisse in der Bibel jeweils stattgefunden hatten, und behandelte diese mit den Bekehrten im Unterricht.

All diese Arbeit füllte Adonirams Tage von morgens bis abends aus. Mitte Juli hatte er das Johannesevangelium und die Johannesbriefe abgeschlossen, »diese ausgesucht lieblichen und kostbaren Teile des Neuen Testaments«, und arbeitete an der zweiten Hälfte der Apostelgeschichte.

Aber die Krankheit schlug erneut zu. Im Frühjahr des Jahres schon hatte er einen Cholera-Anfall erlitten. Nun wurden er und Nancy mit Fieber aufs Bett geworfen. Mehrere Tage lagen sie im selben Raum – unfähig, einander zu helfen, und bezüglich der elementarsten Bedürfnisse auf Emily angewiesen. Und trotz einer erneuten Behandlung mit blauen »Quecksilber-Pillen« wurden Nancys Leberprobleme immer schlimmer. Adoniram war sich sicher, dass sie bald sterben würde, wenn man nicht sofort drastische Maßnahmen ergriffe. Am 6. August beschloss er, sie müsste nach Bengalen zur Behandlung reisen und dann wahrscheinlich die alte Heimat Amerika aufsuchen.

Am 21. August 1821, schiffte sich Nancy mit Emily Van Someren nach Kalkutta ein, jetzt nicht mehr die »kleine Emily«, die sie verlassen und nach Madras, ihre ehemalige Heimat, weiterreisen sollte. Emily war etwa sechs Jahre lang Familienmitglied gewesen. Sie hatten sie wie ihre eigene Tochter aufgezogen, aber in den bis heute aufbewahrten Briefen jener vergangenen Zeit wird sie selten erwähnt. Sie trat in Nancys

und Adonirams Leben und verließ es wieder, in den Aufzeichnungen eine vage und schattenhafte Gestalt.

Über Nancy sandte Adoniram einen Brief an Hough, worin er unter anderem schrieb:

Ich sende Ihnen hiermit Mrs. Judson und alles, was von den blauen Pillen und Sennesblättern<sup>185</sup> übrig ist, und bitte Sie, die Artikel alle gut verpacken zu lassen und mit der nächsten sicheren Möglichkeit nach Amerika zu schicken ... Man sagt, dass der Mensch dazu neigt, in den Tiefen des Elends zu scherzen; und der Galgenhumor hat gesammelte Werke hervorgebracht: Sie können obiges Beispiel einer solchen Sammlung hinzufügen, wenn Sie möchten. Ich fühle mich, als stünde ich selbst vor dem Galgen und unterzeichnete sozusagen mein eigenes Todesurteil. Aber zwei Jahre, wie lang auch immer, werden letztendlich ebenso vorübergehen.

Und er fuhr im gleichen Stil fort:

Ich habe mich nach langem Überlegen dazu entschlossen, meinen rechten Arm amputieren und mein rechtes Auge ausreißen zu lassen. Solche Operationen sind – wie die Ärzte sagen – nötig, um den Verfall und das Absterben des gesamten ehelichen Leibes zu verhindern.

Und zweifelsohne *war* Nancy sein rechter Arm und sein rechtes Auge. Aber es gab kein Mittel dagegen. Er musste sich damit abfinden, die Mission mindestens zwei Jahre ohne sie weiterzuführen.

Als das Schiff mit Nancy und Emily an Bord flussabwärts den Blicken entglitten war, ging Adoniram feuchten Auges vom Kai zum Missionshaus zurück. Den nächsten Monat widmete er sich ausschließlich dem *zayat* und der Übersetzungsarbeit. Aber im September musste er den *zayat* wieder schließen.

---

185 A. d. Ü.: Eine Pflanzenart aus der Gattung *Senna* in der Unterfamilie der Johannisbrotgewächse (*Caesalpinioideae*) innerhalb der Familie der Hülsenfrüchtler (*Fabaceae*), die als *Alexandrinische Senna* bekannt ist. Sie ist in Afrika und Arabien beheimatet. Die Droge Sennes- oder Sennablätter (*Sennae folium*) wurde im 19. Jahrhundert weithin als mildes Abführmittel verwendet.

Sowohl Nancy als auch er hatten vermutet, dass der gegenwärtige Zustand der Toleranz einfach zu schön war, um anzudauern. Ja, der Vizekönig und seine Frau hatten sie privat ermutigt, indem sie ihnen sagten, sie würden ihren Fall wohlwollend vor den König bringen, wenn er während seiner geplanten Reise zur siamesischen Grenze durch Rangun kommen würde. Sie schränkten jedoch ein, dass »Toleranz« natürlich nur Freiheit für *Ausländer* bedeuten konnte und dass *diese* ihre Religion ausüben konnten, wie sie wollten. Selbst zu diesem Zeitpunkt war ihnen noch nicht klar, dass bereits Birmanen den Buddhismus verlassen hatten und Christen geworden waren. Das war nur einem kleinen Kreis innerhalb der Mission bekannt.

Aber Maung Shway-gnongs Bekehrung konnte vor den Bewohnern seines Dorfes nicht geheim gehalten werden. Bald schon reichte der Dorf-Oberste zusammen mit etlichen Priestern ein Dokument beim Vizekönig ein, das Maung Shway-gnong beschuldigte, »Prinzipien übernommen zu haben, die auf die Zerstörung der buddhistischen Religion gerichtet und den bestehenden Autoritäten abträglich sind«. Diese offene Anklage konnte der Vizekönig nicht einfach übergehen. Er sagte, dass Maung Shway-gnong den Tod verdiene, falls dies wahr sein sollte. Aber er beeilte sich nicht sonderlich, um etwas zu unternehmen.

Dem Lehrer kam die Nachricht sofort zu Ohren – seine Freunde hatten den Fortgang der Intrigen sorgfältig beobachtet. Er besorgte sich sofort ein Boot und brachte seine Familie an Bord. Dann eilte er zum Missionshaus, warnte Adoniram und packte einen Vorrat an Traktaten und gedruckten Bibelteilen zusammen. Schließlich fuhr er etwa 230 Kilometer flussaufwärts in den Ort Shway-doung. Dort ließ er sich mit seiner Familie nieder, um das Evangelium zu verbreiten.

Wie üblich wurden die Interessenten im Umfeld des *zayat* durch die Worte des Vizekönigs aufgescheucht wie Wachteln durch einen Gewehrschuss. Adoniram beschränkte seine Versammlungen auf das Missionshaus. Dennoch konnte er einen neuen Bekehrten taufen, aber er verlor auch einen durch den plötzlichen Tod Maung Thahlahs, des zweiten Bekehrten. Er starb an der Cholera.

Dazwischen verbrachte Adoniram fast seine ganze Zeit allein, und zwar mit Übersetzen.

Die Monate vergingen ruhig. Wenn der Druck der Regierung geringer schien, verbrachte Adoniram mehr Zeit mit Lehren. Wenn sich Gefahr andeutete, verbrachte er mehr Zeit mit Übersetzen.

Am 13. Dezember 1821 kam ein neues Ehepaar mit der vor Kurzem geborenen Tochter an und zog im Missionshaus ein: Dr. Jonathan Price und seine Frau. Price, ein großer, linkischer und schlaksiger Mann mit borstigem hellblondem Haar, wirkte fast wie eine Karikatur des legendären Yankees schlechthin, außer dass er nicht gerade wortkarg war. Alles, was er dachte und fühlte, sprudelte ungefiltert aus ihm heraus; fast jede Idee, die er hatte, versuchte er, umgehend auszuführen. Er war äußerst zerstreut und – was Adoniram alles andere als gefiel – fast völlig gleichgültig gegenüber Sauberkeit und Reinlichkeit.

Price war Mediziner mit besonderem Interesse an Chirurgie (insbesondere an Augenchirurgie). Sein Medizinstudium war vom Baptist Board finanziert worden. Innerhalb kurzer Zeit hatte er eine ansehnliche Praxis. Er war besonders geschickt im Entfernen des grauen Stars; er hatte keine Angst, diese schwierige Operation in Angriff zu nehmen, und sein Ruhm hatte sich bald über das südliche Birma verbreitet. Für die Birmanen war ein Mann, der diese zu Blindheit führende, weißliche Augentrübung entfernen konnte, nichts Geringeres als ein Zauberer. Und seine Sprachkenntnis wuchs so schnell wie seine Arztpraxis. Seine Grammatik war schwach, sein Vokabular klein, sein Satzbau verbesserungswürdig; aber er hatte ein gutes Ohr, und bald schon plauderte er mit den Birmanen wie eine Elster. Seine Redseligkeit wurde nicht im Geringsten durch die Tatsache eingeschränkt, dass sie nicht immer verstanden, was er meinte.

Der 20. Januar 1822 bedeutete neuen Grund zur Freude, als Hough und seine Familie am Anlegeplatz von Rangun von Bord gingen. Hough beherrschte die Sprache inzwischen ziemlich gut und konnte immer noch schneller drucken, als Adoniram übersetzte. In Price mit seinen chirurgischen »Zauberkünsten« hatten die Missionare ein Mittel, wodurch sich ihr guter Ruf sogar noch schneller verbreitete als das Wort des Evangeliums. Aber mitten in all der Freude traf sie auch eine Tragödie: Am 2. Mai starb Mrs. Price an der Ruhr. Sie wurde neben dem kleinen Roger begraben, und ihre kleine Tochter wurde zu den

Lawsons nach Kalkutta geschickt, wo man sich besser um sie kümmern konnte als in Rangun.

Die Nachricht von den erfolgreichen Star-Operationen, die Dr. Price durchführte, erreichte schon bald die Goldenen Ohren in Ava. Am 20. Juli kam ein Befehl von den Goldenen Lippen selbst, der Price' Erscheinen vor den Goldenen Füßen anordnete.

Price konnte unmöglich allein gehen. Adoniram musste ihn begleiten, obwohl er eigentlich nicht wollte. Er hatte das Neue Testament inzwischen bis zum Römerbrief übersetzt und dabei gleichzeitig eine neue Version des Matthäus-, Markus- und Lukasevangeliums angefertigt. Die Birmanen mussten unbedingt die Bibel haben, davon war er überzeugt, und er war der einzige lebende Mensch, der in der Lage war, sie ihnen in ihrer eigenen Sprache zu geben. Aber es gab keinen anderen Weg: Die Übersetzung würde warten müssen.

Zumindest würden sie diese Reise auf Kosten der Regierung unternehmen. Deswegen ließ auch die Abreise auf sich warten, während die Behörden die notwendigen Vorbereitungen trafen, die zusätzlich verzögert wurden durch den Tod des alten Speerträgers Mya-day-men am 20. August. Tatsächlich fuhren sie erst am 28. August ab, genau eine Woche, nachdem Adoniram den achtzehnten birmanischen Bekehrten getauft hatte. Einen Monat später kamen Price und Adoniram in Ava an – am 27. September 1822. Sie konnten feststellen, dass das Projekt des Ausbaus von Ava als neue Hauptstadt (in Übereinstimmung mit dem alten Brauch, dass jeder neue Herrscher von einem neuen Ort aus regieren sollte) fast beendet war.

Diesmal gab es keine Verzögerung, bis man zu den Goldenen Füßen vorgedrungen war. Der König war persönlich an Price' medizinischen Fähigkeiten interessiert und stellte viele Fragen. Von Adoniram nahm er keine Notiz, weil dieser nur als Dolmetscher gebraucht wurde. Aber Maung Zah (der Atwinwun, der Adonirams Vorstellung beim König bei seinem vorigen Besuch arrangiert hatte) erinnerte sich an ihn. In Anwesenheit der Goldenen Gegenwart fragte Maung Zah ihn nach seinem Wohlergehen. Nach der Audienz sprach er mit ihm in einigen vorsichtigen Worten über Religion und gab Adoniram sogar eine private Ermunterung, doch eine Weile in Ava zu bleiben.

Am 1. Oktober hatten sie eine weitere Audienz beim König. Diesmal fiel der Blick der Goldenen Augen, nach einigen Fragen an Price, auf Adoniram, der in sein übliches abgetragenes Schwarz gekleidet war. Ohne die weiße Robe, die er bei seinem ersten Besuch vor zwei Jahren getragen hatte, hatte der König ihn nicht erkannt.

»Und du da, in Schwarz, was ist mit dir?«, fragte der König. »Bist du auch ein Mediziner?«

Adoniram schüttelte den Kopf. »Kein Mediziner, sondern ein Lehrer der Religion, Eure Majestät.«

Der König stellte einige unzusammenhängende Fragen über das Christentum. Dann kam er mit einer Frage, die Adoniram bis ins Mark erstarren ließ: »Haben etliche deine Religion angenommen?«

»Nicht hier in Ava«, wick Adoniram aus.

Doch der König blieb hartnäckig. »Gibt es Anhänger in Rangun?«

»Es gibt ein paar.«

»Sind darunter Ausländer?«

Adoniram zögerte. Eine ehrliche Antwort konnte die gesamte kleine Gemeinde ruinieren. Aber eine unehrliche Antwort war undenkbar. Schließlich antwortete er: »Es gibt dort einige Ausländer und einige Birmanen«, um auf das Herabdonnern des königlichen Zorns zu warten.

Aber der Zorn kam nicht. Seine Majestät schwieg einige Augenblicke. Dann ließ er das Thema fallen und stellte Adoniram Fragen über Religion auf eine Art, die er problemlos und umfassend beantworten konnte, und kam schließlich auf Geografie und Astronomie zu sprechen. In Fragen der Kugelgestalt der Erde und anderen Angelegenheiten (wie z. B. die Erde zusammen mit den Planeten um die Sonne kreist) befand sich Adoniram auf sicherem Grund. Manche Fragen, erinnerte er sich, »wurden auf derart befriedigende Weise beantwortet, dass alle bei Hof Anwesenden ihren allgemeinen Beifall zum Ausdruck brachten«.

Später, als sich der König zurückgezogen hatte, unterhielt sich mit ihm eine Zeit lang ein Thau-dau-sen, einer der königlichen Sekretäre, und stellte ihm eine Reihe von Fragen über das Christentum, als wolle er wirklich mehr darüber wissen. Adoniram war über die Reaktion des Königs so erleichtert, dass er liebend gerne über jedes Thema ge-

sprochen hätte. Der König hatte nun endlich erfahren, dass einige einheimische Birmanen Christen geworden waren, und hatte tatsächlich seinen Zorn zurückgehalten!

Vielleicht hätte Adoniram sich nicht so erleichtert gefühlt, wenn er gewusst hätte, dass einer der Zuhörer bei der Audienz genau jener Atwinwun war, der vor Jahren seinen eigenen Onkel hatte fast zu Tode foltern lassen, weil er Christ geworden war.

## Königlicher Empfang (1822 – 1823)

Der König war nicht willens, Price gehen zu lassen. Innerhalb weniger Tage wurden die Missionare in ein Haus gebracht, das er für sie hatte errichten lassen. Es war nicht viel mehr als eine Hütte, die kaum vor dem Regen und den Blicken der Vorübergehenden Schutz bot, aber sie befand sich in der Nähe des Palastes und direkt neben der Mauer, die die Residenz des ältesten Halbbruders des Königs umgab, eines »Prinzen M.«, der von Price besucht worden war. Die Arme und Beine des Prinzen waren sehr schwach und arg verkrümmt. Da er nicht in der Lage war, sich selbstständig fortzubewegen, hatte er ein Interesse an ausländischer Wissenschaft entwickelt und wollte von Adoniram mehr darüber hören.

Adoniram besuchte Prinz M. mehrmals in den nächsten Wochen, konnte ihn aber nie für Religion interessieren. Er schien sich über das zu amüsieren, was Adoniram ihm erzählte, als wäre es eine Sache von keinerlei persönlicher Bedeutung. Er sagte jedoch einmal, dass sein Bruder, der König, wahrscheinlich keinen seiner Untertanen verfolgen würde, die Christen werden wollten. »Er hat ein gutes Herz«, sagte der Prinz, »und er möchte, dass jeder so glaubt und am Gottesdienst teilnimmt, wie es ihm jeweils richtig erscheint.« Aber der junge Prinz wollte mehr darüber hören, was Adoniram ihm über Astronomie sagen konnte. Er konnte einfach nicht anerkennen, dass die Erde und die Planeten um die Sonne kreisten. Doch er gestand auch ein, dass er keine Antworten auf Adonirams Argumente hatte und dass – falls diese richtig wären – die ganze Grundlage des Buddhismus zusammenbräche.

Die Frau von Prinz M., »die Prinzessin von Sarawady, des Königs eigene Schwester«, entwickelte Sympathien für Adoniram und freute sich sehr über ein Exemplar von Nancys Katechismus, das er ihr schenkte. Beide baten Adoniram: »Kehre nicht nach Rangun zurück. Wenn deine Frau zurückkommt, bitte sie, nach Ava zu kommen. Der König wird dir ein Grundstück geben, auf dem du ein *kyoung* bauen kannst« – ein für religiöse Zwecke bestimmtes Haus, worin man auch

wohnen konnte. Adoniram überlegte, dass er vielleicht die Duldung der Mission erreichen und das Evangelium sich noch rascher als bisher verbreiten würde, wenn er ihren Rat befolgte und weiterhin im Gespräch mit der königlichen Familie bleiben könnte.

Im November entschloss er sich, diese Idee zu erproben und sich direkt an den verkrüppelten jungen Prinzen zu wenden. Er erzählte ihm kurz, wie er selbst Christ geworden war, und legte ihm ernsthaft nahe, er solle darüber nachdenken, ehe es zu spät wäre. Einen Augenblick nahm der Prinz Adonirams Worte anscheinend ernst. Dann zuckte er mit den Schultern. »Ich bin noch jung, erst achtundzwanzig. Ich will alle die ausländischen Wissenschaften und Künste studieren. Dadurch wird mein Verstand erweitert, sodass ich beurteilen kann, ob die christliche Religion wahr ist oder nicht.«

»Aber angenommen«, entgegnete Adoniram, »Eure Hoheit geht vorher von dieser Welt in die andere?«

Das Gesicht des Prinzen verdüsterte sich. »Das ist wahr«, sagte er ernst. »Ich weiß nicht, wann ich sterben werde.«

»Bete zu Gott um Licht«, drängte Adoniram. »Wenn du Licht empfängst, wirst du sofort in der Lage sein, zwischen Wahrheit und Irrtum zu unterscheiden.«

Der Prinz machte keine Versprechungen, aber Adoniram verließ ihn mit dem Eindruck, dass das Gespräch Wirkung zeigte. Einige Tage später besuchte Adoniram ihn wieder. Diesmal meinte er, der Prinz wäre fast bereit, den Buddhismus aufzugeben – bis zwei buddhistische Lehrer dazukamen. Der Prinz schlug sich auf ihre Seite und widersprach allem, was Adoniram sagte.

Der verkrüppelte Prinz M. und seine Frau waren aber unter denen, die sich im Umfeld des Throns befanden, bei Weitem nicht die Einzigen, mit denen Adoniram zusammenkam. Im Laufe der Monate zeigten etliche Beamte und Atwinwuns sowie Gefolgsleute Interesse. Einige davon, so sein Urteil, waren hoffnungslose Fälle; aber immer mehr kam er zu der Überzeugung, es gäbe gute Gründe, in Ava zu bleiben, besonders aufgrund der Tatsache, dass Colman in Chittagong bereits am 4. Juli 1822 verstorben war, wie er jetzt aus einem Brief erfuhr. So schien es doppelt wichtig, eine offizielle Duldung direkt vonseiten des

Königs zu erreichen, solange die Houghs die Stellung in Rangun hielten. Auf jeden Fall aber wäre es ein Fehler, gerade jetzt wegzugehen, als er endlich einen Begriff davon bekam, wie die Regierung organisiert war und funktionierte.<sup>186</sup>

Ava<sup>187</sup> war bereits eine große Stadt von, wie er meinte, vielleicht 700 000 Einwohnern. Etwa 40 000 Haushalte waren in den wenigen Jahren, seit der König den Thron bestiegen hatte, von Amarapura, der vorigen Hauptstadt, nach Ava umgezogen. Und weitere würden noch umziehen. Der gesamte Hof war dort: Die vier Wungyis, die ranghöchsten Staatsminister, die unmittelbar nach der königlichen Familie kamen; die sechs oder sieben Atwinwuns, die den Geheimen Rat des Königs bildeten; und die vielen Wundauks<sup>188</sup> sowie ihre Untergebenen. Mit einer beträchtlichen Anzahl unter all diesen, vom König und den Mitgliedern der königlichen Familie (wie z. B. Prinz M. und seiner Frau) bis hin zu den königlichen Sekretären, den Thau-dau-sens, hatte Adoniram inzwischen freundlichen Umgang. Er konnte es sich nicht leisten, die sich mit diesen Beziehungen bietenden Möglichkeiten ungenutzt zu lassen.

Mit diesem Gedanken im Hinterkopf ersuchte er den König Ende November um ein bestimmtes Grundstück innerhalb der Stadtmauern, »um darauf ein *kyoung* bauen« zu dürfen. Dem Gesuch wurde stattgegeben unter der Bedingung, dass das Grundstück nicht bebaut war und noch zur Verfügung stand.

Er brachte endlich einen königlichen Landvermesser dazu, ihn zu dem entsprechenden Platz zu begleiten. Der Vermesser stellte fest, dass das Land zwar nicht bebaut war, aber er berichtete den Atwin-

---

186 A. d. Ü.: Hinsichtlich der Organisation der birmanischen Regierung zur Zeit Judsons vgl. Fußnote 173 auf S. 318.

187 A. d. Ü.: König Alompra/Alaungpaya, der militärische Einiger Birmas und Begründer der neuen dominanten Macht, der Konbaung-Dynastie, hatte die Kontrolle über weite Teile Birmas gewonnen und machte Ava (in Pali *Ratnapura*, »Stadt der Edelsteine«) 1765 zur neuen Hauptstadt. Nach einer Reihe blutiger Intrigen um die Nachfolge Alompras fand sein Sohn, König Bodawpaya, dass der Palast mit Blut besudelt und damit entheiligt sei, und verlegte die Residenz 1783 in das neu errichtete Amarapura (in Pali »Stadt der Unsterblichen«). Er erzwang auch die Umsiedlung der Bevölkerung aus dem gut ausgebauten Ava in die von Sümpfen und Wassergräben umgebene neue Stadt. Ava ließ er weitgehend zerstören. Sein Enkel Bagyidaw kehrte wenige Jahre nach seiner Thronbesteigung in das günstiger gelegene Ava zurück und baute es wieder auf. 1841 wurde Ava von einem gewaltigen Erdbeben fast völlig zerstört, in der Folgezeit aufgegeben und die Hauptstadt wieder nach Amarapura verlegt.

188 A. d. Ü.: Vgl. Fußnote 224 auf S. 462.

wuns, dass früher darauf ein *kyoung* gestanden habe; deshalb sei es heilig und könnte nicht zur Verfügung gestellt werden. Trotz alledem blieb Adoniram hartnäckig und erreichte mit Bestechung, dass der Befehl des Königs bezüglich des Grundstücks durch alle Entscheidungsebenen hindurch schließlich zum Ober-Wungyi gelangte. Aber der Ober-Wungyi sagte dem König, dass der Grund und Boden heilig sei. Adoniram war bei der Anhörung anwesend. Es gab nichts mehr, was er noch hätte sagen können. Der König schwieg einen Augenblick, dann meinte er: »Nun, gebt ihm einfach ein freies Grundstück.«

So enttäuschend dies auch war, so war Adoniram durch ein Erlebnis doch ziemlich ermutigt worden. Er war bei einer Audienz des Königs mit Price und zwei Engländern zugegen, die gerade in der Hauptstadt waren. Als die vier mit gekreuzten Beinen zusammensaßen, und zwar in traditioneller europäischer Kleidung (mit Ausnahme der Schuhe, die sie draußen gelassen hatten), kam der König – offensichtlich von ihrer ungewöhnlichen Erscheinung angezogen – zu ihnen herüber und redete mit ihnen.

Aus irgendeinem Grund war er diesmal besonders an Adoniram interessiert. Der König konnte oft durchaus umgänglich sein, da er jetzt seine Stellung gefestigt hatte und im Alter von etwa 30 Jahren auf viele Jahre unangefochtener Herrschaft vorausblicken konnte – wenn nicht ein früher Tod alles vorzeitig beendete. Ja, bisweilen schien er sogar außergewöhnlich gut gelaunt, und gerade war ein solcher Moment gekommen. Der König fragte nach den Birmanen, die »deine Religion angenommen haben. Sind sie echte Birmanen?«

»O ja, Eure Majestät«, versicherte ihm Adoniram.

»Kleiden sie sich wie andere Birmanen?«

»Ja, sie sind äußerlich genau wie alle anderen Birmanen.«

Nachdem er ein paar weitere Fragen beantwortet hatte, erwähnte Adoniram, dass er jeden Sonntag predige. Der König war neugierig: »Was? Auf Birmanisch?«

»Ja.«

»Dann lass uns hören, wie du predigst«, befahl der König.

Adoniram war fassungslos. Der ganze Hof hatte den königlichen Befehl gehört. In der riesigen Audienzhalle wurde es plötzlich mäuschenstill. Nach kurzem Zögern begann Adoniram. Er beschrieb

es später als »eine Art gottesdienstliche Predigt, die zuerst Gottes Herrlichkeit preist und dann die Gebote und Grundsätze des Evangeliums verkündet« – wahrscheinlich mit Worten aus seinem ersten Traktat: »Gott ist Geist, ohne leibliche Gestalt. Obgleich er allgegenwärtig ist, offenbart er doch über den Himmeln am klarsten seine Herrlichkeit. Seine Macht und seine Weisheit sind unendlich. Er ist rein und gut und besitzt immerwährende Glückseligkeit ... Habt Glauben an den Erretter ... Liebt Gott über alles. Liebt die anderen wie euch selbst. Seid nicht auf weltliche Güter und Reichtümer bedacht, sondern richtet euer Trachten ... auf jene Reichtümer, die unbefleckt und unvergänglich in den Himmeln sind. Kämpft gegen Hochmut, Stolz und Anmaßung und übt euch in einer demütigen, langmütigen und sanftmütigen Gesinnung. Vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern seid bereit, die Fehler anderer zu vergeben ... Liebt eure Feinde und betet für sie. Seid barmherzig gegenüber den Armen und Bedürftigen und gebt Almosen. Begehrt nicht das Eigentum anderer; nehmt deshalb auch nichts mit Gewalt; stiehlt nicht; betrügt nicht in Geschäft und Handel; vergreift euch in keiner Weise am Besitz anderer. Redet nichts Falsches ...«

Adoniram hielt inne. »Fahre fort«, sagte ein Atwinwun.

»Ehe diese Welt geschaffen wurde«, fuhr Adoniram fort, »war Gott glücklich, umgeben von den reinen und körperlosen Söhnen des Himmels. Um seine Vollkommenheiten zu zeigen und seine Geschöpfe glücklich zu machen, schuf Gott die Himmel, die Sonne, den Mond und alle Sterne, die Erde, die verschiedenen Arten der wilden Tiere und den Menschen.«

Hier unterbrach ihn der König. Er hatte genug gehört. Aber danach fragte er Adoniram, was er von Buddha dachte, dem großen Gautama.

»Wir alle wissen, dass er der Sohn von König Thog-dau-dau-nah<sup>189</sup> war«, sagte Adoniram, seine Worte sorgfältig abwägend. »Wir betrachten ihn als weisen Mann und großen Lehrer. Aber wir nennen ihn nicht Gott.«

---

<sup>189</sup> A. d. Ü.: Thog-dau-dau-nah, heute meist *Shuddhodana* oder *Shuddhodhan*, war der Vater Shakyamunis, des historischen Buddha. Shuddhodana stammte aus dem Volk der Shakya und regierte nach der Überlieferung den alten indischen Staat Kapilavastu im nördlichen Indien (heute Nepal). Buddhas Mutter war Maya (auch *Mahamaya* oder *Mayadevi* genannt).

»Das ist richtig«, warf ein Atwinwun ein, der bisher Adoniram gegenüber nicht besonders freundlich war, aber jetzt dachte, er wüsste, in welche Richtung sich die Sache entwickelte. Und der Mann fuhr fort, dem König zu erklären, was Adoniram ihm einige Tage vorher in einem Gespräch hatte verdeutlichen wollen: »Die grundlegende Idee des Christentums besteht darin, dass es ein Wesen gibt, das ewig existiert und in dem ›drei in einem‹ vereinigt sind: Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist.«

Sogar Maung Zah fasste Mut und sagte: »Beinahe alle Welt, Eure Majestät, glaubt an einen ewigen Gott. Alle außer Birma und Siam, diese kleinen Länder!«

Seine Majestät schwieg. Dann stellte er Adoniram ein paar zusammenhanglose Fragen über seine Gesundheit und seine Frau. Plötzlich stand er auf und verließ die Audienzhalle.

Ungefähr eine Woche später sah Adoniram den König wieder und sagte ihm, dass er beabsichtige, nach Rangun zurückzukehren. Seine Majestät war interessiert. »Wirst du von dort in dein eigenes Land zurückreisen?«

»Mein Ziel heißt Rangun«, sagte Adoniram. Der König nickte.

Maung Zah, der freundliche Atwinwun, sagte: »Werdet ihr beide gehen, oder wird der Doktor hierbleiben?«

Price würde hierbleiben, versicherte ihm Adoniram. Er selbst würde wieder zurückkommen, »wenn es passend wäre«.

Der König nickte zustimmend und sagte in Bezug auf Price: »Man gebe ihm eine Unterkunft.«

An jenem Abend sagte Maung Zah im Gespräch mit Adoniram, dass er glaube, es gebe einen ewigen Gott, und dass »Gautama und Christus und Mohammed und andere allesamt große Lehrer seien, die jeweils so viel Wahrheit offenbarten, wie sie konnten; ihre Mitteilungen aber seien nicht das Wort Gottes«. Adoniram wagte nicht, diesen Mann mit Argumenten weiter in die Ecke zu drängen. Er betrachtete ihn als »deistischen Buddhisten, den ersten, den ich im Land getroffen habe«. Sein Gesprächspartner hatte sich offensichtlich intensiv und lange mit seinen Glaubensüberzeugungen beschäftigt und war in ihnen fest verwurzelt. Aber als sie auseinandergingen, sagte Maung

Zah: »Dies ist ein schwieriges und tiefgründiges Thema. Deshalb, Lehrer, denke weiter darüber nach, und auch ich werde weiter darüber nachdenken.«

Inzwischen suchte Adoniram weiter nach einem Grundstück, um darauf ein *kyoung* zu bauen. Er fand endlich ein kleines Stück Land am Flussufer, etwa eineinhalb Kilometer vom Palast entfernt und unmittelbar außerhalb der Stadtmauer gelegen. Aber der Ober-Wungyi hatte bereits einen Zaun darum gebaut und plante, dort eine Art privaten *zayat* zu errichten. Adoniram ließ ihm gegenüber wegen dieses Grundstücks nicht locker. Er schrieb ihm sogar eine Petition und folgte ihm mit Geld, wohin immer er ging, stets auf eine Gelegenheit wartend, bis er sowohl Bittschrift als auch Geld dem Beamten zustecken konnte. Als er ihn endlich erwischte, las der Wungyi die Petition, lächelte und sagte: »Du bist wirklich unermüdlich in deiner Suche nach einem Grundstück. Aber dies hier kannst du nicht haben. Es ist für meinen eigenen Gebrauch ... Suche weiter.«

Adoniram lauerte ihm wieder auf – was keine leichte Aufgabe war, denn es war schwerer, an ihn heranzukommen, als eine Audienz beim König zu erhalten. Er fand ihn eines Abends, »auf einem Polster liegend, von vierzig oder fünfzig Leuten umgeben«. Adoniram drängte sich nach vorn und hielt eine kleine Flasche Parfüm empor. Einer der Beamten des Wungyi nahm sie und brachte sie seinem Herrn. Aus irgendeinem Grund fand dieser großes Gefallen daran. Er setzte sich auf und fragte: »Welche Art von Haus gedenkst du zu bauen?«

»Nur ein kleines«, antwortete Adoniram, »für eine Familie. Aber ich habe kein Grundstück, auf dem ich bauen könnte, mein Herr.«

Der Wungyi dachte nach. Plötzlich entschied er: »Wenn du das eingefriedete Grundstück haben möchtest, dann nimm es!«

Mit reichlichen Dankesbezeugungen schickte sich Adoniram zum Gehen an. Aber er kam nicht davon, ohne seine Predigt, die er vor dem König gehalten hatte, zu wiederholen, diesmal aber noch länger und ausführlicher. Jedes Mal, wenn er eine Pause machte, befahl ihm der Wungyi fortzufahren; schließlich aber verlor der Beamte plötzlich das Interesse, legte sich auf seine Polster zurück und ließ den Prediger ohne viel Aufhebens gehen.

Am nächsten Abend brachte Adoniram das Geld für das Grundstück. Aber der Wungyi wollte es nicht nehmen und erklärte: »Du musst verstehen, Lehrer, dass wir dir nicht das völlige Besitzrecht für dieses Grundstück übertragen können, *damit es nicht amerikanisches Territorium wird*. Wir geben es dir nur für deinen gegenwärtigen Aufenthalt; und wenn du weggehst, werden wir es wieder an uns nehmen.« Das genügte Adoniram. Er bekam die Versicherung, dass ein anderer Missionar, der eventuell nach ihm kommen würde, es ebenfalls bewohnen könnte; aber wenn niemand mehr dort lebte, würde es an den Wungyi zurückfallen.

Der Bau einer einfachen Hütte nahm nur zwei Tage in Anspruch. Als sie fertig war, arrangierte es Adoniram, dass einer der Jünger dort Wohnung nahm, bis er zurückkehren würde. Dann nahm er endgültig Abschied von Prinz M., für den er alle Schriften zu übersetzen versprach, und vom König, dem er erklärte, er wolle mit seiner Frau und seinem Haushalt zurückkehren. Er verließ Ava am 25. Januar 1823.

Die Zukunft sah vielversprechend aus.

## Das Neue Testament; Nancys Rückkehr (1823 – 1824)

Bei seiner Rückkehr nach Rangun musste Adoniram feststellen, dass die Mission doch ziemlich gelitten hatte. Von den 18 Jüngern waren nur noch drei oder vier im Missionshaus. Einer, das wusste er, war in Ava, da er selbst ihn zum Bewachen der Hütte und des Grundstücks dort gelassen hatte. Aber einige waren auf die andere Seite des Rangun-Flusses geflohen, da sie den Erhebungen des steuerhungrigen neuen Vizekönigs entgehen wollten. Andere waren von ihren Nachbarn bei den Behörden denunziert worden, die wiederum deren Häuser zerstört hatten. Eine, Mah Myat-ya, war gestorben. Ihre Schwester berichtete Adoniram, dass sie den Tod nicht gefürchtet hatte. Sie hatte ihr Vertrauen auf Christus gesetzt und hatte jenem Tag, da sie ihm im Himmel begegnen würde, freudig entgegengesehen. Leider hatte auch Hough nicht viel getan. Es gehörte nicht zu seinen Stärken, zu predigen und zu lehren; und er konnte nichts drucken, ehe er Drucktypen aus Bengalen bekommen hatte.

Obwohl also die langfristigen Perspektiven allem Anschein nach gut waren, war die unmittelbare Aussicht ziemlich entmutigend. Wie üblich – wenn nichts anderes getan werden konnte – vertiefte sich Adoniram ganz und gar in die Übersetzungsarbeit. Am 12. Juli 1823 hatte er seine Übersetzung des gesamten Neuen Testaments ins Birmanische vollendet und eine Zusammenfassung des Alten Testaments in zwölf Abschnitten geschrieben. Letztere enthielt eine kurze Darstellung der biblischen Geschichte vom Anfang bis zum Kommen Christi und eine Übersicht über die wichtigsten Messiasprophetien, in denen er die Worte der Bibel selbst benutzte, soweit es ihm möglich war.

Das Ganze bildete eine Art Lehrbuch, das die Bekehrten begeistert aufnahmen. Aber Adoniram ärgerte sich, weil es nicht gedruckt werden und auch das nun vollständig als Manuskript vorliegende Neue Testament noch nicht in Druck gehen konnte. Inzwischen beschäftigte er sich mit der Revision des Neuen Testaments, bis Nancy zurück-

kommen würde. Er hatte zehn Monate lang kein Wort von ihr gehört und hatte sie zwei Jahre nicht gesehen.

Ehe sie ankam, unternahm er eine kleine Übersetzungsarbeit, die ihm ein gewisses Vergnügen bereitetete. Maung Shway-bay schrieb einen Brief an Reverend Dr. Baldwin in Boston, den Adoniram ins Englische übersetzte, sodass Dr. Baldwin ihn lesen konnte.

Maung Shway-bay redete ihn als »geliebten älteren Bruder« an und erklärte: »Obgleich im gegenwärtigen Zustand unsere Wohnorte sehr weit voneinander entfernt und wir uns nie begegnet sind, so will ich doch sagen, dass aufgrund von Briefen und infolge der Worte *Yud-thans*, der mir von Ihnen erzählt hat, ich Sie liebe und Ihnen diesen Brief zu senden wünsche.« Er berichtete über die Freude, die ihm seine glaubensmäßigen Erfahrungen bereiteten. Aber, so gestand er auch ein, es sei schwierig, als Christ in Birma zu leben: »Denn, mein geliebter älterer Bruder, ich muss mir ständig die Drohungen meines eigenen Bruders und meines Schwagers anhören, die sagen: ›Wir werden dich verprügeln, dich schlagen und dich quälen; wir werden dich in große Schwierigkeiten bringen; du hast mit den falschen Leuten Umgang; und du gehorchst einer falschen Religion; und du redest falsche Worte.« Dennoch wisse der Bekehrte, dass *ihre* Religion die falsche sei, die Religion des Todes, und deshalb harre er weiter im Glauben aus. Er schloss den Brief mit den Worten:

In diesem Land Birma gibt es viele verlorene Schafe. Der Lehrer *Yud-than* hatte Erbarmen mit ihnen und ist gekommen, um sie zu sammeln und sie in Liebe zu weiden. Manche wollen nicht hören und laufen davon. Andere hören und bleiben bei ihm; und damit unsere Anzahl wachsen möge, deswegen versammeln wir uns und beten zum Großen Eigentümer der Schafe.

In diesem Sinne schreibe und sende ich, Maung Shway-bay, ein Jünger des Lehrers *Yud-than* in Rangun, diesen Brief dem großen Lehrer Baldwin, der in Boston in Amerika lebt.

Am 5. Dezember 1823 kehrte Nancy nach Rangun zurück. Mit ihr kam ein weiteres Missionsehepaar, Jonathan und Deborah Wade aus

Edinburgh<sup>190</sup> im Bundesstaat New York. Die Wades beherrschten bei ihrer Ankunft bereits ein wenig Birmanisch. Nancy hatte sie seit ihrer Abreise aus Boston unterrichtet.

Nancy war wieder »die Ann Hasseltine früherer Jahre« schrieb Adoniram über sein »unaussprechliches« Glück. Sie hatten einander viel zu erzählen über diese 27 Monate, die sie getrennt gewesen waren, aber zuerst gab es eine Menge zu erledigen.

Denn Adoniram hatte nur auf Nancys Ankunft gewartet, um wieder nach Ava zurückzukehren. Da sich die Houghs und nun auch die Wades in Rangun aufhielten, war die Hauptstadt der Ort für die Judsons. Er hatte bereits ein Boot im Fluss bereitliegen. Nancys Gepäck sollte nicht ins Missionshaus transportiert, sondern direkt vom Schiff auf das Boot gebracht werden. Dazu gehörten ein Schaukelstuhl und ein kleiner Arbeitstisch – Möbelstücke, die Elnathan, Adonirams Bruder, ihr in Baltimore geschenkt hatte. Ihr Hausrat folgte, und so begannen sie ihre Reise flussaufwärts – mit drei oder vier Jüngern, darunter der treue Maung Ing und Koo-chil, ein bengalischer Koch, den Nancy aus Kalkutta mitgebracht hatte. Sie brachen am 13. Dezember auf, acht Tage nach Nancys Ankunft in Rangun.

Das Boot war klein, ständig herrschte Gegenwind, und die Strömung, der sie ausgesetzt waren, während sie flussaufwärts fuhren, war stark. So kamen sie nur langsam vorwärts. Doch für Nancy wurde die Reise dadurch umso reizender. Es waren zweite Flitterwochen. Sie fühlte sich wohl – besser als Adoniram, der im vergangenen Jahr viel unter Cholera-Anfällen gelitten hatte, und das Wetter war angenehm. Sie hatten viel Zeit miteinander, sodass Nancy die Geschichte ihrer Reisen erzählen konnte.

Bei ihrer Ankunft in Kalkutta hatte Nancy fast im Sterben gelegen. Die Ärzte bestanden darauf, dass sie sich an einem Ort mit kühlem Klima aufhalten müsse. Aber die Schiffe der amerikanischen Kapitäne hatten ihre Frachtkapazitäten völlig ausgeschöpft; die einzige Passage, die

---

<sup>190</sup> A. d. Ü.: Edinburgh (ursprünglich Teil der Stadt Providence, dann selbstständig als »Northfield«, später »Edinburgh«, heute »Edinburg«) in Saratoga County im Norden des Bundesstaats New York hat heute nur noch ca. 2000 Einwohner, da es ab 1930 vom Großen Sacandaga (Stau-)See überschwemmt wurde, der das ganze Flusstal mit vielen Ortschaften flutete und nur Restsiedlungen an den oberen Talhängen übrig ließ.

sie hätte bekommen können, hätte 1500 Rupien gekostet. Zum Glück fand Mrs. Thomason, die Frau des Kaplans der Ostindiengesellschaft, einen »frommen Kapitän«, der gewillt war, sie für 500 Rupien nach England mitzunehmen. Die einzige Bedingung war ihre Bereitschaft, die Kajüte mit drei Kindern zu teilen. Sie akzeptierte und durfte dann feststellen, dass der Vater der Kinder auf der Kostenübernahme für ihre Passage bestand.

In England verbesserte sich ihre Gesundheit zusehends. Sie traf Mr. Joseph Butterworth, Methodist und Parlamentsmitglied, der sie bei sich zu Hause aufnahm. Sie war inzwischen eine Art Berühmtheit geworden, wie sie feststellte. Von Mr. Butterworths Haus ging sie für mehrere Wochen nach Cheltenham (wo es eine Mineralwasserquelle gab), bevor sie dann nach Schottland eingeladen wurde. Man erlaubte ihr nicht, für irgendetwas zu bezahlen. Verschiedene Wohltäter beglichen ihre sämtlichen Ausgaben.

Sie verließ England erst am 16. August 1822 und kam am 25. September in New York an. Nach ungefähr einer Woche in Philadelphia fuhr sie heim nach Bradford. Aber das kalte Klima, die Aufregung beim Wiedersehen der vielen Familienangehörigen sowie Freunde und die Anwesenheit von Besuchern, die nach Hunderten zählten und auf sie eindrangten, strengten sie an und schwächten sie. Den ganzen Tag ergoss sich ein Strom von Besuchern in das Haus, bis Nancy den Anblick eines menschlichen Gesichts kaum noch zu ertragen vermochte. Sechs Wochen lang konnte sie auch nicht eine Nacht ruhig schlafen.

Glücklicherweise war Elnathan jetzt ein Chirurg im Dienst der Regierung in Baltimore. Er lud sie ein, den Winter bei ihm in einem wärmeren Klima zu verbringen. Sie akzeptierte und kam am 3. Dezember in seiner Privatpension an.

Hier fand sie die nötige Ruhe und Abgeschiedenheit, während sie sich weiterer »Quecksilber-Behandlungen« unterzog. Bald fühlte sie sich besser und nahm die Arbeit an einem Buch wieder auf, zu dessen Abfassung Mr. Butterworth und andere sie gedrängt hatten. Die einfachste Vorgehensweise war dabei nach ihrem Dafürhalten, eine Serie von Briefen zu schreiben, die an ihn adressiert waren. Trotz ihres quälenden Hustens und der Schmerzen in ihrer Seite vollendete sie das

Buch im März und beaufsichtigte seine Drucklegung in Washington unter dem Titel *An Account of the American Baptist Mission to the Burman Empire*<sup>191</sup>.

Gegen Ende des Frühjahrs kehrte sie für einige Tage nach Bradford zurück, und nach einer wirbelwindartigen Runde von Besuchen in Plymouth, Saugus, Charleston, Cambridge und Salem segelte sie mit den Wades am 22. Juni 1823 ab.

In Kalkutta riet man ihr und den Wades, nicht nach Rangun weiterzureisen, weil ein Krieg zwischen England und Birma unmittelbar bevorstand. Der Chefsekretär der bengalischen Regierung hatte ihr sogar persönlich die politischen Hintergründe erläutert: Der birmanische Thron, seit Generationen erfolgreich in Eroberungskriegen, begehrte schon seit Langem die Reichtümer Bengalens. Die imperialistische Expansion britischer Macht, repräsentiert durch die Ostindiengesellschaft, musste sie schließlich zwangsläufig in Konflikt mit Birma bringen. Aber in diesem speziellen Fall waren die Engländer nicht besonders erpicht auf einen Krieg. Teakholz war fast das einzige attraktive Handelsgut, das Birma anzubieten hatte, und die Gesellschaft hatte bereits mehr als genug davon, sodass sie ohne große Umstände darauf zurückgreifen konnte. Deshalb wurde den lokalen Beamten und Offizieren in den grenznahen Gebieten ständig eingeschärft, eine versöhnliche Haltung zu bewahren.

Der Fehler der Engländer lag darin, dass sie sich nicht vorstellen konnten, wie abgrundtief ignorant die birmanische Regierung bezüglich der Macht des Britischen Empire war. Für die Birmanen waren England und seine Kolonialgebiete (insbesondere Bengalen) nur ein weiteres Siam. Sie meinten, sie könnten sie erobern, sobald sie Siam, Assam und einige weitere benachbarte Länder überrannt hätten. Deshalb machten in Chittagong und Kalkutta schon seit Jahren Kriegsgerüchte die Runde.

Aber der alte König Bodawpaya war in der Lage gewesen, seine Minister zurückzuhalten. Der neue König, Bagyidaw, den Adoniram kannte, war dazu aber außerstande. Jetzt hatte der gut aussehende,

---

191 A. d. Ü.: Svw. *Ein Bericht über die Amerikanische Baptistenmission im Königreich Birma.*

populäre und schneidige Maha Bandula<sup>192</sup> – der sich selbst für einen großen Militärführer hielt – Einfluss auf den König gewonnen. Und eben jetzt, das hatte der indische Generalgouverneur Amherst gerade erfahren, waren die Birmanen im Begriff, Cachar<sup>193</sup> anzugreifen. Aber Cachar war britisches Protektorat und unter britischer Oberhoheit. Wenn man die Pässe in Cachar kontrollierte, konnte man in Ostbengalen eindringen. Falls die Birmanen sich hier festsetzen könnten, würden sie daher bald in Bengalen stehen. Deshalb mussten die Engländer wohl oder übel Cachar verteidigen.

Die birmanische Bedrohung bestand noch unmittelbarer in der Gegend von Chittagong. Dort hatten birmanische Kommandotruppen britische Jagdgesellschaften entführt, die Elefanten in der Gegend von Cox's Bazar<sup>194</sup> gejagt hatten. Die Entführung erfolgte unter dem Vorwand, die Briten wären auf birmanisches Territorium vorgedrungen. Außerdem schossen Birmanen auf britische Staatsbürger, die den Naaf-Fluss<sup>195</sup> hinauf- und hinunterfuhren. Im vergangenen September hatten sie einen britischen Außenposten auf einer Insel vor der Mündung, eindeutig auf der britischen Seite des Flusses gelegen, angegriffen und eingenommen. Eine Protestnote von Lord Amherst war als Zeichen der Schwäche interpretiert worden. Die birmanischen Gesandten hatten sie zum Anlass neuer Unverschämtheiten genommen und zwei britische Marineoffiziere entführt, die sie auf die birmanische Seite lockten unter dem Vorwand, über die diversen Grenzstreitigkeiten verhandeln zu wollen.

---

192 A. d. Ü.: Maha Bandula (6. 11. 1782 bis 1. 4. 1825) war von 1821 bis zu seinem Tod 1825 Oberkommandierender der Königlich Birmanischen Armee im Ersten Anglo-Birmanischen Krieg. Bandula war eine Schlüsselfigur in der Politik des Expansionismus der Konbaung-Dynastie, die Manipur und Assam erobern wollte. Dieser Versuch endete letztendlich im Krieg und im beginnenden Niedergang der Dynastie. Dennoch wird der General, der im Kampf fiel, von den Birmanen wegen seines Widerstands gegen die Briten als Nationalheld gefeiert.

193 A. d. Ü.: Heute ein Distrikt im Süden des indischen Bundesstaats Assam (3783 km<sup>2</sup>, 1,8 Mio. Einwohner). 1819 eroberte das nach Westen expandierende Birma das Kachari-Königreich, sodass dessen Herrscher Gobind Chandra fliehen musste. Nachdem die Briten, die inzwischen über Bengalen herrschten, die Birmanen im Ersten Anglo-Birmanischen Krieg (1824 – 1826) besiegt hatten, setzten sie Gobind Chandra wieder ein. Nachdem er 1830 ermordet worden war und keine Erben hinterlassen hatte, fiel sein Herrschaftsgebiet 1832 an die Briten.

194 A. d. Ü.: Cox's Bazar (bengalisch *Kaksabājār*) ist eine Stadt in Bangladesch mit mehr als 61 000 Einwohnern. Sie liegt etwa 130 Kilometer südlich der Hafenstadt Chittagong am Golf von Bengalen und ist Verwaltungssitz des gleichnamigen Distrikts.

195 A. d. Ü.: Der Naaf oder Naaf ist bis heute der Grenzfluss zwischen Bengalen (heute Bangladesch) und Birma (heute Myanmar) südlich von Cox's Bazar. Bei einer Länge von 64 Kilometern ist er durchschnittlich 39 Meter bis maximal 120 Meter tief und 1,5 Kilometer breit.

All dies erzählte Nancy Adoniram, während sie den breiten Fluss hinauffuhren. Es war auf diesem friedlichen Strom schwer zu glauben, dass etwas so Schreckliches wie Krieg ausbrechen könnte. Aber in Tsen-pyoo-kywon, etwa 160 Kilometer unterhalb von Ava, fanden sie eine direkte Bestätigung der Gerüchte.

Bis zu diesem Zeitpunkt war die Reise angenehm und reizvoll gewesen. Nancy hatte den Kontakt mit den Menschen genossen, die ihr in den Dörfern hinterherliefen, wenn sie an Land gingen. Sie hatten nie zuvor eine ausländische Frau gesehen, und »alle waren darauf bedacht, dass auch ihre Freunde und Verwandten einen Blick auf mich erhaschen konnten ... Einige, nicht ganz so höflich wie andere, liefen vor uns her, um einen möglichst *langen* Blick auf uns zu werfen, während wir auf sie zuingen.«

In Tsen-pyoo-kywon aber trafen sie auf das Feldlager einer ganzen Armee – es war die Streitmacht von Bandula, die angeblich 30 000 Mann zählte. Wie Adoniram wusste, führte durch die Berge ein Pass, den man nutzen konnte, wenn man die tiefer gelegenen Regionen von Arakan erreichen wollte, die sich bis zur Küste des Golfs von Bengalen erstreckten und damit an britisches Territorium angrenzten. Bandula bereitete offensichtlich einen Überraschungsangriff mit einer schlagkräftigen Armee auf Bengalen vor. Die Soldaten, denen Adoniram begegnete, machten kein Hehl daraus.

Adoniram und Nancy verschwendeten keine Zeit mehr an Land, sondern kehrten sofort zum Boot zurück. Einige Kilometer weiter stromaufwärts sahen sie am anderen Flussufer eine riesige Flotte vergoldeter Kriegsboote, auf denen es von Soldaten wimmelte. Jeder von denen, die sich dort drängten, war mit einer Feldjacke aus schwarzem Stoff bekleidet, mit Baumwolle gepolstert und abgesteppt, wobei jeder darüber hinaus mit einer Muskete oder einem Speer bewaffnet war. Die Boote sahen aus wie riesige Kanus, mit hochgezogenem Achtersteven, wo die Steuerleute standen. Jedes Boot war aus dem Stamm eines einzigen gewaltigen Teakbaums ausgehöhlt, zwei bis zweieinhalb Meter im Durchmesser. Bunte Flaggen und Banner flatterten zu Hunderten auf ihnen, und es war ein seltsames, Furcht einflößendes Schauspiel, als die Ruderer sie zum Takt der an Bord gespielten Militärmusik den Fluss hinuntertrieben.

In der Mitte dieser Flotte glitt das goldene Prunkboot von Bandula selbst.

Es war unmöglich, nicht bemerkt zu werden. Innerhalb weniger Augenblicke eilte eines der goldenen Kriegsboote über den Fluss, um das Gefährt der Missionare abzufangen, aber man erlaubte ihnen weiterzufahren, als Adoniram erklärte, dass er und Nancy *Amerikaner* und keine Engländer seien und dass sie unterwegs nach Ava seien – auf ausdrücklichen Befehl der Goldenen Gegenwart selbst.

Sie kamen in Ava am 23. Januar 1824 nach einer etwa sechswöchigen Fahrt an. Einige Kilometer unterhalb der Stadt kam ihnen Price in einem kleinen Boot entgegen, um sie zu warnen, dass er und alle Ausländer bei Hof jetzt nicht mehr in Gunst standen. Sie waren nun fast so verdächtig, als würde die Regierung sie für Spione halten. Alle früheren Atwinwuns waren des Amtes enthoben worden. Die neuen waren Fremde, die kein Interesse an Price oder anderen Ausländern hatten. Price drängte darauf, dass Adoniram und Nancy in seinem neuen Ziegelhaus blieben – das jenseits des Flusses lag, der Hauptstadt gegenüber.

Aber sein Haus war so feucht, dass Nancy schon innerhalb weniger Stunden Fieber bekam. Die Hütte, die Adoniram auf seinem eigenen Grundstück gebaut hatte, war unbewohnbar. Die einzige Lösung war, so lange auf dem Boot zu wohnen, bis man nach zwei oder drei Wochen eine ordentliche Unterkunft errichtet hätte.

Während diese Arbeiten vorstättengingen, kam die Witwe von Mya-day-men zum Boot, um Nancy zu sehen. Mit dem Tod ihres speertragenden Gatten hatten auch ihre Ehrenstellungen geendet, und sie war jetzt nur noch Privatperson. Es kamen keine weiteren Besucher. Adoniram nahm Nancy mit, um sie verschiedenen Mitgliedern der königlichen Familie vorzustellen, aber ihr Empfang war nicht so, wie er es erwartet hatte. Er besuchte den Palast zwei- oder dreimal, aber die Haltung des Königs war kühl und abweisend. Adonirams Freunde waren verschwunden oder hielten sich zumindest im Hintergrund. Der Wunsch, eine ausländische Frau zu sehen, hatte sich verflüchtigt. Bald konnte er nicht einmal mehr Besuche abstatten, denn der große neue Palast in Ava war endlich fertig, und der König, die Königin, die königliche Familie und die meisten Beamten zogen

sich etwa acht Kilometer flussaufwärts nach Amarapura, der alten Hauptstadt, zurück, um sich für die große Feierlichkeit der formellen Inbesitznahme der neuen Residenzstadt vorzubereiten.

Es gab nicht viel zu tun, als auf dem Boot zu bleiben, auf die Fertigstellung ihres kleinen Hauses zu warten und zu hoffen, dass die königlichen Herrschaften im Anschluss an ihre Rückkehr nach Ava den amerikanischen Missionaren gegenüber wohlgesonnener sein würden.

## Ausländer müssen Spione sein (1824)

Das kleine Haus – drei Zimmer und eine Veranda – wurde genau zwei Wochen nach ihrer Ankunft fertig. Nancy mochte seine Lage am Ufer des Flusses und außerhalb der staubigen Stadt, aber es war heiß wie ein Backofen. Obwohl es auf Pfählen etwa 1,20 Meter über dem Boden stand, sodass darunter Luft zirkulieren konnte, hätte nur ein Ziegelbau Schutz bieten können vor der erstickenden Hitze des beginnenden Sommers von 40 Grad und darüber. Aber Adoniram hatte dieses Haus nur als vorübergehende Wohnung geplant. Sofort machte er sich daran, Ziegel zu besorgen und Maurer anzuheuern, um daneben ein Ziegelhaus zu bauen.

Gleich nach dem Einzug legten sie ihren Tagesablauf neu fest, und zwar so, dass er der veränderten Situation bestmöglich entsprach. Adoniram war zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um übersetzen zu können, aber er hatte das Manuskript seines birmanischen Neuen Testaments immer bei sich, indem er hoffte, es bald drucken zu können. In der Zwischenzeit predigte er sonntags in Dr. Price' Haus jenseits des Flusses vor einer Zuhörerschaft von 18 oder 20 Leuten, die in der Nachbarschaft lebten.

Nancy begann eine kleine Schule mit drei kleinen Mädchen, denen sie Lesen, Nähen und Hauswirtschaft beibrachte. Zwei dieser Mädchen waren Töchter einer geisteskranken Mutter. Ihr Vater, Maung Shway-bay, hatte sie Nancy zur Erziehung anvertraut. Sie nannte sie »Mary Hasseltine« und »Abby Hasseltine« nach ihren Schwestern in Bradford. »Eine von ihnen«, schrieb sie an ihre Familie, »wird mit dem Geld unterstützt, das die ›Judson Association of Bradford Academy‹ aufzubringen versprochen hat. Es sind feine Kinder, und sie entwickeln sich so rasch und gut wie andere Kinder auf der Welt.«

Zu diesem Zeitpunkt begegneten sie auch Henry Gouger, einem der wenigen Weißen in Birma, den sie noch nicht kennengelernt hatten. Gouger, der noch Mitte zwanzig war, hatte den Dienst in der Ostindienengesellschaft als zu gemächlich empfunden; er hatte sich etwas

Geld beschafft und sich ein Schiff besorgt. Damit war er vor über einem Jahr nach Ava gesegelt in der Absicht, schnell ein großes Vermögen zu machen. Von unbändiger Fröhlichkeit, ein wahres Genie im Schließen von Freundschaften, erregte er schon bald die Aufmerksamkeit des Königs und des Hofes. Als er entdeckt hatte, dass sich die Birmanen um seine Waren buchstäblich rissen, die er ihnen »freundlicherweise« zu einem Profit von 800 bis 1000 Prozent überließ, war er nach Bengalen zurückgekehrt, hatte sich ein anderes Schiff besorgt und war im Herbst 1823 wieder nach Ava zurückgekommen. Er war bereits reich, sah sich aber mit jenem Problem konfrontiert, das jeden europäischen Händler in Birma vor ihm schon frustriert hatte: Er konnte seine Reichtümer nicht außer Landes bringen. Das Gesetz verbot die Ausfuhr von Gold, Juwelen oder Edelmetallen, und Teakholz war so voluminös und unhandlich, dass die Kosten für das Anheuern einer Schiffsflotte, die man zum Abtransport brauchte, einfach zu hoch waren.

Aber einstweilen genoss er das Leben auf eine Weise, die viele Engländer als skandalös empfunden hätten. Er trug seine eigene Version einheimischer Kleidung – einschließlich birmanischer Sandalen, die er unendlich bequemer fand als europäische Schuhe; er beschäftigte zur Durchführung seiner zweifelhafteren Geschäfte zwei Gagner, welche »die Rote Ratte« und »das Rote Gold« genannt wurden; auf Anstand und Schicklichkeit gab er nichts. Er konnte ohne Schwierigkeit Fleisch besorgen, eigentlich ein Problem für die meisten Europäer, weil die Birmanen das Töten von Tieren zu Nahrungszwecken tabuisierten. Es war erstaunlich, wie viele Ziegen und Rinder in dem Kellergeschoss unterhalb von Gougers Quartier »verunglückten«. Die Behörden erhoben keinen Einwand, denn ein Viertel der Kuh oder Ziege, denen das Missgeschick passiert war, fand immer seinen Weg zu einem oder zwei wichtigen Beamten, die selbst eine Vorliebe für einen guten Braten entwickelt hatten.

Als er den Krieg am Horizont aufziehen sah, hatte Gouger sein Schiff den Fluss hinabgeschickt. Inzwischen amüsierte er sich mit Jagen – das seltsamerweise nicht verboten war –, mit Reiten und sogar gelegentlich damit, dass er den Einspanner des Königs zog. Dieser Einspanner (ein reich verziertes Fahrzeug und das Geschenk irgendeiner englischen Gesandtschaft) wurde nie von Pferden gezogen.

Wenn der König ausfahren wollte, stellten sich stattdessen einige birmanische Männer (für die dies eine hohe Ehre war) zwischen die Deichseln und »galoppierten« mit dem Monarchen auf dem Wagen durch die Stadt. Es reizte Gouger, sich »als Zugpferd ehrenhalber« zur Verfügung zu stellen, und es war auch seiner Beziehung zum König durchaus zuträglich.

Gouger und Adoniram fanden sich auf Anhieb sympathisch. Jeder genoss den Optimismus und das feine Gespür für das Lächerliche im Wesen des jeweils anderen. Adoniram liebte Gougers Weltweisheit, auf die etwas in seinem Wesen ansprach, sodass es dem Missionar – von Natur aus stolz und ehrgeizig – nicht immer ohne Weiteres gelang, demütig zu bleiben. Gouger hatte große Achtung vor Adonirams Intelligenz sowie Aufrichtigkeit und konnte auch mit ihm bei seinen gelegentlichen Anfällen tiefer Depression mitfühlen. Gleichzeitig musste er aber gestehen, dass ihn Adonirams fast schon obsessive Reinlichkeit und Ordnungsliebe in Verbindung mit dem bizarren Schnitt seiner Kleidung (das Produkt eines bengalischen Schneiders und dessen Vorstellung von einem gut gekleideten Engländer) unglaublich amüsierten.

Im Gegensatz dazu hatten die anderen Weißen in Ava wenig zu bieten. Rodgers – oder »Yadza«, wie die Birmanen ihn nannten – betrachtete sich selbst als Birmane, ebenso Lanciego. Außerdem hatte sich der ständige Streit zwischen Rodgers und Lanciego zu persönlichem Hass und zu solchen Zänkereien ausgewachsen, dass die anderen Europäer sie mieden, um einer möglichen Begegnung der beiden aus dem Weg zu gehen.

Was Price betrifft, so hatte er anscheinend fast seinen Verstand verloren. Von der Faszination königlicher Macht wie ein Magnet angezogen, hatte er derart grobe Mittel der Anbiederung gebraucht, dass der König ihm tatsächlich einmal den Rücken zugewandt hatte. Das geschah bei einem birmanischen »Boxkampf« – einem eigenartigen Sport, bei dem jeder der beiden Kämpfer den anderen mit seinem steif ausgestreckten linken Arm zu packen versuchte, um ihm mit der geballten rechten Faust auf den Kopf zu hämmern. Adoniram hielt es für unangemessen, dass ein Mann des Glaubens solchen Schaukämpfen beiwohnte, aber Price hatte alle derartigen Skrupel verloren. Er hatte Gouger dort auf einem Ehrenplatz in der Nähe des Königs

gesehen und besaß die krasse Unverschämtheit, sich der Goldenen Gegenwart ohne Einladung zu nähern. Seine Majestät war sofort verstummt, hatte den Blick verfinstert und ihm den Rücken zugewandt in einer Geste verächtlicher Bruskierung, unter der selbst der dickhäutige Arzt wie ein begossener Pudel davonschlich. Nun war Price noch weiter aus der königlichen Gunst gefallen als selbst Rodgers.

Aber der Arzt hatte auf diese frühere Torheit sogar noch etwas draufgesetzt. Er hatte eine Operation an einer fast blinden Frau siamesischer Abstammung versucht – mit dem Ergebnis, dass sie das wenige Augenlicht, das sie gehabt hatte, auch noch verlor. Price hatte daraufhin beschlossen, sie zu heiraten, und zwar, wie Gouger vermutete, »als eine Art Wiedergutmachung ... da die Primitivität ihrer Person ... schlichtweg abstoßend war und sich ein anderer Beweggrund nicht feststellen ließ«. Adoniram war entsetzt und weigerte sich, die Trauung durchzuführen, worauf Price ihm ein Ultimatum stellte, dem selbst Adoniram nichts mehr entgegenzusetzen hatte: »Bruder Judson, das Gesetz von Amerika und das der Natur treffen Vorkehrungen für Fälle, wo sich kein Geistlicher findet!«

Es war deshalb verständlich, dass Gouger begann, fortan mehr den Umgang mit Adoniram als mit Price zu suchen und seine Abende gewöhnlich in dem kleinen, auf Stelzen gebauten Holzhaus am Fluss zu verbringen. Er nahm an den Andachten und Gottesdiensten teil und war fast noch mehr von den Bekehrten als von denen beeindruckt, die sie zum Glauben führten. Er schrieb nämlich: »Es war unmöglich, nicht beeindruckt zu sein von der ehrfürchtigen Haltung, der kultivierten Sprache und vor allem der Kenntnis des Neuen Testaments und seiner Heilslehren, die einige von ihnen in ihren frei gesprochenen Gebeten an den Tag legten. Niemand, der dies hörte, hätte an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln können.«

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Gouger jegliche Missionsarbeit als nutzlos oder als noch schlimmer angesehen – eine Meinung, die das Verhalten von Price nicht gerade geändert hatte. Aber die vielen Abende, die er in jenem Frühling 1824 mit Nancy und Adoniram verbrachte, änderten seine Vorstellungen vollständig. Wenn diese beiden Leute die Missionsbewegung repräsentierten, dann war die Missionsbewegung das Beste, was im Orient seit Jahrhunderten geschehen war.

Obgleich Adoniram und Nancy die Boxkämpfe, die Elefanten-Zähmungen und andere Vergnügungsveranstaltungen mieden, die mit den Feiern anlässlich der Einweihung des neuen Königspalastes in Ava einhergingen, wohnten sie dem triumphalen Einzug in die Stadt bei:

Ich wage [schrieb Nancy] nicht einmal den Versuch einer Beschreibung jenes glanzvollen Tages, als Seine Majestät in all ihrer Herrlichkeit durch die Tore der Goldenen Stadt einzog und unter den Beifallsrufen von Millionen – möchte ich fast sagen – den Palast in Besitz nahm. Die *saupwars* der an China grenzenden Provinzen und alle Vizekönige und hohen Beamten des Königreichs waren zu diesem Anlass versammelt, gekleidet in ihren Staatsornat und ausgestattet mit ihren Amtsinsignien. Der weiße Elefant, reich verziert mit Gold und Juwelen, war eines der schönsten Objekte in der Prozession. Der König und die Königin waren die Einzigen ohne Schmuck, gekleidet in die schlichte Tracht des Landes; Hand in Hand betraten sie den Garten, in dem wir unsere Plätze eingenommen hatten und wo zu ihrer Stärkung ein Bankett hergerichtet war. Aller Reichtum und alle Herrlichkeit des Königreichs wurden an diesem Tag zur Schau gestellt. Die schiere Anzahl und ungeheure Größe der Elefanten, die zahlreichen Pferde und die große Vielfalt an Gefährten jeglicher Art übertrafen bei Weitem alles, was ich je gesehen oder mir auch nur vorgestellt habe.

Aber die Inthronisation des Monarchen in seinem neuen Palast brachte keine Verbesserung der königlichen Haltung gegenüber den Europäern. Stattdessen erging bald eine Anordnung, dass von nun an dort kein Ausländer mehr Zutritt hatte, mit Ausnahme von Lanciego, dem Akoupwoon<sup>196</sup> von Rangun.

Gleichzeitig wurde bei Hof das Gerede vom Krieg immer lauter. Der Prinz von Sarawady, der Bruder des Königs, belehrte Adoniram des Öfteren, indem er eine halbe Stunde fortwährend redete: »Die Engländer sind die Bewohner einer kleinen, weit entfernten Insel. Welches Recht haben sie, von weit her mit Schiffen zu kommen, um Könige zu

---

196 A. d. H.: Titel des Steuereintnehmers (vgl. S. 293).

enthronen und Länder in Besitz zu nehmen, die ihnen nicht gehören? Sie verstehen es vielleicht, schwarzhäutige Fremde der unteren Kasten zu besiegen und zu beherrschen, die kümmerliche Körper und keinen Mut haben. Aber sie haben noch nie gegen ein starkes und tapferes Volk wie die Birmanen gekämpft, die geübt sind im Gebrauch von Schwert und Speer. Wenn sie endlich einmal mit uns kämpfen, wird das die Gelegenheit sein, unsere Tapferkeit zu zeigen, und wir werden den schwarzen Eingeborenen ein Vorbild sein, die jetzt Sklaven der Engländer sind, und werden sie ermutigen, ihr Joch abzuschütteln.«

Die Frauen waren noch deutlicher. Die Schwester des Königs sagte Adoniram, dass »die Engländer Angst vor dem Kämpfen haben, dass ihr Verhalten an der Grenze gemein und feige war, dass sie immer zum Verhandeln neigten, anstatt zu kämpfen, und dass bei etlichen Gelegenheiten – als birmanische und britische Truppen aufeinandertrafen – die britischen Offiziere ihre Hände hoben und die Birmanen anflehten, nicht weiter vorzurücken«.

Gouger, der wie Adoniram in Kreisen verkehrte, bei denen er noch willkommen war, hörte fast das Gleiche. Als Folge all dessen wurden die Ausländer immer mehr in die Isolation gedrängt. Adoniram und Nancy machte das nicht allzu viel aus. Nancy führte weiter ihre Schule, und Adoniram, der endlich alle Materialien für ein Ziegelhaus beisammen hatte, fand Maurer und stellte sie an die Arbeit. Bald schon waren die Wände bis zu beachtlicher Höhe gewachsen. An den Abenden kam weiterhin Gouger zu Besuch und versorgte sie mit aktuellen Nachrichten. Vor allem aber erzählte er Geschichten seiner vergangenen Abenteuer bei Hof. Als zum Beispiel einmal, so erzählte er ihnen, das Mahl des Königs in einer buchstäblichen Prozession goldener Servierplatten abgetragen wurde, war er dreist auf eine zugegangen und hatte die Haube angehoben. Darunter fand er in größerer Zahl getrocknete Grashüpfer (so zumindest seine Vermutung), die ein wenig wie gebratene Garnelen aussahen. Er nahm eine oder zwei und aß sie. Sie schmeckten vorzüglich, versicherte er den Judsons. Aber auf dem königlichen Menü stand auch eine Art Holzwurm, eine weiße, fast acht Zentimeter lange Raupe, gebraten serviert, wobei er sich niemals hatte überwinden können, sie zu essen. Der tief-schwarze Kopf am Ende und die Augen, die ihn von der Servierplatte

her anblickten, waren einfach zu viel. Er hatte es immer wieder versucht, aber jedes Mal, wenn er einen Wurm in seine Finger nahm, um davon abzubeißen, ließ ihn der stumme Vorwurf in diesen Augen den »Braten« wieder niederlegen, wobei er tiefe Schuldgefühle hatte und sein Appetit plötzlich verschwunden war ... Wenn Henry Gouger Adoniram und Nancy solche Geschichten erzählte, vergaß Adoniram das Buch in seinem Schoß, und Nancy – in dem von Elnathan geschenkten Schaukelstuhl sitzend, während seitwärts das kleine Arbeitstischchen stand – ließ ihre Nährarbeit sinken. Dann pflegte Gouger in schallendes Lachen auszubrechen, wenn er an den gebratenen Wurm dachte oder an seine Zeit als menschliches Zugtier zwischen den Deichseln des königlichen Einspanners oder auch an die Geschichte, als ihm der König einmal einen 350 Pfund schweren massiven Silberbarren versprach, wenn er ihn heben könne – und er hätte es sogar geschafft, wenn ihm nicht die scharfen Kanten in die Finger geschnitten hätten. Und Adoniram und Nancy lachten dann mit ihm zusammen.

So herrschte in diesem Frühling ein gediegenes Maß an Fröhlichkeit unter den dreien, wenn auch die Aussichten für englische Kaufleute und amerikanische Missionare von Tag zu Tag düsterer wurden. Denn wenn Adoniram und Gouger sich bei Gesprächen über ernsthaftere Dinge austauschten, waren sie sich einig, dass der Frieden nicht mehr allzu lange andauern konnte. Aber keiner von beiden unternahm etwas, um das Land zu verlassen. Gouger war an seinen unbeweglichen Besitz durch das Band der Begierde gefesselt. Adoniram und Nancy vertrauten auf die Tatsache, dass sie auf Einladung der Goldenen Stimme nach Ava gekommen waren.

Eines Sonntagabends – es war am 23. Mai 1824 – nahm Henry Gouger ein Kanu und paddelte über den Irrawaddy zum Haus von Dr. Price in der Ortschaft Sagaing, wo sie sich gewöhnlich zum Sonntagsgottesdienst trafen. Das Haus hatte eine einzigartige und wunderschöne Lage, umgeben von Bäumen, die den breiten Irrawaddy säumten, der fast zu ihren Füßen dahinfloss und in dessen stählernem Grau die untergehende Sonne in blassem Rosa und sanftem Gelb schimmerte.

Diesmal bestand die Versammlung nur aus Gouger, Price, Nancy und Adoniram.

Die Andacht an diesem Abend hatte einen besonders eindrücklichen Charakter. Alle vier wussten inzwischen, dass ein Sturm über sie hereinbrechen würde, aber welcher Art oder wann oder aus welcher Richtung, das konnten sie nicht ahnen. Keiner von ihnen war noch im Palast willkommen. Sogar die Kontakte des schwer betuchten Gouger brachten nichts mehr ein, und für Insider-Informationen hatte er nur noch seine beiden Spione, das »Rote Gold« und die »Rote Ratte«.

Der Gottesdienst im Wohnzimmer des Arztes ging gerade zu Ende. Während Adoniram ein Abschlussgebet sprach, stürzte ein einheimischer Bote ins Zimmer. Die Nachricht, die hastig aus ihm herausbrach, ließ ihn das Blut in den Adern gefrieren.

Eine britische Flotte war vor Rangun aufgetaucht, hatte die Stadt beschossen und sie eingenommen. Die einheimische Bevölkerung war geflohen. Es gab keine Einzelheiten – nichts über die Sicherheit der Wades und der Houghs, nichts über Richardson, den Assistenten Gougers, den er mit seinem Schiff flussabwärts geschickt hatte.

Der Krieg hatte begonnen. Die Birmanen hatten die Gewohnheit, ihre Kriegsgefangenen zu töten oder zu versklaven. Was würden sie mit den Ausländern in Ava tun?

Die vier redeten über die Sache durcheinander. Gouger war bei Weitem in der ungünstigsten Position. Er war Engländer, in Ava zu keinem anderen Zweck als dem Handel; und er war reich. Mehr als ein hoher Beamter musste sich schon gründliche Gedanken gemacht haben, was er mit diesem Vermögen anfangen würde, sollte es in seinen Besitz gelangen. Gouger hatte viele Verbindungen zu der bengalischen Regierung. Seine Korrespondenz mit Indien war umfangreich, und er tätigte zahlreiche Finanztransaktionen mit Bankhäusern in Kalkutta. Er hatte sogar als Bankier und Finanzagent für die Judsons agiert. Er würde ohne Zweifel als britischer Spion verdächtigt werden.

Die Missionare waren in einer anderen Position. Sie hatten keine finanziellen Interessen. Und als noch wichtiger erwies sich, dass sie Amerikaner waren. Ihre Sicherheit würde von ihrer ganz anderen Nationalität abhängen. In Zukunft würden sie das betonen müssen. Price, Adoniram und Nancy waren sich einig, dass sie von diesem Abend an keinen Kontakt mehr mit Gouger haben dürften. Sollte er verhaftet werden, könnten sie ihm vielleicht von außerhalb helfen. Aber wenn man

sie zusammen sähe, würden sie wahrscheinlich alle gemeinsam verhaftet werden. Gouger durfte einfach keinen von ihnen mehr besuchen, unter keinen Umständen. Zähneknirschend stimmte Gouger zu.

Sie machten sich keine Sorgen um Rodgers. Er würde sie alle ohnehin von sich aus sorgfältig meiden. Er hatte sich als »Untertan« zwischen vollkommen an die birmanische Lebensweise angepasst. Darauf würde er zählen, um seine Haut zu retten, und auf seine jahrelange Erfahrung mit Intrigen bei Hof. Was Lanciego als einzigen Ausländer betraf, der noch Zugang zum Palast hatte, so schien seine Position unantastbar und sicher genug.

Nein, das wirkliche Problem war Gouger. Er würde sich in eine Art Quarantäne begeben müssen.

Gouger paddelte allein über den Fluss zu seinem Haus zurück. Die »Rote Ratte« wartete auf ihn. Der Gauner stimmte der in Dr. Price' Haus getroffenen Entscheidung zu. Von nun an würde Gouger in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht ein »Aussätziger« sein. Innerhalb des nächsten Tages sandte ihm Lanciego, dessen Haus in der Nachbarschaft stand, eine Botschaft, die ausdrücklich das Gleiche sagte. Lanciego war ebenso wie Rodgers in jeder Beziehung darauf bedacht, selbst eine weiße Weste zu behalten. Gouger ging missvergnügt in seinem Haus auf und ab, indem er sich Vorwürfe machte wegen seiner Dummheit, nicht früher die Flucht ergriffen zu haben – Reichtümer hin oder her. Wenn er an die Judsons dachte, warf er ihnen ihre Haltung vor, in der sie »idiotischerweise« darauf hofften, das Christentum in einem Ava verbreiten zu können, das offensichtlich gerade in den Krieg gegen eine »christliche« Nation zog.

Nach ein paar Tagen hörten Adoniram und Nancy, dass der Bruder des Königs, der Prinz von Sarawady, Gouger eine Botschaft geschickt hatte. Sie besagte, dass »die wenigen Ausländer, die in Ava wohnen, nichts mit dem Krieg zu tun haben und nicht belästigt werden sollen«. Dieses Wort von so hoher Stelle erleichterte sie ein wenig. Sie hätten sich nicht so erleichtert gefühlt, hätten sie gewusst, dass der tatsächliche Wortlaut der Botschaft etwa folgendermaßen formuliert war: »Der Prinz von Sarawady sendet Mr. Gouger seine Grüße, und da er ihm gegenüber freundlich gesonnen ist, täte es ihm leid, wenn seine Kehle durchgeschnitten werden würde. Deshalb empfiehlt

er ihm, rasch zu seinem Palast zu kommen, wo der Prinz jedem entgegenzutreten wird, der es wagt, Mr. Gouger auch nur anzurühren. PS: Mr. Gouger sollte aus Sicherheitsgründen seine Wein- und Biervorräte sowie sein Gold und Silber mitbringen.«

Gouger beriet sich mit der »Roten Ratte«, der ihn aber ziemlich verächtlich anblickte, als er merkte, dass Gouger die Botschaft tatsächlich ernst nahm.

»Sahib«, sagte er, »erführe der Prinz, was ich dir jetzt sage, wäre mein Leben keinen Tagesverdienst mehr wert. Dieses Angebot macht er dir nur, um dich und deinen Besitz in seine Gewalt zu bekommen. Du würdest dich in einem Grab in seinem Garten wiederfinden, wie es schon vielen Personen vorher ergangen ist, wenn es seinen Absichten förderlich war. Er weiß, dass du sehr viel Gold und Silber hast, und meint, besser er bekommt es als jemand anders. Und wenn es dazu käme, dass der Hlutdaw<sup>197</sup> nach dir fragte (und das wird er sicher), würde er darauf lediglich antworten, du seiest eben gestorben, und damit wäre die Sache erledigt. Deine Chancen stehen sehr viel besser, wenn du ruhig bleibst, dich von den Wungyis festnehmen und dich nach ihrem Gutdünken behandeln lässt.«

Dieser Rat schien Gouger sinnvoll. Er sandte dem Prinzen etwa folgende Antwort: »Mit tausendfachem Dank für die wohlmeinenden Absichten des Prinzen – habe ich doch solch vollkommenes Vertrauen in die Schutzzusage, die mir Seine Majestät gegeben hat, dass ich darin ohne Furcht ruhe in dem Wissen, dass er keinerlei Gewalt einem Fremden gegenüber dulden wird, der unter seiner gütigen Beschirmung lebt.«

Aber davon wussten Adoniram und Nancy nichts. Und nach ein paar Tagen bemerkten sie einen Stimmungsumschwung in der Stadt, der sich vielleicht zu ihren Gunsten auswirken könnte, wie sie meinten.

Nach den ersten Wutausbrüchen über den Verlust von Rangun kam eine seltsame Zufriedenheit über die Menschen. Sie glaubten nun – angefangen vom König bis hin zu den untersten Schichten –, dass die törichten Briten in eine Falle gelaufen wären, und fürchteten lediglich, die Invasoren könnten Rangun plündern und wieder

---

197 A. d. H.: Vgl. Fußnote 173 auf S. 318.

abziehen, ehe Bandulas Armee ankäme. Einige fürchteten sogar, die Briten könnten auf die Armee Bandulas stoßen und die Flucht ergreifen, ehe man sie gefangen nehmen und zu Sklaven machen könnte. Maung Ing und andere Jünger berichteten über die Stimmung im Palast. Ein junger Höfling sagte einem Palastoffizier: »Bringe mir sechs weiße Ausländer, damit sie mein Boot rudern.« Die Frau eines Wungyi hatte eine ähnliche Forderung: »Schicke mir vier weiße Ausländer, damit sie meinen Haushalt führen, weil ich höre, dass sie zuverlässige Bedienstete abgeben.«

Jeden Tag sahen Adoniram und Nancy von ihrem kleinen Holzhaus am Flussufer die mit Soldaten besetzten Kriegsboote vorbeirudern. Oft sah Adoniram, wie sie auf den Decks tanzten, als sie den Fluss hinabfuhren. ›Arme Burschen!«, dachte er bei sich und schüttelte den Kopf. ›Wahrscheinlich werdet ihr nie wieder tanzen.‹ Aber die Krieger proklamierten mit ihren Liedern und ihrer Gestik, wie sie diese vermessenen Engländer mit Ringen in den Nasen nach Ava schleppen würden.

Das war die erste birmanische Reaktion. Die zweite erfolgte innerhalb weniger Tage. Wie konnten die englischen Schiffe so plötzlich und unerwartet vor Rangun erscheinen, wo doch Bandula seinerseits einen Überraschungsangriff auf die Engländer geplant hatte? Ausländer waren in Rangun innerhalb der letzten ein, zwei Jahre eingetroffen. Ausländer waren nach Ava gekommen. Sie mussten Spione sein! Alle birmanischen Pläne mussten dem Feind berichtet worden sein, kaum dass sie gefasst worden waren!

Jetzt geschah etwas, was diesen Verdacht zu unterstreichen schien.

Da gab es einen Hauptmann Laird, einen Schotten, der in Rangun Handelsagent des Prinzen von Sarawady werden wollte. Es ging um den Verkauf von Teakholz, das von den riesigen Waldbesitzungen des Prinzen stammte. Auf Befehl des Prinzen war Laird gewaltsam von Rangun nach Ava gebracht worden, kurz bevor die englische Flotte vor Rangun erschienen war. Zu seinem Glück hatte er nicht genügend Geld bei sich gehabt, »um einen Ruheort tief unter dem Gras im Garten des Prinzen zu finden«. Er war in Ava nur wenige Tage vor der Nachricht von der Einnahme Ranguns eingetroffen.

Laird hatte eine neuere Zeitung aus Kalkutta bei sich, in der ein Abschnitt andeutete, dass die britische Regierung eine militärische Expedition nach Rangun ins Auge fasste. Er hatte die Zeitung Gouger in Gegenwart des Prinzen gezeigt. Und mit der Torheit eines Wahnsinnigen hatte er den Artikel gleichzeitig für den Prinzen übersetzen lassen.

Innerhalb weniger Tage erfuhren Adoniram und Nancy, dass man Gouger, Laird und Rodgers verhaftet hatte, um sie zu verhören. Sie wurden verdächtigt, die Nachricht in der Zeitung Seiner Majestät vor-enthalten zu haben. Gouger wurde außerdem angeklagt, Karten des Landes angefertigt zu haben. In Wirklichkeit waren es grobe Skizzen von Tempeln und Landschaften rund um Ava, die er für einen Freund gezeichnet hatte; aber er hatte Vermessungsinstrumente benutzt, um die Proportionen richtig wiederzugeben. Er wurde auch beschuldigt, ein getarnter »Schwager der Ostindiengesellschaft« zu sein. Und was Adoniram und Price betraf, so wurden sie bald auch verhört. Sie hatten viele Briefe geschrieben. Waren es Berichte für fremde Regierungen? Nein, erklärten sie beide. Sie hatten über die Jahre an Freunde in den Vereinigten Staaten geschrieben, aber das war ein anderes Land, Tausende Kilometer von England entfernt. Sie hatten nie an britische Offiziere oder an die Regierung von Bengalen geschrieben.

Zunächst erlaubte man ihnen, nach Hause zu gehen.

Die Beamten, die Gouger verhörten, wandten sich dann seinen finanziellen Unterlagen zu. Sie entdeckten bald, dass Adoniram und Price beträchtliche Geldsummen von ihm erhalten hatten, die über bengalische Bankhäuser geflossen waren. Gouger betonte, das sei normale europäische Geschäftspraxis – er löste einfach die Schecks der Missionare ein, und sie wurden nach Kalkutta geschickt, bevor das Geld dort seinem Konto gutgeschrieben wurde.

Die birmanischen Beamten schauten einander mit bedeutungsvollem Lächeln an. Wer hatte je von einer solch lächerlichen Ausflucht gehört? Der bloße Gedanke daran, dass ein Mann einem anderen Geld auszahlte aufgrund der Glaubwürdigkeit eines bloßen Stücks Papier – wobei der wirkliche Geldgeber Tausende von Kilometern entfernt war – kam ihnen lächerlich vor. Die Schlussfolgerung war offensichtlich: *Die Amerikaner standen auf der Gehaltsliste des Engländers. Auch sie mussten Spione sein.*

## Gefangenschaft (1824)

Am späten Dienstagnachmittag, dem 8. Juni 1824, etwa zwei Wochen nach dem Eintreffen der Nachricht von der Einnahme Ranguns, waren Adoniram und Nancy gerade dabei, sich in ihrem kleinen Holzhaus zum Abendessen zu setzen. Draußen arbeiteten die Maurer am Ziegelhaus. Durch die hölzernen Wände drangen wie üblich die Geräusche der Umgebung – die hellen Rufe und das Gelächter der Kinder, das durchdringende Schnattern der Frauen und die tieferen Stimmen der Maurer, die sich bei ihrer Arbeit unterhielten.

Plötzlich gab es draußen ein Durcheinander. Adoniram und Nancy hielten in ihren Vorbereitungen inne und blickten einander fragend an. Ehe auch nur einer von ihnen ein Wort sagen konnte, flog die Tür des Hauses auf, und ein Dutzend oder mehr einheimische Birmanen stürmte herein. Einer war ein Beamter mit einem schwarzen Buch. In seiner Begleitung war ein Mann, dem man auf jede Wange einen Kreis oder Fleck tätowiert hatte. Sie wussten, was er war – ein »Fleckgesicht« – ein gebrandmarkter Krimineller, der zu einem Henker und Gefängniswärter gemacht worden war. Die Fleckgesichter, von jedermann in Birma gefürchtet, wurden »Kinder des Kerkers« genannt. Sie lebten außerhalb der Gesellschaft und heirateten nur unter ihresgleichen. Einigen war die Bezeichnung ihres Verbrechens auf ihre Stirn oder ihre Brust eingebrannt worden. Manchen hatte man die Ohren abgeschnitten. Andere hatten keine Nasen oder waren eines Auges beraubt worden. Es bereitete ihnen Vergnügen, ähnliche Grausamkeiten denen zuzufügen, die in ihre Hände fielen.

»Wo ist der Lehrer?«, rief der Beamte.

Adoniram trat vor ihn hin. »Hier.«

»Du wirst vom König gerufen«, sagte der Beamte – die bei der Verhaftung von Kriminellen gebrauchte Formel. Kaum waren die Worte ausgesprochen, als das Fleckgesicht auf Adoniram zusprang und ihn

mit dem Gesicht zu Boden warf. Er<sup>198</sup> kniete auf seinem Rücken, holte den gefürchteten kleinen festen Strick hervor – das typische Werkzeug der Fleckgesichter – und schnürte ihn um Adonirams Arme über den Ellbogen.

Der Strick war eigentlich mehr ein Folter- als ein Kontrollinstrument. Er schnitt tief ein. Oft renkte er die Arme der Opfer aus. Er konnte so fest angezogen werden, dass er einem den Atem nahm. Manchmal wurde er so eng geschnürt, dass dem Gefesselten Blut aus Mund und Nase lief, bis er tot umfiel.

Nancy fasste das Fleckgesicht am Arm. »Halt ein!«, flehte sie. »Ich werde dir Geld geben.«

»Verhaftet sie ebenfalls«, befahl der Beamte. »Sie ist auch eine Ausländerin.«

Adoniram mühte sich auf die Knie und bat den Beamten, Nancy in Ruhe zu lassen, solange er keinen konkreten Befehl hatte, sie mitzunehmen. Nancy bot inzwischen dem Fleckgesicht immer wieder Geld an, wenn er den Strick entfernen würde. Koo-chil, der Koch, und die bengalischen Diener, die gerade das Essen servieren wollten, standen entsetzt und sprachlos daneben. Ihre Angst vor den Beamten war kaum größer als ihr ungläubiges Entsetzen darüber, wie Adoniram behandelt wurde.

Aber das Fleckgesicht zerrte Adoniram aus dem Haus, gefolgt von den Beamten und seinem Gefolge. Nancy musste von ihrem Gatten weggerissen werden.

Inzwischen war die ganze Nachbarschaft in Aufruhr. Die Arbeiter am Ziegelhaus blickten nur kurz auf, warfen ihre Werkzeuge hin und rannten dann um ihr Leben. Alle Leute in den umliegenden Häuserblocks versammelten sich auf den Straßen. Die kleinen birmanischen Kinder weinten und kreischten vor Angst.

Dem Fleckgesicht war das gleichgültig. Nancy stand in der Tür mit einer Handvoll Silbermünzen und musste zusehen, wie Adoniram fortgeschleppt wurde. Aufgrund einer schnellen Eingebung gab sie das Silber Maung Ing, der unter seiner bronzefarbenen Haut bleich war wie ein Gespenst. »Nimm es und geh ihnen nach«, sagte sie, »viel-

---

<sup>198</sup> A. d. H.: D. h. der betreffende Birmane, der als »Fleckgesicht« bezeichnet wurde (so auch im Folgenden).

leicht bringst du das Fleckgesicht dazu, den Strick zu lösen.« Maung Ing folgte in respektvoller Entfernung. Nur etwa 100 Meter vom Haus entfernt warf das Fleckgesicht Adoniram erneut flach auf die Erde und schnürte den Strick noch enger.

Maung Ing folgte der Gruppe dicht auf den Fersen. Einmal gelang es ihm, zehn Silbertical dem Fleckgesicht in die Hand zu drücken. Der Strick wurde ein wenig gelockert, aber dennoch wurde Adoniram zu dem als Gerichtsgebäude verwendeten Palast mehr oder weniger gezerzt, teils selbst gehend, meist aber mit dem Strick vorwärtsgerissen. Hier waren der Stadtgouverneur und sein Personal versammelt. Der Gouverneur war über die Brutalität des Fleckgesichts gegenüber Adoniram schockiert und befahl ihm, den Strick abzunehmen. Doch Adonirams Arme waren bereits aufgeschwollen und blutig.

Einer der Beamten verlas den offiziellen Befehl. Der Lehrer sollte ins gefürchtete Let-may-yoon gebracht werden. Auf Birmanisch bedeutete der Ausdruck »Hand-nicht-zurückschreckt«, aber die englischen Ausländer nannten es nur »das Todesgefängnis«.

Während die Sonne unbarmherzig brannte, folgte Maung Ing auf dem langen Weg zum Todesgefängnis. Er sah, wie man Adoniram durch das Tor in der Palisadenwand zerzte. Er sah das Tor zugehen. Dann wandte er sich und ging langsam nach Hause, um Nancy zu erzählen, was geschehen war.

Der Gefängnisaufseher holte Adoniram am Tor mit einem Grinsen ab, das bald allzu vertraut werden sollte. Das auf seiner Brust eingebrennte Wort, so viel registrierte Adoniram, war *Loo-that*, »Mörder«. Er redete Adoniram als »geliebtes Kind« an – alle Gefangenen waren seine geliebten Kinder, sagte er, und er bestand darauf, dass sie ihn ihrerseits »Aphe« – »Vater« – nannten.

In der Mitte des Gefängnishofs stand ein Granitblock. Zwei Fleckgesichter hoben Adonirams Füße auf den Block, und »Vater« machte Witze, während er drei Paar Fußschellen um seine Füße und Knöchel legte und mit einem Eisenschlägel zunietete.

»Jetzt versuch zu gehen, mein Kind«, kicherte er. Adoniram machte einen Schritt und fiel sofort mit seinem Gesicht in den heißen Staub. Unter Gelächter hoben ihn die Fleckgesichter auf und stießen ihn

durch die Bambustür des Gefängnisbaus. Inzwischen war sein Gesicht voller Schmutz und sein Haar durcheinander, während seine Kleidung aufgrund des Gezerres zerrissen war.

Innerhalb des fensterlosen Gefängnisses stand er – zunächst stockblind angesichts der plötzlichen Finsternis, erdrückt von der Hitze und fast erstickt von dem unbeschreiblichen Gestank. Aber ihm blieb keine Zeit zum Nachdenken. Ein anderes Fleckgesicht (ein »Lehrling«, der noch seine eigene Strafe absitzen musste und deshalb Fußschellen hatte, aber einen Knüppel tragen durfte) brachte ihn mit Knüppelstößen in eine Ecke und zwang ihn, sich auf den Boden voller Schmutz und Unrat zu legen.

Der Wärter bedeutete ihm, den Mund zu halten. Das tat er, aber als sich seine Augen langsam an die tiefe Dunkelheit gewöhnten, sah er Henry Gouger in der Ecke, neben ihm Hauptmann Laird. Sogar Mr. Rodgers war da.

Jetzt stellte Adoniram fest, dass das Gefängnis aus einem einzigen Raum bestand, etwa zehn Meter breit und dreizehn Meter lang. Es hatte keine Fenster und nur die eine schmale Tür, aber ein klein wenig Licht drang durch die Ritzen. Vielleicht 50 Gefangene mit Fußschellen lagen auf dem Teakholzboden, alle fast nackt. Nicht alle waren Männer. Auch einige Frauen waren unter ihnen. Einige waren offensichtlich kurz vor dem Sterben. Etwa zwölf Männer waren mit einem oder beiden Füßen in einem riesigen Fußblock gefesselt, der aus zwei übereinanderliegenden schweren Balken bestand. Hier und da standen kleinere Fußblöcke, in denen jeweils ein oder zwei Männer festgehalten wurden.

Von der Decke hing an zwei Seilrollen eine lange horizontale Bambusstange. Mit einer Art Flaschenzug an beiden Enden konnte sie hochgezogen oder heruntergelassen werden. Mit flüsternder Stimme fragte Adoniram Gouger, was das sei, aber der Engländer konnte es ihm nicht sagen. In der Mitte des Raums war ein Dreifuß zu erkennen, auf dem eine große irdene Schale stand, gefüllt mit Rohpetroleum. Bei Einbruch der Dämmerung zündete der Wärter, der die Fußschellen trug, es an. Die schwache, rußige Flamme verbreitete nur wenig Licht, aber dies wenige war fast so viel, wie tagsüber durch die Ritzen drang.

Ehe es völlig dunkel wurde, öffnete sich die Bambustür nochmals, und Price wurde hereingestoßen. Auch er wies Anzeichen brutaler Behandlung auf. Er wandte sich an den Wärter und fing an, sich wortreich zu beklagen. Der Wärter fuchtelte mit seinem Knüppel vor dem Gesicht des Arztes, und einen Augenblick lang dachten Adoniram und Gouger, dass Price – obwohl in Fußfesseln – sich auf ihn stürzen würde. Aber der Knüppel belehrte ihn eines Besseren, und nach ein wenig Protest ließ er sich zu den anderen Ausländern hinüberführen. Dort legte er sich stumm nieder und gab zumindest für den Augenblick Ruhe.

Nach einer Weile brach die Nacht herein. »Vater« trat mit einigen seiner Helfer ein. Unter Scherzen und Späßen ließen sie die lange horizontale Bambusstange von der Decke herunter, schoben sie zwischen den gefesselten Beinen der Gefangenen hindurch, sicherten sie an beiden Enden wieder und hieften sie mit beiden Flaschenzügen hoch. Langsam hoben sich die Füße und Beine der Gefangenen in die Luft, bis nur noch ihr Kopf und ihre Schultern den Boden berührten. Als »Vater« sich der richtigen Höhe vergewissert hatte – er sagte ihnen, er wolle ihr Leben schützen –, wünschte er ihnen angenehme Nachtruhe und verschwand.

Der junge Wärter schnitt den Lampendocht zurecht, zündete an der Lampe seine Pfeife an und entzündete Pfeifen für die anderen Gefangenen. Jeder rauchte, um den furchtbaren Gestank zu verdrängen.

Neben Henry Gouger hing an der Bambusstange ein Gefangener namens Kewet-nee. Mit leiser Stimme berichtete er den Ausländern von den Foltern, die er gesehen hatte. Er ließ keinen Zweifel daran, dass sie auch auf sie zukommen würden. Andere Gefangene pflichteten ihm bei.

Gouger, so erfuhr Adoniram, war fast zwei Wochen, im Fußblock gefesselt, in der Nähe der königlichen Ställe in Haft gewesen, während die Beamten ihn verhörten und seine Geschäftsbücher prüften. Inzwischen war es klar, dass die Regierung beschlossen hatte, alle weißen Männer als Spione anzusehen. Sie konnten lediglich darauf hoffen, dass sie den Tod ohne die üblichen Foltern erleiden würden.

Allmählich erstarben alle Geräusche. Nur gelegentliche – durch Albträume hervorgerufene – verhaltene Seufzer und das Rascheln des Ungeziefers im Unrat auf dem Boden waren zu hören.

Adoniram – sein Haar und Hals voller Schmutz, seine Arme wund vom Einschneiden des Stricks und seine Knöchel von den drei Paar eisernen Fußfesseln bereits bis auf das rohe Fleisch aufgescheuert – war allein mit seinen Gedanken.

Sie waren bitter und deprimierend. Was hatte er denen gebracht, die auf ihn angewiesen und in irgendeiner Weise an diesem Missionsprojekt beteiligt waren? Den Tod, weiter nichts. Den Tod für Harriet – denn in gewisser Weise war er dafür verantwortlich, dass sie Missionarin geworden war. Den Tod für seinen einzigen Sohn. Und jetzt den Tod für sich selbst, wahrscheinlich den Tod für Nancy. Und was hatte er dafür vorzuweisen? Achtzehn Bekehrungen in den zwölf Jahren, seit er aus Salem abgesegelt war. Und von diesen würden wahrscheinlich nur einige wenige treu im Glauben bleiben – wenn sie denn überlebten. Achtzehn Seelen für all diese Jahre und für das Leben aller Beteiligten, die bereits abgeschieden waren. Und das birmanische Neue Testament. Aber das meiste davon bestand nur als Manuskript, versteckt in dem kleinen Holzhaus am Fluss. Es würde so gut wie sicher zerstört werden oder verloren gehen. Blieben also allein die Seelen. Der Gedanke an diese Seelen derer, die neben ihm vor dem Thron Gottes stehen würden, wäre ihm normalerweise als reiche Entschädigung vorgekommen, aber in dieser schrecklichen Nacht war es nicht so. Indem er tief in seine Niedergeschlagenheit versunken war, verlor er jede Hoffnung für sich und für Nancy.

Nancy war an jenem Abend fast wahnsinnig vor Entsetzen, als Maung Ing mit der Nachricht zurückkehrte, dass Adoniram ins Todesgefängnis gebracht worden sei. Sie beruhigte ihre kleinen Schülerinnen, so gut sie konnte, aber die birmanischen Gläubigen und die bengalischen Diener wussten nur allzu gut, was das Todesgefängnis bedeutete.

Nach ein paar Minuten zog sie sich in ihr Zimmer zurück und betete, wie sie nie zuvor gebetet hatte. Sie bat um Kraft, das nun Kommende zu ertragen. Aber sie hatte wenig Zeit, denn schon erschien der Stadtrichter auf der Veranda und rief nach ihr, sie solle herauskommen, um sich verhören zu lassen. Nach wiederholten Aufforderungen kam sie, aber nicht ohne vorher durch das ganze Haus geeilt zu sein und alle ihre Briefe, Tagebücher und anderen Schriften vernichtet zu

haben. Es wäre selbstmörderisch, die Regierung wissen zu lassen, dass sie und Adoniram mit Freunden in England korrespondiert und tagtägliche Aufzeichnungen über die Einzelheiten ihres Lebens in Birma gemacht hatten.

Als die Vernichtung beendet war, ging sie aus dem Haus und übergab sich dem Stadtrichter. Er stellte ihr jede erdenkliche Fangfrage, erreichte aber nichts damit. So ging er unzufrieden wieder davon. Ehe er sich aber auf den Weg machte, befahl er, dass die Tore des Komplexes geschlossen werden müssten, und ordnete an, dass niemand herein- oder hinausgelassen werden dürfe. Um seinem Befehl Nachdruck zu verleihen, ließ er »eine Wache aus zehn Grobianen« zurück.

Inzwischen war es finster. Nancy nahm die Mädchen zu sich in ein innen gelegenes Zimmer und verbarrikadierte die Türen. Die Wachen schöpften sofort Verdacht. Von draußen befahlen sie ihr, »die Türbarrikaden wegzunehmen und herauszukommen. Anderenfalls würden sie das Haus niederreißen.« Nancy weigerte sich zu gehorchen. Sie drohte, sie am Morgen bei ihren Vorgesetzten zu verklagen. Sie gaben ihre Versuche auf, rächten sich aber, indem sie die zwei bengalischen Diener in Fußblöcke einschlossen, und zwar in der denkbar schmerzhaftesten Stellung. Dies zeitigte die gewünschte Wirkung. Nancy »rief den Anführer ans Fenster und versprach, am Morgen allen ein Geschenk zu geben, wenn sie die Diener freiließen«.

Nach Drohungen, Diskussionen und vielem Gefeilsche lenkten sie ein. Nancy ging zu Bett, konnte aber nicht einschlafen. Die ganze Nacht lag sie wach, indem sie einen fantastischen Rettungsplan nach dem anderen erdachte und verwarf.

Am Morgen sandte sie Maung Ing, um nachzusehen, ob Adoniram noch am Leben war, und gab ihm – in der Hoffnung, es sei so – Essen für ihn mit. Maung Ing kam bald mit der Nachricht zurück, dass die Ausländer noch am Leben seien, sich aber im Innersten des Todesgefängnisses befänden, jeder mit den Füßen in drei Paar Fußschellen, aufgehängt an einer langen Stange. Diese Nachricht erfüllte Nancys Herz fast mit ebenso viel Entsetzen, als ob ihr der Tod Adonirams berichtet worden wäre. Aber sie blieb hartnäckig: Als der Stadtrichter zurückkam, bat sie ihn eindringlich, man möge ihr den Fall der Missionare vor einigen Beamten der Regierung darlegen. Er lehnte ab.

Dann meinte er, er wage nicht, sie gehen zu lassen, weil er befürchte, dass sie vielleicht fliehen würde. Als letzten Versuch schrieb Nancy eine Nachricht an die Schwester des Königs, die Frau des verkrüppelten Prinzen M., die sie ziemlich gut kennengelernt hatte, und bat sie, jemanden von den Verantwortlichen zu bitten, die Betroffenen freizulassen.

Nach kurzer Zeit kam die Nachricht zurück mit der Bemerkung, die Schwester des Königs »verstehe sie nicht«. In Wirklichkeit, so erfuhr Nancy später, wollte sie eigentlich sehr wohl helfen, wagte es aber nicht, den Zorn der Königin herauszufordern – jener »Zauberin«, die jedermann sogar noch mehr fürchtete als den König.

Es gab nichts mehr, was Nancy noch hätte tun können. Der Tag zog sich dahin. Als es Abend wurde, gab sie den Wächtern Tee und Zigarren, indem sie hoffte, sie würden sie in ihrem Zimmer schlafen lassen, ohne sie zu bedrohen, und so geschah es tatsächlich. Im Bett lag sie lange Zeit wach. Schließlich fiel sie vor lauter Erschöpfung in einen unruhigen Schlaf.

Im Todesgefängnis zeigte das Morgengrauen ein Schauspiel, an das Gouger sich fast 40 Jahre später<sup>199</sup> folgendermaßen erinnerte: »Die schlafenden Gefangenen erwachten nacheinander mit einem Gähnen, rasselten mit ihren Ketten und schüttelten die Schwärme lästigen Ungeziefers aus ihren Lumpen, nur um die ganze Insektenplage auf ihre Nachbarn zu verteilen.«

Einer der einheimischen Gefangenen begann, ein Morgenlied auf Pali anzustimmen. Es bestand nur aus wenigen Worten, die ständig wiederholt wurden. Das Lied war von schwermütig-melancholischer Schönheit und wäre an einem anderen Ort und zu einem anderen Zeitpunkt durchaus als wohltuend empfunden worden. Hier und jetzt aber wirkte es nur irritierend.

---

199 A. d. Ü.: Henry Gougers Buch über die fast zweijährige Haft (Henry Gouger, *A Personal Narrative of Two Years' Imprisonment in Burmah*, London: John Murray, 1862, 2. Ausgabe) ist eine der wichtigsten Quellen für Adoniram Judsons Zeit im birmanischen Todesgefängnis. Das mit zahlreichen eindrücklichen Illustrationen versehene Buch ist auch gegenwärtig von verschiedenen Verlagen als Nachdruck erhältlich. Es kann zudem auf verschiedenen Webseiten als PDF gelesen bzw. heruntergeladen werden (vgl. z. B. <https://archive.org/details/apersonalnarratoigougoog> [abgerufen am 5. 2. 2015]).

Mit dem Tageslicht erschien »Vater«. Breit grinsend fragte er die Gefangenen beflissen, wie ihnen die Nacht bekommen wäre. Er ließ die Bambusstange bis auf 30 Zentimeter über dem Boden herunter. Langsam begann das Blut wieder in den tauben Füßen und Beinen zu zirkulieren. Um acht Uhr wurden die Insassen – jeweils acht bis zwölf auf einmal – für fünf Minuten in den Gefängnishof gebracht, um ihre Notdurft zu verrichten. Das war der einzige Zeitpunkt im Verlauf des Tages, an dem sie das innere Gefängnis verlassen durften.

Um neun Uhr kam etwas zu essen. Maung Ing hatte etwas für Adoniram gebracht, der inzwischen so verwahrlost aussah, dass ihn selbst seine engsten Freunde kaum erkannt hätten. Einer von Gougers Dienern, ein Bäcker, brachte seinem ehemaligen Dienstherrn kühn ein in ein Tuch eingewickeltes Frühstück. Auch die anderen Ausländer erhielten auf ähnlichen Wegen etwas zu essen. Die meisten der einheimischen Gefangenen ließen sich von Freunden oder Verwandten etwas Essbares bringen. Alle anderen waren zwangsläufig auf die Barmherzigkeit gutherziger Birmanen – meist Frauen – angewiesen, die es als Akt der Tugend ansahen, Essen für die Häftlinge zu besorgen. Besonders zu den Festzeiten sandte man riesige Körbe voller Reis und *ngapi* ins Gefängnis, eingewickelt in große, dicke glänzende Kochbananenblätter. Da es aber geschehen konnte, dass eine ganze Woche lang gar kein Essen kam, rollten die Essensempfänger ohne Angehörige ihre Essensreste in die Kochbananenblätter ein, hefteten die Rollen mit Bambussplintern zusammen und bewahrten sie auf. Mit der Zeit begannen Essen und Blätter zu faulen (Letztere sammelten sich in Haufen im inneren Gefängnis), was zusätzlich zum Gestank beitrug. Es gab ein Gerücht, dass der König einen Korb Reis je Monat für jeden Gefangenen genehmigte, aber niemand hatte davon je etwas zu Gesicht bekommen.

Als er eben sein Frühstück beendet hatte, wurde Gouger von einem Wärter nach draußen beordert. Die anderen konnten sich von ihm wegen des Sprechverbots nicht verabschieden, aber die Blicke, die sie ihm zuwarfen, sprachen Bände. Langsam und unter Schmerzen schlurfte er zur Tür hinaus, wobei die Fußschellen an seinen wunden Knöcheln rieben, und er schien fast erleichtert, dass er endlich seinem Schicksal begegnen würde. Zumindest würde er einige Augen-

blicke lang ein paar Atemzüge frischer Luft genießen können, ehe der Tod käme.

Aber er sollte nicht hingerichtet werden. Er sollte von einem Assistenten des Stadtgouverneurs verhört werden, einem Myo-serai (heute »Myosa« genannt), der in einem Schuppen im Gefängnishof gegenüber dem inneren Gefängnis saß und gerade einen anderen Gefangenen vernahm.

Der im Kreuzverhör stehende junge Mann, der gerade befragt wurde, war angeklagt, im Haus einer hochgestellten Persönlichkeit einen Raub begangen zu haben. Er verwahrte sich gegen die Anklage, und für Gouger, einem ziemlich guten Menschenkenner, hatte er nicht das Aussehen eines Räubers. Doch der Stadtrichter betrachtete sein Leugnen als bloße Halsstarrigkeit. Um den Gefangenen zum Reden zu bringen, wurde er auf einen niedrigen Hocker gesetzt, bevor man seine Beine oberhalb der Knie mit einem Strick zusammenband. Zwei Schergen nahmen jeder eine lange Stange, führten sie zwischen seinen Schenkeln hindurch und begannen, seine Beine in entgegengesetzte Richtungen hoch- und herunterzudrücken.

Gouger, dessen Augen vor Entsetzen aus den Höhlen traten, erwartete, dass die Schenkelknochen zerbrechen würden. Aber obwohl der junge Mann vor unerträglichen Schmerzen aufschrie, stritt er dennoch jede Anschuldigung ab. Schließlich fiel er in Ohnmacht. Die Wachen schütteten kaltes Wasser über ihn, stießen ihn zurück in seine Zelle und versprachen ihm für den nächsten Tag eine noch »bessere« Behandlung.

Nachdem diese »Nebensächlichkeit« erledigt war, wandte der Myo-serai seine Aufmerksamkeit Gouger zu. Es war ungewöhnlich für einen Myo-serai, in einem Gefängnis Komplex zu erscheinen, und er betrachtete es als weit unter seiner Würde, Gefängnisverhöre durchführen zu müssen. Außerdem war er in Wirklichkeit ein Mann mit einer gewissen inneren Neigung zur Menschenfreundlichkeit, der Folter eigentlich verabscheute.

Gouger wusste dies zu diesem Zeitpunkt nicht. Und doch war er aus irgendwelchen – ihm selbst unbekannt – Gründen ungewöhnlich gefasst. Er hatte die ganze Nacht damit verbracht, sich die Folter und den Tod vorzustellen, und meinte, nichts könne schlimmer sein

als die unendlich qualvollen Tode, die er in innerer Vorahnung bereits gestorben war. Er war sich natürlich sicher, es sei der Zweck des Verhörs, ihn zu dem Geständnis zu bringen, dass er ein Spion sei.

Er sollte sich täuschen. Alles, was der Myo-serai wollte, war eine Auflistung seines Besitzes und eine Liste aller Personen, die ihm Geld schuldeten. Gouger war erleichtert. Die Beamten hatten ohne Zweifel bereits all seinen Besitz beschlagnahmt, den sie hatten entdecken können. Was den Rest betraf, einschließlich des Geldes, das man ihm schuldete, so konnten sie es gerne haben, wenn sie es denn in ihre Hände bekommen konnten. Er gab dem Stadtrichter auf der Stelle eine Aufstellung – so exakt und detailliert, wie er nur konnte. Die Gesamtsumme war von beträchtlicher Höhe. Als die Liste niedergeschrieben war, wurde Gouger ins Gefängnis zurückgebracht. Er betrachtete diese Prozedur als die endgültige Regelung seiner Verhältnisse, ehe er diese Welt verlassen würde.

Während Gouters Abwesenheit war die Bambusstange zwischen den Beinen der Gefangenen wieder herausgenommen und an ihre übliche Position während des Tages unter der Decke hochgezogen worden. Die Insassen begannen, gedämpft miteinander zu reden. Der Wärter ging nicht dazwischen, und im Laufe des Vormittags wurden die Gespräche lauter. Adoniram erholte sich ein wenig von seiner Niedergeschlagenheit, wobei er und Gouger sogar grimmige Scherze austauschten. Hier und da hörte man – trotz der beschwerlichen und qualvollen Situation – lautes Lachen und Kichern von den anderen Gefangenen, die verteilt auf dem Boden saßen.

Aber als es auf 15 Uhr zuing, wurde das Reden und Scherzen seltsamerweise leiser. Die Stimmen wurden zu einem Flüstern oder erstarben völlig. Schließlich verharteten alle Insassen in völligem Schweigen.

Pünktlich um 15 Uhr wurde ein großer Gong im nahegelegenen Palasthof geschlagen. Als seine tiefen Töne durch die Luft pulsierten, wurden die Gesichter der Gefangenen bleich. Die Klangwellen waren noch nicht völlig abgeebbt, als sich die Bambustür öffnete und zwei Fleckgesichter erschienen. Jeder ging direkt auf einen Mann zu und befahl dem Betreffenden mitzukommen. Daraufhin standen jene beiden Gefangenen wortlos auf. Es war nichts zu hören außer dem Schlur-

fen bloßer Füße und dem Klirren der Fußschellen. Dann schloss sich die Bambustür. Diejenigen, die nicht mitgenommen worden waren, konnten wieder aufatmen – sie waren dem Tod wieder entkommen, zumindest für die nächsten 24 Stunden.

Später an diesem Nachmittag wurde das »europäische Kontingent« um zwei Gefangene vergrößert. Einer war ein Grieche namens Konstantin, aus Konstantinopel stammend. Der andere war ein ziemlich wohlhabender junger Kaufmann namens Arakeel, ein Armenier. Die anderen weißen Männer hatten keinen der beiden je gesehen und bis jetzt auch nicht gewusst, dass sie in Ava lebten.

Das waren die Ereignisse des Tages. Bei Einbruch der Nacht überwachte »Vater« wieder das Hochhieven der Beine der Gefangenen mit der Bambusstange. Der junge Gefängniswärter mit dem Knüttel entzündete die Lampe und die Pfeifen der Gefangenen, und im Let-may-yoon, im Gefängnis »Hand-nicht-zurückschreckt«, herrschte wieder Schweigen.

Der nächste Tag verlief fast genauso wie der erste. Diesmal wurde Adoniram zur Befragung beordert. Er war Zeuge der Fortsetzung des Verhörs jenes jungen Mannes, der wegen Raubes angeklagt war. Dieser war an den Handgelenken hinter dem Rücken gefesselt, und der Strick wurde an einem Flaschenzug hochgezogen, bis seine Zehen gerade noch den Boden berührten. Nach einer Weile, kurz bevor seine Schultern sich ausrenkten, »gestand« er, indem er zwei respektable Bürger von Ava mit dem Raub in Verbindung brachte. Das war klug. Die Beamten hatten nun statt eines mittellosen Gefangenen zwei wohlhabende Männer, die sie schröpfen konnten. Der junge Mann wurde – fast verkrüppelt – ins Gefängnis zurückgebracht. Aber sobald die Durchsuchung bei den von ihm denunzierten Männern einige Tage später abgeschlossen war, wurde er freigelassen – in Anbetracht seiner »Verdienste für die Sache der Gerechtigkeit«.

Ebenso wie Gouger musste auch Adoniram eine Liste seines Besitzes anfertigen. Unglücklicherweise musste er wahrheitsgemäß auch zugeben, dass er über Gouger Geld bekommen hatte. Bei seiner Rückkehr vom Verhör war er sich mit Gouger einig, dass die Aussichten jetzt völlig hoffnungslos waren.

Nancy war in der Zwischenzeit nicht untätig gewesen. Am gleichen Tag hatte sie dem Stadtgouverneur eine Botschaft gesandt mit der Bitte um Erlaubnis, ihn besuchen zu dürfen, um ihm ein Geschenk zu überreichen. Dieser Hinweis zeitigte die gewünschte Wirkung: Bald schon wurde den Wachen befohlen, die Frau des Lehrers *Yud-than* in die Stadt gehen zu lassen.

Der Gouverneur war ihr gegenüber nicht unhöflich. Als er nach ihrem Begehrt fragte, sagte sie ihm, die Ausländer seien im Todesgefängnis und würden unmenschlich behandelt. Die Lehrer zumindest seien Amerikaner. Sie kämen aus einem anderen Land als die Engländer und hätten absolut nichts mit dem Krieg zu tun.

Der Gouverneur dachte über diese Aussage nach. Schließlich sagte er: »Es liegt nicht in meiner Macht, sie aus dem Gefängnis freizulassen oder sie von ihren Fesseln zu befreien. Aber ich kann ihre Lage lindern.« Er wies auf einen in der Nähe stehenden Beamten. »Das ist mein oberster Beamter. Sie müssen sich bei ihm erkundigen, wie das bewerkstelligt werden kann.«

Nancy beschrieb das Aussehen dieses Mannes als »die umfassendste Zusammenstellung aller bösen Leidenschaften der menschlichen Natur«. Er nahm sie beiseite und sagte ihr geradeheraus, dass die Gefangenen und auch sie selbst völlig seiner Willkür ausgeliefert seien. Was für jeden Einzelnen von ihnen getan würde, sei ganz und gar von ihrer Freigebigkeit abhängig. Außerdem dürfte keinerlei Information über diese Geschenke auch nur irgendeinem anderen Beamten zu Ohren gelangen.

Nancy nickte. »Was muss ich tun, um eine Linderung der augenblicklichen Leiden der beiden Lehrer zu erwirken?«

»Bezahle mir 200 Tical, zwei Stück feinen Tuchs und zwei Halstücher.« Nancy hatte so viel Geld bei sich – es entsprach etwa 100 Dollar in amerikanischer Währung –, aber natürlich nicht das Tuch. Sie konnte nicht nach Hause gehen, das Tuch holen und zum Gefängnis marschieren – ein Fußmarsch von etwa sechseinhalb Kilometern –, wenn sie Adoniram an diesem Tag noch sehen wollte. So bot sie dem Beamten das Geld an und bat ihn, nicht auf dem Tuch zu bestehen. Er zögerte. Schließlich – unfähig, sich so viel Silber entgehen zu lassen – nahm er es. Einige Augenblicke später hatte sie eine – wie üblich

auf ein Palmblatt geschriebene – Order des Stadtgouverneurs, ihr den Eintritt ins Gefängnis zu gestatten.

Im Gefängnis prüften die Wachen die Order und erlaubten ihr widerwillig, bis zur Bambustür zu gehen, die ins innere Gefängnis führte. Hier hielten sie Nancy an und riefen Adoniram.

Zufällig war gleichzeitig auch Gouger gerufen worden, um ein Bündel mit Essen abzuholen. Er wünschte nicht gerade, dass sie seine Ketten sehen sollte, und sprach mit ihr höflich, aber so kurz er konnte. Aber auch sie hatte für ihn kaum mehr als einen kurzen Blick. Vielleicht hatte sie seine Fußschellen nicht einmal bemerkt, denn ihre Augen fixierten die Dunkelheit im Inneren.

Dann sah sie Adoniram aus dem Dunkel kommen, *auf allen vieren kriechend*. Zwei Tage im Gefängnis hatten aus dem peinlich korrektesten Mann, den sie kannte, eine hagere, unrasierte Vogelscheuche gemacht; sein gewöhnlich makellooses, weiß gestärktes Halstuch war ein schmutziger Lappen, sein sauberer schwarzer Anzug aus feinem Wollstoff war zerrupft, zerrissen und mit Resten fauliger Bananenblätter verschmiert. Sie konnte ihn kaum erkennen. Sie warf einen langen Blick voll ungläubigen Entsetzens auf ihn und verbarg ihr Gesicht in den Händen. So viel konnte Gouger noch sehen, ehe er sich abwandte. Aber dieser Blick und diese Geste brannten sich für immer in sein Gedächtnis ein.

Für einen Augenblick schien Nancy zusammenzubrechen. Dem Tod konnte sie mit scheinbarer Ruhe ins Auge sehen, vielleicht sogar der Folter. Aber diese Erniedrigung ...! Darauf war sie nicht vorbereitet. Es war einfach zu viel, um es noch ertragen zu können.

Bald, unter allergrößter Anstrengung, fand sie wieder zu ihrer Beherrschung zurück. Sie grüßten sich mit einigen Worten, wobei Nancy bemüht war, sie so frohgemut wie möglich klingen zu lassen. Adoniram hatte eine Idee, wie man ihre Freilassung bewerkstelligen könnte. Mit Bestechung würde es funktionieren, wenn Nancy sich damit nur an die höchstmögliche Stelle wandte. Aber ehe sie mehr hätte sagen können, befahlen ihr die Fleckgesichter zu gehen. Sie zeigte ihnen die Order des Stadtgouverneurs und bettelte. »Mach, dass du hier wegstommst«, herrschten sie Nancy an. »Geh hinaus, oder wir werden dich hinauswerfen!« Unter Tränen stand sie da, wobei das mit

der nutzlosen Order beschriebene Palmblatt von ihrer Hand baumelte. Ihre große Gestalt war in sich zusammengesunken. In der prächtigen birmanischen Seidenkleidung, die sie gewöhnlich trug, schlich sie verlassen und ohne Hoffnung aus dem Tor.

Aber die Order blieb nicht ohne Wirkung. Noch vor Sonnenuntergang wurden Adoniram, Price, Gouger, Laird, Rodgers und die anderen Ausländer aus dem Gefängnisgebäude in den offenen Schuppen gebracht, wo der Stadtrichter gesessen hatte. Sie trugen nach wie vor ihre schweren Fußfesseln, aber hier gab es kein Ungeziefer und keine faulenden Bananenblätter. Hier strömten Luft und Sonnenlicht durch die offene Seite des Schuppens. Zugegeben, von diesem nicht abgeschirmten Platz aus waren sie zwangsläufig Augenzeugen der täglichen Folterung der Gefangenen, die bei den Befragungen mit Stange, Strick und Eisenschlägel gequält wurden; und weil sie der Stätte der Verhöre so nahe waren, drangen die Schmerzensschreie ungedämpft an ihre Ohren. Aber gegenüber solchen Szenen härteten sich ihre Sinne bereits ab. Und inzwischen jubelten sie über die Hartnäckigkeit, Entschlossenheit, Kühnheit und Liebe, die Nancy Judson unter Beweis gestellt hatte.

## Tage im Todeskerker (1824)

Nancy entschloss sich jetzt zu dem Versuch, eine Petition unmittelbar vor die Königin selbst zu bringen. Es war unmöglich, direkt hinzugehen, aber Nancy kannte die Frau ihres Bruders, deren Sympathie sie in früheren, besseren Zeiten gewonnen hatte.

Sie traf diese hochgestellte Dame an, wie sie »umgeben war von ihren Bediensteten ... auf ihrem Teppich hingestreckt«. Wie üblich brachte ihr Nancy ein Geschenk, aber anstatt höflich zu warten, bis sie nach ihrem Wunsch gefragt wurde (wie es der Konvention entsprach), redete Nancy sie geradeheraus an. Die Missionare würden ungerecht behandelt, sagte sie. Sie hätten nichts mit England oder dem Krieg zu tun. Und doch behandelte man sie wie Kriminelle und folterte sie. Würde die Schwägerin des Königs helfen?

Die Prinzessin öffnete Nancys Geschenk, vermied es aber, ihr in die Augen zu sehen. »Dein Fall ist nicht einzigartig«, antwortete sie mit gesenktem Kopf. »Alle Ausländer werden genauso behandelt.«

»Aber er *ist* einzigartig«, betonte Nancy mit Nachdruck. »Die Lehrer sind Amerikaner. Sie sind Diener der Religion und haben nichts mit Krieg oder Politik zu tun, und sie sind nach Ava im Gehorsam gegenüber dem Befehl des Königs gekommen. Sie haben niemals etwas getan, was eine solche Behandlung verdiente. Ist es recht, dass sie so behandelt werden?«

»Der König tut, was ihm wohlgefällt«, sagte die Prinzessin. »Ich bin nicht der König. Was kann ich tun?«

»Du kannst den Fall dieser Lehrer der Königin vorlegen und ihre Freilassung erwirken«, schlug Nancy mit Nachdruck vor. »Versetze dich in meine Situation: Wärest du in Amerika, und dein Mann, obwohl er sich keines Verbrechens schuldig gemacht hat, würde in eisernen Fesseln ins Gefängnis geworfen, und du wärest eine alleinstehende, von niemandem beschützte Frau – was würdest du tun?«

Obwohl sie es nicht beabsichtigte, zeigte die Prinzessin ein wenig Mitgefühl. »Ich werde deine Petition vorlegen«, sagte sie. »Komm morgen wieder.«

Nancy ging mit ein wenig Hoffnung nach Hause. Dort erfuhr sie, dass Gougers Besitz (im Wert von etwa 50 000 Dollar) zum Palast gebracht worden war. Die Beamten, die dies getan hatten, kamen an ihre Tür, grüßten sie mit Verbeugungen und sagten ihr höflich: »Morgen werden wir dein Haus besuchen.«

Sobald sie fort waren, suchte sie alles Silber und alle kleinen Wertsachen zusammen, die sie finden konnte. Nach Einbruch der Dunkelheit vergrub sie das Ganze im Garten. Als sie im Haus nach den verschiedenen Sachen herumsuchte, fiel ihr Auge auf das Manuskript von Adoniram's Bibelübersetzung und seine Unmengen an Notizen. Dieses Material verpackte sie sorgfältig in ein Bündel, das sie im Garten in sicherer Entfernung von den anderen Wertsachen vergrub.

Und wie angekündigt bekam sie am nächsten Morgen Besuch – es erschien kein Geringerer als der königliche Schatzmeister selbst, Prinz Sarawady, der Ober-Wun und der Koung-tone Myoo-tsa, begleitet von einem königlichen Sekretär und etwa 50 Gefolgsleuten, wie es sich für seine Stellung gehörte. Nancy hieß sie an der Tür willkommen, höflich lächelnd, eine kultivierte neuenglische Gastgeberin. Der Prinz befahl dem Gefolge, draußen zu warten. Nur drei Beamte und ein königlicher Sekretär betraten das Haus. Nancy befahl den Dienern, ihnen Stühle anzubieten, und stellte den Stuhl dem Prinzen eigenhändig hin. Sie tischte ihnen Tee und Süßigkeiten auf, so selbstbeherrscht, als wären sie auf ihre ausdrückliche Einladung gekommen. Die birmanischen Beamten aßen und tranken, saßen dabei aber ungemütlich auf ihren Stuhlkanten. Doch plötzlich gab Nancys Selbstbeherrschung nach. Sie begann, leise in ihr Taschentuch zu schluchzen.

Die drei Beamten entschuldigten sich für die Notwendigkeit ihres Besuchs. »Es ist peinlich für uns, Eigentum in Besitz zu nehmen, das uns nicht gehört, aber wir sind aufgrund des königlichen Befehls dazu gezwungen«, sagten sie.

Als Nancy wieder ein wenig Haltung angenommen hatte, begann die Beschlagnahme. Nancy nahm sich innerlich vor, gegen jeden einzelnen Schritt Widerstand zu leisten.

Der königliche Schatzmeister begann: »Wo sind dein Silber und dein Gold und deine Juwelen?«

»Ich habe kein Gold und keine Juwelen«, sagte Nancy, »aber hier ist der Schlüssel zu einer Truhe, die Silber enthält. Macht damit, wie euch gut dünkt.«

Die Diener brachten die Truhe heraus. Das Silber wurde auf einer Handwaage gewogen. »Dieses Geld«, betonte Nancy, die sehr wohl wusste, wie sehr den Birmanen die Beschlagnahme religiöser Opfergaben zuwider war, »wurde in Amerika von den Jüngern Christi gesammelt und hierher gesandt für den Zweck, dass damit ein *kyoung* gebaut und es für unseren Lebensunterhalt beim Lehren der Religion Christi benutzt wird. Ist es angemessen, dass ihr es einfach nehmt?«

»Wir werden diesen Umstand dem König zur Kenntnis geben«, sagte einer der Beamten. »Vielleicht wird er es erstaten. Aber ist dies alles Silber, das du hast?«

Es war natürlich nicht alles. Der Großteil des Silbers lag ja im Garten vergraben. Nancy konnte nicht lügen, aber sie konnte ausweichend antworten. »Das Haus ist in eurem Besitz. Sucht selbst.«

»Hast du Silber bei jemandem aus deiner Bekanntschaft deponiert?«

»Alle meine Bekannten sind im Gefängnis« gab Nancy zurück. »Bei wem sollte ich Silber deponieren?«

»Hast du jemandem in der Regierung Silber gegeben?«, wurde sie gefragt.

Nancy konnte dieser Frage nicht ausweichen und hatte womöglich nichts dagegen, dass sie gestellt wurde. »Ja«, gab sie zu; und auf weitere Nachfragen hin berichtete sie von den 200 Tical, die sie dem Stadtgouverneur bezahlt hatte.

Der nächste Schritt war eine gründliche Durchsuchung aller Truhen und Möbelstücke. Aus Respekt vor Nancys Gefühlen unternahm allein der Sekretär diese Untersuchung in ihrer Anwesenheit. Alles, was »schön und merkwürdig« war, brachte er den drei Beamten. Als er auf diese Weise ganze Arme voll Kleidung präsentierte, bat Nancy, dass wenigstens diese zurückgelassen würden. »Es wäre beleidigend, bereits getragene Kleidung in der Gegenwart Seiner Majestät anzuziehen, und für uns sind sie von unsagbarem Wert.«

Die Beamten gaben nach. Sie entschlossen sich, nur ein Inventar der Kleidung, der Bücher, der Medikamente und ähnlicher Gegenstände anzufertigen. Einen Augenblick lang dachte sie, sie würden ihr Arbeitstischchen und ihren Schaukelstuhl – ihre Geschenke von Elnathan – mitnehmen; aber schließlich setzten sie diese nur auf die Inventarliste und gingen fort.

Kaum waren sie weg, als Nancy schon zum Palast des Bruders der Königin eilte, um sich über die Wirkung ihrer Petition an die Königin zu informieren. Seine Frau, immer noch kühl und distanziert, sagte: »Ich habe deinen Fall vor die Königin gebracht, aber Ihre Majestät antwortete: ›Die Lehrer werden nicht sterben. Sie sollen in dem Zustand bleiben, wie sie sind.«

Nancy hatte alle ihre Hoffnungen auf die Petition gesetzt. Jetzt waren sie zerstört. Schweren Herzens ging sie zum Gefängnis, wurde aber am Tor zurückgewiesen.

Die folgenden zehn Tage ging sie jeden Tag zum Gefängnis, und jeden Tag wurde ihr der Zutritt verweigert. Sie bestach einen Wärter, damit Botschaften überbracht werden konnten; aber dieser wurde dabei erwischt, wurde verprügelt und in den Fußblock gesteckt. Sie musste »Vater« mit 20 Tical bestechen, um ihn von dort wieder herauszubekommen.

Von dem, was in den Regierungskreisen von Ava vorging, konnte sehr wenig geheim gehalten werden. Nancy kam bald zu Ohren, dass die Beamten, die ihr Haus durchsuchten, dem König berichtet hatten: »*Yud-than* ist ein wahrhaftiger Lehrer. Wir fanden nichts in seinem Haus, was nicht typisch für Priester ist. Neben diesem Geld gibt es eine ungeheure Menge an Büchern, sodann Medikamente, Truhen mit Kleidung und ähnliche Dinge, wovon wir nur eine Inventarliste angefertigt haben. Sollen wir sie beschlagnahmen oder dort lassen?«

»Sie sollen dort bleiben«, antwortete der König milde. »Und setzt dieses Geld beiseite, denn es wird ihm zurückgegeben werden, wenn sich herausstellt, dass er unschuldig ist.«

So viel zumindest hatte Nancy erreicht.

Die ausländischen Gefangenen waren tagsüber also in einem Schuppen untergebracht, der an einer Seite offen war. Sie passten sich

schnell an die alltäglichen Abläufe im Gefängnis an. Wenn sie zum Tor gingen, um ihr Essen abzuholen, nutzten sie die Gelegenheit, um mit dem Boten einige Worte auszutauschen. Bald hatte jeder ein kleines weißes Kissen. Nancy schrieb für Adoniram bestimmte Nachrichten auf einen flachen Kuchen, der anschließend gebacken und in einer Schale mit Reis versteckt wurde. Er antwortete auf einem Stück Ziegel: War dessen Oberfläche nass, war die Schrift unsichtbar, aber nach dem Trocknen konnte man sie lesen. Doch dies war zu umständlich. Bald kam sie auf die simple Idee, eine zusammengerollte Nachricht in der langen Nase einer Teekanne zu verstecken, in der sie ihm seinen Tee brachte.

Die Gefangenen erhielten auch frische Kleidung. Die Hemden konnten sie anziehen, aber aufgrund ihrer Fußschellen meinten sie, dass es unmöglich wäre, Hosen an- oder auszuziehen, ohne sie aufzuschneiden. Dann erklärte ihnen einer der Wärter, der schon früher einmal einen Hosen tragenden Gefangenen bewacht hatte, wie sich dieses Problem lösen ließ.<sup>200</sup>

Von allen Gefangenen legte Gouger wahrscheinlich die größte Gelassenheit an den Tag. Adoniram machte sich um Nancy ebenso Sorgen wie um sich selbst, und der Schmutz trieb ihn fast zum Wahnsinn. Laird war Fatalist. Zweimal hatte er schon Schiffbruch erlitten, und jedes Mal war er einer der wenigen, die mit den Leben davongekommen waren. Er war überzeugt, dieses zweimalige Davongekommen bewiese, dass er auch diesmal nicht sterben würde. Die anderen meinten, wenn seine Erfahrung überhaupt etwas bewiese, dann dies, dass das Schicksal ihn nicht zum Tod durch Ertrinken bestimmt hatte. Laird war übrigens der hässlichste aller Gefangenen. Sein Gesicht war so sehr durch Pocken entstellt, dass der König einfältig fragte, ob alle Schotten so hässlich seien, als man ihm Laird als einen gebürtigen Schotten vorstellte. Doch Laird hatte ein gutes Herz, und er gab einen umgänglichen Schicksalsgenossen im Gefängnis ab.

Rodgers (der einzige weiße Gefangene, der meinte, die Birmanen könnten die Engländer besiegen) war sicher, er würde zu Tode gefoltert werden. Um dem zu entgehen, hatte er beschlossen, sich zu ver-

---

200 A. d. A.: Die genaue Methode wird aber von Gouger, der dies berichtet, nicht – zumindest nicht in seinem Buch – beschrieben.

giften. Er hatte seine Frau gebeten, das notwendige Gift zu schicken. Sie tat es nicht, aber jeden Tag, wenn sein Bündel mit Reis ankam, beobachteten die anderen mit fasziniertem Entsetzen seine sorgfältige Suche nach dem Gift und seine sichtliche Enttäuschung, wenn er es nicht finden konnte.

Die anderen beiden Ausländer sprachen kein Englisch und sehr wenig Birmanisch. Der Grieche, Konstantin, hasste die Engländer, und sie dachten ihrerseits, er hätte Lepra. Sie mieden einander, soweit es möglich war. Den jungen Armenier, Arakeel, mochten sie eher. Er blieb immer guter Dinge und machte keine Probleme, aber eine Unterhaltung mit ihm war nicht möglich.

Sie waren erst ein paar Tage im Schuppen gewesen, als plötzlich alle außer Adoniram wieder in dieselbe düstere Ecke im inneren Gefängnis zurückgebracht wurden, die sie vorher belegt hatten. Es dauerte lange, bis sie den Grund erfuhren. Nancy war unabsichtlich die Ursache dafür gewesen.

Als die Delegation des königlichen Schatzmeisters zum Palast zurückgekehrt war, hatten sie den Stadtgouverneur zur Rede gestellt und die 200 Tical zurückverlangt, die Nancy ihm gegeben hatte. Dass er das Geld zurückgeben musste, löste bei ihm einen Wutanfall aus. Sobald Nancy davon hörte, ging sie zu ihm. »Du bist sehr böse«, schnaubte er sie an. »Warum hast du dem königlichen Schatzmeister gesagt, dass du mir so viel Geld gegeben hast?«

»Der Schatzmeister hat gefragt. Was hätte ich sagen können?«

»Du hättest sagen sollen, dass du nichts hergegeben hast, und ich hätte das Los der Gefangenen gelindert. Jetzt weiß ich nicht, was mit ihnen geschehen wird.«

»Aber ich kann nichts Falsches sagen«, sagte Nancy mit Nachdruck. »Meine Religion unterscheidet sich von der deinen. Sie verbietet das Lügen. Selbst wenn du neben mir mit erhobenem Messer gestanden hättest, wäre ich außerstande gewesen, das zu sagen, was du gewollt hättest.«

Zum Glück für Nancy kam ihr die Frau des Gouverneurs zu Hilfe, die neben ihm saß. »Völlig richtig«, bekräftigte sie, »was hätte sie anderes tun können? Ich mag ein solch aufrichtiges und geradliniges Verhalten. Du darfst nicht auf sie zornig sein.«

Nancy hatte ein sehr schönes Opernglas mitgebracht, das sie unmittelbar vor dem Krieg aus England bekommen hatte. Jetzt gab sie es dem Gouverneur und bat ihn, die Lage der Gefangenen nicht zu verschlimmern, weil er zornig auf sie sei. »Ich werde versuchen, dir Geschenke zu machen, die deinen Verlust ausgleichen«, versprach sie.

Das besänftigte ihn ein wenig. »Du kannst aber nur für deinen Mann bitten«, entschied er. »Um deinetwillen kann er bleiben, wo er ist. Aber die anderen Gefangenen sollen selbst sehen, wie sie zurechtkommen.«

Nancy flehte ihn an, wenigstens mit Price eine Ausnahme zu machen; aber erst nachdem zehn Tage vergangen waren und sie ihm zwei Halstücher und ein Stück feinen Wollstoffs als Geschenk zugesagt hatte, durfte Price wieder zu Adoniram in den Schuppen kommen. Die anderen Ausländer blieben in dem dunklen inneren Gefängnis, wo ihre kleinen weißen Kissen – wie sich Gouger erinnerte – ein irrwitziges Bild auf dem Boden abgaben, denn »sie leuchteten wie viele Sterne an einem Firmament unbeschreiblichen Schmutzes«.

Aber weder drinnen noch draußen gab es Wasser zum Waschen. Die Schmutzschicht auf ihren Gesichtern wurde täglich dicker. Ungeziefer nistete sich in ihren Haaren ein. Das war noch schlimmer als ihr eigener Geruch, der allmählich unerträglich wurde. Sie liehen sich eine Schere von »Vater« – das war fast der einzige Gefallen, den er ihnen je tat – und schnitten sich gegenseitig Kahlköpfe. Die Birmanen, stolz auf ihre langen Locken, folgten ihrem Beispiel nicht, und die Engländer wurden zum Gespött der Gefängnisinsassen; aber ohne ihr Haar war es weit angenehmer.

So verging die Zeit. Nach einigen Tagen hörten die Gefangenen den Donner eines einzelnen Schusses unten am Fluss. Sie erfuhren durch die Gerüchteküche, dass dadurch Nachrichten von der Front weitergegeben werden sollten. Der König hatte befohlen, dass nach einer Schlacht das Boot, das die Nachricht brachte, einen Schuss abgeben sollte; wenn die Birmanen einen Sieg errungen hätten, zwei Schüsse; und wenn die Engländer ins Meer zurückgetrieben worden seien, drei Schüsse.

Deshalb bedeutete der eine Schuss keinen Sieg. Ehe der Tag über war, konnte man am äußerst düsteren Blick sowie an der

Boshaftigkeit und Gehässigkeit der Fleckgesichter den Stimmungsumschwung bemerken. Die Gefangenen hörten, dass die Briten aus ihren Stellungen herausgestürmt seien und die birmanischen Palisadenbefestigungen mit ihren Bajonetten überrannt und dabei Hunderte getötet hätten.

Das Gerücht stimmte. Während des ganzen Krieges, »des am schlechtesten geführten in der britischen Geschichte«<sup>201</sup>, wurden die Briten nur ein einziges Mal zurückgeschlagen, und wenn auch Tausende von Soldaten an Tropenkrankheiten starben, fielen nur einige Hundert im Kampf. Die persönlich tapferen, aber militärisch nicht ausgebildeten birmanischen Soldaten – deren Offiziere sich weit hinter den Linien befanden und obendrein meist als Erste Fersengeld gaben – hatten beim Verteidigen ihrer Befestigungen keine Chance gegen europäische Disziplin. Der Anblick wohlgeordneter Schlachtreihen von Männern, die sich ohne Stocken wieder schlossen, selbst wenn einige unter Gewehrfeuer fielen, und die stetig vorwärtsmarschierten, selbst wenn sie verwundet waren, entsetzte die Birmanen, und sie brachen fast immer sofort in Panik aus. Die Legende verbreitete sich, dass die britischen Soldaten niemals anhielten, selbst wenn sie Arme oder Beine verloren hätten, weil nach der Schlacht die Gliedmaßen aufgesammelt und von den Chirurgen wieder angenäht würden. Zu Beginn des Krieges konnte ein birmanischer Rekrut für vier oder fünf Tical verpflichtet werden. Nach wenigen Monaten konnte man Freiwillige gegen diese Engländer selbst für 100 Tical pro Person kaum bekommen.

Aber davon wussten die Gefangenen noch nichts. Sie wussten nur, dass es eine Niederlage gegeben hatte, und fürchteten, dass deswegen ihre Köpfe rollen würden. Als an jenem Tag der schicksalsschwere Nachmittagsgong ertönte und sie am Leben blieben, fassten sie wieder Mut.

Außerhalb des Gefängnisses wirkte Nancy nach wie vor für die Gefangenen von Tagesanbruch bis spät in die Nacht, trotz aller Art von Drohung und Erpressung. Einmal hatte man sie offiziell zum Gerichts-

---

201 A. d. A.: D. G. E. Hall, *Europe and Burma*, London: Oxford University Press, 1945.

gebäude beordert, wo sie – auf den unteren Stufen der Haupttreppe stehend – in Anwesenheit einer in die Hunderte gehenden Menschenmenge öffentlich angeklagt wurde, einem birmanischen Beamten eine Perlenkette, ein Paar Diamant-Ohringe und einen silbernen Teekessel zur Aufbewahrung anvertraut zu haben. Sie müsse die Wahrheit sagen oder sterben. Hatte sie das getan? Inzwischen hatte sie den Mut, jedem und allen gegenüberzutreten. »Es ist nicht wahr«, erwiderte sie kühn. »Wenn Sie diese Gegenstände vorlegen können oder jemand anders dazu imstande ist, weigere ich mich nicht zu sterben.« Und sogleich begann sie, Adoniram's Freilassung zu fordern.

Tag für Tag besuchte sie die Schwägerin der Königin, bis ihr die Blicke der Frau deutlich machten, sie solle besser eine Zeit lang fernbleiben. Fast täglich besuchte sie einen Beamten oder ein Mitglied der königlichen Familie. Sie machte so viele Geschenke, wie sie nur konnte. Hier und da fand sie Freunde, die im Palast Bemerkungen fallen ließen, dass die Missionare nichts mit dem Krieg zu tun hätten. Einige dieser Freunde halfen Nancy auch heimlich, indem sie ihr Lebensmittel zukommen ließen.

Natürlich gab es auch Schikanen. An manchen Tagen wurde den Gefangenen verboten, miteinander zu reden, oder man durfte ihnen nichts zu essen bringen. Manchmal mussten die Essensboten zusätzliche Bestechungsgelder bezahlen, um die Lebensmittel ins Gefängnis hineinbringen zu dürfen. Oft war Nancy mit ihren Besuchen im Palast so beschäftigt, dass sie erst in der Dunkelheit zum Gefängnis gehen konnte. Nach einem Weg von etwa 3,2 Kilometern bis nach Hause wurde es manchmal 21 Uhr, ehe sie sich in ihren Schaukelstuhl fallen ließ, geschwächt von Befürchtungen und den Aktivitäten des Tages, und manche Träne vergoss, bis sie nach einigen Minuten des Ausruhens erneut über Mittel und Wege nachzudenken begann, wie sie Freiheit für die Gefangenen erwirken konnte. Gelegentlich richteten sich ihre Gedanken auf Bradford und ihre Freunde in Amerika, aber selten länger als einen Augenblick. Alle ihre Energie konzentrierte sich auf ihre Aufgabe in Ava.

Eines Tages hörten die Gefangenen einen erneuten Signalschuss. Eine weitere Niederlage. Kurz danach wurde ein neuer Gefangener hereingebracht, einen Eisenring um seine Taille, von dem ein Stück

Kette herunterhing, mit der er am Boden angepflockt wurde wie ein Bär. Er war ein Ire namens Cassiday, ein Gefreiter im Europäischen Regiment der Madras-Division der Ostindiengesellschaft. Er wurde gefangen genommen, als er sich vom Lager seiner Einheit entfernte, um Ananas zu suchen.

Später an diesem Abend folgte das Verhör durch eine Gruppe von Wungyis, wobei Rodgers dolmetschte. Später amüsierte Rodgers die anderen Gefangenen mit den Höhepunkten des Verhörs:

Die Wungyis: Was haben die Kulas<sup>202</sup> mit ihrem Angriff auf Rangun vor?

Cassiday: Ich glaube, sie werden nach Norden marschieren, um das Land zu erobern. (Lautes Gelächter der Wungyis angesichts dieser grotesken Vorstellung.)

Die Wungyis: Wie viele haben sie ins Land gebracht?

Cassiday: Etwa 3000 britische Soldaten, und dazu ziemlich viele Angehörige schwarzer Truppen.

Die Wungyis: Was, meinst du, wird mit ihnen geschehen, wenn sie von 100 000 Soldaten unserer Armee angegriffen werden?

Cassiday: Ich denke, wir werden ziemlich kurzen Prozess mit eurer Armee machen, wenn sie nicht besser sind als die, denen wir hinter euren Palisaden begegnet sind. Mein Regiment hat große Erfahrung mit dem Bajonett. (Große Aufregung bei den Wungyis, vermischt mit Bestürzung.)

Es gab noch mehr vom Verhör zu berichten; aber dies (zusammen mit dem lauten Lachen der Wungyis, als Cassiday einfältig fragte, wie groß die Essensration für die Kriegsgefangenen der Birmanen sei) war es, was die Briten genussvoll in Gedanken hin und her bewegten.

Es war schon mitten im Sommer, als Nancys Bemühungen allmählich Wirkung zeigten. Die ausländischen Gefangenen wurden aus dem inneren Gefängnis herausgebracht, wobei jedem eine kleine Zelle oder Hütte auf der Innenseite der Palisadenwand gegeben wurde, die den

---

<sup>202</sup> A. d. Ü.: *Kula*, eine Bezeichnung für verschiedene Ethnien in Hinterindien (vor allem in Thailand und Kambodscha), war im Birmanischen die Bezeichnung für die Bewohner Indiens, wurde dann aber auch zur Bezeichnung von Indern *und* Europäern verwendet.

Gefängnishof umgab. Jede Hütte war knapp zwei Meter tief und etwa eineinhalb Meter breit und kaum hoch genug, dass ein Mann unter dem First in der Mitte aufrecht stehen konnte. Aber es war der reinste Himmel, verglichen mit dem inneren Gefängnis. Dennoch verbrachten sie die Nächte nach wie vor im inneren Gefängnis.

Wie üblich machte sich Gouger sofort daran, sich das Leben so gut wie möglich einzurichten. Einer der Wärter hatte eine sehr hübsche 16-jährige Tochter, die großes Gefallen an dem Engländer fand. Sie brachte ihm Wasser zum Waschen, eine unbeschreibliche Wohltat. Er seinerseits lieferte ihr und ihrem Vater Ratten – eine große Delikatesse für die Fleckgesichter –, die er aufspießte, nachdem er sie mit Reiskörnern aus ihren Löchern hervorgehlockt hatte. Es bereitete ihm unendliches Vergnügen, sich mit dem Mädchen zu unterhalten, aber wenn sie nicht bei ihm war, konnte er sich weiterhin amüsieren, indem er durch die Ritzen in der Palisadenwand seiner Zelle das alltägliche Treiben draußen beobachtete.

Nancy wurde nun gestattet, eine Stunde oder zwei am Stück mit Adoniram in der offenen Hütte zu verbringen. Schließlich bekam sie sogar die Erlaubnis, ihm eine kleine geschlossene Bambushütte zu bauen, wo er für sich selbst sein konnte. Mit diesem neuen Privatbereich, den er nun hatte, und ein wenig Wasser zum Waschen kam es ihm vor, als hätte er fast den höchsten Gipfel seiner Ambitionen erklommen.

Es ging nicht darum, dass er alle anderen Ambitionen verloren hätte. Wenn er und Nancy reden konnten, wandten sich seine Gedanken dem Manuskript des Neuen Testaments zu. Nancy erzählte ihm, wie sie es eingepackt und vergraben hatte. Aber man durfte es nicht einfach so im Garten lassen, denn es würde bald feucht werden und faulen. Schließlich dachte sich Adoniram einen Plan aus. Nancy sollte die Übersetzung nehmen und in ein dermaßen hartes sowie unbequemes und äußerlich unscheinbares Kissen einpacken, dass es kein Gefängniswärter je begehren würde. Dann sollte sie es ihm geben; und er persönlich würde so gut darauf aufpassen, wie irgend er konnte. Das tat sie, und von da an schlief er mit seinem Kopf auf dem einzigen existierenden vollständigen Exemplar des Neuen Testaments in Birmanisch.

Als die Übersetzung in Adonirams Händen war, überlegte Nancy, was sie sonst noch tun konnte. Das elende Essen, das sie ihm bringen musste, störte sie, da es nur aus Reis und *ngapi* bestand. Schließlich beschloss sie, ihn mit einer wahren Köstlichkeit zu überraschen, die an die Heimat erinnerte. Sie konnte sich irgendwie Wasserbüffel Fleisch besorgen, und nach einigem Experimentieren mit Kochbananen gelang es ihr, eine äußerst passable Imitation einer Hackfleischpastete à la Neuengland zu kreieren. Aber an dem Tag, als sie diese hinbringen wollte, war sie verhindert und musste stattdessen Maung Ing schicken, nachdem sie ihm sorgfältig erklärt hatte, dass dies ein einheimisches amerikanisches Gericht und etwas sei, was Mr. Judson ganz besondere Freude machen würde. So war also Adoniram ziemlich neugierig, als er das geheimnisvolle Päckchen von dem lächelnden Maung Ing in Empfang nahm. Aber als er es öffnete und bemerkte, was es war, war die Erinnerung einfach zu viel. Der bloße Gedanke ans Essen schnürte ihm die Kehle zu. Während sich das Päckchen mit der Pastete neben ihm auf der Erde befand, legte er den Kopf auf seine Knie und weinte. Dann, blind vor Tränen, drückte er sein Geschenk in die Hände des erstaunten Price, eilte zu seiner kleinen Hütte und schloss sich dort stundenlang ein.

Nancys Hackfleischpastete war nur allzu erfolgreich gewesen. Plymouth, Bradford, sein Vater und die Mutter sowie der Bruder und die Schwester ... wie eine Flut überkamen ihn lange und sorgfältig unterdrückte Erinnerungen. Und inmitten seiner leidvollen Gedanken gab es einen, der ihm zu jeder anderen Zeit die größte Freude gemacht hätte. Jetzt war es der bitterste von allen:

Nancy war schwanger. Soweit sie feststellen konnten, würde das Baby Ende Januar oder Anfang Februar geboren werden.

## Leben im Gefängnis; die kleine Maria (1824 – 1825)

Die birmanische Armee war inzwischen zweimal besiegt worden, einmal unter dem Kommando des Kyi-Wungyi und einmal unter dem Thonby Wungyi. Letzterer war im Juli während der tapferen Verteidigung der Palisadenbefestigung von einem seiner eigenen Soldaten getötet worden, der in Panik geraten war. Langsam begann man, am Königshof einzusehen, dass man möglicherweise den Feind doch falsch eingeschätzt haben könnte.

Ohne Zweifel war es auch so. Und überhaupt hatte man den ganzen Krieg falsch eingeschätzt. Bandula war mit dem größten Teil der Armee über die Berge nach Westen geschickt worden, um die Briten überraschend an der Küste von Arakan in Richtung Chittagong und Bengalen anzugreifen. Dort, wo die Birmanen fast keine Truppen stationiert hatten (nämlich in Rangun), waren die Briten mit ihrer ganzen Streitmacht erschienen. Sie verfügten über praktisch unangreifbare Schiffe und sogar über ein Dampfboot – das erste, das man in Birma je gesehen hatte. Aber Bandula, der sich minimalen britischen Kräften gegenüber sah, hatte kleinere Abteilungen vertrieben und wurde deshalb als Sieger gefeiert. Der König – inloedessen davon überzeugt, dass nur Bandula wisse, wie Ausländer zu bekämpfen seien – beorderte ihn zurück nach Ava, weil nun auch in Rangun Siege erfochten werden sollten. Seine Armee wurde aus Arakan zurückgeholt und den Fluss hinabgeschickt. Neue – und kampfunwillige – Truppen wurden ausgehoben und hinterhergesandt.

Das Leben im Todesgefängnis ging weiter wie gewöhnlich. Wenn die Nachrichten schlecht waren, wurden die Ausländer manchmal tagelang hintereinander im inneren Gefängnis eingeschlossen. Waren sie besser, dann erlaubte man ihnen, ihre Hütten zu verwenden.

Verschiedene Ereignisse stachen aus der Eintönigkeit heraus. Einmal wurde eine Frau hereingebracht, die über und über mit Pockenpusteln bedeckt war. Die Fleckgesichter, die sich selbst Sorgen machten, waren vernünftig genug und machten eine kleine Fläche um sie

herum auf dem Gefängnisboden frei. Glücklicherweise wurde sie nach etwa 24 Stunden wieder fortgebracht.

Durch welches Wunder die rund fünfzig anderen Gefangenen der Krankheit entgingen, verstand niemand, nicht einmal Price. Dies war der einzige Fall, der auf seine ganz spezielle Persönlichkeit Eindruck gemacht hatte. Er hatte diesen Sommer schon einmal eine Operation durchgeführt, die Adoniram und Gouger um ihr Leben fürchten ließ.

Eines der Fleckgesichter hatte eine große Geschwulst am Augensid, wahrscheinlich eine fettgefüllte Zyste. Tagelang hatte der Arzt darauf gebrannt, sein Skalpell daran zu versuchen. Endlich hatte er das Fleckgesicht überredet, die Zyste entfernen zu lassen, und zwar mit dem einzigen »Instrument«, das im Gefängnis vorhanden war – den »Überresten« eines gewöhnlichen Taschenmessers. Adoniram und alle Briten unter den Gefangenen versuchten, Price die Operation auszureden. Sie konnten sich die Konsequenzen eines Misserfolgs nur allzu lebendig ausmalen. Aber Price wollte nicht hören.

Die Gefangenen beobachteten die Operation voller Entsetzen. Keiner von ihnen hatte je ein solches »Gehacke« gesehen. Gouger drückte es folgendermaßen aus: »Nachdem der Patient vielfach geflucht und sich gewunden hatte, gelang es dem Operateur, etwas herauszuschneiden, was etwa fünf oder siebeneinhalb Zentimeter lang war und einem Stück Wurm ähnelte. Als er, wie ich vermute, nicht wusste, was er damit anfangen sollte, oder seine Entdeckungen nicht weiterverfolgen konnte, wurde das eklige Stück einfach abgeschnitten.«

Doch zu jedermanns – außer Price' – Erstaunen war die Geschwulst verschwunden, nachdem die Wunde geheilt war, und das Fleckgesicht hatte immer noch sein Augenlicht. Es gab nur ein kleines Problem. Beim Entfernen der Zyste hatte Price irgendwie auch einen Muskel oder Nerv abgetrennt, und das Sid lag jetzt wie ein Vorhang kraftlos über dem Auge. Aber, so erklärte der erfindungsreiche Chirurg, das sei eigentlich ein versteckter Vorteil. »Das Auge wird dadurch umso gesünder erhalten. Wenn du es benötigst, brauchst du nur das Sid mit deinem Finger zu heben; und wenn nicht mehr, dann lass es einfach wieder herabsinken.« Gelegentlich hatte das Fleckgesicht den Ver-

dacht, da sei ein Fehler in der Logik. Aber er war nie in der Lage, seinen Finger darauf zu legen (oder einen Blick darauf zu werfen), und dem Arzt oder den anderen Gefangenen passierte nichts.

Der Vorfall illustrierte Price' geradezu unheimliche Fähigkeit, die Gefängniswärter glauben zu machen, seine verrücktesten Ideen seien realisierbar. Einmal überredete er »Vater« tatsächlich, ihm ein Stück Bambus und einen Klumpen Lehm zu geben. Daraus versprach er, eine Uhr zu machen, die für das Gefängnis die Zeit anzeigen sollte. Adoniram und Gouger dachten, er sei nun wirklich völlig verrückt geworden. Nachdem er sich viel zu schaffen gemacht hatte, wurde auch Price selbst klar, dass das Projekt nicht zu verwirklichen war; aber wie üblich machte er aus der Niederlage einen Sieg. Er verwendete den Lehm, um daraus einen menschlichen Kopf zu modellieren. Darauf markierte er die »phrenologischen Regionen« (den Sitz menschlicher Qualitäten [Wille, Liebe, Hass, Intelligenz, Geduld und dergleichen], wie man sie sich in der damaligen Medizin vorstellte) und dozierte gelehrt vor allen Gefangenen und Fleckgesichtern, die ihm zuhören wollten. Die Größe des Erstaunens, das er hervorrief, war nur vergleichbar mit der Winzigkeit an Wissen, das er seinen Zuhörern weitergab.

Adoniram und Gouger, die weder Chirurgen noch Erfinder waren, fanden ein anderes Mittel, sich die Zeit zu vertreiben. Sie beschlossen, Schach zu spielen. Das Spiel war in Birma wohlbekannt, und die Fleckgesichter argwöhnten nicht, die Spieler würden hinter ihrem Rücken etwas aushecken oder schwarze Magie betreiben. Mit Price' »Messer« und aus Bambusabfällen (von Price' Uhr-Projekt) schnitzten sie ein Set grober Schachfiguren. In einer Ecke des Gefängnisses fanden sie ein altes Stück Wasserbüffelhaut. Die mit Erdöl – natürlichem Petroleum – gefüllte Schale, die als Lampe diente, war mit feinem Ölruß überzogen. Diesen Ruß verwendeten sie, um damit die schwarzen Quadrate auf die Haut zu malen. Von da an lagen sie auf dem Boden oder saßen stundenlang mit untergeschlagenen Beinen da, ins Schachspiel vertieft.

Rodgers und Laird hatten weniger Möglichkeiten. Aber selbst sie kamen zurecht, indem sie sich mit ihren Mitgefangenen unterhielten, wenn Unterhaltung erlaubt war. Rodgers insbesondere genoss es, von einer Gruppe von Gefangenen zur anderen zu schlurfen und alles über

sie sowie ihre Familien in Erfahrung zu bringen und die Nachrichten des jeweiligen Tages zu diskutieren.

Aber selbst der Humor im Gefängnis hatte einen makabren Unterton. Im besten Fall war das Gefängnisleben hart und bitter; schlimmstenfalls war es unerträglich. Einmal zum Beispiel trat »Vater« mit seinen schweren Holzschuhen so lange auf das Gesicht eines im Fußblock eingeschlossenen Gefangenen ein, bis er fast tot war, dann gab er ihm mit dem Knüppel den Rest. Es war der Sklave eines Prinzen, der das »Verbrechen« begangen hatte, sich in eine Sklavin zu verlieben. Der Prinz hatte befohlen, ihn rasch umzubringen. Die Fleckgesichter hatten begonnen, ihn zu Tode zu hungern, aber er machte zu viel Lärm. Nachdem seine Leiche beiseitegeschafft worden war, schrieb man ins Gefängnisbuch, dass er ein Opiumesser gewesen und aus Mangel an Opium gestorben sei.

Einmal brachten die Wärter etwa 100 gefangene (indische) Sepoy-Soldaten ins innere Gefängnis. Die 100 Häftlinge – zusammen mit den fünfzig, die ohnehin schon dort waren – überfüllten den Raum derart, dass man kaum noch stehen konnte. Die Gefangenen kamen durch Hitze und Luftmangel an den Rand des Todes, ehe die Bambustür wieder geöffnet wurde. Zum Glück wurden alle Neuankömmlinge außer acht Offizieren am nächsten Tag weggebracht. Von diesen acht starben sieben langsam den Hungertod. Der achte, ein Brahmane namens Davy Singh, verdankte sein Leben seiner Kaste. Er weigerte sich, von den Birmanen gekochten Reis zu essen, sondern wollte ihn ungekocht und knabberte ihn roh, Korn für Korn. Indem er so seinen Reis rationierte, gelang es ihm, die langen Perioden zu überstehen, in denen ihm nichts gegeben wurde. Aber obwohl er den Krieg überlebte, wurde er aufgrund des Vitaminmangels stockblind.

Es war nicht verwunderlich, dass manchmal das Temperament außer Kontrolle geriet, wie z. B. bei einer bemerkenswerten Gelegenheit. Zu diesem Zeitpunkt schliefen Adoniram und Price nebeneinander. Price konnte nicht einschlafen, wenn er nicht mit Knien, die bis zur Nase hochgezogen waren, auf der Seite lag. In seinen häufigen Albträumen streckte er oft plötzlich und mit aller Kraft seine Beine, die dann zwangsläufig mit den schweren Fußfesseln in Adonirams Rücken donnerten wie eine Kanonenkugel.

Eine Zeit lang hatte Adoniram den Quietismus<sup>203</sup> von Madame Guyon<sup>204</sup> zu praktizieren versucht, einer französischen Katholikin des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts, deren Lehren ihn schon lange interessiert hatten, aber nach zwei oder drei solcher Erfahrungen in einer einzigen Nacht, versagte bei ihm der Quietismus. Er explodierte. »Bruder Price«, brach es aus ihm hervor, »du bist ein öffentliches Ärgernis! Ich bestehe darauf, dass du so schläfst wie andere Leute auch!«

Price antwortete, dass seine Stöße unbewusst und unabsichtlich geschehen seien. Adoniram widersprach scharf: Es sei böser und willentlicher Vorsatz gewesen. Nach einigem Wortwechsel forderte Adoniram Price zum Faustkampf heraus. Gouger hätte das Schauspiel eines Boxkampfes zwischen zwei Missionaren sicher nur zu gern genossen, aber das Todesgefängnis war nicht der geeignete Ort dafür. Er verhinderte ihn, indem er anbot, zwischen Adoniram und Price zu schlafen. Wann immer von nun an Price seine Knie in Gouters Rücken rammte, weckte er den Arzt und rauchte eine Pfeife mit ihm. Dann überredete er ihn, sich auf die andere Seite zu legen, sodass der nächste Kniestoß Rodgers treffen würde.

Aber insgesamt gesehen, da waren sich die Ausländer einig, kamen sie recht gut miteinander aus. Ständig geschah irgendetwas Interessantes. Ständig kamen neue Häftlinge ins Todesgefängnis, andere wurden entlassen – manchmal kamen hohe Beamte der Regierung, die bei Hof gerade in Ungnade gefallen waren, manchmal ganze Familien. Von ihnen erfuhren sie jeweils die neuesten Gerüchte. Die Diener, die die Gefangenen jeweils gehabt hatten, blieben ihnen treu ergeben und brachten auch weiterhin Essen, ohne dafür bezahlt zu werden. Gouters Bäcker begann sogar ein Geschäft mit der Armee, indem er für sie haltbare Brötchen backte. Dadurch verdiente er nicht nur genug, um für sich und Gouger sorgen zu können, sondern konnte diesem auch gelegentliche Leckerbissen und Kleidungsstücke zukommen lassen.

---

203 A. d. Ü.: Der Quietismus (von lat. *quietus*, »ruhig«) umfasst eine Sonderform der christlichen Mystik, Theologie und Askese. A. d. H.: Er strebt innere Ruhe und Ergebenheit in Gottes Willen an.

204 A. d. Ü.: Jeanne Marie Guyon du Chesnoy geb. Bouvier de la Motte (13. 4. 1648 bis 9. 6. 1717) war eine bedeutende Vertreterin des mystischen Quietismus. Mit ihren Schriften hat sie den Pietismus und darüber hinaus auch weitere Kreise in Deutschland und in anderen europäischen Ländern nachhaltig beeinflusst.

Jede Woche, die verging und in der sie am Leben gelassen wurden, war Grund zum Jubeln. Die ganze Energie jedes Gefangenen war auf ein einziges Ziel gerichtet: zu überleben.

Inzwischen war Nancy fleißig für sie unterwegs, soweit ihre fortschreitende Schwangerschaft es erlaubte.

Im September war Bandula tatsächlich so etwas wie »Geschäftsführender König von Birma«. Er war mit Ehren überhäuft worden und hatte die absolute Vollmacht für alle Belange des Krieges bekommen. Jeden Tag wurden Kontingente neuer Truppen flussabwärts geschickt. Bald würde Bandula, so hoffte die Kriegspartei bei Hof, die Soldaten zum Sieg über die Briten führen.

Nancy entschloss sich mit der Zustimmung Adonirams, ein letztes Gesuch einzureichen – diesmal an Bandula selbst. Es war ein gefährlicher Schritt. Einige Freunde bei Hof rieten ihr davon ab. Höchstwahrscheinlich wisse Bandula gar nichts von der Existenz der Gefangenen, geschweige denn davon, dass sie noch am Leben seien. Wenn man ihn daran erinnerte, würde er vielleicht ihre Hinrichtung befehlen. Sie entschloss sich, das Risiko dennoch einzugehen. Adoniram schrieb die Petition und fügte jedes erdenkliche Argument hinzu, von dem er glaubte, es könne Bandula positiv beeinflussen.

Mit Furcht und Zittern brachte Nancy das Gesuch durch die Menge von Häftlingen zu dem großen Mann. Ein Sekretär las es laut vor. Bandula hörte tatsächlich zu und stellte ihr sehr freundlich einige Fragen über die Lehrer. Ihre Antworten schienen ihm zu gefallen. Er versprach, über das Thema nachzudenken. Sie solle wiederkommen, dann würde er ihr seine Entscheidung mitteilen.

Frohgemut eilte Nancy zum Gefängnis. Adoniram stimmte ihr zu, dass die Chancen für seine, und vielleicht auch Price', baldige Freilassung gut standen. Aber als Nancy dem Stadtgouverneur erzählte, was sie getan hatte, war er angesichts ihrer Unüberlegtheit entsetzt und meinte, dass ihre voreilige Hast wahrscheinlich alle Ausländer das Leben kosten würde.

Nach ein oder zwei Tagen ging sie wieder zu Bandulas Haus. Diesmal brachte sie das wertvollste Geschenk, das sie hatte. Aber Bandula war nicht zu Hause. Seine Frau empfing Nancy und nahm das Geschenk an, teilte ihr aber mit, Bandula wäre zu beschäftigt mit den

Vorbereitungen für die Expedition nach Rangun, um jetzt etwas tun zu können. Aber sobald er Rangun zurückerobert und die Briten aus Birma vertrieben hätte, würde er nach Ava zurückkehren und die Gefangenen freilassen.

Dies schloss angesichts der Kriegslage die Tür für jede Hoffnung auf Freilassung. Von jetzt an verwendete Nancy ihre Zeit dafür, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um das Leben der Gefangenen zu erleichtern. Den größten Teil jedes zweiten Tages verbrachte sie im Haus des Stadtgouverneurs. Seine Frau (die für Nancy eingestanden war, als sie zugegeben hatte, dem Gouverneur 200 Tical geschenkt zu haben) wurde ihre enge Freundin.

Sogar der Gouverneur entwickelte große Sympathie für sie. Er hatte eine fast kindliche Neugier in Bezug auf Amerika und fragte sie stundenlang über die amerikanische Regierung, die Sitten und Gebräuche der Menschen, ihre Kleidung, ihre Häuser, ihre Schiffe, ihr Geld und alle Einzelheiten ihres Lebens. Jeden Tag unterhielt Nancy ihn mit Geschichten über Bradford, Salem, Washington und New York. Sie erzählte ihm von der Kälte und vom Schnee sowie davon, wie man dort den Winter durchlebte. Und wenn sie manchmal von einem Besuch abgehalten wurde, war er enttäuscht wie ein Kind, dem man seine Lieblings-Gutenachtgeschichte vorenthalten hatte.

Diese Beziehung – mehr noch als die Geschenke – ermöglichte ihr, kleine Vergünstigungen für die Gefangenen zu erwirken. Für sich selbst hatte sie eine Besuchserlaubnis, die für gewöhnlich von den Fleckgesichtern auch respektiert wurde und mit der sie Adoniram zu jeder beliebigen Tageszeit besuchen konnte.

Im Oktober verließ Bandula Ava. Tausende Angehörige von Hilfstruppen begleiteten ihn in einem großen Durcheinander, bewaffnet mit einer verwirrenden Vielfalt von Speeren, Schwertern und Musketen. Gouger, der gerade von einem für ihn beinahe tödlichen Fieber genesen war, spähte durch die Ritzen in der Palisadenwand und sah sie vorbeiziehen. Er war sich sicher, dass sie ihrem sicheren Untergang entgegenmarschierten. Einige der birmanischen Strafgefangenen dachten ebenso. Einmal waren 20 Verwalter von Gemeinden interniert, die verschiedenen Prinzessinnen und anderen bedeutenden

Palastdamen gehörten. Sie erzählten Adoniram, die militärischen Führer, besonders Bandula, hätten dem König den Krieg eingeredet. Adoniram fragte einen von ihnen: »Nehmen wir einmal an, die Engländer würden sich zurückziehen und die Dinge so lassen, wie sie vor dem Krieg waren. Was wäre dann?«

»Oh!«, sagte der Mann bewegt. »Wie wunderbar wäre das!«

Ein Gefangener, der an einer der ersten Schlachten teilgenommen hatte, sagte Gouger, dass die britischen Granaten »verzaubert« seien und ihr Opfer genau zu finden wüssten. Er wüsste das aus eigener Erfahrung, denn er habe in einem Gefecht in der Nähe seines vorgesetzten Offiziers gestanden, der den Titel »Tsekai« trug. Plötzlich sei eine riesige Eisenkugel durch die Luft angefliegen gekommen, deren Zünder langsam rotiert und dabei ein zischendes Geräusch (»Tsek-tsek-tsek!«) von sich gegeben hätte. Und tatsächlich – der Tsekai sei nicht mit dem Leben davongekommen; die Kugel sei direkt über ihm explodiert und habe ihn in Stücke gerissen.

Im November hatte sich Bandula mit einer Streitmacht von 60 000 Mann außerhalb von Rangun verschanzt. Er hatte dem Prinzen von Sarawady gesagt: »In acht Tagen werde ich in der Stadthalle von Rangun speisen und anschließend in der Shwedagon-Pagode meinen Dank abstaten.« Und vordergründig schien dies nicht unwahrscheinlich. Ihm gegenüber hatten die Briten 1300 Europäer und 2500 indische Sepoys – insgesamt eine einsatzbereite Streitmacht von nicht einmal 4000 Mann. Aber sie wussten, wie man Krieg führt. Sie hatten 20 Kanonen auf der Aussichtsplattform der Shwedagon-Pagode montiert, während Kanonenboote im Rangun-Fluss und einem der Nebenflüsse platziert waren, von wo aus sie Bandulas Befestigungen ins Kreuzfeuer nehmen konnten.

Am 1. Dezember 1824 rückte Bandula vor und begann seinen Hauptangriff gegen die Pagode, den am stärksten befestigten Teil der britischen Stellungen. Der Angriff wurde unter ungeheuren Verlusten Bandulas zurückgeschlagen, aber die erschöpften Briten waren zu wenige, um die Birmanen zu verfolgen. Zum Glück für sie zog sich Bandula nicht so weit zurück, dass seine Truppen außer Reichweite der Briten waren. Vielmehr wartete er mit größtem Entgegenkommen, bis seine Soldaten sich ausgeruht hatten, und ein paar Tage

später stürmten die Briten die birmanischen Befestigungen. Bandulas Armee löste sich auf wie ein Stück feuchten Zuckers; Bandula konnte lediglich 7000 Mann zusammenhalten, mit denen er sich kämpfend flussaufwärts zu einer Stellung in Danubyu zurückzog.

Die Nachricht kam gegen Ende des Jahres in Ava an. Die Prinzessin von Pugan und Shwedong<sup>205</sup> und die Königinmutter sandten sofort zu Nancy, um ihren Rat einzuholen. Inzwischen war es für Nancy schwierig geworden, längere Strecken zu gehen, aber sie warteten dringend auf ihren Rat. Die Prinzessin von Pugan sagte Nancy: »Die Truppen von Bandula haben ihre Waffen haufenweise den Fremden überlassen. Sie haben sich alle zerstreut, und der Feind hat nichts weiter zu tun, als nach Ava zu marschieren und triumphierend in die Hände zu klatschen.«

Sie fragten Nancy, was sie tun sollten. Sollten sie fliehen oder hierbleiben? Würde Nancy sie vor den Engländern schützen und Fürsprache für sie einlegen? Das war eine neue Melodie für das eitle und despotische birmanische Königshaus, aber in ihrer Verängstigung schrieben sie den Engländern übernatürliche Kräfte zu, ähnlich wie den »Balus« genannten Dämonen, die Menschenfleisch fressen.

Nancy beschwichtigte sie. Die Engländer waren diszipliniert. Sie würden birmanischen Frauen nicht willkürlich etwas antun, besonders nicht denen vom Königshaus. Jedenfalls würde sie tun, was sie konnte, falls es so weit wäre, wenn *sie ihrerseits* für die Gefangenen tun würden, was sie könnten.

Das war fast der letzte Kontakt, den Nancy mit dem Hof hatte. Denn am 26. Januar 1825 brachte sie eine Tochter zur Welt. Sie nannte das kleine Mädchen Maria Elizabeth Butterworth<sup>206</sup> Judson.

20 Tage später erschien Nancy am Gefängnistor mit dem Baby in ihrem Arm. Es war ein bleiches, winziges und weinendes Baby, das Adoniram sah, aber die Fleckgesichter staunten voller Bewunderung darüber, wie weiß seine Haut war. Adonirams Gefühle waren eine Mischung aus Liebe, Niedergeschlagenheit und Traurigkeit. Die gan-

205 A. d. H.: Dieser im Ersten Anglo-Birmanischen Krieg umkämpfte Ort darf nicht mit »Shwedagon« verwechselt werden. Er befindet sich höchstwahrscheinlich im Landesinnern.

206 A. d. Ü.: Mr. Joseph Butterworth (1770–1826), Methodist und Parlamentsmitglied, und seine Frau waren die Gastgeber Nancys bei ihrem Aufenthalt in England im Frühjahr 1822 (vgl. Teil II, Kapitel 14).

zen Wochen, in deren Verlauf Nancy aufgrund der letzten Schwangerschaftsperiode ans Haus gebunden war, hatten die Sorgen ihn fast verzehrt. Jetzt, da das Baby geboren war, konnte Nancy sich wieder frei bewegen, aber was würde die Zukunft bringen? Ihr erstes Baby wurde auf hoher See begraben. Das zweite, der kleine Roger, lag neben Mrs. Price in der Erde unterhalb des Schlachtfelds von Rangun. Die Aussichten für die kleine Maria waren keineswegs glänzender.

Nachdem Nancy mit dem Baby wieder zurückgegangen war, schloss er sich lange in der kleinen Bambushütte im Gefängnishof ein. Er verfasste ein Gedicht, das mit folgenden Zeilen begann:

Schlaf nun, mein Liebling, schlafe ein  
an deiner Mutter Brust;  
kein Kettenklirren stört dich dort,  
wo sanft und still du ruhst.

## Kümmere dich um dich selbst (1825)

Der Februar ging vorüber. Der Pakan Wun selbst wurde ins Todesgefängnis geworfen. Er war der Nächste in der Befehlshierarchie unter Bandula gewesen, von dem er die Kriegskunst bei der Eroberung Assams gelernt hatte. Jetzt verdächtigte man ihn des Verrats.

Am Morgen, als der Pakan Wun ankam (unmittelbar bevor man das Tor zu seinem Einlass öffnete), hatte eine seltsam aussehende Henne, deren Federn in alle Richtungen wuchsen, im Gefängnishof aus Leibeskräften gekräht. Sie war das einzige Haustier im Gefängnishof und der besondere Liebling der Fleckgesichter. Die Tatsache, dass sie krähte – oder vielmehr krächzte –, hatte bei ihnen den Glauben hervorgebracht, sie habe die Gabe der Prophezeiung. Das war auch der Grund, warum sie die Henne nicht schon lange aufgegessen hatten. Jetzt brachten sie ihr fast religiöse Verehrung entgegen. Ihr Krähen war für sie ein gutes Omen – Glück käme zu ihnen in Gestalt eines prominenten Gefangenen, von dem man enorme Bestechungssummen erpressen konnte. Gouger kam zu der realistischen Schlussfolgerung, dass der schieläugige hässliche Vogel kaum falschlügen konnte – gleichgültig, wann er krähte: Es kamen nämlich regelmäßig und in größerer Zahl prominente Gefangene an, denn der Krieg lief schlecht für Birma.

Der Pakan Wun hasste die Engländer. Selbst im Todesgefängnis machte er kein Hehl aus seinen Gefühlen. Er schaute sie mit derart mörderischer Böswilligkeit an, dass sie sich fast seine Freilassung wünschten – trotz ihrer Genugtuung, eine derart hochgestellte Persönlichkeit im Gefängnis zu sehen. Lediglich Laird setzte ein gewisses Vertrauen in ihn, denn der Birmane hatte ihm gesagt, wenn er je herauskäme, würde er versuchen, etwas für die Gefangenen zu tun.

Am 1. März befand sich jeder der Europäer in seiner kleinen Zelle an der Palisadenwand. Doch gegen Abend dieses Tages ging ein Fleckgesicht zu jeder Zelle und holte den darin befindlichen Gefangenen heraus. Kein Wort wurde gesprochen, aber der Gesichtsausdruck der

Fleckgesichter machte deutlich, dass etwas Ominöses im Gang war. Die Gefangenen blickten einander an, als sie sich wortlos um den Granitblock im Gefängnishof versammelten.

Jeder Mann trug bereits drei Paar Fußschellen. Jetzt bekam jeder zwei Paar zusätzlich verpasst. Als die Arbeit vollendet war, deutete »Vater« auf die Bambustür des inneren Gefängnisses. Weil die Häftlinge mit so viel Eisen belastet waren, gelang es ihnen kaum, hineinzustolpern und auf ihre Plätze niederzusinken. Spät in der Nacht, als ihre Beine hoch an der vertrauten Bambusstange hingen, sprachen sie flüsternd darüber, was das alles wohl zu bedeuten hätte. Als ihre neuen Fußschellen angekettet wurden, hatten sie gesehen, wie andere Fleckgesichter die kleine, von Nancy gebaute Bambushütte zerstört und ihre Kissen, Matten und andere Kleinigkeiten an sich genommen hatten. Alles, was darauf hindeutete, dass sie je im Hof gewesen waren, war entfernt worden, und die Wärter hatten ihre wenigen Habseligkeiten bereits unter sich verteilt.

Das konnte nur eines bedeuten, darin waren sie sich einig: Sie sollten heimlich ermordet werden – dort, wo sie lagen. Ein Flüstern lief durch den dicht belegten Raum der Gefangenen, dass die Exekution um drei Uhr morgens stattfinden sollte. Sie konnten hören, wie draußen die Fleckgesichter ihre Messer mit Wetzsteinen schärfen.

Das zischende *wiet-wiet* der über die Steine laufenden Messerklingen brachte für Gouger ein gewisses Gefühl der Erleichterung. Er hatte nämlich besondere Angst davor, erdrosselt zu werden. So hörte er mit grimmiger Genugtuung zu. Der Stahl wäre eine Wohltat, verglichen mit dem Strick. Im Gefängnis hatte er beten gelernt. So schickte er jetzt ein stilles Dankgebet zu Gott empor.

Adonirams Gefühle waren etwas anders. Er empfand Bitterkeit und Bedauern, dass er keine Gelegenheit mehr hätte, sich von Nancy und dem Baby zu verabschieden. Aber vielleicht, überlegte er dann, war es doch besser so. Er hatte sie an diesem Tag nicht gesehen. Morgen würde sie wiederkommen, und er würde nicht mehr da sein. Vielleicht wäre sie in einer Hinsicht sogar froh für ihn, da er nun nicht mehr leiden müsste. In Bezug auf sie selbst war er überzeugt, dass ihr nichts geschehen würde. Die meisten Birmanen hatten sie zum allergrößten Teil respektvoll behandelt. Ihr standhafter Mut, ihr Beharrungs-

vermögen und ihre absolute Aufrichtigkeit hatten ihr deren Hochachtung eingebracht. Vielleicht würde sie nun sogar besser behandelt werden – besonders jetzt, da die Ankunft der Briten unmittelbar bevorstand. Er fragte sich vage, fast gelöst, was wohl mit dem Kissen geschehen würde, das seine kostbare Übersetzung des Neuen Testaments verbarg. Es gab einige Stellen, die er gerne hätte verbessern wollen. Er hatte eines der Fleckgesichter damit gesehen. Doch das war jetzt nicht von Belang. Jemand anders würde das Werk aufs Neue beginnen.

Von einer Sache war er überzeugt: Der Krieg würde die Sache des Reiches Gottes in Birma voranbringen. Er hatte Gouger mehr als einmal gesagt: »Hier habe ich nun zehn Jahre lang das Evangelium furchtsamen Zuhörern gepredigt, welche die Wahrheit anzunehmen wünschen, aber es nicht wagen. Auch habe ich den Herrscher immer wieder – erfolglos – gebeten, seinem Volk Gewissensfreiheit zu gewähren; und jetzt, wo alle menschlichen Mittel anscheinend zu Ende sind, macht Gott den Weg frei, indem er eine christliche Nation dazu bringt, das Land zu unterwerfen. Es ist möglich, dass ich am Leben bleibe; wenn ja – mit wie viel größerem Eifer werde ich mich dann meinem Werk widmen! Wenn nicht – sein Wille geschehe. Die Tür steht jedenfalls offen für andere, die das Werk besser betreiben werden.«

Das stimmte nach wie vor. Er verspürte ein gewisses Gefühl der Erleichterung. Das galt aber nicht für alle Gefangenen. Manche brachen in einer letzten angstvollen Seelenqual zusammen. Die Mauern des überfüllten Gefängnisses hallten wider von ihrem Schluchzen. Sie zitterten am ganzen Leib, wobei ihre Ketten klirrten.

Drei Uhr kam und ging. Die Gefangenen blieben am Leben. Die Morgendämmerung brach an. Ihnen wurde aus irgendeinem Grund nicht erlaubt, das innere Gefängnis zu verlassen. Aber sie waren immer noch am Leben.

Sie verbrachten den Tag im Inneren des Gebäudes. Es wurde alles unternommen, um ihre Essenslieferanten daran zu hindern, auch nur einen Blick auf sie werfen zu können. Wenn ein Fremder in den Gefängnishof kam, wurden die Gefangenen vor ihm versteckt. Wenn einer der Gefangenen zu nahe an die Bambustür kam, um einen Atem-

zug frischer Luft zu holen, wurde er ohne viel Aufhebens in die Tiefen des dunklen Gefängnisraums zurückgestoßen. Aber sie überlebten diesen Tag.

In jener Nacht durften sie für ein paar Augenblicke nach draußen gehen, aber nur sehr spät, als niemand mehr auf den Straßen war. Sie schöpften Hoffnung, dass sie vielleicht doch noch ein bisschen länger leben würden.

Aber warum versteckte man sie?

Am ersten Morgen, nachdem sie so im inneren Gefängnis eingeschlossen worden waren, gelangte eine Botschaft von Adoniram zu Nancy. Unter den Fleckgesichtern gab es einen, der unfreiwilligen Respekt vor ihr hatte. Er hatte gegenüber Maung Ing durchblicken lassen, dass Adoniram und alle weißen Gefangenen ins innere Gefängnis zurückgebracht worden seien, jeder in fünf Paar Fußschellen; und dass seine kleine Hütte zerstört und seine Matte sowie sein Kissen von den Wärtern beschlagnahmt worden sei.

Das Blut verschwand aus Nancys Gesicht, als sie das hörte. Sie war inzwischen viel zu erfahren, als dass ihr verborgen bleiben konnte, dass irgendetwas Schreckliches im Gange war. Sie eilte sofort zum Haus des Gouverneurs, das in der Einfriedung fast direkt gegenüber dem Gefängnistor stand. Der Gouverneur war nicht zu Hause, aber seine Frau hatte eine Botschaft von ihm für Nancy. Sie besagte, dass Nancy unter keinen Umständen »bitten dürfe, dass die zusätzlichen Fußfesseln abgenommen oder die Gefangenen freigelassen würden, denn *das wäre einfach nicht möglich*«.

Diese rätselhafte Botschaft vermehrte noch ihre Ängste. Sie lief hinaus zum Gefängnistor. Dort wurde sie nicht eingelassen. Sie spähte durch die im Tor befindlichen Ritzen auf den Gefängnishof. Da war nichts mehr da von der kleinen Hütte, keine Spur von den weißen Gefangenen. Sie hätten genauso gut vom Erdboden verschluckt sein können.

Nancy musste die 3,2 Kilometer zu ihrem eigenen Haus zurückgehen, um die kleine Maria zu stillen, aber am Abend kehrte sie zum Haus des Gouverneurs zurück, denn sie wusste, dass er zu diesem Zeitpunkt da sein würde.

Sie traf ihn im Audienzraum an. Als sie eintrat, blickte er sie auf eigenartige Weise an, ohne etwas zu sagen. Sein Gesichtsausdruck zeigte Zorn, von dem sie spürte, dass er nicht echt war, und Scham, die sehr wohl echt war.

»Euer Ehren«, sagte Nancy mit Nachdruck, »hat uns bisher mit der Freundlichkeit eines Vaters behandelt. Unsere Dankesschuld Ihnen gegenüber ist sehr groß. Wir haben auf Sie vertraut als Beschützer vor Unterdrückung und Grausamkeit. Sie haben oft die Leiden der bedauernswerten Unschuldigen gelindert, die Ihrer Verantwortung anvertraut sind. Sie haben mir insbesondere versprochen, mir bis zum Äußersten beizustehen, und haben mir zugesagt, dass Sie – selbst wenn Sie einen Befehl des Königs erhalten sollten – Mr. Judson nicht hinrichten lassen würden. Was für ein Verbrechen hat er begangen, dass er eine derartige zusätzliche Bestrafung verdiente?«

Nancys flehentliche Bitte brachte das Herz des alten Gouverneurs zum Schmelzen. Er fing an, wie ein Kind zu weinen. »Es tut mir leid, *Tsa-yar-ga-dau*«, so nannte er sie stets, »ich wusste, wie du mein Herz erweichen würdest. Deshalb habe ich dein Gesuch abgelehnt. Du musst mir glauben, wenn ich sage, dass ich die Leiden der Gefangenen keineswegs verschlimmern möchte. Wenn mir ihre Hinrichtung befohlen wird, dann ist es das Mindeste, was ich für sie tun kann, dass ich sie außer Sichtweite bringe. Ich werde dir jetzt sagen, was ich dir nie zuvor gesagt habe, dass ich schon dreimal einen Wink vom Bruder der Königin bekommen habe, alle weißen Gefangenen heimlich zu ermorden. Aber ich habe es nicht getan. Und jetzt wiederhole ich es: Selbst wenn ich alle anderen hinrichten müsste, werde ich niemals deinen Gatten hinrichten. Aber ich kann ihn aus seiner gegenwärtigen Isolationshaft nicht freilassen, und du darfst nicht darum ersuchen.«

Nancy hatte bis dahin nicht gewusst, dass er derartige Gefühle hatte, noch hatte er je eine Bitte derart konsequent abgelehnt. Aber ihr wurde jetzt erst völlig klar, an welchem dünnem Faden das Leben der Gefangenen hing, der sich zudem rasch zerfaserte. Inzwischen tröstete sie sich, so gut sie konnte, mit der Tatsache, dass der alte Gouverneur sie zumindest aus dem öffentlichen Blickfeld heraushielt – in der Hoffnung, sie würden auch aus den Gedanken von Prinz Menthagee, dem Bruder der Königin, verschwinden. Er hasste Ausländer und war

»nahezu allmächtig«. Aber bisher hatte er dem Gouverneur noch keinen schriftlichen Befehl zur Hinrichtung gegeben. Sollte dieser kommen, wäre das Ende unumstößlich und schnell.

Aber selbst mit dem Wissen um diese Dinge gab Nancy nicht auf. Sie besuchte den Gouverneur fast jeden Tag mit Geldgeschenken. Er lehnte sie ab. Sie erreichte, dass die Gefangenen ihr Essen in freier Luft außerhalb des elenden inneren Gefängnisses zu sich nehmen durften. Manchmal wurde ihr gestattet, bis zur Tür des inneren Gefängnisses zu gehen und bis zu fünf Minuten lang hineinzublicken. Sie hatte Angst, diese entsetzliche Haft allein schon würde die Männer dort drinnen umbringen. Der Schweiß rann ihnen ununterbrochen aus allen Poren in der unerträglichen Hitze, sie hatten keinen Appetit und sahen allmählich mehr tot als lebendig aus.

Ende März hörte man *zwei* Schüsse vom Kurierboot. Bandula hatte also einen Sieg errungen! General Cotton hatte Bandulas Befestigungen in Danubyu angegriffen und wurde zurückgeschlagen. Ava geriet außer sich vor Begeisterung. Bandula war unbesiegt. Kein anderer Name wurde gehört als nur der seine.

Aber eine Woche später, am 1. April, wurde Bandula durch eine explodierende britische Granate getötet.<sup>207</sup> Wie auf Befehl floh seine gesamte Armee aus den befestigten Stellungen und zerstreute sich. Als die Nachricht den Palast erreichte, »hörte der König sie mit stummem Entsetzen an. Die Königin – ganz im orientalischen Stil – schlug sich an die Brust und rief immer wieder: ›*Ama! Ama!*‹« (»Oh weh! Oh weh!«)

In Ava herrschte absolute Panik unter der Bevölkerung. Ihre Stimmung schwankte zwischen Wut und Entsetzen. Als Bandulas Bruder

---

<sup>207</sup> A. d. Ü.: Nach der schweren Niederlage beim Angriff auf die von den Briten stark befestigte Shwedagon-Pagode in Rangun am 30.11.1824 hatte sich Bandula – nach weiteren verlustreichen Niederlagen im Dezember – schließlich nach Danubyu zurückgezogen, einer kleinen Stadt am Unterlauf des Irrawaddy. Seine Armee bestand nur noch aus 10 000 Mann, die z. T. schlecht bewaffnet und nicht ausgebildet waren.

Im März 1825 griff eine 4000 Mann starke britische Streitmacht Danubyu an, unterstützt durch eine Flotille von Kanonenbooten. Der erste britische Angriff wurde zurückgeschlagen, und Bandula versuchte einen Gegenangriff mit Infanterie, Kavallerie und 17 Kriegselefanten. Aber die Elefanten wurden vom Raketenfeuer der Briten gestoppt, und die Kavallerie konnte nichts gegen das permanente britische Artilleriefeuer ausrichten.

Am 1. April starteten die Briten einen Großangriff, beschossen die befestigten Stellungen bei Danubyu mit schweren Geschützen und ließen ihre Raketen auf die birmanische Hauptkampflinie herabregnen. Dabei wurde Bandula von einer Mörsergranate getötet.

mit Nachrichten von der jetzt in Auflösung begriffenen Front nach Ava kam, wurde er aufgrund der Theorie enthauptet, dass er vielleicht etwas mit der Niederlage zu tun haben könnte. Auf jeden Fall gab es keinen Grund, warum man ihn weiterleben lassen sollte, wo sein Bruder doch tot war.

Niemand hatte eine Vorstellung, wer an Bandulas Stelle treten sollte. Die Angehörigen des einfachen Volkes murmelten schon etwas von Rebellion. Bisher hatten sie die ganze Last des Krieges getragen. Von ihnen kamen die Männer und das Geld. Nicht ein Tical des königlichen Schatzes war ausgegeben worden, denn es gab kein geordnetes Steuersystem in Birma. Der König verlangte nur jedes Mal eine Zwangsabgabe, wenn Geld für einen Krieg, einen neuen Palast oder eine Krönungsfeierlichkeit gebraucht wurde.

In dieser Situation sandte der Pakan Wun dem König eine Botschaft aus dem Todesgefängnis, dass er einen Plan habe, den Krieg mit Sicherheit zu gewinnen.

Der König ließ ihn sofort holen und empfing ihn sogar im Palast, obwohl eine alte Tradition verbot, dass jemand, der je Fußschellen auf Befehl des Königs getragen hatte, je wieder in den Palast kommen durfte.

Der Pakan Wun bot sich als Kommandeur einer neuen Armee an, die er mit einem völlig neuen Plan aufzustellen gedachte. Mit dreister Selbstsicherheit versprach er dem König, mit dieser Armee würde er die Briten nach Rangun und ins Meer zurücktreiben. Er würde diese Armee aufstellen, indem er jedem Soldaten 100 Tical *im Vorhinein* zahlte. Er würde sich jedes einzelnen Mannes persönlich versichern, indem *er selbst* das Geld in Empfang nähme und es persönlich auszahlte.

Seine unglaubliche Unverfrorenheit überzeugte den König, der sich endlich darüber im Klaren wurde, dass sein Königreich in Gefahr sein könnte. Und prompt wurde dem Pakan Wun alle Macht im Königreich übertragen.

Er begann mit der Verhaftung Lanciegos, des einzigen Europäers, der noch in Freiheit war. Er wurde beschuldigt, die Insel Negrais<sup>208</sup>

---

208 A. d. Ü.: Cape Negrais, eigentlich ein Kap bzw. ein Vorgebirge in der Provinz Pegu. Es ist auch als *Mawtin Point* bekannt und bildet die äußerste Südwestspitze Birmas (westlich des Irrawaddy-Deltas).

den Briten für eine große Geldsumme übergeben zu haben. Jetzt wurde ihm befohlen, das Geld dem König zurückzugeben. Lanciego wurde im Gefängnishof gefoltert, indem – mit einem Stück Holz als Hebel – ein Strick um seine Handgelenke immer enger gedreht wurde. Als er wieder ins Gefängnis zu den anderen kam, waren seine Finger kohlschwarz, die Fingerspitzen fast am Bersten, seine Handgelenke beinahe durchgeschnitten. Aber selbst unter Folter hatte er nichts gestanden.

Zu der Zeit von Bandulas Tod bekam Adoniram heftiges Fieber. Nancy erfuhr davon aus Nachrichtenzetteln, die sie in der Nase der Teekanne austauschten. (Eine Nachricht wurde einmal entdeckt, und Nancy kam um ein Haar selbst ins Gefängnis.) Sie befürchtete, er würde sterben, wenn man nichts unternähme. Sie zog aus ihrem eigenen Haus in eine Bambushütte in der Einfriedung des Gouverneurs, um näher beim Gefängnis zu sein. Von dort aus plagte sie den Gouverneur ein Dutzend Mal am Tag, er möge sie Adoniram aus dem inneren Gefängnis herausholen und seine Lage erleichtern lassen.

Wie üblich versuchte sie, die Gunst auch der anderen Beamten zu gewinnen. Einmal marschierte sie bei solch einem Gang mehrere Kilometer zum Haus eines Wungyi. Sie musste früh am Morgen losgehen, und als sie angekommen war, ließ man sie bis Mittag warten. Ihr Gesuch wurde allerdings abgelehnt, als sie ihn zu Gesicht bekommen hatte. Als sie sich zum Gehen wandte, nahm er ihren seidenen Sonnenschirm weg. Es war die heiße Jahreszeit, und Nancy sagte ihm, sie brauche den Schirm zum Schutz vor der Sonne auf dem langen Weg nach Hause. Sie habe kein Geld bei sich und könne keinen anderen kaufen. Und wenn er ihn ihr schon wegnehmen wolle, dann sollte er ihr stattdessen wenigstens einen Papierschirm als Sonnenschutz mitgeben. Der Wungyi lachte. »Nur fette Leute laufen Gefahr, einen Sonnenstich zu erleiden«, sagte er. »Leute, die so dünn sind wie du, kann die Sonne überhaupt nicht finden.« Und sie musste unverrichteter Dinge und ohne den Sonnenschirm wieder gehen.

Schließlich lenkte der alte Gouverneur ein, dem Nancys beharrliches Drängen allzu lästig geworden war. Der Pakan Wun war jetzt ohnehin an der Spitze des Staates, und er wusste bestimmt, dass Adoniram im Todesgefängnis war, da er ja auch selbst dort inhaftiert

gewesen war. Der Gouverneur gab ihr die notwendige Anordnung und befahl »Vater« persönlich, sie zu jeder Tageszeit mit Medikamenten oder Nahrung hinein- oder herauszulassen. Wieder baute sie eine Bambushütte für Adoniram – so niedrig, dass selbst sie darin nicht aufrecht stehen konnte. Aber es war ein »Palast, verglichen mit dem Ort, den er gerade verlassen hatte«. Adoniram bekam sogar von dem Wärter sein Kissen zurück, das die Übersetzung des NT barg. Dies gelang ihm dadurch, dass er es gegen ein neues, weicheres und besseres eintauschte.

Aber Gouverneur hin oder her – Nancy brauchte immer lange Zeit, die Fleckgesichter zu überreden, das Tor zu öffnen und sie einzulassen. Um Diskussionen zu vermeiden, brachte sie Adonirams Essen selbst. Dadurch kam sie durchs Tor. Wenn sie einmal im Hof war, blieb sie bei Adoniram so lange, wie sie konnte – gewöhnlich eine Stunde oder zwei, manchmal auch nur ein paar Minuten – bis die Wärter sie wieder forttrieben.

So geschah es auch eines Morgens – und zwar am 2. Mai 1825, einen Monat nach Bandulas Tod. Nancy blieb länger als üblich, denn Adoniram hatte so starkes Fieber, dass er nicht einmal essen konnte. Plötzlich kam eine dringende Botschaft vom Gouverneur: Nancy müsse sofort zu ihm kommen. Adoniram schöpfte – wie alle Gefangenen – jedes Mal großen Verdacht, wenn irgendetwas Ungewöhnliches passierte, und war beunruhigt. Solch einen Befehl hatte es bisher noch nie gegeben. Aber Nancy beruhigte ihn. Sie versicherte ihm, sie werde zurückkommen, sobald sie erfahren hatte, was der Gouverneur wollte.

Adonirams Sorge hatte sie aber dennoch angesteckt. Als sie in den Audienzraum des Gouverneurs eintrat, atmete sie erleichtert auf. Sie stellte nämlich fest, dass er sie nur bezüglich einer Taschenuhr, des Geschenks eines Gefangenen, fragen wollte. Sie ging ungenau. Konnte eine europäische Uhr nachgestellt werden? Er war ungewöhnlich freundlich und redselig und hielt sie lange auf.

Als sie ging, lächelte sie beinahe, zum ersten Mal seit Monaten. Sie wollte gerade in ihre kleine Hütte gehen, die sich in der Einfriedung auf der anderen Straßenseite gegenüber dem Gefängnis befand, als einer ihrer Diener zu ihr gerannt kam, leichenblass unter seiner bronzenen Haut.

»Die weißen Gefangenen sind alle fortgebracht worden«, keuchte er.

Nancy konnte es nicht glauben. Sie hatte gerade ein Gespräch mit dem Gouverneur gehabt, der so etwas gewiss erwähnt hätte! Aber der Diener schien so sicher mit seiner Behauptung, dass sie ins Haus des Gouverneurs zurückging. Der alte Mann war diesmal sehr ernst und gestand die Wahrheit. Er hatte von dem geplanten Geschehen erst Minuten vor Inkrafttreten des Befehls erfahren. Darum hatte er Nancy kommen lassen und sie aufgehalten, bis alles vorbei war – um sie zu schonen.

Nancy wartete nicht ab, um noch mehr zu hören. Außer sich vor Angst, rannte sie aus dem Haus, ohne sich auch nur beim Gouverneur zu bedanken. Sie lief alle Straßen in der Umgebung des Gefängnisses ab und fragte jeden, der ihr begegnete, ob er die weißen Ausländer gesehen oder ob er gehört hätte, wohin man sie brächte. Niemand antwortete ihr. Die meisten wandten ihr Gesicht ab. Sie hatten tödliche Angst vor dem Pakan Wun. Schließlich fand sie eine alte Frau, die ihr sagte, die Gefangenen seien »zum Mootangai<sup>209</sup>«, gebracht worden, einem Nebenfluss des Irrawaddy. Sie rannte die 800 Meter zu dem kleineren Fluss, konnte sie aber nicht finden. Sie vermutete, die alte Frau hätte vielleicht gelogen, und schleppte sich müden Schrittes zurück zu ihrer Bambushütte. Inzwischen waren einige ihrer Freunde zum regulären Exekutionsplatz gerannt, aber auch dort waren die Gefangenen nicht. Schließlich ging sie in ihrer Verzweiflung wieder zum Haus des Gouverneurs hinüber. Er hatte eine Nachricht bekommen.

»Die Gefangenen sollen nach Amarapura gebracht werden. Warum, weiß ich nicht. Ich werde sofort einen Mann hinterherschicken, um festzustellen, was mit ihnen geschehen soll.«

Dann blickte er sie sorgenvoll an: »Du kannst nichts mehr für deinen Mann tun. *Kümmere dich um dich selbst.*«

---

209 A. d. H.: Damit ist wahrscheinlich jener Fluss gemeint, der heute unter dem Namen *Myitnge* bekannt ist.

## Oung-pen-la (1825)

Während Nancys und Adonirams letzter Begegnung ermöglichten ihnen die Wände der winzigen Hütte ein wenig Privatsphäre – aber sie verhinderten auch, dass sie gewisse Vorkommnisse bemerkten, die sich fast geräuschlos nur einige Meter entfernt abspielten. Als die Judsons einige Augenblicke in der Hütte für sich allein waren, wurden die anderen sieben Europäer hastig aus dem inneren Gefängnis herausgeholt und zum wohlbekanntem Granitblock im Hof gebracht. Hier wurden ihnen die Fußschellen abgeschlagen, bevor sie paarweise mit Seilen um die Hüfte zusammengebunden wurden. Das Seil in der Mitte war jeweils lang genug, sodass ein für diese Aufgabe vorgesehenes Fleckgesicht es wie Zügel benutzen konnte – der Speer diente dabei als eine Art Ochsenstachel. So aneinandergefesselt, wurden die Gefangenen wie Vieh vorwärtsgetrieben – während vorübergehende Birmanen den Blick abwandten. Sie gelangten durch das Gefängnistor hinaus zu dem Gebäude, das als Gerichtssaal diente. Sie hatten das Todesgefängnis also bereits verlassen und waren auch auf der Straße nicht mehr zu sehen, als Nancy aus der Bambushütte kam. (Sie hatte ja die dringende Botschaft des Gouverneurs erhalten, die Adoniram so alarmiert hatte, und war daraufhin zur Residenz des Birmanen geeilt.)

Sobald sich das Palisadentor hinter ihr geschlossen hatte, eilte ein Fleckgesicht in die Hütte, zerrte Adoniram an einem Arm in den Hof, zog ihm geschickt seine Kleider aus (bis auf Hemd und Hose), nahm seine Schuhe, seinen Hut und seine Matte, schlug seine Fußschellen ab und brachte ihn stoßend und zerrend in das Gerichtsgebäude zu den anderen, wo er mit Laird zusammengebunden wurde.

Das Kommando über die vier Paare von Männern wurde dem Lamin Wun übergeben.<sup>210</sup> Während er auf einem Pferd voranritt, trieben die Fleckgesichter die Gefangenen zu Fuß vorwärts.

<sup>210</sup> A. d. A.: Heute »Lamaing Wun«. Damit ist der Befehlshaber über das Lamaing-Gebiet (A. d. H.: in der Nähe der damaligen Hauptstadt Ava gelegen) gemeint.

Sie waren elf Monate im Gefängnis gewesen. Niemand, der sie bei ihrer Einlieferung gesehen hatte, hätte sie jetzt nach ihrem Abtransport wiedererkannt. Ihr inzwischen wieder gewachsenes Haar war verfilzt, während ihre Augen hohl und ihre Leiber hautüberzogene Skelette waren – gekleidet in derart schmierige und zerrissene Lumpen, dass man nicht einmal hätte erraten können, wozu sie ursprünglich dienten. Die Gefangenen konnten kaum humpeln.

Es war die heiße Jahreszeit; die Temperatur lag bei 40 Grad und darüber, und die sengende Sonne stand senkrecht am Himmel. Adoniram war krank. Er hatte am Morgen nichts essen können. Zu allem Übel kam hinzu, dass er aufgrund seines fast obsessiven Ordnungs- und Reinlichkeitsempfindens darauf bestanden hatte, im Gefängnis Schuhe zu tragen – obwohl die anderen sie längst weggeworfen hatten. Seine Füße waren daher so zart und empfindlich wie bei der Einlieferung, während die der anderen relativ abgehärtet waren. Nach 100 Metern bildeten sich Blasen an seinen Fußsohlen, und nach weiteren 30 Metern platzten sie auf, sodass ihm von da an jeder Schritt aufgrund der offenen Wunden an den Fußsohlen Schmerzen bereitete.

Nach etwa 800 Metern erreichte der kleine Gefangenenzug die Brücke über den Mootangai. Adoniram blickte zum Fluss hinunter. Zu dieser Jahreszeit war das Flussbett zum Großteil ausgetrocknet und voller Felsbrocken. Von der Brücke wäre es eine Fallhöhe von mindestens zehn Metern hinunter bis zum Fluss ... Jenseits der Brücke wartete am Ende der langen, heißen Straße (die für sich genommen schon eine Folter war, von der niemand wusste, wo oder wann sie enden würde) der Eisenschlägel – vielleicht auch die Axt, das Messer oder der Strick.

Adoniram wandte sich an Gouger, der direkt hinter ihm war. »Gouger«, drängte er, »das Gelände ist niedrig. Es ist sicher keine Sünde, wenn wir diese Gelegenheit nutzen.«

Aber Adoniram war mit Laird zusammengebunden, und Laird, ein großer, kräftiger Mann, der hätte mitmachen müssen, war ein Fatalist. Er war überzeugt, dass der Tod ihn finden würde, wenn die Zeit gekommen sei – er würde ihn nicht von sich aus suchen. Und ohnehin ging die Gelegenheit bald vorüber, denn die Wachen stießen die Gefangenen vorwärts. Aber in diesem Augenblick war Adoniram bereit gewesen, seinem Leben ein Ende zu setzen – Sünde hin oder her.

Von der Brücke führte die Straße über einen ausgetrockneten, wüstenhaften Landstrich, in dem sengend heißer Sand und Kieselsteine das Vorwärtskommen ungemein erschwerten. Innerhalb von Minuten waren die Fußsohlen aller Gefangenen – nicht nur Adoniram – voller Blasen, die sofort aufplatzten. Nur Gouger war relativ immun dagegen. Er war der Jüngste, hatte sich von seiner Krankheit vor einigen Monaten völlig erholt und war nach einem guten Frühstück einigermaßen bei Kräften. Jetzt, da seine erste Panik vorüber war, begann er, sogar den Blick auf den Irrawaddy in der Ferne und die bewaldeten Hügel von Sagaing<sup>211</sup> auf der anderen Seite zu genießen.

Ehe sie etwa 1,6 Kilometer zurückgelegt hatten, brach der Grieche Konstantin zusammen. Er war ein alter Mann und neigte zu Fettleibigkeit, wobei die Sehnen seiner Beine verkürzt und verhärtet waren. Als er auf den heißen Kiesboden fiel, schlugen die Wachen ihn mit ihren Speeren, dann stachen sie ihn mit den Spitzen. Damit gelang es ihnen, den Griechen ein kleines Stück Weg weitzutreiben, aber schließlich blieb er liegen, wo er hingefallen war – seine Hände in einer Geste des Flehens über dem Kopf gefaltet. Die Wachen schleiften ihn eine Weile am Seil mit, während der Rest des Gefangenenzugs weitermarschierte. Aber das war ihnen zu anstrengend, und schließlich schickten sie einen Boten los, um einen Karren zu holen.

Nach weiteren 1,6 Kilometern war Adoniram fast so erschöpft wie Konstantin. An seinen Fußsohlen war jetzt nur noch rohes Fleisch zu sehen. Als sie einmal anhielten, um Wasser zu trinken, bat er den Lamin Wun, ihn für anderthalb oder drei Kilometer auf dem Pferd reiten zu lassen. Der Lamin Wun ließ sich nicht einmal dazu herab, ihm zu antworten. In seiner Verzweiflung bat Adoniram Laird, sich auf seine Schulter stützen zu dürfen, um den unerträglichen Schmerz zu lindern, der ihn peinigte, wenn er seine Füße auf den Boden setzte. Der gutmütige Laird war einverstanden, aber nach etwa 1,5 Kilometern wurde ihm die Last zu schwer. Für Laird war es mühevoll genug, sich selbst vorwärtszuschleppen.

Adoniram war schon dabei, dem Beispiel Konstantins zu folgen, als einer von Gougers bengalischen Dienern hinterhergerannt kam. Er

---

211 A. d. H.: Vgl. Fußnote 171 auf S. 317.

hatte gehört, dass die Gefangenen nach Amarapura getrieben wurden, und war mit größtmöglicher Geschwindigkeit gefolgt, um in der Nähe seines Herrn zu sein, wenn er sterben würde. Mit einem Blick erfasste er Adonirams Not. Er riss sich den Turban vom Kopf, zerriss ihn in vier Stoffstücke und verband mit zweien davon Adonirams Füße. Dies war eine äußerst schwierige Aufgabe, denn man erlaubte den Gefangenen keinen Halt, nicht einmal für diesen Akt der Barmherzigkeit. Als Nächstes diente der Bengale Gouger, seinem früheren Herrn, in der gleichen Weise. Dann wandte er sich an Adoniram und bot ihm seine Schulter für den Rest des Weges an.

In Amarapura hielt die erschöpfte Gesellschaft an. Die Gefangenen waren nur etwa 6,4 Kilometer marschiert – kein langer Weg für gesunde Männer, aber aus ihnen hatte er das letzte Stück Lebensenergie gesogen. Bald ächzte ein Wagen mit Scheibenrädern heran, auf dem Konstantin lag. Er war ins Koma gefallen. Eine Stunde später war er tot.

Bis Amarapura wurden sie von den Fleckgesichtern eskortiert. Die Gefangenen wurden dort einer neuen Gruppe von Bewachern übergeben, die ihnen sagten, sie hätten noch weitere 6,4 Kilometer zu gehen: Sie sollten in einem Gefängnis in Oung-pen-la, einem Bauerndorf, festgesetzt werden. Aber selbst die schlimmsten Drohungen brachten die Gefangenen nicht auf ihre Füße. Sie waren bereit zu sterben, wo sie gerade lagen. Schließlich entschlossen sich die Wachen, die keine Fleckgesichter waren, in Amarapura zu übernachten. Die Gefangenen krochen in eine alte Scheune. Hier fand sie die Frau des Lamin Wun, die aus Neugier von Ava hergekommen war. Ihr Anblick erregte ihr Mitleid, und sie besorgte Tamarinden<sup>212</sup> und Zucker für sie. Sie waren nicht einmal in der Lage, ihr zu danken. Sie aßen nur und brachen wieder auf dem Scheunenboden zusammen – alle außer Gouger, der Schutz unter einem Karren am Wegrand fand.

Als der Morgen kam, war der jugendliche Gouger der Einzige, der überhaupt einen Schritt machen konnte. Wenn ihr Leben vom Gehen abhinge, dann würden sie hier sterben müssen.

Schließlich organisierten die neuen Bewacher einen Karren, und die Frau des Lamin Wun sorgte barmherzigerweise dafür, dass die

---

212 A. d. H.: Vgl. Fußnote 167 auf S. 315.

Gefangenen etwas gekochten Reis bekamen, ehe sie sich auf den Weg machten.

Sie kamen nur langsam vorwärts. Es war gegen 14 Uhr, als ihr Gefährt mit seinen ächzenden Scheibenrädern die 6,4 Kilometer bis zum Gefängnis in Oung-pen-la zurückgelegt hatte, etwa 400 Meter außerhalb des Dorfes. Es war ein verlassener Ort auf einer grasbewachsenen Fläche, einem ehemaligen Reisfeld. Das Gefängnis, das einzige Gebäude weit und breit, war seit Jahren verlassen. Sein Dach aus Bambus und Stroh war schon lange eingebrochen. Es hatte auch keine Tür. Etliche Fußblöcke waren innen an der Wand nebeneinander aufgereiht und sahen aus, als wären sie verfaulte Zahnstummel. Früher war das Gebäude von einer Palisadenwand umgeben, aber jetzt waren nur noch einzelne Pfosten übrig, die wie Betrunkene schräg in der Gegend herumstanden.

Wie in den meisten birmanischen Gebäuden befand sich der Fußboden ein bis eineinhalb Meter über der Erde. Der Fußboden war noch vorhanden, und der Platz darunter war dicht vollgestapelt mit trockenen Holzscheiten, die die einzigen Gegenstände im Gebäude waren, welche darauf hindeuteten, dass hier kürzlich jemand Hand angelegt hatte. Die Gefangenen rätselten geistesabwesend über die Bedeutung des Holzes, bis jemand anmerkte, was für ein seltsamer Platz dies sei, um *Feuerholz* zu lagern.

Dann erinnerten sie sich. Sie hatten in Ava ein Gerücht gehört, dass man sie aus der Stadt hinausbringen und verbrennen wollte.

In Ava hatte Nancy, fast wahnsinnig vor Verzweiflung, unterdessen Vorkehrungen getroffen, den Gefangenen zu folgen.

Nachdem der Gouverneur die ominösen Worte (»Kümmere dich um dich selbst«) gesprochen hatte, wollte er sie nicht auf die Straße gehen lassen. Er riet ihr, bis zum Einbruch der Dunkelheit auf seinem Grundstück zu bleiben. Als es Nacht wurde, bestellte er einen Karren für sie. Sie fuhr damit zu ihrem eigenen Haus am Fluss, wo sie ihn mit zwei oder drei Truhen, der Medizinkiste und ein paar anderen Wertgegenständen belud. Maung Ing und der eine bengalische Diener, der noch da war, versprachen, für sie auf das Haus aufzupassen. Spät in jener Nacht deponierte sie die Truhen im Haus des Gouverneurs. Drau-

ßen traf sie Gougers Diener, und zwar denjenigen, der den Gefangenen gefolgt war. Er war zurückgekommen, um ihr zu sagen, dass Adoniram am Leben und in Amarapura sei. Seinem Bericht zufolge sollten die Gefangenen am nächsten Tag zu einem weiter entfernt liegenden Dorf marschieren; er wusste jedoch nicht genau, wohin.

Sie verbrachte die Nacht in der kleinen Bambushütte auf dem Grundstück des Gouverneurs mit der kleinen Maria (inzwischen drei Monate alt), mit den zwei birmanischen Kindern (Mary und Abby Hasseltine) und Koo-chil, dem bengalischen Koch. Am Morgen konnte sie einen Pass bekommen und ein überdachtes Boot mieten und fuhr mit den Kindern und dem Koch flussaufwärts Richtung Amarapura. Sie landeten bei Amarapura, und Nancy fand einen Karren, auf den sie ihre kleine Gesellschaft setzte.

Es waren etwa 3,2 Kilometer vom Landungssteg bis zum Regierungsgebäude in Amarapura. Es war ein sengend heißer Tag. Der Karren holperte dahin, als wäre er ein bockiges Pferd. Seine Räder wirbelten dicke Staubwolken auf, die einen fast zum Ersticken brachten. Die übermüdeten Kinder weinten ununterbrochen.

Im Regierungsgebäude erfuhr Nancy, dass die Gefangenen nach Oung-pen-la gebracht worden waren. Der Karrenfahrer weigerte sich weiterzufahren. Nach einer Stunde in der glühenden Sonne – während Nancy die weinende Maria im Arm hielt – gelang es Koo-chil, einen anderen Karren aufzutreiben. Nun half ihnen ein Führer, den der Stadtgouverneur mitgeschickt hatte, sodass sie weiter nach Oung-pen-la holpern konnten.

Es war in der Abenddämmerung, als Nancy das verfallene Gefängnis erreichte. Die Gefangenen, immer noch zu je zweien aneinandergefesselt, hatten sich an einem schattigen Plätzchen aneinandergekauert. Dort hatte ein altes Dachstück, das etwas hervorragte, ein wenig Schutz vor der Sonne geboten. Acht oder zehn Birmanen waren oben auf dem Gebäude damit beschäftigt, das eingebrochene Dach mit Palmblättern zu reparieren.

Nancy stieg vom Karren und rannte mit Maria im Arm zu den Gefangenen. Adoniram, schon halb tot, blickte stumpf zu ihr auf: »Warum bist du gekommen? Ich hoffte, du würdest nicht kommen.

Du kannst hier nicht leben.« Und damit sank er in seine stumpfe Benommenheit zurück.

Nancy schaute sich um. Sie hatte nichts zu essen. Es gab anscheinend keine Möglichkeit, irgendetwas zu kaufen. Es gab keine Unterkunft für die Nacht.

Sie fragte einen der Bewacher, ob sie eine kleine Bambushütte in der Nähe des Gefängnisses errichten dürfe. Er lehnte ab. Es war nicht üblich. Sie wies auf die Kinder. Könnte er vielleicht einen Platz für sie finden, wo sie bis zum Morgen bleiben könnte? Vielleicht könnte sie sich dann am nächsten Morgen nach einem Platz zum Wohnen umschaun.

Der Bewacher hatte Mitleid mit ihr. Sein eigenes Haus war nicht allzu weit entfernt. Es hatte nur zwei Räume. In einem wohnte seine Familie. Der andere war zur Hälfte mit Korn gefüllt: diesen konnte sie haben. Und dorthin brachte Nancy die Kinder. Koo-chil kochte Wasser. Sie hatten keinen Tee, und alles, was sie an diesem Abend zu sich nehmen konnten, war heißes Wasser. In jener Nacht schliefen sie auf Matten, die sie über den Boden und die Kornhaufen gebreitet hatten.

Inzwischen hatte man die Füße der Gefangenen in die Fußblöcke eingeschlossen. Sie waren bereits zu dem Schluss gekommen, dass man sie nicht allzu bald verbrennen würde, denn warum sonst würden die Wärter das Dach reparieren? Am nächsten Tag erfuhren sie zu ihrer Erleichterung, dass das Feuerholz unter dem Boden des Gefängnisses gestapelt worden war, um eine mögliche Flucht durch den morschen Fußboden zu verhindern.

Es war inzwischen völlig dunkel, als sich zu ihrer Überraschung die Fußblöcke in die Luft hoben und ihre Füße nach oben bewegten. Irgendwo außer Blickweite, hinter der Wand, kicherten die Wachen über den tollen »Scherz«. Im nächsten Augenblick wurde den Gefangenen klar, worum es sich handelte: Ihre Füße wurden hier von den Fußblöcken hochgehievt, wie dies früher im Todesgefängnis mittels der Bambusstange geschah. Der Mechanismus wurde jedoch von außen bedient, sodass er ihren Blicken entzogen war. Sie waren daran gewöhnt, die Nacht in dieser Stellung zu verbringen, aber nicht an das, was jetzt geschah: In der Dunkelheit kamen Schwärme von Moskitos aus dem sumpfigen Reisfeld und setzten sich auf die offenen Wunden ihrer Füße, was eine unerträgliche Folter bedeutete. Nach einer Weile

hatten die Wachen Erbarmen und ließen die Fußblöcke weit genug herunter, dass die Gefangenen die Insekten mit ihren Händen weg-scheuchen konnten.

So verbrachten sie die erste Nacht.

Am nächsten Tag organisierten sich die Dinge langsam. Koh-bai (der Oberaufseher, ein mürrischer Mensch, aber kein Fleckgesicht) ließ die Gefangenen hinausgehen, um die Luft auf der »Veranda« des Gefängnisses zu genießen. Am ersten Morgen war Gouger der Einzige, der auf seinen Füßen stehen konnte, um dieses Vorrecht zu nutzen, aber es war ein gutes Vorzeichen.

Ein Freund von Price brachte den Gefangenen zum Frühstück kalten Reis und Curry-Gemüse aus Amarapura, und Nancy und die Kinder erhielten auch etwas. Es gab keinen Markt, aber Nancy war zuversichtlich, dass sie im Dorf zumindest Reis kaufen könnte. Andere Dinge ließen sich sicher auch irgendwie besorgen. Adoniram war nicht in der Lage zu stehen – aber sie befürchtete nicht, dass er sterben würde. Am meisten beunruhigte sie die Tatsache, dass das Mädchen Mary Hasseltine, ihre einzige Helferin, mit Fieber daniederlag und nun auch noch einen Ausschlag bekam, der gefährlich nach Pocken aussah. Kurz vor Mittag erschien Gougers treuer Bäcker aus Ava mit einer Tasche voller Brötchen und ein wenig gepökeltem Fisch. Und von jetzt an brachte er nicht nur persönlich zwei oder dreimal in der Woche aus Ava Brötchen, sondern – wie schon vorher – verdiente er auch Geld und besorgte ihnen damit andere notwendige Dinge. Das Essensproblem war jedenfalls gelöst.

Die erste Woche ging vorüber. Nancys Sorge, dass Mary Hasseltine die Pocken haben könnte, wurde leider bestätigt. Nancy selbst war in Amerika geimpft worden, aber die Kinder natürlich nicht. Sie überlegte hin und her, was zu tun war, und entschloss sich schließlich zu der – recht riskanten – Inokulierung<sup>213</sup> von Abby und der kleinen Maria mit den Erregern von Mary, ehe ihre Pocken zu ansteckend

---

<sup>213</sup> A. d. Ü.: Die Inokulierung (heute als *Variolation* bezeichnet) ist eine Technik der Impfung gegen Viruserkrankungen, die bis ins 18. Jahrhundert meist bei Menschen vor allem in China, aber auch im Nahen Osten eingesetzt wurde. Ab 1800 wurde die Variolation zunehmend durch die Vakzination ersetzt – ein Verfahren, das der britische Landarzt Edward Jenner (1749 – 1823) entwickelt hatte.

würden. Sie hatte davon gehört und dachte, sie könnte es versuchen, da beide Kinder die Krankheit von Mary früher oder später mit Sicherheit bekommen würden. Die Frau des Wärters sah, was Nancy mit der Nadel tat, und bat sie, ihre Kinder ebenso zu inokulieren.

Mary Hasseltine bekam eine extrem schlimme Pockeninfektion. Lange Zeit schwebte sie im Delirium und war fast völlig von Pusteln bedeckt. Marias Inokulierung schlug nicht an. Aber Abby und die Kinder des Gefängniswärters hatten die Krankheit nur sehr oberflächlich, sodass sie ihre Kinderspiele kaum unterbrechen mussten. Nancy wurde im ganzen Dorf als Wundertäterin bekannt. Bald brachte fast jede Familie im Dorf ihre Kinder zu ihr, um sie inokulieren zu lassen. Auf das Beste hoffend, ging Nancy bei allen mit der Nadel ans Werk und sagte ihnen, vorsichtig mit dem Essen zu sein. Zum Glück gab es bei niemandem negative Folgen. Aber nach einer Woche steckte sich die kleine Maria bei Mary an und bekam die Pocken fast genauso schlimm.

Während Nancy sich um die Pockenbehandlung kümmerte, Essen organisierte, die Dorfkinder inokulierte und ständig zwischen Dorf und Gefängnis hin und her rannte, verbesserte sich die Lage der Gefangenen allmählich. Sie hatten leichtere Ketten und blieben vom Ungeziefer verschont. Außerdem konnten sie sich waschen, waren weniger Schikanen ausgesetzt und wurden an die frische Luft gelassen. Als ein neuer Palisadenzaun um den Gefängnishof herum fertiggestellt war und Koh-bai gemerkt hatte, dass seine »Schützlinge« nicht gefährlich waren, ließ er sie tagsüber im Freien umherhumpeln.

Auch wurde ein neuer Gefangener eingeliefert, ein römisch-katholischer Priester namens Ignatius de Brito. Er war ein Mischling – sein Vater war Portugiese, während seine Mutter aus einer birmanischen Volksgruppe stammte. Er verstand kein Englisch, die von den anderen Gefangenen bevorzugte Sprache, aber sie unterhielten sich mit ihm manchmal auf Birmanisch. Er hasste England und die Engländer, war aber ansonsten kein unangenehmer Zeitgenosse. Er liebte Musik und komponierte einen Tanz, den er »Befreiung aus dem Gefängnis« nannte, wobei er die Musik den anderen Gefangenen vorsummte. Das Summen begleitete seinen Tanz, der freilich etwas darunter litt, dass er in Fußschellen aufgeführt werden musste. Oft sang er auch lateini-

sche Choräle zu Ehren der Jungfrau Maria mit einer ausgezeichneten Stimme – manchmal mitten in der Nacht – zur Freude seiner Leidensgenossen. Allmählich bemerkten diese, dass er verrückt, aber harmlos war.

Einen Tag nach der Ankunft der Briten traf ein anderer »Gefangener« ein. Dieser kam mitten in der Nacht auf einem Karren. Zuerst hörten sie schon aus etwa 1,6 Kilometer Entfernung und trotz des Polterns der Wagenräder ohrenbetäubendes Gebrüll; dann wurde der Karren in die Palisadeneinfriedung hineingefahren und trotz der lauten Proteste Koh-bais dort stehen gelassen.

Am Morgen stellten die Gefangenen mit eigenen Augen die Identität des neuen »Häftlings« fest: Es war eine riesige Löwin, eingesperrt in einem auf Rädern montierten Käfig. Niemand, nicht einmal der Gefängnisaufseher, verstand den Grund für die Anordnung, eine ausgewachsene Löwin in die Palisadenumzäunung zu stecken. Einige dachten, es sei deswegen, weil der Löwe das Wappentier Englands war. Gouger und Adoniram hielten es für wahrscheinlicher, dass der Pagan Wun die Gefangenen der Löwin zum Fraß vorwerfen wollte, sobald er dazu Zeit und Gelegenheit fände.

Was immer die Absicht war – die Löwin war nun einmal da. Sie schritt in ihrem Käfig auf und ab und starrte sie an, wenn sie vorbeigingen. Aber kein Befehl kam, das Tier zu füttern. Sie begann, Hunger zu leiden. Ihr Gebrüll vor lauter Hunger hielt die Gefangenen nachts wach. Nach zwei Wochen warf Koh-bai einen streunenden Hund zu ihr in den Käfig, aber da hatte sie schon keine Kraft mehr, ihn zu töten. Ein paar Tage später starb sie selbst, bevor sie weggebracht und begraben wurde.

Aber der Käfig blieb da – groß, luftig und mit einem wunderschönen Dach und Boden. Adoniram, der immer noch vom Fieber geschwächt war, meinte, es wäre ein wunderbarer Platz, wo man Ruhe und etwas mehr Privatsphäre hätte. Er bat Koh-bai um Erlaubnis, dort bleiben zu dürfen. Seiner Bitte wurde entsprochen, und von da an wohnte Adoniram allein im Löwenkäfig. Er wurde nachts wie ein Löwe im Käfig eingesperrt, anstatt im Fußblock eingeschlossen zu werden.

Während inzwischen Mary und Maria sich ein wenig von den Pocken erholten, erkrankte Nancy selbst, wahrscheinlich an der Ruhr.

Sie war kaum in der Lage, sich vom Kornspeicher, wo sie und ihre Kinder wohnten, zum Gefängnis zu bewegen. In diesem Zustand nahm sie einen Ochsenkarren nach Ava, um Medizin und besseres Essen zu besorgen, und ließ die Kinder in der Obhut Koo-chils zurück. In Ava ging es ihr plötzlich sehr viel schlechter, sodass sie glaubte, sterben zu müssen. Aber es gelang ihr, die beim Gouverneur deponierte Medizinkiste zu bekommen; und indem sie über mehrere Stunden hinweg wiederholt zwei Tropfen Laudanum<sup>214</sup> nahm, erholte sie sich so weit, dass sie ein Boot nach Amarapura besteigen konnte. Dort fand sie einen Karren, der sie mit nach Oung-pen-la nahm. Vor der Hütte brach sie zusammen, so verändert und abgemagert, dass Koo-chil in Tränen ausbrach, als er herauskam, um ihr zu helfen. Mit seiner Unterstützung kroch sie in den Kornspeicher und fiel auf eine Matte, völlig unfähig, sich selbst zu helfen.

Koo-chil nahm keine Rücksicht auf seine Kaste, um Nancy zu helfen. Am Morgen organisierte er Lebensmittel, bereitete sie zu und brachte sie Adoniram. Den Rest des Tages bis zur Zeit des Abendessens für Adoniram widmete er sich Nancy.

Aber das Problem war die kleine Maria. Sie brauchte Muttermilch, um zu überleben. Ihre Hungerschreie in der Nacht wurden unerträglich. Wenn Nancy sich auch kaum bewegen konnte, so konnte sie doch noch reden. Durch die Vermittlung von Koh-bais Frau kam der Oberaufseher zu Nancy, und diese bot ihm Geschenke an, wenn er Adoniram für ein paar Stunden aus dem Gefängnis freiließe – natürlich mit den Fußschellen gesichert –, um mit dem Baby im Dorf auf der Suche nach stillenden Müttern umherzugehen. Wenn die eine oder andere ein bisschen übrige Milch anbieten könnte, dann würde Maria vielleicht durchkommen.

Koh-bai gab seine Zustimmung. Jeden Tag wurde Adoniram eine Zeit lang aus dem Löwenkäfig freigelassen und unter Bewachung zum

---

<sup>214</sup> A. d. Ü.: Laudanum ist eine Opiumtinktur. Bis ins frühe 20. Jahrhundert häufig verordnet, wird sie heute nur noch selten verwendet. Vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert wurde sie auch als *Meconium* bezeichnet. Die lateinische Bezeichnung einer eingestellten (normierten) Opiumtinktur ist *Tinctura Opii normata*.

Laudanum war frei verkäuflich und günstig, daher war es in allen gesellschaftlichen Schichten Europas sehr populär. Seine weite Verbreitung im 18. und 19. Jahrhundert lässt sich in etwa mit der Bedeutung des Aspirins in der Gegenwart vergleichen. Eine Zeit lang fand der Begriff auch als Synonym für Schmerzmittel allgemeine Verwendung.

Haus des Aufsehers gebracht. Er durfte dann mit dem Baby im Dorf umhergehen und hier und da um ein wenig Milch von barmherzigen und großzügigen birmanischen Müttern betteln. Und es gelang ihm tatsächlich, etwas Milch zu bekommen. Irgendwie lebte das Baby von Tag zu Tag weiter, und das Gleiche geschah mit Nancy. An ganz besonderen Tagen durfte er sogar eine Stunde oder zwei mit Nancy im Getreidespeicher verbringen. Seine übrige Zeit verbrachte er allein im Löwenkäfig innerhalb der Gefängnisumzäunung.

Sein Gemüt war noch nie derart niedergeschlagen gewesen. Seit er vor einem knappen Jahr ins Gefängnis geworfen worden war, hatte er sich damit zu trösten versucht, Madame Guyons sanften Quietismus ansatzweise nachzuahmen. Wenn er mit Gouger sprach, pflegte er Cowpers<sup>215</sup> englische Übersetzung ihrer Verse zu wiederholen:

Nicht Glück such ich – ich will erfüllen  
in Tod und Leben Deinen Willen.  
Ich wünsch nicht Schirm und Schutz vor Schmerz,  
es sei denn, was gern Du gewährst;  
Du zählst die Zeit – lass nicht um morgen  
sich unsre Herzen grundlos sorgen;  
Dein ist's, zu zählen unsre Tage,  
an uns, sie Dir zur Ehr zu tragen.

Aber jetzt versagte diese Grundhaltung bei ihm. Seine Tochter war dabei, vor seinen Augen zu verhungern; Nancy war so gut wie tot; seine Übersetzung war verloren; und über ihm selbst hing das Todesurteil. Der Gedanke an den Tod war noch erträglich. Aber die würde-

---

<sup>215</sup> A. d. Ü.: William Cowper (26.11.1731 bis 25.4.1800) war ein englischer Dichter (auch zahlreicher geistlicher Gedichte und Lieder). Zu seiner Zeit einer der populärsten Dichter Englands, beeinflusste und änderte er die Richtung der Naturdichtung des 18. Jahrhunderts, indem er das tagtägliche Leben und Szenen des englischen Landlebens beschrieb. In vieler Hinsicht war er einer der Wegbereiter der romantischen Dichtung.

Obwohl Cowper, der wegen Geisteskrankheit von 1763 bis 1765 in einer Nervenheilanstalt untergebracht war, Zuflucht in einem evangelikalen Christentum fand (der Inspiration für seine bekanntesten und bis heute hoch geschätzten geistlichen Lieder), erlebte er oft Zweifel. Seine geistlichen Erfahrungen und seine Verbindung mit John Newton (dem ehemaligen Sklavenhändler, der nach seiner Bekehrung Pastor wurde, »Amazing Grace« verfasste und ihm in seinen Nöten ein wichtiger Seelsorger und Beistand war) führten zu seinen geistlichen Gedichten, für die er am besten bekannt ist.

lose Erniedrigung und das unendlich hingezogene Elend voll klein-karierter Schikanen Tag für Tag waren nicht zu ertragen. Um das Leben nur ein paar Stunden zu verlängern, musste er die täglichen Erpressungen der Bewacher in Kauf nehmen. An einem Tag wurde ihm ein Besuch bei Nancy gestattet, am nächsten Tag – ohne ersichtlichen Grund – wurde er ihm verweigert.

Er wusste, es musste einen gerechten Plan und einen liebenden Planer in all dem geben, was sich ereignete. Ohne Zweifel diente alles Gottes guten Absichten. Aber seine schließlich doch rebellierende Vernunft weigerte sich zu diesem Zeitpunkt, dies zu akzeptieren ... Und so gingen seine verzweifelnden Gedanken hin und her, während er sich im Löwenkäfig den Kopf zermarterte. Aber er gab nicht völlig auf. Jeden Tag nahm er den Kampf von Neuem auf, sich dem Tod entgegenzustemmen. Und irgendwie lebte er weiter. Und auch Nancy sowie Maria lebten weiter.

Inzwischen schien der Krieg zum Stillstand gekommen zu sein. In seinem elenden Zustand nahm Adoniram kaum wahr, was um ihn herum geschah, und kümmerte sich auch nicht darum, Gouger aber war nach wie vor interessiert. Die Engländer hatten sich in Prome festgesetzt. Der Pakan Wun nutzte die Gelegenheit, um seine eigenen Truppen zu reorganisieren, die er mithilfe großzügiger Finanzspritzen aus der königlichen Schatztruhe auffüllte. Die neuen Rekruten waren schlecht ausgebildet, der Abschaum der Städte; aber zumindest hatte er sie in großer Zahl. Andere große Einheiten wurden aus den Regionen des tributpflichtigen Shan-Staates<sup>216</sup> unter dem Kommando ihrer eigenen Fürsten hergebracht.

Und jetzt erfuhr Gouger, der inzwischen mit Koh-bai gut bekannt geworden war, einige Dinge, die seinem inneren Frieden alles andere als zuträglich waren. Der Pakan Wun war in Oung-pen-la geboren worden. Der Name des Dorfes selbst konnte in etwa mit »Feld des Sieges« übersetzt werden. Langsam zeichnete sich ein Muster ab: Der Name, die Bedeutung als Geburtsort, die Löwin – alles wies darauf

---

<sup>216</sup> A. d. H.: Der Shan-Staat nimmt fast den gesamten Osten von Myanmar/Birma ein und ist heute eine der 14 Verwaltungseinheiten des Landes. Die Shan gehören zu den nationalen Minderheiten in Myanmar.

hin, dass der Pakan Wun für die weißen Gefangenen einen außergewöhnlichen und entsetzlichen symbolischen Akt geplant hatte.

Das Gerücht lieferte bald auch die Erklärung dazu. Als der Pakan Wun bereit war, sich gegen die Briten in Marsch zu setzen, hatte er vor, seine Kommandeure in Oung-pen-la zu versammeln, wo die weißen Gefangenen geopfert werden sollten, um die Geister des Krieges gnädig zu stimmen, indem man sie bei lebendigem Leib an der Spitze der Armee begraben wollte. Wenn man ihre Leiber als Same in das Feld des Sieges säte, musste das zwangsläufig eine Ernte des Sieges zur Folge haben!

Die Gefangenen fanden nie heraus, ob das Gerücht tatsächlich der Wahrheit entsprach, denn am 28. Mai – drei Tage vor der geplanten »Opferung« – kam Gougers treuer Bäcker von Ava herauf, um zum Gefängnis zu eilen. Er war nahezu erschöpft, aber das Strahlen seines Gesichts, das einem Signalfeuer ähnelte, verhieß gute Neuigkeiten. Sobald er wieder bei Atem war, brach es aus ihm heraus: »Der Pakan Wun ist tot!«

»Wo hast du die Nachricht her?«, fragte Gouger, inmitten der Gefangenen stehend, die sich dicht um ihn drängten, als sie die Ankunft des aufgeregten Bäckers sahen. »Bist du sicher?«

»Ich habe es selbst gesehen«, strahlte der Bäcker. »Er wurde durch die Straßen zum Richtplatz geschleppt und geprügelt und dort von Elefanten zu Tode getreten!«

Die hageren Gesichter der Gefangenen erhellten sich. Zum ersten Mal in all diesen ermüdenden Monaten gab es Hoffnung. Ihre Freude schlug fast in Hysterie um. Einige versuchten, ein schwaches Hurra-Geschrei anzustimmen. Einer oder zwei führten improvisierte Freudentänze in ihren Fußschellen auf.

Später hörten sie den Grund für die plötzliche Hinrichtung des verhassten Kommandeurs. Der Pakan Wun hatte den Oberbefehl über die Truppen der Shan-Fürsten gefordert. Dies wurde mit der Begründung abgelehnt, dass ein Untertan niemandem aus königlichem Blut Befehle erteilen könne. Als Nächstes forderte er die Verfügungsgewalt über die königliche Leibwache, die mit ihm in den Krieg ziehen solle. Der König war ihm gegenüber bereits misstrauisch geworden. Diese Forderung verstärkte seinen Argwohn noch. Der Tropfen, der das

Fass zum Überlaufen brachte, war die Aufforderung des Pakan Wun an den König, sich zur Mingun-Pagode zu begeben, einige Kilometer außerhalb von Ava, wo eine der größten Glocken der Welt hing, und dort um Erfolg zu beten:

»Ich fordere Befehlsgewalt über die königlichen Truppen ... Befehlsgewalt über die königliche Leibwache ... der König soll Ava verlassen ...« Für den König sah dies alles nach Verschwörung aus. Wutentbrannt schrie er: »Ha! Er möchte meine Wache wegnehmen, und dann will er, dass ich meinen Thron verlasse!« Ehe der Pakan Wun auch nur ein Wort sagen konnte, wurde er an seinen Haaren von den Goldenen Füßen weggezerrt und den ganzen Weg bis zum Richtplatz geprügelt und gestoßen, wo dann die Elefanten in wenigen Minuten ihr blutiges Werk verrichtet hatten. Ungeheure Schätze, so erzählte man sich, wurden danach in seinem Haus gefunden – veruntreutes Geld aus der königlichen Schatzkammer, das eigentlich für die Besoldung der Rekruten bestimmt gewesen war.

Nach dieser Nachricht waren sich die Gefangenen ziemlich sicher, dass sie nicht weiter in der Gefahr standen, hingerichtet zu werden, es sei denn durch den plötzlichen Wutausbruch irgendeines hohen Beamten oder Offiziers gegen die Engländer. Und selbst das schien jetzt unwahrscheinlich. Früher oder später würde die britische Armee vorrücken. Und je näher sie Ava kam, desto wertvoller wären die Gefangenen als Geiseln.

Der Sommer ging vorüber. Die kleine Maria überlebte mithilfe der mitleidigen stillenden Mütter des Dorfes. Langsam begann sich Nancys Zustand zu bessern. Sie war fast ebenso ausgemergelt wie die Gefangenen und beinahe zu schwach, sich zu bewegen. Aber offensichtlich war ihr das Leben geschenkt worden. Die Gefangenen, die eintönig, aber friedlich dahinlebten, hatten den Eindruck, als hätte die Regierung sie vergessen.

Aber im August erfuhren sie, dass man sich an sie erinnerte. Eines Tages kam eine Gruppe birmanischer Beamter zum Gefängnis mit dem Befehl, sie in Ochsenkarren nach Amrapura zu bringen. Dort im Haus des Stadtgouverneurs wurde jeder in einen separaten Raum gebracht. Es stellte sich heraus, dass sie ein Dokument übersetzen soll-

ten, in dem es um die Friedensbedingungen ging, die Sir Archibald Campbell, der britische Kommandeur, formuliert hatte. Um jegliche geheime Absprache auszuschließen, sollte jeder Gefangene das Dokument separat übersetzen, sodass man anschließend die Ergebnisse vergleichen konnte.

Sir Archibald Campbell hatte den Abschluss eines Friedensvertrags angeboten. Die Gefangenen – und besonders Gouger – waren nicht besonders optimistisch in Bezug auf den wahrscheinlichen Erfolg von Friedensverhandlungen, aber sie hatten den Eindruck, dass man von nun an ihre Dienste öfter in Anspruch nehmen würde und dass sie deshalb eine bessere Behandlung erwarten dürften.

Ihre Einschätzung war richtig. Die Minister des Hofes betrachteten den britischen Vorschlag als Mittel zur Wahrung des Gesichts. Die Tatsache, dass der feindliche Oberbefehlshaber Friedensverhandlungen angeboten hatte, bedeutete für sie, dass er schwach war. Die Untätigkeit seiner Streitkräfte schien das zu bestätigen. Man hörte Gerüchte, dass die Cholera die britischen Truppen dezimiere, dass Krieg anderswo in der Welt ausgebrochen sei und dass die Armee sich zurückziehen würde. Dann wurde Sir Archibald Campbell vom Kyi-Wungyi rundweg darüber informiert, dass die Birmanen noch nie von einem Brauch gehört hätten, Territorien abzutreten oder Entschädigung zu zahlen. Dem verärgerten britischen General wurde klar, dass die Birmanen lediglich auf Zeit gespielt hatten, um ihre Kräfte neu zu sammeln – und die Kämpfe begannen aufs Neue.

Aber ranghohe Personen in Ava waren allmählich zu der Einsicht gelangt, dass man Dolmetscher brauchen würde. Der Frieden würde früher oder später kommen, und kein Einziger im birmanischen Lager sprach oder schrieb Englisch. Ebenso wenig konnte jemand aufseiten der Briten Birmanisch sprechen oder schreiben.

Am 4. November kam ein Bote zu Nancy. Ein Freund, der frühere Kung-tone Myoo-tsa, jetzt Gouverneur des Nordtors des Palastes, hatte ihn gesandt. Die Botschaft besagte, dass im Palast der Befehl für Adonirams Freilassung gegeben worden sei. An jenem Abend kam der Befehl. Am Morgen danach wurden Adonirams Fußschellen abgeschlagen. Nancy machte sich frohen Herzens an die Vorbereitungen für die Abreise. Aber die Bewacher entschieden, sie in Oung-pen-la

festzuhalten mit der Begründung, dass der Befehl ihren Namen nicht erwähnt hatte. Sie wies darauf hin, sie sei keine Gefangene und wäre es auch nie gewesen, aber sie verboten jedem im Dorf, ihr einen Karren zu vermieten. Schließlich wurde Adoniram aus dem Gefängnis zum Haus der Bewacher gebracht. Nun war auch er einmal in der Position, verhandeln zu können. Er drohte ihnen mit dem Zorn der Goldenen Gegenwart und versüßte die Drohung gleichzeitig mit dem Versprechen reicher Geschenke. Gerade war eine große Ladung mit Lebensmitteln für Nancy von Ava gekommen; die Bewacher waren schließlich einverstanden, Nancy gehen zu lassen, wenn sie das Essen haben könnten. Am Mittag endlich, nach einem langen Vormittag des Feilschens und Überredens, konnten Nancy mit der kleinen Maria in ihrem Arm, Mary und Abby Hasseltine, der Koch Koo-chil und Adoniram ihre Plätze in einem ächzenden Ochsenkarren einnehmen und – bewacht von einem Gefängniswärter – langsam nach Amara-pura holpern.

Sie waren krank und unendlich müde. Die Kinder quengelten. Der Karren war langsam und unbequem. Aber als das Gefängnis von Oung-pen-la langsam ihrem Blick entschwand, wurden ihre Herzen von Freude erfüllt.

## Freilassung und Triumph (1825 – 1826)

In Amarapura wurden sie erneut getrennt. Adoniram wurde zum Haus des Gouverneurs von Amarapura und von dort zum Gerichtsgebäude nach Ava gebracht. Nancy blieb mit den Kindern und dem treuen Koo-chil zusammen, besorgte ein Boot und fuhr flussabwärts. Sie erreichte ihr eigenes Haus am Flussufer vor Einbruch der Dunkelheit. Am Morgen sah sie ihren alten Freund, den Stadtgouverneur, der gerade in den Rang eines Wungyi erhoben worden war. Er sagte ihr, dass man Adoniram immer noch als Gefangenen betrachtete. Dies gelte aber nur so lange, bis bestimmte Anweisungen ausgefertigt worden seien. Man hatte vor, ihn ins birmanische Feldlager nach Maloun (Malun) zu bringen, weil man dort seine Hilfe beim Übersetzen und bei den Verhandlungen mit den Briten brauchte.

Früh am nächsten Morgen, dem 7. November 1825, sah sie den Wungyi erneut. Gerade vor einem Augenblick, sagte er, seien Adoniram 20 Tical – etwa zehn Dollar – für Auslagen gegeben worden, und er sollte sofort an Bord eines Bootes Richtung Maloun gehen. Doch der Wungyi hatte arrangiert, dass er ein paar Minuten Halt bei Nancys Haus machen konnte, das direkt auf seinem Weg lag. Nancy eilte nach Hause, raffte rasch ein wenig Kleidung und Lebensmittel zusammen und ging mit Adoniram zum Boot. Zum Schlafen konnte sie für ihn nur eine Matte, ein Kissen und eine Decke besorgen. Alles andere war aus ihrem Haus geplündert worden.

Aber aller Verdross und Ärger war minimal im Vergleich zu Adonirams übergroßer Freude, als er erfuhr, dass seine birmanische Übersetzung des Neuen Testaments jetzt sicher im Haus war! An dem Tag, als sie nach Oung-pen-la gebracht wurden, hatte einer der Gefängniswärter den Bezug des Kissens abgestreift, worin das Manuskript versteckt war. Dann hatte er das Kissen selbst weggeworfen, das wie eine nutzlose harte Rolle aus Baumwollstoff aussah. Einige Stunden später war der treue Maung Ing gekommen und hatte sich nach irgendeinem Souvenir von Adoniram umgesehen, mit dem er seine Erinnerung

an ihn pflegen wollte. Er hatte das achtlos und ohne Überzug herumliegende Kissen gefunden und es mit nach Hause genommen.

Von dieser Nachricht unendlich getröstet, nahm Adoniram Platz in dem winzigen Boot – das zu klein war, als dass er sich hätte der Länge nach hinlegen können – und begann die dreitägige Reise flussabwärts nach Maloun. Er hatte einen einzigen Diener. Zum Essen hatte ihm die Regierung die 20 Tical und einen Sack mit angeschimmeltem Reis mitgegeben. Die Nächte waren kalt und feucht. Als er im birmanischen Lager ankam, konnte er sich vor Fieber kaum bewegen.

Hier wurde er unter Bewachung in eine Bambushütte auf dem blendend weißen Sand des breiten Flussufers gebracht. Sein Fieber wurde schlimmer. Man befahl ihm, zum birmanischen Befehlshaber, dem Kyi-Wungyi, zu kommen. Als er geltend machte, er könne sich nicht bewegen, bedrohten ihn die Wachen, die meinten, er würde nur simulieren. Aber die Schwere seiner Erkrankung war allzu offensichtlich. So ließen sie ihn in seiner Hütte auf dem Sandstrand und brachten ihm alle ein oder zwei Stunden Dokumente zum Übersetzen. Er versuchte, sie zu verstehen, verlor aber allmählich das Bewusstsein. Ein oder zwei Tage lang lag er im Delirium. Manchmal hatte er die vage Vorstellung, ein kahl rasierter, gelb gewandeter birmanischer Priester kümmerge sich um ihn. Dann wieder dachte er in seinen Fieberträumen, man würde ihn aus dem Gefängnis in Oung-pen-la herausholen, um ihn lebendig zu verbrennen. Als das Fieber aufhörte und er wieder zu Bewusstsein kam, fand er sich in einem winzigen geschlossenen Raum wieder, dessen »Wand« dadurch gebildet wurde, dass man an die äußere Dachtraufe einer Feldküche eine Matte gehängt hatte. Die andere »Wand« bildete die Bambuswand der Küche.

Er war immer noch zu schwach, um sich zu bewegen; aber er stellte fest, dass sein Verstand klarer und aktiver war als zu irgendeinem Zeitpunkt, seit der Krieg ausgebrochen war. Während er die ihm in stets größerer Anzahl gebrachten Dokumente las und erklärte, begann er, die birmanischen Offiziere und Beamten sorgfältig zu studieren.

Er konnte deutlich erkennen, dass sie sich erst an den Gedanken gewöhnen mussten, Gebiete abzutreten und Entschädigung zu zahlen. Dabei mussten sie aber gleichzeitig in ihm ihren Freund sehen lernen,

sonst wäre er verloren. Sie hatten Todesangst vor den Briten. Gleichzeitig aber hatten sie nicht die geringste Vorstellung von offiziellen Verhandlungen oder Stellungnahmen. Der Artikel irgendeiner Zeitung in Kalkutta, in dem ein Journalist über den Fortgang der Ereignisse spekulierte, hatte für sie genau das gleiche Gewicht wie eine formelle Erklärung von Sir Archibald Campbell. Und was Verhandlungen betraf, so glaubten sie einfach, der Sieger würde selbstverständlich alles behalten, worauf er einmal seinen Fuß gesetzt hatte.

Schließlich erteilte Adoniram richtiggehende Lektionen über das Wesen von Vereinbarungen und Verträgen zwischen zivilisierten Nationen. Seine Vorträge führten dazu, dass er persönlich bewundert wurde, konnten aber kaum Vertrauen in die Briten wecken. Die birmanischen Offiziere riefen immer wieder aus: »Ah, das ist edel! Das ist so, wie es eigentlich sein sollte!« Und dann schüttelten sie ihre Köpfe und fügten hinzu: »Aber der Lehrer träumt. Er hat einen himmlischen Geist und meint, er sei im Land der himmlischen Wesen.« Doch als Beweis ihrer großen Hochachtung vor ihm und ihrer Anerkennung, er sei ein wahrer Freund Birmas, gaben sie ihm eine weitere Decke (oder vielmehr einen winzigen Baumwollteppich) – gerade groß genug, um ein sechsjähriges Kind zuzudecken. Diese befestigte er mit Bambussplintern an seiner eigenen Decke, damit sie in der Mitte doppelt so dick war wie bisher. Von nun an gelang es ihm (mithilfe vieler Verrenkungen, um unter dem »doppelten Stück« zu bleiben), sich nachts mehr oder weniger warm zu halten.

Während dieser ganzen Zeit trafen sich die birmanischen Abgesandten mit den Briten auf einem mitten im Fluss ankernden Boot. Schließlich wurde tatsächlich ein Vertrag von beiden Seiten unterzeichnet. Die Bedingungen waren, dass die Birmanen Arakan, Tenasserim, Assam und Manipur abtreten und ein Crore<sup>217</sup> Rupien – etwa eine Million britische Pfund Sterling<sup>218</sup> – bezahlen müssten. Die Bri-

---

<sup>217</sup> A. d. Ü.: *Crore* (von Hindi *karor*) ist das südasiatische Zahlwort für »zehn Millionen«. Varianten des Wortes kommen in den meisten südasiatischen Sprachen vor. Auch im indischen Englisch wird das Zahlwort *crore* verwendet und ersetzt fast immer, zusammen mit *lakh* (100 000), die europäischen Begriffe Million und Milliarde. Ein Land mit 500 Millionen Einwohnern hat nach dieser Sprechweise »50 crore inhabitants«.

<sup>218</sup> A. d. Ü.: Berechnung nach damaligem Wert. Dies entspricht in heutiger Währung zwischen 3 und 4 Mrd. US-Dollar.

ten gewährten einen 15-tägigen Waffenstillstand, um den Vertrag nach Ava zu bringen und dort vom König ratifizieren zu lassen.

Nach Ablauf der 15 Tage hörte man absolut nichts mehr vonseiten der Birmanen. Den Briten wurde klar, dass ihre Gegner wieder einmal auf Zeit gespielt hatten. Sie begannen mit ihrem Vormarsch auf Maloun.

Adoniram hatte seinen Zweck erfüllt. Am 17. Dezember, nach fünfminütiger Vorwarnung, wurde er auf ein Boot geladen und flussaufwärts nach Ava gebracht. Als die Briten die Palisaden stürmten und das Lager einnahmen, fanden sie auch den Originalvertrag. Er war nie nach Ava gebracht worden. Aber vielleicht durfte man niemanden allzu sehr verurteilen, da der König zweifellos jeden hätte enthaupten lassen, der mutig genug gewesen wäre, das Dokument zu präsentieren.

Aber von alledem wusste Adoniram nichts. Er wusste nur, dass er bald Nancy sehen würde. Er stieg spät nachts am 29. Dezember<sup>219</sup> am Flussufer aus dem Boot und wurde direkt an seinem Haus vorbeigeführt. Er konnte ein schwaches Licht im Inneren sehen, aber trotz seiner inständigen Bitten verweigerten ihm die Wachen den Eintritt, selbst für einen kurzen Augenblick. Sie waren nicht mitleidlos, aber ihre Befehle waren strikt und klar. Stattdessen brachten sie ihn zum Gerichtsgebäude, wo er bis zum Morgen in einem Nebengebäude festgehalten wurde. Von dort wurde er nach kurzer Befragung zu einem Schuppen gebracht, da ja über seine potenzielle Rückkehr nach Oung-pen-la noch nicht entschieden war.

Hier wurde er nach einem Tag ohne Essen und Trinken am Abend von Maung Ing aufgesucht. Dieser hatte von Adonirams Rückkehr durch den Diener gehört, der ihn flussabwärts begleitet hatte. Nancy, so Maung Ing, habe ihm bereits aufgetragen, zu dem freundlichen Gouverneur des Nordtors zu gehen, um festzustellen, ob Adoniram die Rückkehr nach Oung-pen-la erspart werden könne. Auch der kleinen Maria ginge es gut, habe Nancy gesagt. Adoniram solle sich keine Sorgen machen.

---

<sup>219</sup> A. d. H.: Dass die Rückfahrt wesentlich länger dauerte (vermutlich 12 Tage im Vergleich zur dreitägigen Hinfahrt), ist teilweise sicher damit zu erklären, dass das Boot flussaufwärts unterwegs war.

Adoniram war so erleichtert, Maung Ing zu sehen, dass ihm erst nach seinem Weggang bewusst wurde, dass Maung Ings Worte in Bezug auf Nancy seltsam ausweichend waren. Zwei- oder dreimal hatte Adoniram Maung Ing direkt gefragt, ob Nancy wohlauf sei. Maung Ing hatte entweder geantwortet, dass Nancy ihm Anweisungen bezüglich einer Bitte an den Gouverneur des Nordtors gegeben habe, oder gesagt, dass Maria wohlauf sei. Maung Ings Ton war so beruhigend gewesen, dass er während des Gesprächs keinerlei Sorge verspürte, aber jetzt im Nachhinein beunruhigte ihn diese ungewöhnliche Indirektheit doch sehr.

Der Gouverneur des Nordtors handelte prompt. Am gleichen Abend noch präsentierte er dem Obersten Gerichtshof eine Petition für Adonirams Freilassung und bot sich selbst als Bürgen an. Am Morgen ließ der alte Beamte den Gefangenen zu seinem Haus kommen, um ihm seine Freilassung persönlich mitzuteilen. Adoniram dankte ihm überschwänglich und eilte dann zu seinem eigenen Haus. Es war der 31. Dezember 1825.

Als Adoniram durch die offene Tür eintrat, sah er als Erstes eine dicke birmanische Frau, die neben einer Pfanne mit Kohlen hockte. Sie hielt ein Baby auf ihren Knien, ein so abgemagertes und schmutziges Kind, dass es Adoniram gar nicht in den Sinn kam, es könnte Maria sein. Er eilte ins Schlafzimmer. »Quer über dem Fußteil des Bettes, als ob sie dorthin gefallen wäre, lag eine menschliche Gestalt, die er auf den ersten Blick kaum besser identifizieren konnte als sein Kind. Das Gesicht war von entsetzlicher Blässe, die Gesichtszüge traten scharf hervor, und die ganze Gestalt war fast bis zum Skelett abgemagert. Die glänzenden schwarzen Locken waren von dem fein profilierten Kopf abrasiert, der jetzt von einer eng anliegenden Baumwollmütze der größten und ... nicht gerade reinlichsten Art bedeckt war.«

Als er sich über die reglose Gestalt beugte, konnte er kaum seinen Augen trauen. Doch ja, es war Nancy. War sie tot? Sein Atem auf ihrer Wange muss einen winzigen Rest ihrer Lebensgeister angefacht haben, denn sie öffnete ihre Augen. Sie war am Leben, gerade noch am Leben.

Obwohl sie immer noch todkrank war, hatte Nancy den Tiefpunkt der Krankheit bereits vor einem Monat durchschritten. Ihr Gesundheits-

zustand hatte sich ständig verschlechtert, seit Adoniram den Fluss hinabgefahren war. Nach etwa zwei Wochen bekam sie das gefürchtete Fleckfieber, verbunden mit einer Entzündung der Hirn- und Rückenmarkshäute<sup>220</sup>. Sie erkannte die Krankheit und war sicher, dass sie tödlich sein würde. Zum Glück bot sich am selben Tag eine birmanische Amme an, auszuhelfen und Maria zu stillen. Bald darauf wurde Nancy bewusstlos. Mindestens zwei Wochen wurde sie von heftigem Fieber geschüttelt, als Price vorbeikam. Er war gerade aus dem Gefängnis von Oung-pen-la nach Ava gekommen und sollte dort eine weitere Übersetzungsaufgabe erledigen. Er konnte sich die Genehmigung besorgen, sie zu besuchen. Price war davon überzeugt, dass sie nur noch einige Stunden zu leben hätte, aber als letztes Mittel ließ er ihr Haar abrasieren und Kopf und Füße mit Blister-Salbe<sup>221</sup> behandeln. Die birmanischen Nachbarn, die vorbeikamen, sagten: »Sie ist tot. Selbst wenn der König der Engel zu ihr käme, könnte er sie nicht heilen.« Aber irgendwie überlebte sie. Nach einer knappen Woche erlangte sie das Bewusstsein wieder. Der treue Koo-chil überredete sie, ein bisschen Wein und Wasser zu trinken. Langsam ging es ihr besser. Vor Adonirams Rückkehr konnte sie bereits anordnen, nach ihm Ausschau zu halten; aber sie war noch nicht in der Lage, sich aufzurichten. In dieser Situation fand er sie.

Als sie transportfähig war, brachte Adoniram sie vom Haus am Fluss zum Anwesen des Gouverneurs des Nordtors, wo man ihm eine Bleibe angeboten hatte. Die Judsons hätten aus dem Haus am Fluss ohnehin ausziehen müssen, denn zu Beginn des Jahres 1826 begannen die Briten, den Irrawaddy hinauf vorzurücken. Ganz Ava geriet in Panik. Bis jetzt hatte der Hof immer geglaubt, dass die Briten auf die eine oder andere Weise aus Birma vertrieben werden würden – durch neue Armeen und neue Befehlshaber, die man von irgendwoher beordern würde, durch Aufstände in den anderen britischen Territorien, durch Seuchen, durch Verrat, durch Betrugerei oder vielleicht durch

---

220 A. d. Ü.: (Bakterielle) Meningitis/Hirnhautentzündung kann als Komplikation des Fleckfiebers (»typhus levissimus«, durch Infektion mit Rickettsia-Bakterien verursachte Krankheit) auftreten, besonders bei Kindern. Die beiden Krankheiten können aufgrund der Ähnlichkeit ihrer Symptome auch miteinander verwechselt werden. Oft schon wurde Meningitis bei Patienten dokumentiert, die Fleckfieber hatten (das durch Infektion von Rickettsia-Bakterien verursacht wird).

221 A. d. Ü.: Die Blister-Salbe wird heute nur noch in der Tiermedizin verwendet. Es handelt sich dabei um einen Sammelbegriff für stark entzündungsanregende (blasenauslösende) Salben wie Quecksilber(II)-iodid (»Roter Blister«) oder Cantharidin (»Schwarzer Blister«).

reine Langeweile in der feindlichen Armee. Aber die Briten rückten unerbittlich vor.

Adoniram und Price wurden jeden Tag ins Gerichtsgebäude zu Beratungen gerufen. Zwei kürzlich gefangene britische Offiziere, ein gewisser Dr. Sandford und ein Leutnant namens Bennett, wurden ebenfalls konsultiert. Aber obwohl alle vier wie Orakel respektiert und behandelt wurden, konnten sie den Hof nur von einer einzigen Sache überzeugen: In dem Vertrag, der in Maloun unterzeichnet worden war (der König wusste inzwischen davon), war eine Entschädigung von einem Crore Rupien vereinbart worden, einer Million britischer Pfund Sterling. Nach Bezahlung dieser Summe hatten die Engländer versprochen, ihre Truppen zurückzuziehen und Birma den Birmanen zu überlassen, ausgenommen die Küstenprovinzen. Aber die Birmanen (einschließlich des Hofes) konnten einfach nicht glauben, dass die Briten ihr Versprechen halten würden. Gouger schrieb dazu: »Was für eine unerhörte Sache: ein Land zu erobern und es dann zurückzugeben – das war einfach nicht zu glauben! Indem sie britische Ehre und Treue an ihrem eigenen Standard maßen, kamen die Birmanen zu der Schlussfolgerung, dass man sie zuerst finanziell ausbeuten und dann in die Hauptstadt einmarschieren wollte.«

Schließlich entschied sich die Regierung, man solle die beiden gefangenen Engländer dazu einsetzen, um Sir Archibald Campbell vielleicht dazu zu bringen, die Friedensbedingungen zu erleichtern. Man wählte Adoniram dazu aus, mit einem von ihnen zum englischen Hauptquartier zu reisen. Von allen Missionen während der Verhandlungen war es diese, die Adoniram am meisten fürchtete. Wenn der geringste Verdacht auf seine Ehrlichkeit und Loyalität fiel, konnten er und seine Angehörigen den Kopf verlieren. Aber auch Price war bereit zu gehen. Adoniram konnte die Behörden überzeugen, dass Price der Aufgabe genauso gewachsen sei wie er.

Ein kompliziertes Sicherheitssystem wurde eingerichtet. Price sollte mit Dr. Sandford gehen. Adoniram wäre Geisel für Price. Leutnant Bennett wäre Geisel für Dr. Sandford. Der König gab jedem von ihnen großzügig 100 Tical für Auslagen. Dr. Sandford sandte von dem erhaltenen Betrag prompt 25 Tical an Gouger, indem er das Geld durch Gougers Bäcker überbringen ließ. Dieser flog jetzt, wie sich Gouger

ausdrückte, »zwischen Ava und Oung-pen-la mit der Geschwindigkeit eines Weberschiffchens hin und her«<sup>222</sup>.

Ende Januar reisten Price und Sandford mit einem birmanischen Beamten flussabwärts. Inzwischen – getreu ihrem Prinzip, niemandem zu trauen – setzte die Regierung ihre hektischen Bemühungen fort, die Stadt zu befestigen. Nancy notierte:

Mensch und Tier arbeiteten Tag und Nacht, bauten neue Palisaden und verstärkten die alten. Wann immer ein Gebäude im Weg stand, wurde es sofort niedergerissen. Unser Haus und seine Umgebung wurden dem Erdboden gleichgemacht, und aus unserem schönen kleinen Anwesen wurde eine Straße und ein Stellungsplatz für Kanonen. Alle Wertsachen wurden aus der Stadt gebracht und an einem anderen Ort sicher verwahrt.

Als die Nachricht eintraf, dass das Boot von Price und Sandford wieder auf dem Weg flussaufwärts war, säumten Tausende der Einwohner von Ava in ängstlicher Erwartung das Ufer. Der Hof war wie vom Donner gerührt, dass Dr. Sandford zurückkehrte, obwohl ihn nichts davon hätte abhalten können, sein Wort zu brechen und bei seiner eigenen Truppe zu bleiben. Sandford sagte nur, dies sei nicht weiter überraschend: Sir Archibald Campbell hätte ihm die Rückkehr befohlen, selbst wenn er selbst nicht gewollt hätte, weil das seine Vereinbarung war. Ein solches Verhalten war in Europa festgeschriebener Brauch. Die Angehörigen des Hofes konnten es immer noch nicht verstehen, aber erstmalig begannen sie zu glauben, dass diese verrückten Briten tatsächlich so töricht sein könnten, ihr Wort zu halten, selbst wenn ganz Birma ohne Verteidigungsmöglichkeit offen vor ihnen läge und sie nur zugreifen müssten.

---

222 A. d. A.: Da er seinen Herrn gut kannte, verwendete der Bäcker einen Teil des Geldes für das, was – wie er wusste – Gouger zwei Jahre lang am meisten begehrt hatte: eine Flasche Arrak. Gougerleckte sich deswegen noch 35 Jahre später die Lippen: »Oh! Wer kann den Trost ermessen, den ein tägliches Glas starken Getränks einem Körper bietet, der vor Erschöpfung am Zusammenbrechen ist? Es ist unbeschreiblich.«

A. d. Ü.: Arrak (nicht zu verwechseln mit dem arabischen Anisbranntwein Arak) ist eine aus Palmzuckersaft (Melasse) und vergorener Reismaische gewonnene Spirituose, oft Reisbranntwein genannt. Sie wird in Indien (Goa), Sri Lanka und Südostasien produziert. Manchmal werden auch Extrakte von Datteln oder Hirse vor dem Brennen beigemischt. In Bali wird Arrak traditionell auch aus der Lontarpalme gewonnen und für Opfergaben verwendet.

Price überbrachte den versammelten Regierungsmitgliedern im Hlutdaw die britische Antwort. In den Palasttoren standen dicht gedrängt die Zuschauer.

»Der General und seine Offiziere«, sagte er, »werden ihre Bedingungen nicht ändern, außer dass die Entschädigungssumme in vier Raten gezahlt werden kann. Das erste Viertel muss innerhalb von zwölf Tagen entrichtet werden, oder die Armee wird ihren Marsch fortsetzen. Zusätzlich müssen die in der Gewalt der Birmanen befindlichen Gefangenen sofort freigelassen werden.«

Außerdem hatte der britische Kommandeur Price speziell beauftragt, Adoniram, Nancy und die kleine Maria kommen zu lassen, aber in Bezug auf diese drei geriet der König in Rage: »Sie sind keine Engländer, sie sind meine Leute. Sie werden nicht gehen.« Er hatte den Wert der Dienste Adonirams schätzen gelernt. Bezüglich der Territorien akzeptierte die birmanische Regierung, sie abzutreten. Sie könnten später wieder zurückerobert werden, wenn die Engländer abgezogen wären. Aber das Geld, das Crore Rupien! Gewiss musste es einen Weg geben, die Engländer loszuwerden, ohne die ganze Summe zu bezahlen! Vielleicht könnte man ihnen nur eine kleine Anzahlung der ersten Rate schicken – gerade genug, dass sie denken würden, sie bekämen in Kürze auch den Rest. Dann würden sie vielleicht abziehen. Oder vielleicht könnte man doch noch eine neue Armee aufstellen.

Price und Adoniram sagten dem König, der Königin und dem Hof in aller Deutlichkeit, dass die Engländer niemals Frieden zu anderen Bedingungen schließen würden. Es wäre nutzlos, noch einmal zu ihnen ohne das Geld hinabzufahren. Einige der Beamten sagten zu den beiden Missionaren: »Vielleicht seid ihr auf der Seite der Engländer. Ihr habt nicht versucht, sie zu überreden, weniger zu verlangen. Wenn ihr anderer Meinung seid, werden eure Familien dafür leiden.«

Zu diesem Zeitpunkt gab es einen General, Layar-thoo-yah, der immer noch glaubte, er könne die Engländer besiegen. Sie hatten noch nicht ganz die alte Hauptstadt Pagan<sup>223</sup> erreicht, die flussabwärts am Irrawaddy lag. Er könne die Stadt befestigen, sie uneinnehmbar machen und von dort dann eine Offensive starten und sie vertreiben.

---

223 A. d. H.: Vgl. Fußnote 170 auf S. 316.

Statt so viel Geld aus dem königlichen Schatz herzugeben, waren der König und die Königin der Meinung, er solle es zumindest versuchen. Er bekam den Spitznamen »Herr der untergehenden Sonne«. Rund 15 000 neue Soldaten wurden rekrutiert, indem jedem Mann ein Vorschuss-Sold von 150 Tical gezahlt wurde. Die Männer dieser neuen Armee – als »Bewahrer der Königlichen Herrlichkeit« bezeichnet – zogen nach Pagan hinunter und befestigten die Stadt, wobei sie ihren plötzlichen Reichtum unterwegs für teure Kleidung ausgaben. Die Briten griffen sie mit 900 Mann an. Die birmanische Verteidigungslinie brach zusammen, und die Soldaten rannten davon. Layar-thoo-yah erschien vor dem König und forderte neue Truppen.

Der König war wütend. Sein Befehlshaber hatte die Verhandlungen aufgehoben und den britischen Kommandeur verärgert. Der »Herr der untergehenden Sonne« wurde »aus dem Palast gestoßen und auf dem ganzen Weg zum Gerichtsgebäude geprügelt – wo ihm seine prächtige Kleidung ausgezogen, er mit Stricken gefesselt und gezwungen wurde, sich auf Knien Richtung Palast zu verbeugen. Dann wurde er den Henkern übergeben, die mit ihrer brutalen Behandlung sein Leben beendeten, noch ehe sie den Richtplatz erreicht hatten«. Unmittelbar danach ließ der König verbreiten, Layar-thoo-yah sei hingerichtet worden, weil er dem königlichen Befehl zuwidergehandelt hätte, *nicht gegen die Engländer zu kämpfen*.

Am selben Abend noch wurde Price wieder mit einigen gefangenen Briten hinabgesandt mit der Anweisung, den Feind zu überreden, etwa ein Viertel der ersten Rate zu akzeptieren. Nach ein paar Tagen kehrte er zurück. Der britische General sei äußerst zornig, berichtete er, und hatte sogar jedes Gespräch mit Dr. Price verweigert. Er war inzwischen wenige Tagesmärsche von Ava entfernt und stand kurz davor, in die Stadt einzumarschieren.

Selbst in dieser Lage hätte der König vielleicht noch Zeit schinden wollen, aber die Königin hatte genug. Sie setzte sich wie früher mit ihrer Autorität durch und befahl, das Geld müsse sofort aufgebracht werden. Der Palast war in Aufruhr. Goldene und silberne Vasen, Krüge, Geschirr – alles wurde eingeschmolzen. Der König und die Königin selbst übernahmen das Abwiegen. Silberbarren wurden aus der königlichen Schatzkammer auf Boote getragen. Am folgenden

Abend war die gesamte erste Rate verladen und bereit, flussabwärts transportiert zu werden.

Doch der Anblick von so viel Silber bewirkte erneut eine Änderung der königlichen Gedanken. Woher hatte man die Sicherheit, dass die Briten ihren Vormarsch wirklich stoppen würden, nachdem sie das Silber empfangen hatten? Am besten, man schickte wie schon zuvor einfach nur ein Viertel hinab. Wenn dann die Briten anhielten, würde man den Rest versprechen.

In diesem Augenblick dachte einer der Beamten an Adoniram, der auf den Straßen umherging und das Treiben beobachtete. Man sandte Männer nach ihm, die ihn beim Arm nahmen und sagten, er müsse sofort mit dem Wungyi und dem Wundauk<sup>224</sup> an Bord gehen, die die Vollmacht zum Friedensschluss hätten. Auch einige britische Offiziere und – zu Adonirams Freude – Henry Gouger und der Armenier Ara-keel waren gerade aus Oung-pen-la entlassen worden und fuhren mit.

Sir Archibald Campbell reagierte genau so, wie Adoniram es erwartet hatte. Er weigerte sich, das Viertel der ersten Rate auch nur anzunehmen. Er lehnte es ab, seinen Marsch zu unterbrechen, war aber bereit, langsam vorzurücken, bis das Geld eingetroffen wäre. Er versprach Adoniram, er würde anhalten und Frieden schließen, wenn die vollständige erste Rate bei ihm eingetroffen sei, ehe er Ava erreicht hätte. Außerdem autorisierte er Adoniram, alle Ausländer in der Gegend von Ava zu versammeln und sie in Gegenwart der Regierungsmitglieder zu fragen, ob sie bleiben oder weggehen wollten. Falls sie zu gehen wünschten, müssten sie sofort den Briten übergeben werden, sonst gäbe es keinen Frieden.

Adoniram überbrachte diese Nachricht dem König bei seiner Rückkehr nach Ava um Mitternacht. Der Wungyi und der Wundauk bestätigten seine Worte mit niedergeschlagener Miene. Adoniram ließ alle Ausländer – einschließlich derer, die noch in Oung-pen-la waren – versammeln und ihnen die entsprechende Frage stellen. Diejenigen, die bleiben wollten (der arme alte Rodgers, der sich schon

---

<sup>224</sup> A. d. Ü.: Siehe die oben befindlichen Angaben zur birmanischen Regierungsorganisation (vgl. Fußnote 173 auf S. 318): Jedem der Wungyis war ein Wundauk (»Unterstützer«) zugeteilt, der das Tagesgeschäft des Hlutdaw überwachte, aktiv an seinen Diskussionen teilnahm und den Wungyis Vorschläge zur Entscheidungsfindung unterbreitete.

so lange birmanischen Diensten verschrieben hatte, war unter ihnen), wurden freigelassen.

Und wieder einmal wollten einige der Beamten von Adoniram, dass er bliebe. »Du wirst uns nicht verlassen; du wirst ein großer Mann werden, wenn du bleibst.« Adoniram, der natürlich an die Zukunft der Mission in Birma dachte, wollte nicht rundweg ablehnen. Diplomatisch sagte er, seine Frau wolle gehen, und natürlich müsse er ihr folgen.

Die Gefangenen und das Silber – diesmal die vollständige erste Rate – reisten schon bald in sechs oder acht goldenen Booten den Fluss hinab. In einem saßen Adoniram, Nancy und die kleine Maria, Maung Ing, die Amme und Koo-chil. Ihr Freund, der Gouverneur des Nordtors, kam zum Ufer hinab, um sich zu verabschieden.

Es war eine kühle, mondhele Nacht. Maria schlief in Adonirams Armen. All ihr weltlicher Besitz war bei ihnen im Boot. Um Mitternacht, wurden sie beim birmanischen Feldlager weiter flussabwärts zwei Stunden lang aufgehalten. Der Wungyi und einige Offiziere wollten durchsetzen, dass die Judsons warten sollten. Währenddessen sollte Price mit dem Schatz vorausfahren, um sicherzugehen, dass die Briten ihn annähmen und ihren Vormarsch anhielten. Aber Adoniram bestand auf der Weiterfahrt. Widerstrebend gab der Wungyi nach. Er konnte es sich inzwischen schlecht leisten, den amerikanischen Lehrer zu vergrämen.

Und weiter glitt das Boot im Licht des hell strahlenden Mondes den ruhigen Irrawaddy hinunter. Adoniram und Nancy blickten einander mit stiller Genugtuung an. Er war abgemagert sowie hager und sah aus wie ein alter Mann. Nancy war ausgemergelt und bleich, fast wie ein Gespenst, als sie sich in den Kissen zurücklehnte. Ihre Hände waren blutleer, fast transparent. Auch Töchterchen Maria schien ein verschrumpeltes kleines Wesen zu sein; ihr Babygesicht war eingefallen, ihre Ärmchen und Beinchen sahen wie kleine Stecken aus. Aber sie schlief friedlich. Wer die drei sah, konnte meinen, sie seien zerlumpte Vogelscheuchen.

Und doch waren die beiden Missionare, die vom friedlichen Bradford so weit her gekommen waren und so viel durchgestanden hatten, in dieser Nacht voll absoluten Friedens und Glücks. Sie waren endlich

frei. Im Himmel, dachten sie, muss man wohl so ähnliche Empfindungen haben.

Am Morgen sahen sie die Masten des Dampfbootes *Diana*, jenes »geheimnisvollen Zauberschiffs«, das so viel zur birmanischen Meinung beigetragen hatte, die Briten seien unbesiegbar. Hier wurden Nancy und Maria an Bord genommen, während Adoniram einige Kilometer weiter flussabwärts nach Yandabo fuhr, um Sir Archibald Campbell zu treffen. Von jetzt an wurde Nancy wie eine Königin behandelt. In der vergangenen Nacht hatten sie und Adoniram geglaubt, sie erlebten einen Vorgeschmack des Himmels. Jetzt erschien sie den Briten wie ein wahrhaftiger Engel.

Am nächsten Tag gingen Adoniram und Nancy zum Hauptquartier General Campbells. Er hatte für sie ein Zelt mit einer Veranda, bei Weitem das größte im Lager, neben seinem eigenen aufschlagen lassen, und sie speisten mit ihm an seinem Tisch. Nach Nancys Worten behandelte er sie »mit der Freundlichkeit eines Vaters«. An Elnathan schrieb sie: »Ich glaube, sagen zu dürfen, dass niemand auf Erden je glücklicher war, als wir es während der 14 Tage sein konnten, die wir im englischen Lager verbrachten.«

Inzwischen war man die ersten paar Tage mit dem Friedensvertrag beschäftigt, der in die Geschichte als Vertrag von Yandabo<sup>225</sup> ein-

---

225 A. d. Ü.: Der Vertrag von Yandabo war der Friedensvertrag, der den Ersten Anglo-Birmanischen Krieg beendete. Der Vertrag wurde am 24. Februar 1826 unterzeichnet (fast zwei Jahre, nachdem der Krieg am 5. März 1824 formell ausgebrochen war), und zwar von General Sir Archibald Campbell auf britischer und dem Wungyi, dem Gouverneur von Legaing, Maha Min Hla Kyaw Htin, auf birmanischer Seite. Da die britische Armee in Yandabo stand, nur 80 Kilometer von der Hauptstadt Ava entfernt, mussten die Birmanen die britischen Bedingungen ohne weitere Verhandlungen annehmen. Gemäß dem Vertrag stimmten die Birmanen zu,

1. den Briten Assam, Manipur, Rakhine/Arakan und die Küste von Tanintharyi/Tenasserim südlich des Saluen-Flusses abzutreten,
2. jede Einmischung in Cachar und Jaintia zu beenden,
3. eine Entschädigung von 1 Mio. Pfund Sterling in vier Raten zu bezahlen,
4. den Austausch von Diplomaten zwischen Ava und Kalkutta zu gestatten und
5. mittelfristig einen Handelsvertrag abzuschließen.

Für die Birmanen war es der Anfang vom Ende ihrer Unabhängigkeit. Dem Dritten Birmanischen Reich, kurzzeitig der Schrecken British-Indiens, wurde wirksam das Rückgrat gebrochen, sodass es keine Bedrohung mehr für die Ostgrenze British-Indiens darstellte. Birma lag aufgrund der gewaltigen Reparationszahlung von 1 Mio. Pfund (selbst für das damalige Europa eine riesige Summe) auf Jahre hinaus wirtschaftlich danieder. Die Briten führten noch zwei weitere Kriege gegen ein stark geschwächtes Birma und verlebten 1885 das ganze Land ihrem Kolonialreich ein.

Die Angaben in dieser Fußnote gehen z. T. zurück auf folgende englischsprachige Website:

\_\_\_\_\_  
[http://en.wikipedia.org/wiki/Treaty\\_of\\_Yandabo](http://en.wikipedia.org/wiki/Treaty_of_Yandabo) (abgerufen am 5. 2. 2015).

gehen sollte. Henry Gouger – elegant ausstaffiert in Kleidern, die ihm Sir Archibald Campbells Sohn John gegeben hatte – half Adoniram bei der Ausarbeitung der letzten Details. Zum Abschluss des Vertrags beschloss General Campbell, für die birmanischen Repräsentanten ein Staatsbankett zu geben.

Er wollte sie mit britischem Gepränge beeindrucken, und es gelang ihm trefflich. Alle Flaggen und Banner, die man finden konnte, wurden gehisst, sodass sich der Anblick eines farbenprächtigen Meeres wehender Fahnen bot. Goldene und purpurne Teppiche und Wandbehänge wurden überall platziert, um die ohnehin ziemlich verunsicherten Gäste zu beeindrucken.

Zum Bankett wurde durch die Angehörigen des Regimentsmusikkorps gerufen, die in voller Uniform angetreten waren. Feierlich sammelte sich die ganze Gesellschaft in Paaren, wobei die birmanischen Repräsentanten mitmachten, so gut es ihnen gelang. Dann schritt man zum langen Bankett-Tisch. General Campbell in seiner elegantesten Paradeuniform, die er speziell für einen solchen Anlass mitgeführt hatte, marschierte allein voran.

Als er zum Zelt der Judsons kam, das neben seinem eigenen stand, brach die Musik ab, und die Prozession hielt an. Neugierig reckten die Birmanen ihre Hälsen, um mitzubekommen, was als Nächstes geschehen würde. Die Briten (und Adoniram), die es sich denken konnten, zeigten keine Regung. Im nächsten Augenblick erschien der General Arm in Arm mit Nancy – ihr schmales Gesicht ernst und gesetzt, aber aus ihren Augen blitzte der Schalk der Nancy Hasseltine von früher. Feierlich führte er sie an die Stirnseite des Tisches und setzte sie zu seiner Rechten.

Diese birmanischen Bevollmächtigten kannten Nancy sehr gut. Eineinhalb Jahre lang hatte sie sich um der kleinsten Gefälligkeiten willen vor ihnen gedemütigt. Sie hatte Brüskierungen und Beleidigungen ohne Zorn und Murren ertragen. Jetzt gab ihr dieser siegreiche britische Lord und General den Platz höchster Ehre. (Vermutlich dachten sie, er habe eine führende Stellung in der Ostindiengesellschaft inne und sei vielleicht sogar ein Bruder des britischen Königs.) Als sie nervös ihre eigenen Plätze einnahmen, blickten sie ängstlich zu dem Paar an der Stirnseite des Tisches hinüber, zu der Frau des amerika-

nischen Missionars und dem kommandierenden General der britischen Armee. Wenn sie ihm erzählte, was sie wusste – und wenn sie auch nur ein wenig den Birmanen ähnelte, würde sie es tun –, hätte fast jeder von ihnen etwas zu befürchten: wahrscheinlich den Tod, auf jeden Fall aber Folterung.

Nancy wusste, was in ihren Köpfen vorging. Sie war zu sehr Mensch, um in ihrem Blick nicht ein wenig von dem zu zeigen, was sie fühlte. General Campbell vermutete es und konnte ein Lächeln nur mit Mühe unterdrücken.

»Ich nehme an, diese Herrschaften sind alte Bekannte von Ihnen«, sagte der General mit ironischem Unterton, als ihnen Speise aufgetragen wurde. »Ihren Mienen nach zu urteilen, müssen Sie diese Leute schrecklich behandelt haben.« Die Birmanen verstanden kein Englisch, aber sie bemerkten sehr wohl, dass er über sie sprach. Einer von ihnen zeigte sich besonders verängstigt. Als er zu essen versuchte, glitt ihm der Bissen von der Gabel, die er in seiner zitternden Hand hielt. Dies erregte General Campbells Aufmerksamkeit. »Was ist los mit dem Besitzer des Spitzbartes da drüben?«, fuhr der General fort. »Er scheint gerade einen Anfall von Schüttelfrost zu haben.«

Nancy fixierte ihn sorgfältig mit einem Blick warmherzigen Wiedererkennens. »Ich weiß nicht«, sagte sie, »aber vielleicht ist er zu sehr mit seinen Erinnerungen beschäftigt. Er ist ein alter Bekannter von mir. Wahrscheinlich betrachtet er sich jetzt als gefährdet, da er mich unter Ihrem Schutz sieht.«

Und sie erzählte die Geschichte, wie Adoniram in fünf Fußschellen gelegt und ins innere Gefängnis gestoßen wurde, halb tot vor Fieber, und wie sie sich dann am frühen Morgen zum Haus dieses Mannes geschleppt hatte, der sie in der glühenden Sonne bis Mittag hatte warten lassen. Er hatte ihre Bitte um Erleichterung der Lage Adonirams gleichgültig angehört und sie dann verächtlich abgeschlagen. Es war dieser Mann, der – als sie sich zum Gehen wandte – ihren seidenen Sonnenschirm gesehen und ihn ihr entrissen hatte. Er war es auch, der gelacht und sinngemäß gesagt hatte: »Nur fette Leute müssen sich vor einem Sonnenstich fürchten. Eine Frau, so dünn wie du, kann die Sonne überhaupt nicht finden.«

Die englischen Offiziere, die auf einer Seite des Tisches nebeneinander saßen, hatten Mühe, höfliches Schweigen zu bewahren, als sie die Geschichte erzählte. Aber ihre Blicke auf den Beamten, der immer mehr in sich zusammensank, redeten lauter als ihre wenigen Worte der Entrüstung. Intuitiv schien er irgendwie zu erfassen, was Nancy sagte. Sein Gesicht wand sich vor Angst. Mit seiner unkontrolliert zitternden Hand suchte er sich die Schweißtropfen abzuwischen, die sich auf seinem totenbleichen Gesicht bildeten.

Nancy hatte Erbarmen mit ihm. Auf Birmanisch versicherte sie ihm sanft: »Du hast nichts zu befürchten.« Sie erklärte General Campbell, was sie ihm gerade gesagt hatte. Das Gespräch wandte sich dann anderen Themen zu, und Nancy sowie Adoniram übersetzten höfliche Bemerkungen hin und zurück. Doch das Bankett war nicht gerade ein Genuss für die birmanischen Bevollmächtigten. Sie aßen wenig und zitterten viel. Die weißen Männer verhielten sich peinlich korrekt, aber auch nicht mehr.

Nach dem Bankett, als sie allein in ihrem Zelt waren, schüttelten sich Adoniram und Nancy vor – vielleicht nicht unbedingt »christlichem« – Lachen: »Ich habe ja nie geglaubt, dass ich allzu nachtragend sein könnte«, musste Adoniram zugeben, als er nach Luft rang, »aber ehrlich, das war eine der köstlichsten Szenen, die ich je erlebt habe.«

## Der schwarz umrandete Brief (1826)

Am 6. März 1826 verließen Adoniram und Nancy Yandabo und reisten an Bord des Kanonenbootes *Irrawaddy* nach Rangun. Am 21. März kamen sie am Missionshaus an, das eine Ruine war, aber immerhin noch stand. Sie waren zwei Jahre und drei Monate weg gewesen.

Die Houghs und die Wades waren inzwischen nach Kalkutta zurückgekehrt. An jenem Tag im Jahr 1824, als die Briten Rangun angriffen, waren sie friedlich bei der Arbeit gewesen – sie druckten gerade Adonirams birmanisches Wörterbuch. Als das Artilleriefeuer der Invasoren begann, wurden sie verhaftet und zum Tod verurteilt. Zum Glück für sie flohen ihre Wächter in Panik, als die Briten in die Stadt eindrangen.

Der Krieg hatte fast die ganze kleine Gemeinde zerstreut. Maung Shway-bay war im Missionshaus geblieben. Der gelehrte Maung Shway-gnong, so hörten sie, war am Leben, aber irgendwo im Landesinnern. Mah Men-lay und ihre Schwester hatten sich in Prome aufgehalten und waren mit ihnen nach Rangun zurückgekehrt. Aber die meisten waren gestorben oder verschwunden. Das Werk musste man ganz von vorn beginnen und dabei auf Price verzichten. Er hatte sich entschieden, in Ava im Dienst des Königs zu bleiben.

Der Vertrag von Yandabo hatte Rangun in birmanischer Hand gelassen. Adoniram und Nancy sahen keinen Grund zur Hoffnung, dass es in birmanisch beherrschtem Gebiet nun größere religiöse Toleranz geben sollte als früher – aufgrund von Rachegefühlen gegenüber den Weißen eher sogar weniger.

Der namhafte Orientalist John Crawfurd<sup>226</sup> wurde zum Zivilbevoll-

---

<sup>226</sup> John Crawfurd (geb. 13. 8. 1783 auf Islay, Schottland; gest. 11. 5. 1868 in London) war ein schottischer Orientalist und Ethnologe. Nach dem Medizinstudium an der Universität Edinburgh lebte er zwischen 1803 und 1808 in den Nordwestprovinzen Ostindiens. 1808 ging er nach Penang und 1811 nach Java, wo er sich bis 1817 aufhielt. Daraufhin kehrte er nach Großbritannien zurück. 1821 kam er zum zweiten Mal nach Indien und bereiste dann Siam und Cochinchina (das östliche Kambodscha und südliche Vietnam). 1823 wurde er zum Statthalter von Singapur und 1826 zum Kommissär in Pegu sowie zum Gesandten am birmanischen Hof ernannt. 1827 kehrte er in seine Heimat zurück.

mächtigen unter dem britischen Generalgouverneur Lord Amherst ernannt. Eine seiner ersten Aufgaben war es, eine neue Hauptstadt für die unter englische Kontrolle gekommenen Provinzen auszuwählen, und er bat Adoniram, ihn zu begleiten. Adoniram, der sich der Wichtigkeit einer sicheren Basis für missionarische Aktivitäten bewusst war, war einverstanden, und zehn Tage nach seiner Ankunft in Rangun reiste er mit Crawford im Dampfboot nach Martaban<sup>227</sup>, in Richtung des Saluen-Flusses. An der Mündung des Saluen befand sich ein natürlicher Hafen mit guten Ankermöglichkeiten. Die Halbinsel an der Flussmündung wurde als bester Platz für eine Hauptstadt ausgewählt. Hier wurde am 6. April 1826 die britische Flagge gehisst, Salutschüsse wurden abgefeuert, und der Ort bekam den Namen »Amherst«. Adoniram beschloss die Zeremonie, indem er das 60. Kapitel des Propheten Jesaja las, passend für die Einweihung einer neuen Stadt, und ein Gebet sprach.

Am 10. April war Adoniram zurück in Rangun bei Nancy. Er war von Amherst begeistert und überzeugt davon, dass es zu einem großen Zentrum würde, von wo aus sie das Evangelium verbreiten könnten. Er ließ sofort den alten *zayat* abbrechen und organisierte den Schiffs-transport der Bretter nach Amherst, um sie dort für den Bau eines Gebäudes als Schutz in der kommenden Regenzeit zu verwenden.

Auch Nancy war voller Zuversicht. Es gäbe dort viele Birmanen, die man zur Bekehrung führen könnte, und – was am allerwichtigsten war – sie würden »nicht mehr um die Protektion eines arroganten Monarchen für die Errichtung unserer Mission betteln oder sich bei den Wungyis anbiedern müssen, um die Verfolgung der Bekehrten zu verhindern«. Am 26. April hatten sie bereits vier einheimische christliche Familien vorausgeschickt, darunter auch Maung Ing und Maung Shway-bay, um Wohnmöglichkeiten vorzubereiten.

Adoniram und Nancy konnten aufgrund einer Einladung von Crawford nicht vor Ende Juni abreisen. Der Vertrag von Yandabo hatte die Vereinbarung eines Handelsvertrags zwischen der Ostindien-

---

In Großbritannien vertiefte sich Crawford anschließend in seine Studien und wirkte als Historiker, Orientalist, Ökonom, Ethnologe, Parlamentarier und Autor.

227 A. d. H.: Nach diesem Ort, heute als *Mottama* bezeichnet und recht unbedeutend, ist der Golf von Martaban (als Teil der Andamanensee bzw. des Indischen Ozeans) benannt. Er ist ca. 50 Kilometer von Amherst (heute Kyaikkami) entfernt.

gesellschaft und der birmanischen Regierung vorgesehen, um »die Gold- und Silberstraße zu öffnen«, wie es in der birmanischen Version hieß. Wenn Kaufleute wie in anderen Ländern in der Lage wären, Gold und Silber auszuführen, und wenn einige der besonders ärgerlichen birmanischen Handelsbeschränkungen aufgehoben würden, konnte man ein rasches Wachstum von Handel und Warenverkehr erwarten. Crawford sollte den Vertrag aushandeln und wollte Adoniram mehr als jeden anderen in Birma als Übersetzer und Berater dabei haben.

Adoniram lehnte ab. Er hatte keinen besonderen Wunsch, in den Dienst der Ostindiengesellschaft zu treten, und eine solche Rolle würde ihn in den Augen der Birmanen außerdem in Verbindung mit den verhassten Briten bringen. Aber Crawford kam schließlich mit einem Anreiz, dem er nicht widerstehen konnte: Er versprach, den Versuch zu unternehmen, in den Vertrag einen Artikel einzufügen, der allen Menschen in Birma Religionsfreiheit garantierte. Als Nancy davon erfuhr, wollte sie nichts mehr von Adonirams Ablehnung hören.

Weil das Gehalt für einen Missionar sehr hoch wäre, beschloss Adoniram, ein für alle Mal die Frage zu entscheiden, ob ein Missionar je in einen anderen Dienst außerhalb der Mission treten sollte. Insbesondere ging es ihm darum, ob er die erhaltene Entlohnung für sich behalten sollte, falls dies kurzzeitig nötig wäre. Er entschied, dass solches Geld als Eigentum der ihn unterstützenden Mission und nicht als sein eigenes betrachtet werden sollte. Deshalb empfahl er am 10. Juni dem korrespondierenden Sekretär seiner Gesellschaft in Boston eine Reihe von Regeln für eine solche Situation. In Entsprechung zu seiner eigenen Empfehlung überschrieb er dem American Board später 2000 Rupien aus Geschenken, die man ihm in Ava gemacht hatte, und 2500 Rupien<sup>228</sup>, die ihm von der Ostindiengesellschaft bezahlt worden waren.

Doch ehe er mit Crawford nach Ava reiste, wollte er sicherstellen, dass Nancy und die kleine Maria ein angemessenes Zuhause hatten. Am 29. Juni verließen sie Rangun auf der *Phoenix* und landeten am 2. Juli an der Saluen-Mündung. Hauptmann Fenwick, der Zivil-

---

228 A. d. Ü.: Insgesamt 4500 Rupien entsprachen *damals* etwa 450 Pfund Sterling oder 2500 Dollar, nach *heutiger* Kaufkraft aber fast 1,7 Mio. US-Dollar!

kommissar von Amherst, stellte Nancy ein provisorisches Haus zur Verfügung, das er gerade für seinen eigenen Gebrauch errichtet hatte.

Nancy war von Amherst begeistert. Ihr gefielen die Landschaft und die Pionierstimmung in der neuen Stadt. Sie hatte nur etwa 50 Häuser, die meisten von Einheimischen bewohnt, rund 1,6 Kilometer vom Militärposten im Westen der Halbinsel entfernt. Maung Ings und Maung Shway-bays Häuser, die mit als erste gebaut worden waren, grenzten direkt an den Dschungel »und störten das Haarwild und das wilde Geflügel auf – bisher die unangefochtenen Bewohner der Halbinsel«.

Sie machte sich sofort ans Werk, leitete die Eröffnung einer Schule in die Wege und überwachte den Bau des Missionshauses, aber Adoniram blieb gerade so lange, bis seine Familie sicher eingerichtet war. Drei Tage nach ihrer Ankunft reiste er auf der *Phoenix* wieder nach Rangun zurück. Den restlichen Juli und den ganzen August war er mit Vorbereitungen für die diplomatische Mission nach Ava beschäftigt. Am 1. September begann die dampfgetriebene *Diana* ihre Reise flussaufwärts mit einer großen Gruppe von Offizieren und Beamten, die Crawford assistieren sollten. Darunter befanden sich ein Stabsarzt, Adoniram und ein Botaniker, der die Teak-Ressourcen des Landes bewerten sollte. Den Dampfer begleiteten fünf birmanische Boote, die Sekretäre, Zeichner, Gepäck und Geschenke für den Hof mitführten, und dazu eine Ehrengarde aus 28 handverlesenen Grenadieren und Leichtinfanteristen vom 87. Regiment Seiner Majestät und zusätzlich 15 ausgewählte Sepoy-Grenadiere. Adoniram reiste also durchaus stilvoll.

In Ava wurde schnell deutlich, dass der Krieg den Charakter der birmanischen Regierung nicht verändert hatte. Verzögerung folgte auf Verzögerung. Die zweite Rate der Entschädigungszahlung war schon drei Monate überfällig, und die britische Armee wartete darauf in Rangun. Das Hauptziel der birmanischen Unterhändler war es, die Zahlung möglichst zu vermeiden. Die Angelegenheit verschleppte sich von einer Sitzung zur anderen. Und was den Handelsvertrag betraf, so kam man damit erst recht nicht weiter. Die Birmanen konnten einfach nicht das Konzept begreifen, wonach es möglich wäre, Gold und Silber ebenso unbeschränkt wie Geld aus- und einzuführen. Es wurde

jeden Tag deutlicher, dass man die Hoffnung auf einen Vertragsartikel aufgeben musste, der religiöse Toleranz garantieren sollte.

Vielleicht das beste Beispiel für die Einstellung des Hofes war der Bericht über den jüngsten Krieg, den die königlichen Geschichtsschreiber verfasst und in den offiziellen birmanischen Annalen aufgezeichnet hatten und den Adoniram für Crawfurd übersetzte:

In den Jahren 1186 und 1187<sup>229</sup> begannen die Kula pya<sup>230</sup> (oder die weißen Fremden ...) einen Streit mit dem Herrn des Goldenen Palastes. Sie landeten in Rangun, nahmen diesen Ort und Prome ein, und man ließ sie bis Yandabo vorrücken, denn der König unternahm aus Gründen der Frömmigkeit und Achtung vor dem Leben keinerlei Versuche, sich ihnen entgegenzustellen. Die Fremden hatten für ihre Unternehmung ungeheure Geldsummen aufgewendet; und als sie Yandabo erreichten, waren ihre Ressourcen erschöpft und sie befanden sich in großer Not. So richteten sie ein Bittgesuch an den König, der ihnen in seiner Milde und Großzügigkeit gewaltige Geldsummen schickte, damit sie ihre Ausgaben zurückzahlen könnten, und er beorderte sie aus dem Land.

Als schließlich der Oktober in den November übergang, fraß der Ärger an Adoniram immer mehr. Er war dabei, seine Zeit zu vergeuden. Aber er hatte sich der diplomatischen Mission nun einmal verpflichtet und musste dabei bleiben.

Gelegentlich erhielt er einen Brief von Nancy. Sie hatten sich fröhlich voneinander verabschiedet, und die gleiche Fröhlichkeit herrschte in ihren Briefen vor. Ein Ausschnitt aus einem vom 14. September datierten Brief lautete beispielsweise:

Heute bin ich ins neue Haus gezogen, und zum ersten Mal, seit man uns in Ava auseinandergerissen hatte, fühle ich mich zu Hause. Das Haus ist groß und zweckmäßig, und wenn Du hier wärest, würde ich mich besonders glücklich fühlen. Die einheimische Bevölkerung wächst rasch, und auf allen Gebieten sind die Aussichten

---

229 A. d. H.: Vgl. Fußnote 142 auf S. 258.

230 A. d. H.: Vgl. Fußnote 202 auf S. 412.

günstig. Maung Ings Schule hat mit zehn Schülern begonnen, und weitere sind zu erwarten. Die arme kleine Maria ist immer noch schwächlich. Manchmal denke ich, ihr ginge es allmählich besser; aber dann fällt sie wieder in ihre frühere Schwachheit zurück. Wenn ich sie frage, wo Papa ist, richtet sie sich immer auf und zeigt zum Meer. Die Diener verhalten sich sehr gut, und ich mache mir um nichts Sorgen außer um Dich und Maria. Pass bitte auf Dich auf, besonders was das immer wiederkehrende Fieber in Ava betrifft. Möge Gott Dich bewahren und segnen und Dich sicher zu Deinem neuen und alten Heim zurückbringen; das ist das Gebet Deiner Dich liebenden Ann.

Die Nachricht in Bezug auf Maria beunruhigte ihn, aber er versuchte, die Sache so hoffnungsvoll wie möglich zu sehen. Vielleicht würde das bessere Klima in Amherst ihr das erste Jahr dort überstehen helfen, vor allem jetzt, da sich ihre Mutter so liebevoll um sie kümmern konnte, wie dies für ein Baby nötig war.

Anfang November bekam er einen Brief von Hauptmann Fenwick, worin dieser erwähnte, dass es »Mrs. Judson äußerst gut geht«. Aber er hatte keinen Brief von Nancy selbst bekommen, seit sie Mitte September geschrieben hatte, und er fragte sich, warum sie sich seither nicht wieder gemeldet hatte.

Er fand den Grund in einem anderen Brief von Hauptmann Fenwick heraus, der vom 18. Oktober datierte:

Ich halte es kaum für richtig, Ihnen zu sagen, dass Mrs. Judson einen Fieberanfall gehabt hat. Ehe nämlich dieser Brief Sie erreicht, wird sie hoffentlich wieder ganz gesund sein, da das Ganze nicht so schlimm war, dass es ihr ernsthaft hätte zusetzen können. Es wurde eher von einer zu intensiven Fürsorge für das Kind verursacht. Ihre Zuwendung wurde jedoch auf eine außerordentliche Weise belohnt, denn das arme Baby war eine gewisse Zeit lang so abgemagert, dass man vernünftigerweise nicht mehr darauf hoffen konnte, es würde sich erholen. Doch gegenwärtig hat eine überaus positive Veränderung stattgefunden ... Mrs. Judson hatte letzte Nacht kein Fieber mehr gehabt, sodass diese Phase nun völlig überstanden ist.

Adoniram war erleichtert. Kein Wunder, dass Nancy nicht geschrieben hatte! Tag und Nacht mit Maria beschäftigt, bis sie selbst mit Fieber aufs Bett geworfen wurde, hatte sie natürlich keine Zeit zum Abfassen von Briefen, nicht einmal an ihren Mann. Was die kleine Maria betraf, so fürchtete er, es würde ein harter Kampf werden. Die Nachricht von ihrer Krankheit war keine Überraschung. Schon lange hatte er das Gefühl gehabt, er müsse auf das Schlimmste gefasst sein.

Dann, am 24. November, erhielt Adoniram einen weiteren Brief. Der Mann, der ihn den Fluss heraufgebracht hatte, überreichte ihn mit den Worten: »Es tut mir äußerst leid, Sie vom Tod Ihres Kindes unterrichten zu müssen.« Adoniram nahm ihn und ging hinauf in sein Zimmer im Haus von Price in Sagaing, wo die Gesandtschaft nun schon fast einen Monat wohnte. Der Brief war schwarz umrandet, und selbst als er ihn in seinen Händen drehte und wendete, verspürte er Dankbarkeit, dass wenigstens Nancy verschont geblieben war.

Er setzte sich, brach das Siegel und fing an zu lesen. Der Brief datierte von einem Monat zuvor, dem 26. Oktober 1826. Der Assistent von Hauptmann Fenwick hatte ihn geschrieben. Adoniram machte sich innerlich gefasst für die schwierige Aufgabe, sich die Einzelheiten von Marias letztem Kampf mit der Krankheit und ihrem tödlichen Ausgang berichten zu lassen. Er las mehrere Zeilen, ehe sein Verstand die wirkliche Bedeutung der Worte erfasste:

*Sehr geehrter, lieber Herr:* Jemand, der so vieles und mit solch vorbildlicher Tapferkeit durchlitten hat wie Sie, braucht kein langes Vorwort, will man ihm von unendlichem Leid berichten. Es wäre im Gegenteil grausam, Sie mit zweifelnder und quälender Ungewissheit zu foltern. So fasse ich die traurige Nachricht mit wenigen Worten zusammen – *Mrs. Judson ist nicht mehr.*

Er hielt inne, die Wörter verschwammen vor seinen Augen. Er spürte keine Emotion außer einer Art Eiseskälte und dem Gefühl, die Zeit wäre stehen geblieben. Einen Augenblick lang schien sich das Zimmer um ihn zu drehen. Und dann zwang sich Adoniram, die nächsten fünf oder zehn Minuten Stück für Stück den Rest des Briefs zu lesen ...

Anfang des Monats hatte sie einen äußerst heftigen Fieberanfall. Von Anfang an hatte sie eine starke Vorahnung, sie würde sich nicht wieder erholen, und am 24., etwa um 20 Uhr, tat sie ihren letzten Atemzug. Dr. R. war äußerst gewissenhaft in seiner Fürsorge, sowohl als Freund wie auch als Arzt. Hauptmann F. sicherte ihr die Dienste, die einer Frau wie ihresgleichen zustanden ... und er stellte sicher, dass man alles unternahm, was irgend getan werden konnte, um ihr Leiden zu lindern und ihren Weg zum Grab zu erleichtern. Wir alle leiden tief unter dem Verlust dieser großartigen Frau, deren kurzer Aufenthalt unter uns hier dennoch lang genug war, um bei uns einen tiefen Eindruck ihres hervorragenden Charakters und ihrer Tugenden zu hinterlassen. Es war erst um den Zwanzigsten herum, dass Dr. R. ernsthafte Gefahr befürchtete. Vor diesem Zeitpunkt war das Fieber in regelmäßigen Abständen immer wieder zurückgegangen; aber angesichts des letzten Temperaturanstiegs war jegliche ärztliche Kunst machtlos. Am Morgen des 23. Oktober sprach Mrs. Judson zum letzten Mal. Die Krankheit hatte zu diesem Zeitpunkt den Sieg davongetragen, und von da an bis zum Augenblick ihres Abscheidens lag sie fast bewegungslos und anscheinend ohne Bewusstsein da. Gestern in der Frühe assistierte ich bei der letzten traurigen Pflicht, ihre sterblichen Überreste in den Sarg zu betten; und am Abend wurde der Trauergottesdienst von allen europäischen Offizieren besucht, die inzwischen hier stationiert sind. Wir haben sie in der Nähe der Stelle begraben, wo sie zuerst an Land gegangen war; und ich habe um das Grab herum einen kleinen groben Zaun errichtet, um es vor achtlosen Eindringlingen zu schützen. – Ihrer kleinen Maria geht es sehr viel besser. Mrs. \_\_\_ hat sich ihrer angenommen; und ich hoffe, sie wird unter ihrer Fürsorge wohl gedeihen.

Das war der wesentliche Inhalt des Briefs. Adonirams Augen überflogen mechanisch zwei oder drei Zeilen noch einmal, um sicherzugehen, dass er den Sinn des handschriftlichen Texts auch richtig verstanden hatte.

Und plötzlich überwältigte ihn trostlose Verzweiflung. Der Brief fiel zu Boden. Er begann zu weinen, leise zuerst, dann mit heiserem,

schmerzvollem Schluchzen. Als schließlich die ganze niederschmetternde Last der Bedeutung des Briefs auf ihn einstürzte, lehnte er sich über den Schreibtisch vor ihm und bettete seinen Kopf auf seine Arme.

TEIL III:  
ZUM GOLDENEN STRAND  
(1826–1850)

## Die Schatten werden länger (1826 – 1827)

Es ist fraglich, ob Adoniram sich je selbst bewusst machte, wie er die nächsten Wochen überstand. Nach dem ersten »bitteren, herzerreißenden Schmerz« war er in der Lage, sich in gewissem Grad mit der Gewissheit des Evangeliums zu trösten, dass Nancys Seele nun in glückseliger Gemeinschaft mit den Engeln frohlockte. Aber selbst so war das Leid nahezu unerträglich.

Es gab keinen Grund, Ava zu verlassen, und so blieb er bei der Gesandtschaft. Er konnte nichts mehr für Nancy tun. Sie war bereits einen Monat begraben, ehe er überhaupt von ihrem Tod erfahren hatte. Er konnte auch nichts für die kleine Maria tun. Sie wurde besser umsorgt, als er es selbst hätte tun können.

Drei Tage, nachdem die Nachricht von Nancys Tod eingetroffen war, starb Price' Frau an *Cholera morbus*<sup>231</sup>. Sie war hochschwanger, und die Krankheit hatte zu vorzeitigen Wehen geführt. Sie lebte nach dem Eintritt der Wehen nur noch einige Stunden, wobei das Baby im Mutterleib starb. Diese Kombination von Umständen stellte den Hof vor ein ganz besonderes Dilemma. Price stand im Dienst des Königs, und deshalb war eine eindrucksvolle öffentliche Beerdigung für seine Frau obligatorisch. Andererseits verbot ein birmanisches Gesetz für ein Cholera-Opfer jegliche Feierlichkeit; und um die Sache noch komplizierter zu machen, verlangte es der Brauch, dass der Leichnam einer Frau, die in Geburtswehen gestorben war, ohne das Kind zur Welt gebracht zu haben, auf spezielle, besonders grauenhafte Weise behandelt und dann privat – fast heimlich – begraben werden musste.

Das Dilemma wurde im typischen Stil des Hofes gelöst. Es wurde öffentlich verkündet, dass Mrs. Price bei der Geburt *nach* dem Ent-

---

<sup>231</sup> A. d. Ü.: Dabei handelt es sich um eine gastrointestinale Krankheit (akute Gastroenteritis), gekennzeichnet durch heftige Magenkrämpfe, Durchfall und Erbrechen. Im 19. Jahrhundert wurde dieser Ausdruck mit einem großen Bedeutungsumfang für Magen- und Darmkrankheiten von Brechdurchfall bis Ruhr gebraucht. Diese Krankheit ist nicht direkt verwandt mit der sogenannten *asiatischen Cholera* im engeren Sinn (die speziell durch das Bakterium *Vibrio cholerae* hervorgerufen wird). Der Ausdruck wird heute in der Fachwelt nicht mehr verwendet.

binden des Kindes gestorben sei. Die entsprechenden öffentlichen Zeremonien wurden dann mit großer und beeindruckender Feierlichkeit durchgeführt. Price selbst, durch die lange Haft stark geschwächt, sollte gut ein Jahr später an Tuberkulose sterben. Und auch Rodgers lebte nicht wesentlich länger. Das Todesgefängnis und Oung-pen-la forderten ihren Zoll.

Die Verhandlungen der Crawford-Gesandtschaft schleppten sich weiter dahin, bis sie schließlich mit dem Abschluss eines nahezu bedeutungslosen Handelsvertrags endeten. Adoniram war fast mechanisch mit dem Übersetzen beschäftigt. Am 13. Dezember 1826, rund drei Wochen nach dem Eintreffen des schwarz umrandeten Briefs, reiste die Gesandtschaft ab, den Irrawaddy hinunter. Niedrigwasser und häufiges Stranden der *Diana* auf Sandbänken verlangsamten die Fahrt, und Adoniram ärgerte sich darüber, dass die Zeit in Untätigkeit verrann.

Inzwischen war sein tiefer Schmerz zu einem dauerhaften Leiden abgestumpft – und er hing vielleicht auch dem wirren Gedanken nach, dass der Brief mit seiner entsetzlichen Bedeutung irgendwie doch nicht den Tatsachen entspräche. Sein Realitätsbewusstsein sagte ihm zwar, dass er Nancy auf Erden nie wiedersehen würde. Aber etwas anderes in ihm bestand hartnäckig darauf, dass sie in Amherst auf ihn bei der Ankunft wartete – denn für alle Zeit in sein Gedächtnis eingebrannt war der Augenblick, da er sie vor Hauptmann Fenwicks Haus letztmalig sah, fröhlich lächelnd und mit der kleinen Maria im Arm. Er wusste, dieses Gefühl war eine Illusion, aber er konnte es nicht abschütteln.

Es stellte sich heraus, dass Rangun allseits von Rebellen aus Pegu belagert war. Für die Passagiere auf dem bewaffneten Dampfboot war es leicht, über ein Fallreep und den Kai in die Stadt hineinzukommen, aber es war unmöglich, sich außerhalb der Palisadenmauer zu bewegen, von der die Stadt umgeben war. Hier in Rangun fragte Adoniram in den freien Zeiten zwischen seinen offiziellen Pflichten nach der kleinen Maria, aber niemand konnte ihm etwas dazu sagen. Und nach seiner Ankunft erfuhr Adoniram außerdem, dass sein Lehrer, Maung Shway-gnong, an Cholera gestorben war.

Das Missionshaus war zu sehr in Reichweite der Musketen aus Pegu, als dass es Adoniram hätte betreten können, aber er kletterte auf ein hohes Dach innerhalb der Palisadenwand und konnte so einen

Blick darauf werfen. Das Gebäude war eine Ruine. Nur die Stützpfeiler und Teile des Daches waren noch intakt. Alle Häuser außerhalb der Palisaden und entlang des Flusses waren zerstört. Gefechte zwischen Peguanern und anderen Birmanen gab es häufig; und am Tag der Ankunft der Gesandtschaft fand eine kleinere Schlacht um den Besitz der Shwedagon-Pagode statt, in deren Verlauf die Belagerten einen Ausfall unternahmen. Nach dem obligatorischen Austausch einiger zereemonieller Höflichkeiten mit den regierenden Beamten von Rangun gab es für die Gesandtschaft keinen Grund mehr, weiter dazubleiben. Die *Diana* dampfte mit ihren Schaufelrädern weiter den Fluss hinab und brachte Adoniram am 24. Januar 1827 in Amherst an Land.

Jonathan Wade wartete auf ihn am Landungssteg; Wade und seine Frau Deborah waren mit Nancy vor über drei Jahren aus Philadelphia gekommen. In Rangun waren sie bei Kriegsausbruch gerade mit dem Leben davongekommen, und Wade war, so erzählte er Adoniram, mit seiner Frau erst nach Nancys Tod nach Birma zurückgekehrt, um sich in Amherst niederzulassen.<sup>232</sup> Die Wades waren sofort in das von Nancy erbaute Haus gezogen und hatten sich umgehend der kleinen Maria angenommen. Sie war am Leben, aber sehr schwächlich, berichtete Wade.

Als Adoniram und Wade zusammen zum Haus gingen, kamen ihnen die Bekehrten – die beiden Männer Maung Shway-bay und der getreue Maung Ing sowie die beiden Frauen Mah Men-lay und Mah Doke – entgegenelaufen; die Männer weinten, und die Frauen klagten und jammerten laut. Ihre Verzweiflung holte Adoniram schmerzhaft in die Realität zurück. Plötzlich brach sein Schmerz wieder frisch auf, als wäre es der Tag, an dem er den schwarz umrandeten Brief empfangen hatte.

Sein Schmerz steigerte sich noch, als er auf der Veranda – statt Nancy – Deborah Wade mit der kleinen Maria in ihren Armen sah, »ein armes kleines, kümmerliches Kind, das seinen weinenden Vater nicht erkennen konnte und aus dessen kindlichem Gedächtnis jede Erinnerung an die Mutter schon längst verschwunden war, die es doch

---

<sup>232</sup> A. d. H.: Internet-Quellen zufolge reisten die Wades am 22. 9. 1826 von Kalkutta ab und kamen am 9. 11. in Rangun an. Nach einem kurzen Zwischenaufenthalt dort reisten sie nach Amherst weiter, wo sie am 23. 11. eintrafen.

so sehr geliebt hatte«. Er versuchte, das Baby in die Arme zu nehmen, aber die kleine Maria schreckte vor ihm zurück.

Von seinem eigenen Kind zurückgewiesen, bat er Wade, ihm Nancys Grab zu zeigen. Es war fast nebenan – vor einem Haus gelegen, das Henry Gouger während Adoniram Abwesens in der Nähe des Gartens gebaut hatte. Ein Hopia-Baum (oder »Hoffnungs-Baum«) wuchs an der Stirnseite des Grabes, und eine grobe Umzäunung war darum herum errichtet worden.

Er blickte es eine Weile an, verloren in verwirrten Gedanken und Erinnerungen. »Aber wer hätte je Trost an einem Grab empfangen?«, schrieb er bitter einige Tage später an Nancys Mutter. Er wusste, Nancys Leib musste unter dem Hoffnungs-Baum liegen. Das hatte man ihm gesagt. Doch er konnte sie nicht sehen. Er konnte ihre Stimme nicht hören.

Er wandte sich vom Grab ab und ging zu Hauptmann Fenwicks Haus, in dem sie gewohnt hatte, als er mit Crawford abgereist war. Er betrachtete den Platz, wo sie beide im Gebet gekniet hatten, ehe er gegangen war, und wo er sie zum Abschied geküsst hatte. Aber jetzt war da keine Nancy.

Er kehrte zu dem Haus zurück, das sie in seiner Abwesenheit gebaut hatte, wo er nun allein leben würde. Er stieg die Treppen empor zu dem Zimmer, in dem sie gestorben war. Vom Fenster aus konnte er den Hoffnungs-Baum und die Spitzen der Grabumzäunung sehen. Jeden Augenblick erwartete er halbwegs, sie zu erblicken oder zumindest ihre Stimme oder ihren Schritt zu hören. Doch jedes Geräusch verursachten andere: seine eigenen schleppenden Schritte, das Weinen der kleinen Maria, die leisen Bewegungen der Wades. Aber da war keine Nancy.

Er fragte nach Dr. Richardson, der sie behandelt hatte. Aber Richardson war nach Moulmein<sup>233</sup> gezogen. Er löcherte die birmani-

---

<sup>233</sup> A. d. Ü.: Moulmein (heute *Mawlamyaing* oder *Mawlamyine*) ist die drittgrößte Stadt in Birma/Myanmar. Sie liegt etwa 300 Kilometer südöstlich von Rangun an der Mündung des Saluen (heute *Thanlwin*). Mit heute ca. 300 000 Einwohnern ist Moulmein/Mawlamyaing die größte Stadt im Mon-Staat und zugleich der wichtigste Handels- und Warenumschlagplatz im südöstlichen Birma. Mawlamyaing war zwischen 1826 und 1852 die erste Hauptstadt von Britisch-Birma, nachdem die Küste von Tenasserim (heute Tanintharyi-Division) zusammen mit Arakan (heute Rakhaing-Staat) erobert und nach dem Vertrag von Yandabo dem Britischen Empire einverleibt worden war. Hier befand sich eine größere Zahl britischer Bürger, die meist mit der Gewinnung und dem Handel von Naturkautschuk beschäftigt waren.

schen Jünger mit Fragen, als ob Kreuzverhöre zu irgendwelchen Antworten führen könnten, die Nancy »auf magische Weise« zurückbrächten.

Sie berichteten ihm, dass Nancy während ihrer Krankheit wenig gesagt habe. Ihr Verstand schien arg mitgenommen zu sein, und manchmal wanderten ihre Gedanken. Aber sie erinnerten sich, wie sie gesagt hatte: »Es dauert lange, bis der Lehrer kommt, und auch die neuen Missionare brauchen lange, bis sie kommen. Ich muss allein sterben und meine Kleine zurücklassen, aber da es der Wille Gottes ist, schicke ich mich in seinen Willen. Ich fürchte mich nicht vor dem Tod, aber ich fürchte, ich werde vielleicht diese Schmerzen nicht ertragen können. Sagt dem Lehrer, dass die Krankheit äußerst heftig war und ich nicht schreiben konnte. Berichtet ihm, wie ich gelitten habe und gestorben bin. Erzählt ihm alles, was ihr seht; und kümmert euch um das Haus und die anderen Dinge, bis er zurückkommt.«

Als sie kaum noch etwas anderes wahrnahm, rief sie noch mehrfach nach der kleinen Maria, die in der Obhut von Mrs. Whitlock war, einer Offiziersgattin und der einzigen europäischen Frau in Amherst. Wenn dann Mrs. Whitlock das Baby brachte, sagte Nancy ihr immer wieder, sie solle gut zu ihm sein und dafür sorgen, dass es ihm an nichts mangle, bis sein Vater zurückkehre. Aber an ihren letzten Lebenstagen tat sie nicht einmal das. Sie lag auf einer Seite, ohne sich zu bewegen, anscheinend nahezu ohne Bewusstsein, den Kopf im Arm, die Augen geschlossen. Eines Abends rief sie gegen 20 Uhr voller Schmerz etwas auf Birmanisch, und in diesem Augenblick hörte sie auf zu atmen.

Das war alles, was die Jünger Adoniram berichten konnten.

Angesichts der Lage, die er vorfand, war er unzufrieden. Er wünschte, Henry Gouger wäre immer noch in Amherst. Aber Sir Archibald Campbell hatte beschlossen, einen Ort gegenüber Martaban, genannt »Mawlamyaing« oder »Moulmein«, auszuwählen. Er lag annähernd 45 Kilometer flussaufwärts – dort, wo zwei kleinere, in den Saluen mündende Flüsse einen deltaartigen See mit einer Insel bildeten. Militärisch bot er eine bessere Lage als Amherst, obwohl ein Hafen für größere Schiffe fehlte. Nachdem Campbell Moulmein zu seinem Hauptquartier gemacht hatte, schrumpfte die Bevölkerung in Amherst. Gouger hatte sich entschieden, Amherst seinem Schicksal

zu überlassen, obwohl er dort ein Haus besaß und mehrere Monate als Verwaltungsbeamter gearbeitet hatte, wobei er auch richterliche Aufgaben wahrnahm. Er hatte das eigentliche Birma für immer verlassen. Sein Reichtum musste – unwiederbringlich – in Ava bleiben. Seine Gesundheit war beeinträchtigt. Aber er war jung, der Großteil seines Lebens lag noch vor ihm. Er war damit zufrieden, die Vergangenheit hinter sich zu lassen und anderswo wieder neu anzufangen.

Da Gouger nicht mehr da war, plante Adoniram, bei der nächsten Gelegenheit Moulmein zu besuchen, um Dr. Richardson zu sehen. Inzwischen nahm er am Sonntag, dem 28. Januar 1827 (vier Tage nach seiner Rückkehr), mit dem Abhalten von Gottesdiensten in Birmanisch routinemäßig seine Pflichten als Missionar wieder auf. Nur etwa 20 Leute waren anwesend, aber es war der erste birmanische Gottesdienst, den er seit zweieinhalb Jahren gehalten hatte. Ein paar Tage später starb das birmanische Mädchen namens »Abby Hasseltine« – die jüngere von Maung Shway-bays beiden Töchtern, die während der Kriegsjahre bei Nancy in Ava und Oung-pen-la gelebt hatten. Nach der Beerdigung nahm Adoniram wieder die Arbeit an seiner partiellen Übersetzung des Alten Testaments auf.

Kurz darauf verwirklichte er dann seine Absicht, Dr. Richardson einen Besuch abzustatten. Er war von dem Arzt sehr beeindruckt, sowohl von seiner Kompetenz als auch von seiner Freundlichkeit und Fürsorge gegenüber Patienten. Richardson berichtete ihm, dass er Nancy zweimal am Tag besucht und manchmal die ganze Nacht an ihrem Bett verbracht habe. Von Anfang an, sagte er, sei Nancy sicher gewesen, dass sie sich nicht wieder erholen würde; aber selbst im Angesicht des Todes hätte sie sich »ausnahmslos heiter und gelassen verhalten«. Am meisten schien ihr zuzusetzen, dass sie die kleine Maria, die Bekehrten und die Schule würde verlassen müssen, ehe Adoniram oder ein anderer Missionar angekommen wäre. Aber selbst darüber beklagte sie sich selten. An ihren letzten beiden Tagen, sagte Richardson, hätte sie keine Schmerzen gehabt, und ihre Aufmerksamkeit schien eher nach innen gerichtet. Daher musste man sie immer wieder fragen, wie sie sich fühle, ehe sie immerhin so wach war, dass sie antworten konnte. Sie sagte dann: »Ich fühle mich recht gut, nur sehr schwach.« Das waren die letzten Worte, die Richardson von ihr hörte.

Der Arzt war sich sicher, dass das Klima von Amherst nichts mit ihrem Tod zu tun hatte. Seiner Meinung nach war die eigentliche Ursache dafür die Erschöpfung aufgrund der Entbehrungen in Ava und Oung-pen-la.

Dr. Richardson bestätigte nicht nur den Bericht der Jünger. Noch wichtiger war, dass er ein gewisses Schuldgefühl beschwichtigen konnte, das Adoniram seit dem Tag des Empfangs der Todesnachricht gequält hatte – ein Gefühl, dass er irgendwie Nancys Leben hätte verlängern können, wenn er in Amherst geblieben wäre. Jetzt war er überzeugt – zumindest im Unterbewusstsein –, dass seine Abwesenheit nichts zu ihrem Tod beigetragen hatte.

Nun, da seine Schuldgefühle angesichts von Nancys Tod – zumindest vorübergehend – abgeklungen waren, stürzte sich Adoniram wieder in die Missionsarbeit. Er hoffte, dass die Zeit und seine Aktivitäten auch jenen Schmerz heilen würden, der ihn immer noch quälte. Ohne Frage gab es eine Menge zu tun. Einige der Einheimischen in Amherst zeigten Interesse am Evangelium. Ein zweites Schulgebäude wurde errichtet. Sehr viel Arbeit wurde in das Projekt investiert, Bäume und Buschwerk auf dem Missionsgrundstück zu roden. Maung Ing, auf eigene Bitte zum Lehrer und Prediger ernannt, reiste die Südküste entlang Richtung Tavoy<sup>234</sup>, um das Wort zu verbreiten.

Inzwischen gedieh die kleine Maria unter der fürsorglichen Obhut von Mrs. Wade so gut, dass Adoniram mit einer Mischung aus Dankbarkeit und Bedauern den Eindruck hatte, das Baby würde Mrs. Wade für seine eigene Mutter halten. Aber die gesundheitliche Erholung war nicht von Dauer. Maria bekam Verdauungsbeschwerden, erholte sich wieder und erlitt im April einen erneuten Rückfall. Adoniram und Mrs. Wade brachten sie zu Dr. Richards nach Moulmein. Der Arzt konnte nicht viel ausrichten, und nach einigen Tagen in Moulmein kehrten sie am 20. April nach Amherst zurück.

---

<sup>234</sup> A. d. Ü.: Tavoy (heute Thawai oder Dawei) ist die Hauptstadt der Tenasserim-Provinz (heute Tanintharyi), eine Hafenstadt am Dawei, etwa 30 Kilometer von der Andamanensee, mit ca. 150 000 Einwohnern. Wenige Kilometer südlich beginnt das Delta des Dawei.

Während ihrer Abwesenheit waren zwei neue Missionare in Amherst angekommen und hatten sich auch schon eingerichtet – George Dana Boardman und seine Frau Sarah, die anmutig blaue Augen hatte. Ihnen war eine Tochter geboren worden, die sich im Säuglingsalter befand – noch keine sechs Monate alt. Aber obgleich die erste Begegnung mit den Boardmans angenehm verlief, hatte Adoniram wenig Zeit für sie, denn Marias Zustand verschlechterte sich zusehends. Kaum waren vier Tage seit ihrer Rückkehr nach Amherst vergangen, da starb Maria Elizabeth Butterworth Judson am 24. April 1827 gegen 15 Uhr. Sie hatte zwei Jahre und drei Monate gelebt.

Adoniram, die Wades und Mrs. Boardman »schlossen ihre bleichen Augen und falteten ihre kleinen Händchen über ihrer kalten Brust«. Boardman selbst zimmerte ihren Sarg.

Am nächsten Morgen [schrieb Adoniram an Nancys Mutter] beteten wir sie auf ihr letztes Lager innerhalb der kleinen Einfriedung, die das einsame Grab ihrer Mutter umgibt. Gemeinsam ruhen sie in Hoffnung unter dem Hoffnungs-Baum, der an der Stirnseite ihrer Gräber steht; und gemeinsam, dessen bin ich gewiss, frohlocken ihre Seelen nach der kurzen Trennung von genau sechs Monaten. Und ich bin nun allein übrig auf der weiten Welt. Meine ganze geliebte Familie musste ich begraben; Roger in Rangun und Nancy sowie Maria in Amherst. Was bleibt für mich noch, außer mich bereitzuhalten, meinen geliebten Verstorbenen in jene glückselige Welt zu folgen.

Auf jene Welt nehmen zwei Zeilen eines Liedtexts Bezug, die Adoniram zitierte:

»Wo Freund, wo Bruder selig wohnt,  
wo Gott, mein Heiland, thront.«

Das Todesgefängnis und Oung-pen-la hatten ein weiteres Opfer gefordert.

Und wieder stürzte sich Adoniram ganz in die missionarische Arbeit. Er debattierte mit Suchenden und ermahnte sie wie in alten Zeiten. Er verfasste ein astronomisches und geografisches Handbuch, um die Birmanen über die Welt zu unterrichten, in der sie lebten. Er begann die Übersetzung der Psalmen. Außerdem stellte er Überlegungen an, wie das jetzt vergrößerte Personal der Mission am besten eingesetzt werden könnte. Da Amherst immer weiter schrumpfte, während Moulmein wuchs, traf man die Entscheidung, dass die Boardmans sich in Moulmein auf einem Grundstück niederlassen sollten, das Sir Archibald Campbell für eine Missionsstation angeboten hatte. Sie reisten im Mai. Adoniram folgte ihnen im August. Die Wades und die einheimischen Bekehrten zogen im November um. In Moulmein half Adoniram, einen besseren und durchdachteren Missionskomplex zu errichten: einen Raum vor dem neuen Haus als *zayat*, eine Schule für Mädchen und eine für Jungen, einen »Lese-*zayat*«, der von Maung Shway-bay geleitet wurde, und einen »Predigt-*zayat*« unter der gemeinsamen Leitung von Wade und Maung Ing, der aus Tavoy zurückgekehrt war. Jeder *zayat* war in einem separaten Gebäude untergebracht.

Aber diese Arbeiten gehörten weitgehend zur Routine des Missionsalltags. Es war nicht zu leugnen, dass – je mehr sich Adoniram derartigen Tätigkeiten widmete – sie desto weniger mit dem eigentlichen Kern seines Denkens und Fühlens zu tun hatten. Tief in seinem Inneren rangen nämlich alle seine Kräfte mit einer Frage, die – wenn man solche Fragen überhaupt formulieren *kann* – folgendermaßen lautete: Warum fühlte er einen derart überwältigenden, unaufhörlichen Schmerz angesichts eines irdischen Verlusts?

Manchmal machte es ihn froh, dass Nancy sowie die Babys Roger und Maria im Himmel waren, weil er überzeugt war, sie seien jetzt glücklicher als je zuvor auf der Erde. Und dann sehnte er sich nach der Aussicht, sie in der Gemeinschaft der Engel wiedersehen zu können. Aber dann senkten sich wieder die Schatten erschreckender Trauer und Bitterkeit und Einsamkeit auf seine Seele. Diese Schatten, wie die Schatten in einem düsteren Wald, waren in einem wirren Muster mit rätselhaft drängenden Fragen, Schuldgefühlen und Selbstanklagen verflochten. Welche Bedeutung, welche Absicht stand hinter dem Tod derer, die er am meisten liebte? Trug er den Tod wie

eine ansteckende Krankheit in sich? Zuerst waren es Harriet Newell und ihr Baby gewesen, dann Newell, der ein paar Jahre später in Bombay als gebrochener Mann gestorben war. Auch seinen eigenen Sohn Roger hatte es getroffen. Danach Nancy. Jetzt seine Tochter Maria. Er hoffte – so glaubte er –, er trage die Gabe glückseligen ewigen Lebens in der *kommenden* Welt in sich. Aber warum trug er in *diesem* Leben die Gabe des Todes in sich? Und die wichtigste Frage: Da diese Toten ja glücklich waren, warum trauerte er dann?

Zwei weitere Todesnachrichten verstärkten zusätzlich diese melancholischen Gedanken. Im Juli erhielt Adoniram die Mitteilung, dass sein Vater im vergangenen November in Scituate (Massachusetts) gestorben war. Es gab keinen objektiven Grund, warum der Tod seines Vaters Adoniram über Gebühr hätte bekümmern sollen. Mr. Judson hatte das reife Alter von 74 Jahren erreicht, mehr als das biblische Alter von siebzig<sup>235</sup>. Er hatte Adonirams denominationelle Ansichten übernommen, hatte sich der Glaubenstaufe unterzogen und war die letzten zehn Jahre Baptist gewesen. Für einen armen Geistlichen mit geringem Einkommen war er überraschend wohlhabend geworden, denn als er zu etwas Geld gekommen war (teilweise scheinbar durch die Aufteilung und den Verkauf von Grundstücken in Plymouth), hatte er es in Aktien von Banken in Boston und Umgebung investiert. Bei seinem Tod wurde sein Vermögen auf über 7000 Dollar geschätzt, wovon 5500 Bankaktien waren. Dies alles – 20 Dollar für jeden seiner beiden Söhne ausgenommen – hinterließ er seiner Witwe und seiner Tochter, die dadurch für damalige Verhältnisse gut versorgt waren.

Aber es waren nicht diese Fakten, die ihn beeindruckten, denn sie hätten in Adoniram eigentlich eher Bewunderung als Trauer für den gestrengen und vornehmen alten Mann hervorrufen müssen. Was den Sohn überwältigte, war eine Flut tief sitzender Erinnerungen. Ganz plötzlich rief sich Adoniram jenen brennenden Ehrgeiz vor Augen, den ihm sein Vater von seiner frühesten Kindheit an vor Augen gehalten hatte. Er dachte an die Voraussagen seines Vaters, dass das

---

235 A. d. Ü.: Vgl. Psalm 90,10: »Die Tage unserer Jahre – es sind siebzig Jahre, und wenn in Kraft, achtzig Jahre ...«

Kind Adoniram als Erwachsener ganz gewiss einmal ein großer bedeutender Mann werden würde; an seine bittere Verzweiflung, als Adoniram ein »Ungläubiger« geworden war; an seinen Stolz, als Adoniram das Evangelium in Andover wieder angenommen hatte; und an seine Enttäuschung, als Adoniram die Stelle eines Assistenzpastors der Park Street Church zugunsten der Mission in Birma abgelehnt hatte. Indem er diese Erinnerungen neu durchlebte, wurde Adoniram klar, dass sein Vater (gleichgültig, wie er auch dagegen rebellierte) in ihn – bewusst oder unbewusst und mit Erfolg – das Ziel *irdischer* Ambition eingepflanzt hatte, eine leidenschaftliche Entschlossenheit, seine jeweiligen Gefährten zu übertreffen.

Er begann zu vermuten, dass sein wirkliches Motiv, warum er Missionar geworden war, nicht echte Demut und Selbstverleugnung gewesen war, sondern Ehrgeiz – der Ehrgeiz, der *erste* amerikanische Außenmissionar zu sein, der *erste* Missionar in Birma, der *erste* Übersetzer der Bibel ins Birmanische: der *Erste* in seinen Augen und den Augen der Menschen.

Ihn gelüstete es geradezu danach, sich auszuzeichnen und andere zu übertreffen. Deshalb genoss er die Gesellschaft bedeutender Männer – von Botschaftern und Generälen – wie z. B. von Crawford und Sir Archibald Campbell. Er wusste, dass sie ihn schätzten und bewunderten, und ihre Wertschätzung und Bewunderung war wie Wein, der ihm zu Kopf stieg. In ihrer Gesellschaft glänzte er, und in ihrer Gegenwart sprühte sein Geist vor Witz wie ein Feuerwerk.

Ihm war schon immer bewusst gewesen, dass sein kompromissloses Vorgehen, seine Arroganz und sein brennender Ehrgeiz ernste Mängel in seinem Charakter waren. Jetzt begann er zu vermuten, dass es mehr als Mängel waren. Sie machten seine ganze Missionarslaufbahn bis zum jetzigen Zeitpunkt zu einer Art Heuchelei, die beunruhigende Ausmaße angenommen hatte – zu einer Methode, sich Reputation und Ruhm zu sichern, ohne dies vor sich selbst zuzugeben. Er hatte sich selbst irregeführt. Aber er konnte Gott nicht irreführen. Vielleicht war *das* die Absicht bei all den Verlusten, die ihn getroffen hatten: Sie sollten ihn wahre Demut lehren.

Es gab einen weiteren Tod im September, den der einheimischen Schwester Mah Men-lay. Fast die Hälfte ihres Vermögens

– 150 Rupien<sup>236</sup> – hatte sie den Missionaren hinterlassen. In einem Brief aus Amherst über einen ihrer letzten Tage berichtete man Adoniram: »Sie neigt nicht zu vielem Reden; aber wie begeistert würdest *Du* sein, ihr gelegentliches Reden zu hören, wie sie davon spricht, in den Himmel einzugehen und *Mrs. Judson zu begegnen* und anderen frommen Freunden! Kürzlich hatte sie wieder über das wunderbare Thema gesprochen und die Namen aller Freunde erwähnt, die sie zu ihrer Freude treffen würde – ohne die *liebe kleine Maria* auszulassen –, da hielt sie inne und rief aus: ›Aber zuallererst werde ich dahin eilen, wo mein Heiland thront, und niederfallen und ihn für seine große Liebe anbeten, dass er die Lehrer gesandt hat, um mir den Weg zum Himmel zu zeigen.«

Auf Adoniram muss der Brief wie Galle und Wermut gewirkt haben. Er und Nancy hatten Mah Men-lay in jenen längst vergangenen Tagen in Rangun zur Bekehrung geführt. Jetzt war sie voller Erwartung gewesen, Nancy und Maria zu begegnen und dem Herrn und Meister persönlich dafür zu danken, dass er sein Wort durch Adoniram gesandt hatte. Adoniram hatte jenes Wort gebracht – aber aus welchen Motiven!

Kein Wunder, dass ihm nur durch den Tod – und zwar von *mehreren* Menschen, die ihm nahestanden – vermittelt werden konnte, dass er eine bessere Motivation brauchte.

Adonirams *Mission* fand Gott Zustimmung, aber für ihn *als Mensch* und für seine *Eigenliebe* hatte er eine harte Lektion bereit.

So hatte es den Anschein.

---

<sup>236</sup> A. d. Ü.: 150 Rupien entsprachen *damals* etwa 15 Pfund Sterling oder 80 Dollar, nach *heutiger* Kaufkraft aber rund 50 000 US-Dollar.

## Die Einsiedelei; Gib uns etwas Geschriebenes (1828 – 1831)

Anfang 1828 entschlossen sich die Missionare, sich von Moulmein ausgehend zu verteilen, und Ende März zogen die Boardmans nach Tavoy, etwa 240 Kilometer südlich von Amherst an der Tenasserim-Küste. Boardman war zu diesem Zeitpunkt 27 Jahre alt. Geboren in Maine, machte er 1822<sup>237</sup> seinen Abschluss am »Maine Literary and Theological Institute« (heute Colby College)<sup>238</sup>. Inspiriert von Colmans Tod in jenem Jahr<sup>239</sup>, hatte er sich für eine Missionarslaufbahn entschieden und in Andover studiert, von dessen 150 Studenten sich zu jener Zeit viele auf den Missionsdienst vorbereiteten. Er war 1,85 Meter groß, schmal und von heller Hautfarbe, von der äußeren Erscheinung her also ganz anders als Adoniram. Aber in puncto Tatkraft, intellektueller Brillanz, Sprachbegabung und Charme hatten die beiden Männer sehr viel gemeinsam.

Wie Colmans Tod die Entscheidung Boardmans für eine Missionarslaufbahn beeinflusst hatte, so war er auch verantwortlich dafür, dass er seiner späteren Frau Sarah begegnete. Wie Nancy einst die tatkräftige Gefährtin für Adoniram geworden war, erwies sie sich auf ihre eigene Weise als ebenso bemerkenswert und war ein passendes Gegenüber für Boardman.

Sarah, inzwischen 24, wurde als Tochter von Ralph und Abiah Hall am 3. November 1803 in Alstead (New Hampshire) geboren, aber die Familie war nach Salem umgezogen, als sie noch ein kleines Mädchen war. Sie war das älteste von 13 Kindern, und ein Großteil der Fürsorge für ihre jüngeren Brüder und Schwestern lag auf ihren Schul-

<sup>237</sup> A. d. Ü.: George Dana Boardman war der erste Absolvent.

<sup>238</sup> A. d. Ü.: Gegründet 1813 in Waterville (Maine), gehört das Colby College (zurzeit knapp 2000 Studenten) zu den 16 »Little Ivies«, d. h. geisteswissenschaftlich ausgerichteten und ursprünglich jeweils einer Denomination zugehörigen kleinen Elite-Universitäten in Neuengland.

<sup>239</sup> A. d. Ü.: James Colman war mit seiner Frau (und dem Missionar Edward M. Wheelock sowie dessen Frau Eliza) am 19. September 1818 in Rangun bei den Judsons angekommen (vgl. Teil II, Kapitel 8) und im Anschluss an seinen Umzug nach Chittagong am 4. Juli 1822 in Cox's Bazar südlich von Chittagong gestorben (vgl. Teil II, Kapitel 13). Sein Tod und die Berichte darüber bewegten viele junge Baptisten in den Vereinigten Staaten, in den Missionsdienst zu gehen, darunter auch George D. Boardman und dessen spätere Frau Sarah Hall.

tern. Dennoch war sie in jeder ihrer wenigen freien Minuten bestrebt, sich weiterzubilden, und brachte sich fast ganz allein Rhetorik, Logik, Geometrie und Latein bei, wobei sie sich sogar hervorragende Grundlagen in Theologie erwarb. Schon in ihrer Kindheit führte sie Tagebuch, und im Teenageralter verfasste sie bereits Artikel und Gedichte für religiöse Zeitschriften.

Colmans Tod hatte sie ebenso sehr bewegt wie Boardman, und ein von ihr verfasstes Gedicht über seinen Tod war in einer dieser Zeitschriften erschienen. Boardman war davon tief beeindruckt und hatte nach der Verfasserin geforscht. Er fand heraus fest, dass es eine umwerfend schöne, blauäugige Neunzehnjährige war, mit hellbraunem Haar – scheu, aber anmutig und freundlich. Sie gab Schulunterricht, engagierte sich bei Gemeindeaktivitäten und hatte sogar schon über eine Laufbahn als Missionarin nachgedacht. Das Resultat dieser Feststellungen war nahezu unvermeidlich: Er und Sarah verlobten sich nach einigen Monaten und heirateten in der Ersten Baptistengemeinde von Salem am Sonntag, dem 3. Juli 1825. Bereits einige Wochen später reisten sie nach Indien.

Sarahs Gedicht über Colman hatte auch dazu geführt, dass sie Nancy begegnete, als Nancy auf ihrem Amerikabesuch vor einer Missionsversammlung in Salem gesprochen hatte. Es war bereits bekannt geworden, dass Sarah eines Tages sich den Judsons anschließen würde, und als am Ende der Versammlung ein wohlmeinender Teilnehmer vorschlug, Sarah solle ihr Gedicht Nancy vorlesen, die ja Colman persönlich kannte, waren alle Versammelten von dem Vorschlag begeistert. Errötend und zitternd wurde die widerstrebende Sarah geradezu nach vorn geschoben, vor die in ihren Augen Ehrfurcht gebietenden »Berühmtheiten«, und man drückte ein Blatt mit dem Gedicht in ihre widerwilligen Hände. Irgendwie stand sie den Gedichtvortrag durch, aber sie erinnerte sich später an diese »Lesung« nicht gerade mit allzu großer Freude.

Die Boardmans hatten – zusammen mit den Wades und Colmans Witwe – das Ende des Ersten Anglo-Birmanischen Krieges in Chittapore in der Nähe von Kalkutta abgewartet. Mit deren Hilfe und der Unterstützung eines einheimischen birmanischen Lehrers hatten sie bald eine erstaunlich gründliche Kenntnis des Birmanischen er-

worben. Sie hatten sich dann als tüchtige Pioniere in Moulmein erwiesen, das in seinen frühen Tagen ein äußerst gefährlicher Missionsposten war, den Räuber aus den Küstenregionen des Golfs von Martaban, jenseits des Saluen-Flusses, heimsuchten. Dazu kamen Kobras, Tiger und Leoparden aus den Dschungelgebieten und von den Hügeln außerhalb der gerodeten Streifen in Flussnähe.

Eines Morgens in Moulmein erwachten sie z. B. vor Tagesanbruch durch ein Geräusch und entdeckten, dass Räuber in ihre Bambushütte eingebrochen waren, ihre Truhen und Kisten durchwühlt hatten und mit Boardmans Uhr, einem Spiegel, den Silberlöffeln und sogar ihren Schlüsseln verschwunden waren. Weit beunruhigender war ein langer Schnitt im Moskitonetz direkt über ihren Köpfen. Offensichtlich hatten die ungebetenen Besucher sie im Schlaf beobachtet und überlegt, ob sie ihnen die Kehlen durchschneiden sollten, ehe sie es sich dann doch anders überlegten. Ein anderes Mal wurde ein Wachtposten, der von Sir Archibald Campbell ihrem Haus zugeteilt worden war, direkt auf ihrer Veranda von einem wilden Tier übel zugerichtet – zum Glück nicht lebensgefährlich.

Als sie nach Tavoy zogen, nahmen die Boardmans einen siamesischen Christen, vier von ihren Schülern und einen etwa 50-jährigen, noch ungetauften Gläubigen mit, der einer der berühmtesten Verkündiger des Evangeliums in seinem eigenen Volk werden sollte, eine fast legendäre Gestalt.

Dieser Mann mit Namen *Ko<sup>240</sup> Tha Byu* gehörte zu einem wilden Dschungelvolk in den Bergen des südlichen Birma. Adoniram und Nancy hatten kleine Gruppen von ihnen schon in den frühesten Tagen in Rangun am Missionshaus vorbeistreifen sehen, und man sagte ihnen, diese würden »Karen«<sup>241</sup> genannt; »sie seien zahlreicher als jeder andere Stamm in der Gegend und so unzähmbar wie die wilden Bergrinder; außerdem mieden sie die Gesellschaft mit an-

---

240 A. d. A.: »Ko« ist im Birmanischen ein Titel für ältere und lebenserfahrene Männer, während mit »Maung« jüngere Männer bezeichnet werden.

241 A. d. Ü.: Die Karen sind eine Gruppe verwandter ethnischer Minderheiten in Myanmar und Thailand, die zu den südostasiatischen Bergvölkern zählen. Sie bewohnen ein ausgedehntes Gebiet entlang der birmanisch-thailändischen Grenze, das vom Shan-Plateau im Norden bis zur Malaiischen Halbinsel reicht, sowie Teile des Irrawaddy-Deltas.

Der Begriff *Karen* ist eine englische Wortschöpfung, welche die hier beschriebene indigene Völkergruppe vor allem aufgrund linguistischer Aspekte zusammenfasst.

deren Menschen und beträten nur selten eine Stadt, es sei denn unter Zwang.«

Ko Tha Byu war ein »böser und unbändiger Junge« gewesen, der mit 15 Jahren von zu Hause weggelaufen und ein Räuber und Mörder geworden war – nach seiner eigenen Schätzung war er an mindestens 30 Morden beteiligt. In Rangun war er in den Dienst Houghs getreten. Er verließ Hough wieder, geriet in Schwierigkeiten und wurde schließlich als Schuldklave zum Kauf angeboten. Maung Shway-bay kam zufällig vorbei, kaufte ihn und nahm ihn in seinen Dienst. Aber sein Temperament war derart jähzornig und unbeherrscht, dass Maung Shway-bay froh war, ihn Adoniram als Gegenleistung für eine Geldschuld überlassen zu können. Allmählich beeindruckte Adoniram diesen jähzornigen Mann immer mehr. Ko Tha Byu lernte, das birmanische Neue Testament zu lesen. Seine ganze Persönlichkeit veränderte sich. Schließlich wurde er Christ; seine ungeheure Tatkraft und Energie konzentrierte sich nun ganz auf diese neue Richtung, und er wurde faktisch der »Erstling der Gläubigen« unter den Karen.

Es verwundert nicht, dass die Boardmans, die sich seiner Fähigkeiten bewusst waren, ihn zu ihrer neuen, hauptsächlich von Karen umgebenen Missionsstation mitnahmen. Es überrascht auch nicht, dass die Boardmans die geeignetsten Mitarbeiter für die Mission in Tavoy waren. Und es war kein Wunder, dass Adoniram sie vermisste.

Obwohl der Weggang der Boardmans – besonders der von Sarah und ihrer Tochter, die Adoniram fraglos an Nancy und seine eigene kleine Maria erinnert hatten – seine Melancholie und Niedergeschlagenheit vielleicht noch verstärkt hatte, kann er dennoch nicht für die Zunahme seiner unterschwelligem Schuldgefühle und seiner Selbstanklagen verantwortlich gemacht werden. Genauso wenig lag darin der Grund für seine nur teilweise bewusste Schlussfolgerung. Ihr zufolge sei er bestraft worden – und verdiene weitere Bestrafung –, weil seine Eigenliebe und seine egoistischen sowie ehrgeizigen Motive bei der Ausübung des an sich guten Werkes, den Birmanen das Evangelium zu bringen, zutage getreten waren. Diese Gefühle und Gedanken vertieften sich bei ihm jedenfalls das ganze Jahr 1828 hindurch,

und mit ihnen gingen alle möglichen Versuche einher, durch Selbstkasteiung – so sieht es jedenfalls im Nachhinein aus – »Sühnung zu tun«.

Die erste Aktion zur Beschwichtigung dieser Gefühle war es gewesen, das Zeugnis der birmanischen Bekehrten und von Dr. Richardson über die Einzelheiten der letzten Tage Nancys und über ihren Tod zu hören. Mit dem Quietismus von Madame Guyon, den er schon lange geschätzt hatte (sogar schon, bevor er ins Todesgefängnis gekommen war), beschäftigte er sich jetzt aufs Neue. So wurde er weiterhin von ihr und vom Mystizismus des Thomas von Kempen, von Fénelon und anderen Schriftstellern<sup>242</sup> beeinflusst, die meist alles andere als baptistische Überzeugungen hatten und eine fast selbstzerstörerische Demut, einen einzelgängerischen Asketismus und mannigfach getarnte Formen der Selbstkasteiung propagierten.

Noch ehe die Boardmans nach Tavoy abreisten, begann diese Entwicklung, indem er mit seiner Übersetzung des Alten Testaments – eine wahrhafte Liebesmühe – aufhörte, nachdem er 30 Psalmen abgeschlossen hatte. Er verbrachte seine Tage in einer der widerwärtigsten Umgebungen, die er sich vorstellen konnte – in einem *zayat*, »einem kleinen Schuppen, der direkt an einer der schmutzigen und lautesten Straßen in Moulmein stand«. Wade wirkte währenddessen in einem ähnlichen *zayat* in einem anderen Teil der Stadt.

Stück für Stück schnitt er sich von der Welt ab und entledigte sich all dessen, was auch nur irgendwie seinen Stolz hätte nähren oder zu seiner Freude hätte beitragen können.

Sir Archibald Campbell und die anderen britischen Offiziere und Beamten hatten die Gewohnheit, ihn zu Essen und Abendgesellschaften einzuladen, was er sichtlich genossen hatte; jetzt sagte er ihnen, er würde nicht mehr außerhalb der Mission speisen. Er hatte Empfehlungsbriefe und Dankeschreiben von ihnen empfangen, die er hoch geschätzt hatte; diese vernichtete er nun. 1823 hatte die

---

242 A. d. H.: Vgl. Fußnote 203 auf S. 419 (Quietismus als Sonderform der Mystik). Die hier im Text genannten Autoren vertraten mehr oder wenig stark den Mystizismus.

Brown University<sup>243</sup>, seine Alma Mater<sup>244</sup>, ihm die Ehrendoktorwürde in Theologie verliehen; diese gab er zurück in einem Brief an das *American Baptist Magazine*.

Aber diese kleinen Selbstentäußerungen waren keine dauerhaftere Abhilfe, als es eine reduzierte Dosis einer Droge für jemanden ist, der im Begriff steht, süchtig zu werden. Adoniram versuchte es darum mit höheren Dosen.

Als er die Vereinigten Staaten verlassen hatte, hatte er eine ansehnliche Geldsumme mitgebracht, die teils aus selbst verdientem Geld bestand, teils aus Gaben von Verwandten und Freunden. Über die Jahre war diese Summe durch Zinsen auf etwa 12 000 Rupien angewachsen, etwa 6000 Dollar. Er schenkte dies alles – sein gesamtes Privatvermögen – dem Baptist Board. Ein wenig später bot er an, den 20. Teil seines Missionarsgehalts zur Unterstützung der Missionsarbeit zu spenden (wobei Wade seinem Beispiel folgte). Er war gewillt, ein weiteres Zwanzigstel zu geben, wenn 100 Baptistenprediger in Amerika bereit seien, dasselbe zu tun. Später bat er darum, sein Gehalt um ein zusätzliches Viertel zu reduzieren.

Aber er war immer noch nicht zufrieden. Gegen Ende Oktober baute er eine kleine Hütte, die er »die Klaus« nannte, und zwar im Dschungel in einiger Entfernung vom Missionshaus – das an sich schon keine besonders sichere Örtlichkeit war, wie die Boardmans zu ihrem Leidwesen hatten entdecken müssen. Er zog in die Hütte am 24. Oktober 1828, dem zweiten Todestag von Nancy, und von der Hütte aus schrieb er an Mary und Abigail Hasseltine in Bradford:

Es ist ein stürmischer Abend, und die Trostlosigkeit um mich her entspricht dem trostlosen Zustand meines Inneren, wo Trauer um die geliebten Abgeschiedenen sich mit Reue über Sünde verbindet, die in mir vorhanden ist. Und meine Tränen strömen gleichzeitig über das verlassene Grab meiner teuren Geliebten wie über die abscheuliche Gruft meines eigenen Herzens.

---

243 A. d. Ü.: Die 1764 gegründete Brown University (in Providence, Rhode Island) ist die älteste baptistisch ausgerichtete Universität der Vereinigten Staaten.

244 A. d. Ü.: Vgl. Teil I, Kapitel 4.

Nancys Grab ... sein eigenes Herz, eine »abscheuliche Gruft«. Da war dieser mysteriöse Gedanke, der den verwesenden Leichnam seiner geliebten Nancy mit seiner eigenen inneren Fäulnis gleichsetzte – seiner sich zersetzenden Seele. Er sah seinem eigenen letztendlichen Schicksal entgegen, da schließlich auch sein Leib verwesen würde – *sein* Leib, der von Adoniram Judson – des äußerlich reinlichsten und akkuratesten aller Menschen. Er war besessen von solchen Gedanken. Wie er es auch versuchte, er konnte sich davon und auch von seinem Gefühl der Schuld und des Ekels vor sich selbst nicht befreien. Bald schon schlussfolgerte er, es sei überhaupt ein Fehler, eine Befreiung davon zu versuchen. Vielleicht sollte er sich in diese Gefühle vertiefen, bis er sie mit innerer Ergebung akzeptieren konnte.

So ließ er neben seiner Klausur ein Grab ausheben und saß dann tagelang daneben. Dabei meditierte er über die Phasen der Auflösung des Körpers in all ihren grausigen Details. So hoffte er, sich über fleischliche Gedanken erheben und durch einsame Meditation in eine wie auch immer geartete Erfahrung der Gottesnähe bringen zu können. Er hatte offensichtlich den Abbé de Paris im Sinn, der, »nachdem er verschiedene Arten der Selbstverleugnung versucht hatte, schließlich einen Wahnsinnigen als Mitbewohner seiner elenden kleinen Hütte auswählte, um so seinen Geist unter Kontrolle bringen und den Sieg über die Welt erringen zu können«.

Aber diese Periode der Grabesmeditation dauerte nicht lange, denn zusätzlich zu seinen Zweifeln über derartige, selbst auferlegte Entbehrungen muss ein Restbewusstsein für die Lächerlichkeit seines Verhaltens ihm zu Hilfe gekommen sein. Schließlich war das Grab ja nicht ein wirkliches Grab. Es war genauso sinnlos, danebenzusitzen und hineinzublicken, wie in irgendein anderes Erdloch zu starren.

Dennoch blieben die selbst gewählte Einsamkeit und die Selbstverleugnung – weniger offensichtliche Formen der Selbstkasteiung – nach wie vor attraktiv für ihn. Dies wurde deutlich, als er Anfang 1829 in einer Haltung zu schreiben begann, die weit mystischer war als seine ursprüngliche Rechtgläubigkeit; in gewisser Weise ähnelte sein Stil vage dem neuenglischen Transzendentalis-

mus<sup>245</sup>, den Emerson<sup>246</sup> rund zehn Jahre später populär machen sollte. Beispielsweise schrieb er an Sir Archibald Campbell einen warnenden, die Zukunft seiner Seele betreffenden Brief, als dieser Moulmein verließ:

Wahre Religion findet man selten unter Mitren tragenden Prälaten und anderen hohen Würdenträgern. Sie besteht nicht in der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche noch in der Einhaltung bestimmter gottesdienstlicher Formen ... Wahre Religion besteht in der Vereinigung der Seele mit dem großen, allmächtigen, unendlichen Wesen, von dem wir alle aufgrund des Sündenfalls entfremdet worden sind.

Er entwickelte einige Aspekte seiner Gedanken in einem Traktat mit dem Titel *Die dreifache Schnur* weiter, das er primär als Leitfaden für bekehrte Birmanen geschrieben hatte. Die drei Schnüre würden den Bekehrten unweigerlich zum Himmel ziehen, wenn er sie mit »der Hand des Glaubens« ergriffe.

Die erste Schnur war das Gebet im Verborgenen.

Die zweite Schnur – der er die ausführlichste Behandlung widmete – war Selbstverleugung:

Selbstliebe oder die Gier nach Befriedigung der eigenen Lüste durch den Genuss der Reichtümer, der Ehren und der Vergnügungen dieser Welt ist das Leitprinzip des fallenen Menschen ... Und der Weg, sich der Eigenliebe zu entledigen, besteht darin, ihr nicht

---

<sup>245</sup> A. d. Ü.: Transzendentalismus ist eine in der Mitte des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluss von Kant, Schelling und Coleridge in den USA von Ralph Waldo Emerson und anderen Intellektuellen begründete neidealistische Bewegung. Basis war die humanistisch geprägte Religion des Unitarismus. Der Transzendentalismus vereinigte – auf der Grundlage der Transzendentalphilosophie des deutschen Idealismus – Einflüsse der englischen Romantik, mystische Vorstellungen und indische Philosophien. Mit seiner optimistischen Weltsicht wandte er sich sowohl gegen dogmatische Religionen als auch gegen materialistisches und übertrieben rationalistisches Denken. Die Transzendentalisten traten für eine freiheitliche, selbstverantwortliche und der Natur zugewandte Lebensführung ein. Von ihnen gingen wesentliche Impulse für die Sklavenbefreiung sowie die Entstehung der Frauenbewegung und der Naturschutzbewegung aus (vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Transzendentalismus> [abgerufen am 17.2.2015]).

<sup>246</sup> Ralph Waldo Emerson (geb. 25. Mai 1803 in Boston, Massachusetts; gest. 27. April 1882 in Concord, Massachusetts) war ein US-amerikanischer Philosoph, Schriftsteller und Führer der Transzendentalisten in Neuengland.

weiter zu frönen. Das heißt, wir müssen unser Ich als einen Feind betrachten, gleichsam als bössartiges Raubtier, dessen Begierden durchkreuzt und dessen Süchte beschnitten werden müssen – und zwar in dem Maße, wie dies konsequent verwirklicht werden kann durch die vollkommene Fähigkeit und Bereitschaft Christi, uns zu helfen ... Gewöhne dir tägliche, fortwährende Selbstverleugnung an ... faste oft; bezwinde deinen Leib. Höre auf, dich äußerlich zu schmücken ... nimm dir eine einfache und ärmliche Wohnung. Erleide bewusst Unannehmlichkeiten; ja, ziehe sie jeder Art fauler Bequemlichkeit und fleischlicher Genusssucht vor. Erlaube dir keine Vergnügungen ... Befreie dich von der Belastung durch weltlichen Besitz ... »Sei nicht nur damit zufrieden, sondern strebe danach, soweit du kannst, unbekannt und doch wohlbekannt<sup>247</sup> zu sein, verurteilt und verachtet von allen Menschen, und doch ohne schuldig geworden zu sein oder es verdient zu haben.«<sup>248</sup> Und lehne schließlich alle Kompromisse mit dieser Welt ab, die in den Armen des Bösen liegt.<sup>249</sup>

Diese Lebensweise würde zu Gottes gnädiger Zuwendung führen und sei ein Weg, Jesu Fußstapfen auf seinem Weg des Kreuztragens zu folgen.

Die dritte Schnur bestehe im Tun des Guten, was das »Prinzip heiliger Mildtätigkeit« fördere.

In welchem Maße Adoniram dieses Prinzip der Selbstverleugnung und des Abtrennens aller Verbindungen zu der Welt, die er liebte, tatsächlich verwirklichte, haben wir bereits gesehen. Aber er ging damit noch weiter. Bald schrieb er an Abigail in Plymouth und wies sie an, alle seine alten Briefe zu vernichten, selbst die an sie und ihre Mutter adressierten, außer drei oder vier neueren, »die du vielleicht als Souvenirs behalten möchtest«. Und er verlieh seiner Forderung Nachdruck, indem er deren Erfüllung zur Bedingung für seine Unterzeichnung einer Verzichtserklärung auf das Erbe seines Vaters machte: »... Es ist mir sehr wichtig, dass alle meine früheren Schriften vollständig ver-

247 A. d. Ü.: Vgl. 2. Korinther 6,9.

248 A. d. H.: Hier zitiert A. Judson Erzbischof Robert Leighton (vgl. Fußnote 386 auf S. 688).

249 A. d. Ü.: Vgl. 1. Johannes 5,19.

nichtet werden. Daher musst Du mir zugestehen, sagen zu dürfen (da dies das einzige Mittel ist, Dich zur Ausführung meines Wunsches zu bewegen), dass ich die von Dir gewünschte Verzichtserklärung nicht senden kann, bis ich einen Beweis von Deiner Hand habe, dass nichts davon übrig geblieben ist, abgesehen von dem oben Erwähnten.«

Selbstverleugnung, Zurückgezogenheit. Aber wie weit er mit seinen verschiedenen Formen der Selbstkasteiung auch ging, sie brachten ihm nicht den geistlichen Frieden, den er suchte; vielleicht würde eine noch extremere Abgeschlossenheit helfen? Letztendlich war seine Zeit, wenn er auch allein in seiner Klause lebte, doch zumindest teilweise ausgefüllt mit Predigten und Andachten in Moulmein, mit Schreiben und Übersetzen. Zu einem bestimmten Zeitpunkt während dieser Periode der Melancholie entschloss er sich, all diese Aktivitäten für eine Weile zu lassen und es mit Meditation in völliger Abgeschlossenheit zu versuchen. So ging er also mit seiner Bibel unter dem Arm über die Hügel hinter Moulmein tief in den Dschungel voller Tiger und anderer Raubtiere, bis er einen geeigneten Platz bei einer längst verlassenem, moosbewachsenen Pagode fand. Dort verbrachte er seine Tage mit Lesen, Nachdenken und Beten. Jeden Abend kehrte er in die Klause zurück.

Er dachte, er sei völlig allein in seiner Wildnis, doch dem war nicht so. Denn beim ersten Mal war ihm Ko Dwah, der hingeebene Diakon der kleinen einheimischen Gemeinde, heimlich gefolgt und hatte ihn beobachtet. Ko Dwah hatte sogar eines Abends – nach Adoniram's Rückkehr zur Klause – den Gefahren des Dschungels getrotzt und einen »groben Sitz aus Bambus« gezimmert und Zweige zu einem Schutzdach geflochten. Am nächsten Morgen fand Adoniram die kleine Hütte vor, erfuhr aber nie, wer sie dort aufgebaut hatte.

Die 40 Tage, die Adoniram in dieser einsamen Meditation neben der alten Pagode verbrachte und in denen er sich nur von ein wenig Reis ernährte, kennzeichnete wahrscheinlich den extremsten Punkt seiner Suche nach einem Zeichen, dass Gott ihm vergeben habe. Aber selbst damit hatte er keinen Erfolg. Am 24. Oktober 1829, dem dritten Jahrestag von Nancys Tod, schrieb er an Abigail und Mary Haseltine: »Hat eine von Euch beiden die Kunst wirklicher Gemeinschaft mit Gott erlernt, und könnt Ihr mich ihre Grundprinzipien lehren?

Gott ist für mich der Große Unbekannte: Ich glaube an ihn, aber ich finde ihn nicht.«

Aber zumindest hatte er sich inzwischen mit den Tatsachen abgefunden. Langsam verschwand die lähmende Melancholie. Er nahm einige seiner Aktivitäten wieder auf. Er rückte seine Klausen ein wenig näher Richtung Missionshaus, sodass er in Hörweite der Glocke war, die ihn zum Essen rief – wenn ihm danach war, zusammen mit den Missionaren zu speisen. Ansonsten sandte ihm Mrs. Wade etwas zu essen.

So war er in der Lage, sich innerlich allmählich wieder aufzurichten. Er fand sogar ein wenig Trost, als er Mitte Dezember 1829 erfuhr, dass Elnathan in Washington am 8. Mai im Alter von 35 Jahren gestorben war. Vor langer Zeit, als Adoniram und Elnathan auf dem Weg zu Adonirams Hochzeit und Ordination von Plymouth weggeritten waren, waren sie am Straßenrand von den Pferden gestiegen und hatten sich im Schnee hingekniet, und Adoniram hatte für Elnathans Seele gebetet. Soweit Adoniram bekannt war, hatte Elnathan jedoch nie eine Bekehrung erlebt.

Aber jetzt schrieb Dr. Sewall:

Einige Stunden vor seinem Tod, als es ihm so schlecht ging, dass er nicht in der Lage war, zu sprechen oder sich zu bewegen, richtete er sich plötzlich auf, faltete seine Hände und rief mit freudigem Gesichtsausdruck: »Friede, Friede!« – Dann sank er zurück und sagte nichts mehr. Etwa zehn Minuten vor seinem Abscheiden hatte man ihm gesagt: »Wenn du den Frieden Gottes in deiner Seele spürst, dann öffne deine Augen.« Er öffnete seine Augen, und bald darauf verschied er, und zwar – wie wir überzeugt sind – in der siegreichen Gewissheit des Glaubens.

Adoniram schrieb darüber an Abigail: »Als ich diesen Bericht las, ging ich in mein kleines Zimmer und konnte nur Tränen der Freude vergießen ...«<sup>250</sup>

---

<sup>250</sup> A. d. A.: Elnathans Angehörige überlebten ihn nicht lange. Seine Tochter Ann H. Judson starb am 30. Mai 1832 im Alter von sieben Jahren. Seine Frau Ellen Young Judson starb am 25. November 1832 mit 30 Jahren.

Der Tiefpunkt war durchschritten. Das ganze Jahr 1830 über war Adoniram dabei, langsam aus der Tiefe emporzuklettern. Immer noch überschattete Traurigkeit sein Gemüt, aber er kam allmählich zu dem Schluss, dass weder einsame Meditation noch Selbstverleugnung an sich ihm befreiendes Glück oder das Bewusstsein der Gemeinschaft mit Gott vermitteln konnten. Stattdessen wandte er sich immer mehr dem dritten Prinzip der *Dreifachen Schnur* zu, dem Prinzip guter Werke oder nutzbringender Tätigkeit. Natürlich hatte er nie völlig aufgehört, gute Werke zu tun (ausgenommen jene 40 Tage, in denen er neben der alten moosbewachsenen Pagode meditierte), aber genauso wenig hatte er sich seit Nancys Tod so umfassend in Aktivitäten gestürzt wie jetzt.

Es war eine ermutigende Zeit für missionarische Unternehmungen. Verstärkungen kamen an, die Aktivitäten steigerten sich, regelmäßig kam es zu Bekehrungen – obwohl mit dem Erfolg auch der Widerstand wuchs. So hörte beispielsweise die Mutter eines der Mädchen in der Missionsschule, dass ihre Tochter kurz davor war, den christlichen Glauben anzunehmen; sie lauerte ihr unterwegs auf, schlug ihr mit dem Schirm auf den Kopf und drohte ihr, sie als Sklavin zu verkaufen. Die Mutter eines anderen Mädchens, das getauft worden war, rannte eines Tages ins Klassenzimmer, zerrte ihre Tochter an den Haaren in den Schulhof und bewaffnete sich gerade mit einem Prügel vom Holzstoß, als Mrs. Wade intervenierte und so dem Mädchen das Leben rettete. Ein 60-jähriger Mann wurde nach seiner Taufe von seiner Frau und Familie aus seinem Haus vertrieben und musste bei den Missionaren Zuflucht suchen. Einige Frauen wurden von ihren Männern bedroht – ein Mann riss sein Kind von der Brust der Mutter und verfolgte sie mit einem Messer. Erstaunlicherweise interessierte dieser sich bald selbst für den christlichen Glauben, und Adoniram konnte schließlich berichten, dass er »inzwischen zum Lamm geworden ist«.

Adoniram war nun eine von Missionaren und Birmanen gleichermaßen verehrte Gestalt. Ja, seine vierzig Tage im Dschungel waren für die birmanischen Christen der Beweis, dass ein Wunder geschehen war. Jeder wusste, dass Tiger größer, stärker und wilder als Löwen waren und einen Menschen sehr viel schneller angriffen als diese – und wenn Daniels Überleben in der Löwengrube, wie es die

Bibel berichtet, ein Wunder war, dann war das Überleben des Lehrers *Yud-than* im Dschungel voller Tiger, das sie selbst miterlebt hatten, ein weit größeres Wunder.

Im Januar 1830 kamen Mr. Cephas Bennett und seine Frau mit ihren zwei Kindern in Moulmein an. Bennett war Drucker. Jetzt konnten Traktate in großen Mengen gedruckt werden. Außerdem stellte die Ankunft der Bennetts die Wades frei, ihrerseits eine Wiederbelebung der Mission in Rangun zu versuchen.

Nicht lange nach der Abreise der Wades kehrte Sarah Boardman nach Moulmein zurück. Seit der Geburt ihres dritten Kindes – des zweiten Sohnes namens Judson Wade Boardman – ging es ihr gesundheitlich schlecht, und sie hatte sich noch nicht vom vergangenen Sommer erholt. Damals waren die Boardmans zusammen mit ein paar Hundert Frauen und Kindern sowie einigen Europäern und Sepoy-Soldaten von rebellischen Tavoyanern angegriffen worden. Gemeinsam hatten sie diese Belagerung in einem Holzgebäude mit nur sechs Räumen am Hafen von Tavoy durchlitten, bis das allgegenwärtige Dampfboot *Diana* sie rettete. Ihr ältestes Kind Sarah Ann war kurz vor dem Aufstand gestorben; ihr Sohn George war krank und am Rand des Todes gewesen, wobei sie und ihr Mann die beiden Söhne von Dr. Price adoptiert hatten, der inzwischen in Ava gestorben war. Es war nicht weiter erstaunlich, dass sie Ruhe und die medizinische Versorgung brauchte, die sie in Moulmein finden konnte. Boardman blieb noch in Tavoy, aber er litt schon seit Monaten an einem ominösen Husten und kam bald nach Sarah ebenfalls nach Moulmein.

Inzwischen hatten die Wades Adoniram geschrieben, dass Rangun ermutigende Aussichten bot, und angefragt, ob er vielleicht zu ihnen kommen wolle. Sobald Adoniram erfuhr, dass Boardman bald wieder nach Moulmein kommen würde, sodass die Missionsstation dort mit den Boardmans und den Bennetts gut besetzt wäre, machte er sich auf den Weg nach Rangun.

Er kam am 2. Mai 1830 an und fand die Wades in einem Haus im Stadtzentrum vor, wo sie sehr viele Besucher und Interessenten hatten – einige von ihnen äußerst vielversprechend, wie Adoniram meinte.

Der Vizekönig von Rangun stellte sich als alter Bekannter Adoniram heraus – er war ein Atwinwun, dem er begegnet war, als er erstmalig in Begleitung von Price nach Ava gereist war. Dieser Würdenträger lud Adoniram ein, unter seiner Schirmherrschaft zu bleiben. Einer der Interessenten in Wades Haus war ein anderer Bekannter, ein hochrangiger Mann und enger Freund des alten Gouverneurs des Nordtors in Ava, der sich bei Kriegsende für Adoniram als Bürge gestellt hatte, um dessen Rückkehr nach Oung-pen-la zu verhindern.

Aber Adoniram blieb nicht lange in Rangun ...

... denn jeden Tag wächst in mir die Überzeugung, dass ich nicht an dem Platz bin, an dem Gott mich haben möchte. Meine Gedanken hatten sich schon lange vor der Abreise aus Moulmein auf das Landesinnere gerichtet und nicht auf Rangun; und während ich glaube, dass Bruder und Schwester Wade am richtigen Ort sind, habe ich für mich selbst den Eindruck, anderswohin berufen zu sein. In diesem Bewusstsein fahre ich jetzt den Fluss hinauf, begleitet von Maung Ing, Maung En, Maung Dway, Maung Dan ... und Maung Like ... Das Boot, das wir nehmen, wird uns nach Prome bringen, in den großen und bedeutenden Ort auf halbem Weg zwischen hier und Ava, und ich hoffe und bete, dass der Herr uns dort zeigen wird, was wir weiter tun sollen.

Die Gruppe verließ Rangun am 29. Mai 1830. Die Reise flussaufwärts glich einem Triumphzug, so viele Birmanen wollten Traktate. Nur etwa 20 Kilometer oberhalb von Rangun zum Beispiel, schrieb Adoniram, »ging ich an Land, begann mit mehreren ein Gespräch und gab ein Dutzend der alten Traktate weiter. Es war amüsant und befriedigend zugleich zu sehen, wie ganze Gruppen von Flussschiffen bei Sonnenuntergang damit beschäftigt waren, zu lesen, vorzulesen oder der Wahrheit zu lauschen; und immer wieder kamen einige zu unserem Boot und wollten ein Traktat. Ich hätte leicht hundert weitergeben können ...« In einem Dorf weiter flussaufwärts gab er 30 weiter und war sich sicher, er hätte 200 verteilen können.

Inzwischen hatte Adoniram eine bestimmte »List« gelernt.

Es ist meine Vorgehensweise, dass ich einige wenige Traktate und Katechismen zeige und dann ein wenig daraus lese und darüber spreche, sodass die Zuhörer wohlwollend und interessiert zuhören. Dann gebe ich eines dem aufmerksamsten Zuhörer unter den Anwesenden. Ich zeige einen gewissen Widerwillen, jedem eines zu geben, und nehme ihnen das Versprechen ab, aufmerksam zu lesen, darüber nachzudenken und zu beten. Dann werden sie fast eifersüchtig, ein Traktat zu bekommen; viele Hände strecken sich eifrig danach aus, und von allen Seiten höre ich: »Gib mir eines, gib mir eines.«

Auf dem Irrawaddy wurden die Missionare so heftig um Traktate angegangen, dass sich der Kapitän eines Abends entschloss, ein wenig in den Fluss hinauszufahren, damit die Gesellschaft ein wenig Ruhe bekam, weil sie so außer der Reichweite von Interessenten war.

Doch leider nützte das nichts: Denn sie kamen zum Ufer und riefen: »Lehrer, bist du am Schlafen? Wir möchten eine Schrift, die zu unserem Herzen spricht.« Als ihnen eine versprochen wurde, wenn sie kämen und sie holten, stießen sie sich mit einem langen Kanu vom Ufer ab ... und kamen so nahe, dass sie ein Traktat ergreifen konnten, das wir am Ende einer langen Stange befestigt hatten ... Einmal ging unser Kapitän abends an Land und sagte, in fast jedem Haus sitze jemand unter einer Lampe und lese laut eine unserer Schriften vor.

Jedermann in Birma schien etwas über die neue Botschaft erfahren zu wollen. Wenn das Missionarsboot ein Dorf bereits verlassen hatte und den Fluss weiter hinaufgefahren war, fuhren die Leute manchmal sogar in Booten hinterher, um sich noch ein Traktat zu sichern. Adoniram musste die Nachsendung weiterer Traktate bestellen und um den Druck einer neuen Auflage bitten.

Aber als sie in die Nähe von Prome kamen, begann sich die Atmosphäre langsam zu ändern. Die Zuhörer neigten jetzt eher dazu, Einwände zu erheben. Nun wollten nicht mehr so viele Traktate. In einem Dorf behandelten die Bewohner Adoniram sogar »ziemlich grob und unhöflich«.

In Prome lebte ein Europäer. Er lud Adoniram ein, in seinem Haus zu bleiben, und stellte ihn dem Gouverneur sowie dem Vizegouverneur der Stadt vor. Sie hörten Adoniram predigen und vorlesen, »aber sie waren anscheinend mehr angetan vom Klang seiner Stimme als vom Sinn seiner Worte«. Als Adoniram in Prome ein Haus zu mieten versuchte, stellte er fest, dass die einfachen Leute Angst hatten, mit einem Ausländer Geschäfte zu machen. Major Burney<sup>251</sup> war auf einer Mission in Ava bei den Goldenen Füßen, und seit seiner Reise den Fluss hinauf hallte das Land wider von alarmierenden Gerüchten. Prome war bereits verängstigt und hoch verschuldet von einem Krieg. Jetzt befürchteten die Birmanen einen weiteren, und der bloße Anblick des Gesichts eines weißen Mannes versetzte sie schon in Angst und Schrecken. Adoniram konnte einerseits verstehen, warum die Leute Angst hatten, mit ihm zu reden. Aber wie sollte es ohne Gespräche je zu Bekehrungen kommen?

Da er also nicht in der Lage war, ein Haus zu mieten, beschloss Adoniram, eines zu bauen. Er fand einen alten *zayat* auf einem größeren unbebauten Grundstück im Stadtzentrum und ersuchte um die Erlaubnis zum Kauf. Nach ein paar Tagen des Verhandeln waren der Vizegouverneur und die Stadträte einverstanden. Der alte *zayat* war von ansehnlicher Größe, etwa vierzehn mal acht Meter, die Teakpfosten, das Dach und der Boden waren immer noch in gutem Zustand, das Ganze war nur von wilden Ranken überwuchert und hatte das Aussehen einer »ehrwürdigen Ruine«.

Am Samstag, dem 26. Juni 1830, zog er voller Hoffnung ein. Wenn auch das einfache Volk Angst vor ihm hatte, so waren wenigstens die Behörden freundlich. Nach dem Gottesdienst am darauffolgenden Vormittag mit Maung Ing und den anderen Jüngern verbrachte er den Rest des Tages in der großen San-dan-Pagode<sup>252</sup>, Promes Gegenstück

---

251 A. d. Ü.: Henry Burney (27. 4. 1792 bis 4. 3. 1845) war britischer Offizier und Diplomat im Dienst der Ostindien-Gesellschaft. Er nahm am Ersten Anglo-Birmanischen Krieg teil und war dann britischer Gesandter am siamesischen Königshof, wo er den Burney-Vertrag (einen britisch-siamesischen Handelsvertrag) aushandelte. Ab 1829 war er Gesandter am Hof von König Bagyidaw in Ava. 1834 wurde er Oberstleutnant und starb 1845.

252 A. d. H.: Laut Autor ist auch die Schreibweise San-Daw-Pagode üblich. A. d. Ü.: Die Shwesandaw-Pagode (der Name bedeutet »Reliquie der Goldenen Haare« [zusammengesetzt aus »Shwe« und »San-Daw«/»Sandaw«]) in Pyay/Prome ist auch heute noch eines der wichtigsten Pilgerzentren in Birma.

zur Shwedagon-Pagode von Rangun mit ihren goldenen Türmen und Dächern. Es war zufällig ein birmanischer Feiertag, und die Pagode war voller Menschen. Adoniram und die Jünger setzten sich in einem *zayat* daneben, und »einige hörten aufmerksam zu«.

Aber in weniger als einer Woche verdächtigten ihn die Behörden, er sei ein Spion. Maung Ing kehrte von einer nahegelegenen Stadt zurück und berichtete, dass sich dieser Verdacht überall verbreitete. Die Leute hatten Angst, Missionaren zuzuhören – gleichgültig, ob sie Birmanen oder Weiße waren. Am nächsten Sonntag schon »ist alles Lächeln, sind alle Willkommensgesten verschwunden; die Leute schauen mich mit bösen Blicken an und gebieten ihren Hunden keinen Einhalt, wenn sie mich anbellern«. Dennoch, er »fand einen freien Platz unter einem Schutzdach, das über einem großen Götzenbild aus Ziegeln erbaut war«, in der Nähe der großen Pagode gelegen. Hier saß er auf dem Boden und sprach mit einigen kleinen Gruppen. »Aber es geht einem wirklich zu Herzen, wenn man einen armen Einheimischen sieht, wie ihn zum ersten Mal die Wahrheit trifft. Einerseits sieht er die Hölle, andererseits Spott, Verachtung, Enteignung seiner Güter, Gefängnis und Tod.« Zumindest, so durfte er feststellen, bewirkten die Verdächtigungen zusätzliche Aufmerksamkeit. Am folgenden Sonntag setzte er sich wieder wie zuvor »auf einen Ziegel unter dem Dach über dem großen Götzenbild«. Und es kam eine Gruppe von Menschen nach der anderen, um ihn zu hören. »Einige wurden wütend und zornig, und andere hörten mit Begeisterung zu. ›Die einen sagten: Er ist gut; andere sagten: Nein, sondern er verführt die Volksmenge.«<sup>253</sup>

Er wurde von den Stadträten detailliert befragt – nicht über religiöse Dinge, sondern über alle seine Aktivitäten in Birma. Der Bericht wurde nach Ava gesandt. Die Stadträte verhielten sich demonstrativ neutral, aber Adoniram konnte das Ergebnis voraussehen. »In Ava hatten mich [die maßgeblichen Leute] als verdächtige Person betrachtet, spätestens seit ich sie am Ende des Krieges im Stich gelassen habe und zu den Briten übergegangen bin.« So war zumindest die »offizielle« Sichtweise in Birma.

---

253 A. d. Ü.: Vgl. Johannes 7,12.

Inzwischen erfuhr er, dass es keinen Zweifel mehr gab, dass Boardman Tuberkulose hatte. Wenn kein Wunder geschah, würde er nicht mehr lange leben. Wade hatte vor, Rangun zu verlassen und nach Moulmein zu gehen. Adoniram begann sich zu fragen, ob er nicht nach Rangun gehen und Wades Platz einnehmen sollte; schließlich entschied er sich, noch ein wenig länger in Prome zu bleiben. Er hatte nämlich bemerkt, dass – wenn auch die meisten Zuschauer, die sich um ihn her drängten, ihm gegenüber feindlich gesinnt waren – es immer Menschen »in den entfernteren Ecken« gab, die aufmerksam zuhörten.

Am 1. September kam die Störung und Unruhe in Prome, die man Adoniram zuschrieb, Major Burney in Ava zu Ohren, und zwar durch die Minister des Königs. Burney notierte in seinem Tagebuch, dass sie Adoniram anklagten, er »schmähe die birmanische Religion, sehr zum Ärger des Königs. Ich sagte ihnen, dass Dr. Judson sich inzwischen ausschließlich missionarischen Beschäftigungen widme. Ich besäße keine Macht oder Autorität über ihn, aber ich kenne ihn als sehr frommen und guten Mann und als jemanden, von dem ich nicht glaube, dass er dem birmanischen König oder der Regierung in irgendeiner Weise Schaden zufüge oder sie erzürne«. Burney wies sie taktvoll darauf hin, dass »der birmanische König und seine Regierung schon immer eine hohe Reputation unter den zivilisierten Nationen genossen hätten, weil sie allen religiösen Überzeugungen und Glaubensrichtungen gegenüber tolerant gewesen wären. Es gäbe Tausende in Europa und Amerika, die sehr verletzt und enttäuscht wären, müssten sie von einer Änderung der liberalen Politik hören, die bisher vom König in Ava verfolgt werde. Ich hoffe, die Minister würden nicht einmal im Traum daran denken, Dr. Judson zu belästigen oder zu schädigen, da ein solches Vorgehen gute Menschen aus allen Nationen beleidigen und ihnen missfallen würde.«

Der Minister gab zur Antwort, dass sie natürlich Adoniram nicht schaden wollten – das war auch der Grund, warum sie zu Major Burney gekommen seien. Könnte er nicht an Adoniram über die Gefühle des Königs ihm gegenüber schreiben? Dem stimmte Burney schließlich zu, nachdem er aber deutlich gemacht hatte, dass er keine wie

auch immer gearteten Befehle geben konnte oder wollte und dass Adoniram seinem Gewissen gemäß handeln müsse.

In Wirklichkeit war der Befehl des Königs natürlich sehr bestimmt und entschieden gewesen. Die Minister hatten wie üblich darauf gehofft, Burney dafür verwenden zu können, die unangenehme Aufgabe für sie zu erledigen. Aber davon wusste Adoniram zu diesem Zeitpunkt noch nichts. Denn ehe etwas zu seinen Ungunsten hätte getan werden können, war er schon wieder auf dem Weg von Prome nach Rangun, was teilweise daran lag, dass Rangun als Zentrum geeigneter dafür war, Übersetzungsarbeit und Predigt zu verbinden. Doch er betrachtete seinen Aufenthalt in Prome mit großer Befriedigung. Er hatte den Eindruck, dass er in das Herz des Feindeslandes vorgestoßen war und einen kleinen geistlichen Sieg errungen hatte. Etwas von diesem Gefühl fröhlichen Triumphs kam auch in einem Brief zum Ausdruck, den er Mitte September schrieb:

Auf meinem eigenen kleinen Boot, nur mit drei Jüngern als Besatzung, verabschiedete ich mich von Prome und seinem turmhohen Gott Shway San-dan [San Daw], zu dessen Fundamenten ich die letzten dreieinhalb Monaten gewirkt habe, mit nicht gerade freundlichen Absichten, indem ich flussabwärts fahre. Zu fest gegründet bist du noch, alter Steinhaufen, um jetzt schon umgestürzt zu werden; aber die Kinder derer, die dich jetzt mit Gold überpflastern, werden dich dereinst niederreißen und keinen Stein auf dem anderen lassen.

Adoniram hatte 500 Traktate in Prome verteilt und mindestens einen Mann zum Glauben geführt, obwohl der Betreffende immer noch nicht getauft war. Auf dem Weg den Fluss hinab verteilte Adoniram weitere 500 Traktate.

In Rangun stellte er fest, dass die Wades weggezogen waren und die Mission wieder einmal auf einen »sehr niedrigen Stand« gesunken war. Einmal hatten sich sogar Männer »in der Nähe des Hauses auf jeder Seite postiert, um diejenigen zu bedrohen, die dort einen Besuch machen wollten, und die Traktate wegzunehmen, die sie bekommen hatten. Berichte waren im Umlauf, wonach die

Regierung Häretiker öffentlich zur Schau stellen wollte. Die große Anzahl an Menschen, die bisher wegen Trakten gekommen war, verschwand, und Pastor Thah-a der weiterhin im Haus wohnte, wurde so eingeschüchtert, dass er sich in seine eigene unauffällige Wohnung zurückzog.«

Natürlich gab es in der Umgebung immer noch einige beherzte Interessenten und Jünger, und mit diesen traf Adoniram sich oft. Aber die meiste Zeit verbrachte er mit Übersetzen. Inzwischen war er mit dem Alten Testament weit vorangekommen.

Er bekam Besuch von einer englischen Reisenden, einer gewissen Emma Roberts, die darauf brannte, den Missionar zu sehen, der inzwischen in der ganzen zivilisierten Welt berühmt war. Sie traf ihn in seiner »birmanischen Wohnung [an], zu der wir mit einer Leiter hinaufsteigen mussten; und wir betraten einen großen, niedrigen Raum durch einen falltürartigen Eingang. Die Dachbalken waren unverkleidet und die Fensterrahmen nach Art der birmanischen Häuser unverglast. Das Mobiliar bestand aus einem Tisch in der Mitte des Raums, einigen Stühlen und einem Schreibtisch mit Manuskripten und Büchern, die ordentlich auf einer Seite gestapelt waren.«

Die beiden unterhielten sich einen Großteil des Nachmittags. Dann aber heißt es in ihrem Bericht:

Während wir uns auf diese Weise unterhielten, brachen die Fledermäuse, die die Häuser in Rangun bevölkern, zu ihrem abendlichen Rundflug auf. Bald zogen sie immer engere Kreise, bis sie fast so nahe an unseren Köpfen vorbeiflogen, dass es unangenehm wurde. Da das Flattern der schweren Flügel in solcher Nähe die Unterhaltung ständig unterbrach, verabschiedeten wir uns schließlich und machten uns auf den Weg. Und das also, so dachte ich beim Hinabsteigen auf der Leiter, ist die einsame Wohnung von Judson, den spätere Generationen – völlig zu Recht – den Großen und Guten nennen werden.

In diesem »Taubenschlag« kämpfte er sich mit seiner Übersetzung vorwärts, während die Jünger im Raum darunter lehrten und Trak-

tate weitergaben. Kurz nach Beginn des Jahres 1831 hatte er die Psalmen, das Hohelied Salomos und das Buch Daniel vollendet. Es hatte mehrere Bekehrungen gegeben. Aber am beeindruckendsten für Adoniram war die Tatsache, dass ein »Geist des Fragens [aufbricht]. Das Interesse an unserer Botschaft verbreitet sich überall und durchzieht das Land seiner Länge und Breite nach«.

Manchmal bin ich fast erschreckt [schrieb er]: Da ist jemand, der sieht, wie sich eine mächtige Maschine in Bewegung setzt, über die er – das ist ihm klar – keine Kontrolle mehr hat. Unser Haus ist häufig voller Besucher, aber ich muss sie Maung En überlassen – einem der besten Assistenten, den man sich vorstellen kann –, damit ich selbst Zeit für die Übersetzung habe. Ist das richtig? Glückselig der Missionar, der in ein Land kommt, wo er eine fertig übersetzte Bibel zur Hand nehmen kann.

Obwohl die Missionare niemals ein Traktat aushändigten, ohne ausdrücklich darum gebeten zu sein, konnten sie doch täglich Hunderte weitergeben. Das große alljährliche Fest in der Shwedagon-Pagode fiel dieses Jahr auf den 25. Februar. Um dafür gerüstet zu sein, bestellte Adoniram bei Bennett 15 000 bis 20 000 Exemplare. Am 4. März schrieb er, dass er während des Festes ...

... fast 10 000 Traktate verteilt hatte, und zwar nur an solche, die ausdrücklich danach fragten. Ich glaube, dass es im Missionshaus 6000 Bitten darum gegeben hat. Einige haben eine Reise von zwei oder drei Monaten unternommen und sind sogar aus den Grenzgebieten Chinas und Siams gekommen: »Herr, wir haben vernommen, dass es eine ewige Hölle gibt. Wir haben Angst davor. Bitte gib uns eine Schrift, die uns zeigt, wie wir ihr entgehen können.« Andere kommen von den Grenzen Kathays<sup>254</sup>, etwa 160 Kilometer nördlich von Ava: »Herr, wir haben eine Schrift gesehen, die von einem ewigen Gott spricht. Bist du der Mann, der solche Schriften weitergibt? Wenn das so ist, dann gib uns bitte eine, denn

---

254 A. d. H.: Kathay (auch *Cathay*, *Cataya*, *Cathaia*, *Kathai* oder *Kitai*) ist der im Mittelalter gebrauchte Name für China. Hier sind die nördlichen Regionen Birmas gemeint, die an China angrenzen.

wir wollen die Wahrheit kennenlernen, ehe wir sterben.« Andere kommen aus dem Inneren des Landes, wo der Name Jesu Christi wenig bekannt ist: »Bist du der Mann Jesu Christi? Gib uns eine Schrift, die uns von Jesus Christus berichtet.«

## Die birmanische Bibel; Sarah (1831 – 1834)

Aber wie immer kamen auch jetzt Triumph und Tragödie gemeinsam. Während des Shwedagon-Fests erhielt Adoniram die Nachricht, dass Boardman gestorben war, nur ein paar Tage, nachdem er von einer Exkursion zu den Berg-Karen nach Tavoy zurückgekehrt war.

Obwohl er wusste, dass seine Tage gezählt waren, hatte Boardman darauf bestanden, die anstrengende Expedition durchzuführen. Er war ein großer Führer für die scheuen Karen geworden und hatte versprochen, sie noch einmal zu besuchen und eine Tauffeier bei ihnen zu leiten. Und so war er, auf einer Bahre getragen, in die Berge aufgebrochen, drei Tagereisen weit. Er wurde begleitet von Sarah, seinem zweijährigen Sohn George und Francis Mason, einem Neankömmling in der Mission von Tavoy. Sie kamen zu einer Bambuskapelle, die die Karen an einem Fluss am Fuß einer Bergkette gebaut hatten. Hier wurden unter seinen Augen 34 Karen von Mason getauft. Auf dem Weg zurück hatte die ganze Gesellschaft mit heftigen Regengüssen zu kämpfen. Boardman, durchnässt und frierend, durfte auf der Veranda eines Hauses am Fluss liegen, das einem Einheimischen aus Tavoy gehörte. Am nächsten Morgen kam ein Boot den Fluss herauf, das ihn die restliche Strecke an die Küste bringen sollte. Aber es war zu spät. Er war kaum an Bord gebracht worden, als er starb.

Nachdem Adoniram die Nachricht bekommen hatte, schrieb er einige Tage später an Sarah. Seine ersten Sätze hören sich vielleicht traurig und freudlos an, aber er wusste, er konnte ihr die Wahrheit sagen:

Sie trinken jetzt den bitteren Kelch, mit dessen Neige ich selbst halbwegs vertraut bin. Und wenn Sie auch schon seit einiger Zeit wussten, dass Sie ihn bald würden trinken müssen, wage ich doch zu sagen, dass er weit bitterer ist als erwartet. Im Allgemeinen verweigern sich Personen in Ihrer Situation jeglichem Trost, klammern sich an den Toten und fürchten, sie könnten denjenigen,

den sie so geliebt haben, allzu schnell vergessen. Aber machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Ich kann Ihnen versichern, dass viele Monate herzerreißender Not vor Ihnen liegen, ob Sie nun wollen oder nicht. Doch nehmen Sie den bitteren Kelch mit beiden Händen und setzen Sie sich nieder zu Ihrem Mahl. Bald werden Sie nämlich ein Geheimnis erfahren, dass nämlich auf dem Grund des Kelchs Süße auf Sie wartet ...

Er fügte die Hoffnung hinzu, sie würde als Missionarin für das Karen-Volk weiter in Birma bleiben. Bezüglich ihres Sohnes George<sup>255</sup> versprach Adoniram Folgendes: Wenn der Junge alt genug wäre, um Birma zu verlassen, würde er ihm die allerbeste Erziehung und Bildung garantieren, die sie sich nur wünschen konnte. Oder, falls Sarah selbst unerwartet sterben sollte und bereit wäre, George Adoniram anzuvertrauen: »Ich verspreche und verpflichte mich hiermit feierlich, ihn als meinen Sohn anzunehmen und zu behandeln, ihn in die Heimat auf bestmögliche Weise und zum bestmöglichen Zeitpunkt zurückzuschicken, für alle Belange seiner Erziehung und Bildung zu sorgen und über ihn zu wachen, so lange ich lebe.«

Für eine Weile nach Boardmans Tod meinte Sarah, sie solle nach Amerika zurückkehren, vor allem wegen ihres kleinen Sohnes. Vielleicht half ihr Adonirams Brief, ihre Meinung zu ändern. Auf jeden Fall entschied sie letztendlich, dass sie nach Birma gehörte. Sie beherrschte das Birmanische ziemlich gut, und sie kannte die Karen. Sie mochten sie und vertrauten ihr. Sie hatte außerdem eine gut gehende Schule, die geschlossen werden würde, wenn sie wegginge.

Die Karen bekehrten sich tatsächlich wesentlich einfacher zum Christentum als die Birmanen. Sie waren ein »primitives«<sup>256</sup> Volk, Dschungelbewohner, die nicht einmal das Leben in Dörfern gewohnt waren; ihre einfachen animistischen Religionsvorstellungen boten keinen solchen Widerstand gegenüber einem umfassend ausgearbeiteten Glaubenssystem, wie dies etwa beim Buddhismus der Fall war. Das Christentum konnte dort sozusagen in ein religiöses Vakuum stoßen, anstatt ein bereits wohlgeordnetes Lehrsystem verdrängen zu müssen.

255 A. d. A.: Das Baby Judson Wade Boardman war im September gestorben.

256 A. d. Ü.: »Primitiv« im Sinne von »ursprünglich«, »einfach«, »unverdorben durch Zivilisation«.

Außerdem hatten die Karen einige eigenartige Legenden, die stark an die Bibel erinnerten. Darunter war auch eine über die Folgen des Essens verbotener Früchte von einem »Baum des Todes«. Eine andere sprach von einem Schöpfer namens »Y'wa«<sup>257</sup>, der sieben Söhne hatte, von denen der Karen der erstgeborene war und der weiße Mann der jüngste. Y'wa ging auf eine Reise und lud den Karen ein, ihn zu begleiten. Der aber lehnte ab, weil er sein Feld roden musste. Auch der Birmane lehnte ab, aber er und der Karen machten ihrem Vater jeweils ein Geschenk. Schließlich ging ihr jüngster Bruder, der weiße Mann, mit Y'wa. Als sie den »himmlischen Strand« erreichten, machte Y'wa ein silbernes und goldenes Buch für den Karen, ein Palmlätter-Buch für den Birmanen und ein Pergament-Buch für den weißen Mann. Aber der weiße Mann behielt das silberne und goldene Buch für sich und sandte den Birmanen mit dem Pergament-Buch zum Karen. Der Karen, der immer noch dabei war, sein Feld zu roden, schaute das Buch kaum an. Stattdessen ließ er es achtlos auf einem Baumstumpf liegen. Als er dann auf seiner Rodung Feuer machte, wurde das Buch arg beschädigt, und die Schweine und Hühner fraßen auf, was noch davon übrig war. Aber, so besagte die Legende, eines Tages würde der weiße Bruder den Karen das verlorene Buch von jenseits des Wassers bringen. Und natürlich hielten einige von ihnen die Missionare für jenen »weißen Bruder« aus der Legende.

Als die Boardmans nach Tavoy kamen, hörten sie sogar von einem Lehrer oder Zauberer bei den Karen, der angeblich solch ein heiliges Buch hatte, das die Karen in seinem Dorf schon seit zwölf Jahren verehrten. Sie brachten Boardman das Buch, damit er feststellen konnte, ob es das christliche Evangelium enthielt. Behutsam und vorsichtig holte der alte Zauberer ein Bündel aus einem Korb, entfernte zahlreiche Verpackungsschichten und enthüllte schließlich ein reichlich abgenutztes Exemplar des *Oxford Book of Common Prayer with the Psalms*! Boardman unterdrückte ein Lächeln und sagte den Karen, das Buch sei gut, sollte aber nicht verehrt werden. Verehrung sei allein Gott vorbehalten, den dieses Buch offenbare.

---

257 A. d. Ü.: Vgl. den hebräischen Gottesnamen »Yahweh«.

So waren die Karen also für die Botschaft der Missionare gut vorbereitet. Das größte Problem war, sie angesichts ihres Nomadenlebens zu erreichen – sie zogen ständig hin und her. Schließlich versuchte Boardman, sie zu überreden, sich in den Bergen in Dörfern niederzulassen, wobei er das erste *Wadesville* nannte, nach Jonathan Wade, der die ersten Karen in der Gegend getauft hatte.

Nach dem Tod ihres Mannes unternahm Sarah selbst regelmäßig Missionsreisen in das Bergland, wann immer sie glaubte, sich von ihrer Schule freinehmen zu können. Als weiße, europäisch gekleidete Frau – der kleine George immer dabei –, wurde sie selbst zur Legende. Einer der Karen-Männer trug stets den Jungen, und unter sich nannten sie ihn »den kleinen Häuptling«. Es gab keine Straßen, und einmal schrieb sie an Mrs. Mason aus dem Dschungel: »Vielleicht solltest Du mir besser den Sessel schicken, da er recht praktisch ist, um darin wie in einer Sänfte durch die tieferen Flüsse getragen zu werden. Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, dass ich die kleineren allesamt selbst zu Fuß durchwatet habe.«

Manchmal schockierte Sarahs plötzliches Auftauchen Weiße, die auf Erkundungs- oder Jagdexkursionen in das Karen-Gebiet kamen. Zum Beispiel erinnerte sich ein junger, in Tavoy stationierter britischer Offizier daran, wie er ihr tief im Dschungel begegnete, als er auf einem Jagdausflug war. Er hatte vor dem Regen Schutz in einem kleinen *zayat* in der Nähe gesucht, und als ihm die Einheimischen ein Frühstück zubereiteten, philosophierte er bei sich selbst über die Primitivität die verlassenen Einöden dieser Bergregion. Doch plötzlich erschien vor ihm wie aus dem Nichts eine schöne, lächelnde weiße Frau, tropfnass vor Regen, umgeben von einer Gruppe von Karen-Begleitern.

»Die Dame schien ebenso sehr überrascht wie er selbst«, berichtete man Jahre später, »aber sie machte einen Knicks mit vollendeter Grazie und einige höfliche Bemerkungen auf Englisch; dann zog sie sich zurück.« Als sie in trockener Kleidung wieder erschien, legte sie ihren Proviant zu dem seinen auf den Tisch und ermöglichte dadurch ein weit besseres Frühstück, als jeder für sich allein gehabt hätte. Sie unterhielten sich lange miteinander und wurden gute Freunde. Aber nie mehr vergaß der Mann sein Erstaunen, als plötzlich die furcht-

lose Sarah Boardman vor ihm auftauchte, eine blauäugige »Bergfee« im verregneten Dschungel, tief in den Bergen des wilden Karen-Volks.

Ende Juli 1831 hatte Adoniram die Übersetzung des ersten Buches Mose beendet, dazu 20 Kapitel des zweiten Buches Mose, die Psalmen, das Hohelied Salomos und das Buch Daniel. Aber er wurde in Moulmein gebraucht. Mrs. Wades Gesundheit hatte sich so sehr verschlechtert, dass alle Missionare sich einig waren, ihr Mann müsse sie in die Vereinigten Staaten bringen. Adoniram wartete, bis die neuen Missionare, John Taylor Jones und seine Frau, in Rangun angekommen waren, ehe er sich selbst auf den Weg nach Moulmein machte. Bei seiner Ankunft stellte er fest, dass die von Kincaid<sup>258</sup> für Europäer aufgebaute Gemeinde gewachsen war. Die Berichte von den Karen im Norden waren ermutigend, aber unter den Einheimischen von Moulmein hatte man bisher nicht viel erreicht.

Dennoch waren die Ergebnisse insgesamt erstaunlich – wenn man sie mit dem Maßstab jener frühen Jahre verglich, als er und Nancy verzweifelt versucht hatten, auch nur einen einzigen Birmanen zur Bekehrung zu führen. Adoniram und Nancy hatten neun Jahre gearbeitet, bevor 18 einheimische Bekehrte getauft werden konnten. Aber in den ersten fünf Jahren nach dem Krieg – so würde Adoniram in ein paar Monaten berichten – wurden 242 Einheimische getauft, und dazu 113 Ausländer. Am Ende des Jahres 1831 war die Gesamtzahl der Getauften auf 373 angestiegen, von denen 217 sich in diesem einen Jahr hatten taufen lassen. Wenn die Anzahl der Missionare ebenso kontinuierlich wuchs wie bisher und sie in Zukunft ebenso hart arbeiteten wie in der Vergangenheit und Gegenwart, dann dürften sie für zukünftige Zeiten die Bekehrung von Tausenden erwarten – und in ferner Zukunft vielleicht sogar die Durchdringung ganz Birmas mit dem christlichen Glauben!

---

<sup>258</sup> A. d. Ü.: Eugenio Kincaid (10. 1. 1797 bis 3. 4. 1883) war Missionar in Birma von 1830 bis 1842 und 1846 bis 1857. Kincaid war – ebenso wie George Dana Boardman – Absolvent der Literary and Theological Institution in Hamilton, New York (1822), wurde durch eine Predigt von Luther Rice in den Missionsdienst gerufen und arbeitete als Baptistenpastor, Gemeindegründer und Reiseevangelist im Nordosten der USA, bevor er nach Birma ging.

Inzwischen war Adoniram der Senior – er vermied es, sich als »Generaldirektor« oder »Hauptgeschäftsführer« zu sehen – einer ansehnlichen Gruppe von Missionaren. Manche starben, manche gingen in die Heimat zurück; gewöhnlich verließen einige Birma, um wieder gesund zu werden, aber die Gesamtzahl der aktuell im Land Tätigen war selten weniger als ein Dutzend.

Er stellte jedoch fest, dass die meisten von ihnen dazu neigten, sich als Gruppe an der bequemsten Station – nämlich Moulmein – festzuklammern, wo sie sicher unter britischem Schutz waren. Manche, wie die Wades und Bennetts sowie die Masons und Sarah Boardman begaben sich freiwillig in Frontgebiete wie Rangun, Tavoy und das Landesinnere; aber selbst von diesen wagte niemand den erneuten Versuch einer Reise nach Ava ins birmanische Kernland. Und ihm selbst war Ava verschlossen bis zu dem unwahrscheinlichen Augenblick, in dem sich bei König und Hof das Gefühl bitterer Enttäuschung ihm gegenüber ändern würde.

Niemand auf Erden war besser geeignet als er, dort in der Hauptstadt oder an diesen anderen Orten Pionierarbeit zu leisten. Er wusste mehr über die birmanische Sprache und das birmanische Volk als irgendein anderer lebender Weißer. Und fast alles, was die Birmanen über das Christentum wussten, hatten sie von ihm gelernt – entweder, indem sie ihn direkt gehört hatten, oder dadurch, dass sie etwas lasen, was er verfasst oder übersetzt hatte, bzw. dadurch, dass sie jemandem begegnet waren, den er gelehrt hatte.

Er hatte keine Bande mehr, die ihn hätten zurückhalten können. Frau, Kinder – alle waren tot, Märtyrer der Mission. Er beherrschte die einheimische Sprache hervorragend und verfügte über die Erfahrung, mit Menschen umzugehen, die noch nie vom Evangelium gehört hatten. Er war außerdem überzeugt, dass die primäre Aufgabe eines Missionars weder darin bestehe, in einheimischen Schulen zu unterrichten, noch darin, britischen Soldaten zu predigen, so nützlich diese Tätigkeiten auch sein mochten. Er hatte auch den Eindruck, dass einige Missionare die Sprache langsamer als nötig lernten, und zwar einzig aufgrund ihrer Neigung, sich im sicheren Moulmein einzuschließen, wo jedermann zumindest ein paar Worte Englisch sprach.

Sein Gesundheitszustand war gut. Er war gerade 43 Jahre alt geworden, aber er schaute viel jünger aus, als er tatsächlich war. Sein Gesicht war immer noch nahezu faltenlos, sein drahtiger schmaler Leib so kraftvoll wie selten zuvor und sein Schritt immer noch federnd und dynamisch, wenn er die langen morgendlichen Spaziergänge unternahm, denen er seine Gesundheit zuschrieb. Deshalb nahm er immer wieder gerne freiwillig an Missionsexkursionen teil, was ihm lieber war, als in Moulmein zurückbleiben zu müssen.

Nur eine Sache schreckte ihn auf: Es war das Bewusstsein, dass die Bibel noch nicht vollständig ins Birmanische übersetzt war und dass es niemand anderen gab, der dies hätte tun können. Deshalb schwankte er hin und her. Manchmal trieben seine Wünsche und seine Entscheidungsfreiheit ihn in die entfernten Bergregionen, aber dann wieder ketteten ihn sein Gewissen und seine Liebe zur Gelehrsamkeit an seinen Schreibtisch.

In jenem September reiste er beispielsweise von Moulmein aus den »Dah-gyne«-Fluss (heute *Dagyaing* bzw. *Gyaing*) hinauf nach Wadesville, wo Wade die ersten Karen getauft hatte – eine Reise von vier oder fünf Tagen. Aber innerhalb einer Woche erkrankte er an Dschungelfieber und musste nach Moulmein zurückkehren. Während er sich erholte, kehrten die Wades zurück. Ihr Schiff nach Amerika war von Stürmen so sehr in Mitleidenschaft gezogen worden, dass es im Sinken begriffen und gezwungen war, an der Küste von Arakan zu landen. Hier mussten sie zwei Monate bleiben, aber Mrs. Wades Gesundheitszustand verbesserte sich indessen so sehr, dass sie sich entschieden, zur Mission zurückzukehren.

Anfang 1832 ging es Adoniram dann wieder gut, und erneut reiste er nach Wadesville mit einer kleinen Gruppe einheimischer Christen, wobei einige Diakone der Gemeinde von Moulmein darunter waren. Von Wadesville aus unternahm die Mitglieder der Gruppe kleine mehrtägige Exkursionen in verschiedene Richtungen. Dann kamen sie wieder zusammen, reisten gemeinsam flussaufwärts, um sich schließlich erneut auf verschiedene Dörfer im hügeligen Dschungel zu verteilen. Sie kamen auf Flüssen und anderen Wasserläufen vorwärts. Als sie immer weiter aufwärts in die schmaler werdenden Nebenflüsse fuhren, mussten sie sich manchmal ihren Weg

durch Pflanzen und Bäume hindurch freischlagen, die quer über den Wasserlauf gestürzt waren.

Hier und da fanden sie kleine Gruppen von Jüngern, die immer noch fest im Glauben waren. Andere waren abgeglitten. Ein Gemeindeglied hatte einem Dämon namens »Nat« ein Opfer gebracht, als sein Kind todkrank war, aber er tat so wortreich Buße, dass die Übertretung vergeben wurde. Einige baten darum, getauft zu werden.

Eine Frau, so notierte Adoniram vergnügt, die Gattin eines gewissen Loo-boo, »bat um die Taufe, aber sie trug zwölf Ketten mit aller Art von Perlen um den Hals sowie eine entsprechende Unmenge an Ohr-, Arm- und Fußschmuck! Und so seltsam es auch klingt: Sie wurde geprüft und zur Taufe zugelassen, ohne dass man irgendetwas darüber gesagt hatte, wie sie sich herausputzte. Es war nämlich tatsächlich so, dass wir dies völlig vergessen hatten, da wir so begeistert und überwältigt waren von ihren außergewöhnlich raschen und verständigen Antworten.«

Am nächsten Tag vor dem Frühstück brachte Adoniram das Gespräch auf die Kleidung der Frauen.

... es war in der Tat vergnüglich, aber auch beglückend, als wir Zeugen wurden, wie die vorgenannte Dame und eine andere Taufbewerberin sowie eine weitere Christin, die sie begleitete, sich auf der Stelle all dessen entledigten, was als bloßer Schmuck angesehen werden konnte. Das taten sie aber mit offensichtlicher Freude und deutlicher Entschlossenheit, sich in Zukunft einfach zu kleiden. Wir hielten anschließend eine Gemeindeversammlung ab, taufte die insgesamt vier Bewerber, überquerten den Leing-bwai<sup>259</sup> auf einer Brücke aus Holzstämmen und marschierten zu Tee-pahs Dorf, begleitet von einer langen Prozession von Männern, Frauen, Kindern und Hunden.

Den ganzen Januar hindurch reisten die Missionare durch Dschungelgebiete, überquerten manchmal hohe Berge, durchwateten gelegentlich barfuß tosende Gebirgsbäche und schnitten sich an den schar-

---

259 A. d. H.: Damit ist vermutlich jener Fluss gemeint, der heute als *Hlaingbwe* bekannt ist.

fen Steinen die Füße auf. Manchmal kam es bei gewissen Zuhörern in nur wenigen Stunden zu einer erstaunlichen Herzensänderung. Einmal zeigte sich ein alter Mann, eine Art Dorfältester, ein buddhistischer Karen, ganz offen voller Verachtung. Er wollte Adoniram nicht in sein Dorf einladen, aber er wollte ihm das Kommen auch nicht verbieten. Adoniram berichtete darüber:

Ich wollte nicht kommen, sondern – weil er Falschheit und Finsternis liebte – wollte ich ihn den Rest seiner Tage darin leben lassen, bis er schließlich den finsternen Weg gehen würde; und alle meine Leute machten sich auf den Weg zum Boot.

Während wir überlegten, was zu tun war, muss etwas das Herz des Mannes berührt haben. Wir hörten das Geräusch von Schritten, die in der Dunkelheit auf uns zukamen, und gleich darauf eine Stimme: »Mein Herr, ich bitte dich, zum Dorf zu kommen.«

»Nenne mich nicht ›Herr‹. Ich bin kein Herr und auch nicht der Herrscher über diese Welt.«

»Wie soll ich dich dann nennen? Vielleicht ›Lehrer‹, nehme ich an.«

»Ja, aber nicht dein Lehrer, denn du liebst es, in Falschheit unterrichtet zu werden, nicht in der Wahrheit.«

»Lehrer ich habe sehr viel gegen diese Religion gehört, und wie kann ich sofort wissen, was richtig und was falsch ist? Bitte komm und lass mich deinen Worten aufmerksam zuhören.«

Ich gab keine Antwort, sondern stand auf und folgte dem alten Mann. Er nahm mich mit zu seinem Haus, breitete ein Tuch für mich aus, damit ich mich darauf setzen konnte. Er legte größten Respekt an den Tag und hörte mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zu. Als ich mich zum Gehen anschickte, sagte er: »Aber du wirst doch nicht gehen, ehe wir zusammen gebetet und Gott Verehrung gezollt haben?« So knieten wir uns also nieder, und während des Gebets konnte der alte Mann nicht umhin, ab und zu den Schluss eines Satzes betont zu wiederholen, was anscheinend in seinen Augen bedeutete, dass ich dem jeweiligen Satz nicht ganz gerecht geworden sei. Nachdem ich wieder weg war, sagte er, dass es eine gewaltige Sache sei, seine Religion zu ändern. Er stehe in

dieser Gegend ganz allein; wenn sich aber einige seiner Bekannten anschließen würden, würde auch er nicht zurückbleiben.

Ein anderes Mal musste Adoniram ein Dorf mit feindseligen Bewohnern wieder verlassen, nachdem er erfolglos versucht hatte, »die Kinder zu beruhigen, die unisono weinten, und die Hunde zu besänftigen, die allesamt bellten«. In einem anderen Dorf wiederum bewarb sich der Häuptling selbst um die Taufe und Aufnahme in die Gemeinde.

Insgesamt war Adoniram mit seinen Mitarbeitern sechs Wochen lang unterwegs. Bei seiner Rückkehr nach Moulmein meinte er, dass es eine recht erfolgreiche Missionsexpedition gewesen sei. Er hatte 25 Gläubige getauft, und ebenso viele waren »vielversprechende Interessenten«.

In Moulmein blieb er nur einige wenige Wochen. Ende Februar reiste er zu den Karen-Dörfern am Saluen-Fluss. Es war eine gefährliche Expedition. In manchen Gebieten »wimmelte es von Tigern«, und sie mussten sich zum Schlafen in ihrem kleinen Boot zusammenrollen. Neben den Flüssen türmten sich »schroffe Felsen« auf, und die Berge waren »überwältigend« – das ganze Land erwies sich als eine »Einöde«, nur bewohnt von »weitverstreut lebenden Wesen mit unsterblichen Seelen«. Auf dieser Reise, die etwa einen Monat dauerte, gab es 19 Bekehrungen und *einen* bestürzenden Abfall vom Glauben. »May Byah-ban, von der wir alle eine so hohe Meinung hatten, unternahm es gemeinsam mit ihrem Gatten – nicht allzu lange nach ihrer beider Taufe –, dem Dämon der Seuchen ein Opfer zu bringen, und zwar wegen der plötzlichen schockierenden Krankheit ihres jüngsten Kindes; und seither sind sie in einem unbußfertigen und gebetslosen Zustand geblieben! Jetzt weigern sie sich, auf unsere Ermahnung zu hören, und sie scheinen sich ganz und gar der Herzenshärte und Verblendung des Verstandes anheimgegeben zu haben. Ich war deshalb heute Morgen gezwungen, über sie das Ausschlussurteil auszusprechen und sie dem Erbarmen und dem Gericht Gottes zu überlassen.« Aber Adoniram kam auch nicht umhin, Mitleid für sie zu empfinden. »Sie sind in dieser Gegend ganz allein und haben keine anderen Jünger gesehen, seit wir sie verlassen haben. Sie sind ringsum

von Feinden umgeben – manche auch aus Moulmein, die ihnen alle Arten von Lügen erzählt haben ...«

Im Anschluss an die Rückkehr nach Moulmein stellte er fest, dass Bennett mit einem neuen und vollständigen Satz birmanischer Drucktypen von Kalkutta zurückgekommen war und bereits damit begonnen hatte, Adonirams neueste Version des Neuen Testaments zu drucken. Die Wades waren nach Rangun gereist, aber Wade musste einige Monate später wegen einer schweren Erkrankung, die medizinische Hilfe erforderte, nach Moulmein zurückkehren. Daher bat Adoniram ihn dazubleiben. Er hatte gesehen, dass das Korrigieren der Druckfahnen des Neuen Testaments ihn monatelang in Moulmein festhalten würde. Er hätte also keine Zeit, die Aktivitäten der Mission auszuweiten.

Eigentlich war er gebannt von einer noch größeren Idee. Wenn er seine ganze bisherige Arbeit am Alten Testament überblickte, so war etwa ein Drittel fertig, und er kalkulierte, »dass ich das Ganze in zwei Jahren abschließen könnte, wenn ich mich ausschließlich auf diese Arbeit beschränke ...« Anderenfalls könnte sich die Übersetzung noch über viele Jahre hinziehen und angesichts der »Unwägbarkeiten des Lebens« vielleicht nie ganz abgeschlossen werden.

Aber dies bedeutete, dass die Wades sich um die Moulmeiner Gemeinde und die in der Nähe lebenden Karen kümmern müssen. Die Wades erkannten die Vordringlichkeit einer vollständigen gedruckten birmanischen Bibel und waren einverstanden. Adoniram richtete sich sofort einen Raum »im hinteren Teil der Kapelle für die Einheimischen« ein. Dorthin zog er sich für die nächsten zwei Jahre zurück, »und ich bitte um die Gebete meiner Freunde, dass ich in meiner Abgeschiedenheit die Gegenwart des Heilands und jene besondere Hilfe beim Übersetzen des inspirierten Wortes erfahren möge, die – wie ich vollkommen glaube – als Antwort auf demütiges, inbrünstiges Gebet gewährt wird«.

Die beiden Jahre 1832 und 1833 hindurch arbeitete Adoniram an der Übersetzung. Am 15. Dezember 1832 brachte er den letzten Bogen des Neuen Testaments zur Druckerpresse – etwa zwei Wochen, nach-

dem die Wades nach Amerika gesegelt waren, damit sich der gesundheitlich stark angeschlagene Wade wieder erholen konnte. Die Wades hatten die Kinder von Price und zwei einheimische Christen mitgenommen, einen Birmanen und einen Karen. Es hatte unvermeidliche Veränderungen gegeben. Die beiden Töchter der Bennetts, Elsina und Mary, waren in die Vereinigten Staaten gereist, und ihre Mutter, der fast das Herz brach, musste zurückbleiben. Aber die Missionare hatten mit der Zeit gelernt, dass sie ihre Kinder – sobald sie alt genug zum Reisen waren – in eine gemäßigte Klimazone schicken mussten, wenn diese das Erwachsenenalter erreichen sollten. Jones war nach Siam gegangen, Kincaid führte die Arbeit in Rangun weiter.

Das Drucken, durchgeführt von Bennett und einem neuen Missionar namens Cutter, war zu einer großen Unternehmung geworden. Die Druckerei, ein über 15 Meter langes Gebäude, war aus Ziegeln gebaut worden. Es gab zwei Druckerpressen und alle nötigen Materialien für die Herstellung von Druckplatten. Hier druckte Bennett 1832 zwischen seiner Ankunft mit den Typen und dem Ende des Jahres 3000 Exemplare des Neuen Testaments und 33 000 Traktate und Katechismen (einschließlich einer ansehnlichen Anzahl von Exemplaren in Karen und Taling<sup>260</sup>) und einer Lesebibel in Karen. Insgesamt verließen in jenem Jahr 2,5 Millionen gedruckte Seiten die Druckerei.

1832 hatte es auch weitere Bekehrungen gegeben – 126 Einheimische, die meisten davon in Moulmein und Tavoy. In Rangun, wo man nach wie vor die dunklen Schatten von Ava spürte und das sich weitgehend in geistlicher Erstarrung befand, waren es nur drei.

Der Beginn des Jahres 1832 brachte zusätzliche Missionare aus den Vereinigten Staaten – darunter Miss Sarah Cummings, eine unverheiratete Frau. Es musste erst eine gewisse Zeit vergehen, ehe dies die Personalstärke der Mission vergrößern würde – denn gewöhnlich waren die neuen Missionare nicht besonders brauchbar, bis sie die Sprache beherrschten, und das dauerte meist etliche Jahre. Zumindest einer der neuen Kandidaten war mit der Auffassung gekommen, sein Dienst würde nur eine begrenzte Anzahl von Jahren dauern. Adoniram war

---

260 A. d. H.: Sprache und Bezeichnung einer Volksgruppe, deren Siedlungsgebiet teilweise in Südbirma liegt. Zwischen den Taling und den Peguanern bzw. dem Mon-Volk gibt es große Überschneidungen.

darüber beunruhigt, wenn nicht gar entsetzt, wie die meisten seiner erfahrenen Kollegen.

Ich fürchte sehr [beklagte er sich gegenüber dem korrespondierenden Sekretär in Amerika], dass dies zu einem Bruch in unserer Mission führen wird. Wie können wir, die wir uns lebenslang verpflichtet haben, jemanden von ganzem Herzen aufnehmen, der ein bloßer Mietling<sup>261</sup> ist? ... Ich habe den Beginn, die Mitte und das Ende des Dienstes einiger Kurzzeit-Missionare gesehen. Sie taugen allesamt zu gar nichts. Sie mögen brillant auf einer englischen Kanzel sein, aber sie sind inkompetent für jedwede wirkliche Missionsarbeit. Sie kommen für ein paar Jahre aufs Feld, um sich einen Grundstock an Reputation anzusammeln, mit dem sie dann den Rest ihrer Tage im angenehmen Klima ihres Heimatlandes bequem vor sich hin leben ... Das Motto jedes Missionars – ob Prediger, Drucker, oder Schullehrer – sollte sein: »*Lebenslang zum Dienst verpflichtet*«.

Inzwischen versuchte Adoniram, jeden Tag 25 bis 30 Verse des Alten Testaments ins Birmanische zu übersetzen. Die meiste Zeit verbrachte er eingeschlossen in seiner Studierstube. Aber selbst wenn er für ein paar Tage oder Wochen zu einer Missionsexkursion ins Landesinnere aufbrach, nahm er seine Bücher mit und setzte seine Arbeiten fort.

Die Aufgabe, die er sich vorgenommen hatte, war schwierig, denn er war nie damit zufrieden gewesen, aus dem Englischen ins Birmanische zu übersetzen. Da die englische Bibel selbst eine Übersetzung aus dem Griechischen und Hebräischen war, hätte dies bedeutet, dass die Birmanen die Übersetzung einer Übersetzung zu lesen bekämen. Er meinte, dieses doppelte Sieb würde zu viel von der ursprünglichen Bedeutung herausfiltern. So übersetzte er stattdessen das Griechische und Hebräische direkt ins Birmanische<sup>262</sup> und verwendete dabei alle

---

<sup>261</sup> A. d. Ü.: A. Judson denkt hier an Johannes 10,12-13.

<sup>262</sup> A. d. Ü.: Dies ist aber nichts »Ungewöhnliches« oder »Besonderes«. Seit weit über 1000 Jahren sind so gut wie alle Bibeln weltweit Übersetzungen direkt aus dem hebräischen, aramäischen und griechischen Grundtext in die jeweilige Landessprache unter Zuhilfenahme der besten Kommentare.

kritischen<sup>263</sup> und wissenschaftlichen Kommentare, die ihm zur Verfügung standen – und er hatte davon sehr viele. Über viele Jahre hinweg, sogar schon vor seiner Abreise von Salem im Jahr 1812 damit beginnend, hatte er die notwendige Bibliothek aufgebaut, und wann immer er von einem eventuell nützlichen neuen Buch hörte, bestellte er es. Indem er auf diese Weise arbeitete, hoffte er, eine birmanische Bibel herausgeben zu können, bei der – während sie natürlich immer wieder revidiert werden müsste – nicht nach ein paar Jahren eine völlige und grundlegende Neuübersetzung nötig wäre.

Ende Juni 1833 mussten nur noch die Kleinen Propheten und die Geschichtsbücher übersetzt werden. Adoniram war guter Hoffnung, die ganze Übersetzung bis zum Ende des Jahres fertigzustellen. Fast sieben Jahre waren seit Nancys Tod vergangen. In den ersten Jahren dieser Periode war er in ein emotionales und geistliches Tal der Schatten hinabgeraten, wo er in der kalten Düsternis seiner Erinnerungen wohnte. Jetzt war er dabei, aus dem Zustand seiner bedrückenden Schatten, in dem er dem Tod so nahe war, in den Sonnenschein des Lebens zurückzuklettern.

Beim Übersetzen war er zwar isoliert, aber doch beschäftigt mit der – seiner Überzeugung nach – nützlichsten Arbeit, die er überhaupt tun konnte. Die greifbaren Ergebnisse waren für ihn eine innere Bestätigung dafür, dass seine Arbeit wertvoll war. Einige der Missionare konnten auf Birmanisch oder Karen predigen. Alle konnten auf Englisch predigen. Die meisten von ihnen konnten lehren. Manche konnten drucken. Aber nur er verfügte über die unvergleichliche Kombination von Fähigkeiten und Kenntnissen zur Schaffung einer birmanischen Bibel, die auf Generationen hin Bestand haben würde. Das wusste er nur zu genau. Er tat alles, um Eigenlob zu vermeiden, aber tief im Innersten seines Gemüts dürfte er wieder ein Echo der Worte seines Vaters gehört haben, die dieser so oft zu ihm gesprochen hatte, als Adoniram noch ein Junge war: »Adoniram, ich erwarte, dass aus dir einmal ein großer Mann wird!« Die Worte selbst waren wahr-

---

<sup>263</sup> A. d. H.: »Kritisch« bezieht sich hier auf die Textkritik, nicht auf die Bibelkritik. Die Textkritik will lediglich denjenigen Wortlaut rekonstruieren, welcher der Originalfassung der biblischen Texte am nächsten kommt.

scheinlich aus dem bewussten Gedächtnis schon längst verschwunden – aber vergessen werden solche Worte nie.

Durch die Arbeit und den Erfolg kam er allmählich aus seiner emotionalen Erstarrung heraus. Er begann wieder, an den Gefühlen anderer teilzuhaben. Er schrieb an Mrs. Bennett über ihre Töchter: »... diese armen Mädchen, Elsinä und Mary, bringen mich so oft zum Weinen, dass es mich schmerzt, auch nur an sie zu denken. Ich wundere mich nicht, dass Sie sagen, Ihr Herz sei kurz vor dem Zerreißen. Ich muss mich wundern, dass Sie überhaupt atmen können.« Und als die Bennetts nach Rangun aufgebrochen waren, schrieb er an sie: »... Ich hatte nie einen *heftigeren Anfall* von Niedergeschlagenheit als während der ersten Woche nach Ihrer Abreise. Manchmal ging ich nach dem Essen einsam auf der Veranda hin und her und sang mit meiner *harmonischen* Stimme:

›Erbarm Dich meiner, großer Gott!  
Verloren, ganz allein  
und ohne Hoffnung, ohne Mut,  
ohn' Lieb' und Leben muss ich sein.«<sup>264</sup>

Doch bin ich dabei, mich wieder ›aufzurappeln‹, wie die Ärzte sagen.«

Er wurde sich seines Alleinseins in ganz neuer Weise bewusst. Es war, als ob abgestorbene Nerven-Enden sich wieder regten und belebten und neu zu fühlen begannen. Es war einerseits schmerzhaft, enthielt aber gleichzeitig auch die leise Verheißung möglicher Freude. Indem er alle engen persönlichen Bindungen abgeschnitten hatte, hatte er sich dadurch vor der möglichen Erfahrung neuen Leids – wie dem mit Nancys Tod verbundenen Schmerz – abgesichert. Doch langsam regte sich in ihm die Vermutung, das Glück neuer enger Beziehungen könnte das damit verbundene Risiko neuer Schmerzen bei Weitem aufwiegen.

---

264 A. d. Ü.: Nachdichtung der letzten Zeilen aus einem von William Cowper (1731–1800) übersetzten Gedicht von Madame Guyon (1648–1717). Zu W. Cowper vgl. Fußnote 215 auf S. 446.

In dieser Übergangsstimmung schrieb er am Jahresende an seine Mutter und Schwester:

Ich lebe immer noch allein und speise bei jeweils einer der Familien, die zu unserer Mission gehören. Nach Abreise der Wades speiste ich bei den Bennetts. Als die Bennetts nach Rangun gingen, speiste ich bei den Cutters. Seit die Cutters nach Ava abgereist sind, speise ich bei den Hancocks, wo ich zurzeit in Kost bin. Ich habe keinen Verwandten oder ein anderes Lebewesen bei mir, das ich mein nennen könnte, abgesehen von einer Hündin, Fidelity, die unserer kleinen Maria gehörte und die mir deshalb umso mehr ans Herz gewachsen ist. Seit dem Tod ihrer kleinen Herrin war sie stets bei mir; aber jetzt ist sie alt geworden und wird binnen Kurzem sterben; und ich bin sicher, ich werde mehr als eine Träne vergießen, wenn die arme *Fidee* dahingeht.

So streckten also neue Empfindungen ihre zarten und suchenden Fühler aus, als die Übersetzung des Alten Testaments langsam zum Abschluss kam. Er war Ende 1833 noch nicht fertig, wie er erwartet hatte. Aber zwei Monate später, am 31. Januar 1834, konnte er schreiben:

Dank sei Gott, *jetzt* kann ich sagen, ich habe es geschafft. Ich bin vor ihm auf die Knie gefallen, mit dem letzten Blatt in meiner Hand, und habe um seine Vergebung gefleht für alle Sünden, die meine Arbeit auf diesem Gebiet befleckt haben; und ich flehte um seine Hilfe bei zukünftigen Bemühungen, die Fehler und Mängel zu beseitigen, die dem Werk notwendigerweise anhaften. Ich habe es seiner Barmherzigkeit und Gnade anbefohlen; ich habe es seiner Ehre und Herrlichkeit gewidmet. Möge er sein eigenes inspiriertes Wort, das jetzt vollständig in birmanischer Zunge vorliegt, zu dem großen Instrument machen, das einst ganz Birma mit Lobliedern für unseren großen Gott und Heiland Jesus Christus erfüllen wird.  
*Amen.*

Mit dem Abschluss der Übersetzung fühlte er sich wie befreit. Er begann, über das Leben nachzudenken, das ihm noch blieb. Er stand im 46. Lebensjahr.

Einige Wochen später empfing er einen Brief aus Tavoy. Er war vom 17. Februar 1834 datiert und lautete:

Mein lieber Bruder,

der Abschluss der Bibelübersetzung ins Birmanische ist ein Ereignis, auf das Tausende mit freudiger Hoffnung gewartet haben. Und Tausende, die jetzt noch dabei sind, in ihren Sünden umzukommen, sollten in Dankbarkeit gegenüber Gott auf die Knie fallen, und weitere Tausende von noch nicht Geborenen werden ihn dereinst von Ewigkeit zu Ewigkeit preisen.

Mein lieber Bruder, ich wage es nicht, beim Reden über Gottes Wort Lobreden über jemanden zu halten, der wie ich sterblich ist. Sollten Sie mich aber – bei dem, was ich jetzt sage – dieses Frevels für schuldig halten, so mögen Sie mich geduldig ertragen und Gott bitten, mir zu vergeben. Ich habe es in den letzten vier Jahren zu meiner täglichen Praxis gemacht, das Neue Testament auf Birmanisch aufmerksam zu lesen; und je mehr ich es studiere, desto mehr gefällt mir und erbaut mich die Übersetzung. Ich bin begeistert von dem anschaulichen Stil der geschichtlich-erzählenden Abschnitte; und ich glaube, dass viele lehrhafte Passagen mit einer Deutlichkeit und Klarheit ausgedrückt sind, die unserer Version<sup>265</sup> völlig fehlt. Wie viel davon Ihrer lebendigen Ausdrucksweise geschuldet ist und wie viel an der Natur der Sprache selbst liegt, kann ich nicht beurteilen. Ich sage den Masons manchmal, ich wäre bereit, allein deswegen Birmanisch zu lernen, um die Heilige Schrift in jener Sprache lesen zu können.

Am letzten Sonntag wurde ich zu Tränen gerührt, als ich einen Abschnitt der Schrift vorlas, und konnte kaum fortfahren, wie es

---

<sup>265</sup> A. d. Ü.: Gemeint ist die damals noch in der ganzen englischsprachigen Welt verwendete Authorized Version (AV), auch *King James Bible* (KJV) genannt. A. d. H.: Aus dem Urteil von Sarah Boardman kann man allerdings nicht schließen, dass die KJV den Urtext unzureichend wiedergibt. Bis auf ganz wenige Ausnahmen ist sie eine sehr zuverlässige Bibelübersetzung, die zu Recht als Standardwerk unter den Bibelausgaben der englischsprachigen Welt gilt.

ja oft der Fall ist, wenn man eindruckliche Stellen liest; die Auswirkung konnte man auch bei dem alten tavoyanischen Bruder beobachten, denn er nahm einen Großteil davon in sein Gebet auf, das unmittelbar folgte. Meine Schüler lesen gerade das Lukas-evangelium; ich selbst lese abwechselnd das Johannesevangelium und die Offenbarung in meiner Abendandacht.

Mit herzlichen Grüßen  
Ihre Sarah H. Boardman

Die einfache Herzenswärme des Briefs gefiel Adoniram ebenso sehr, wie dies auch bei den Worten des Lobes der Fall war. Schon lange hatte sie in seinem Herzen einen besonderen Platz eingenommen. Als ihr Mann gestorben war, hatte sie Birma nicht verlassen wie die Witwen anderer Missionare. Unerschrocken und todesmutig war sie geblieben und hatte seine Arbeit weitergeführt, so gut sie konnte. Sie war fröhlich, einfühlsam – ja, und schön. Dabei hatte sie sogar den Mut gehabt, das Wort in den von Tigern heimgesuchten Dschungel zu tragen. Unwillkürlich wurde Adonirams Gemüt erfüllt von der Vorstellung, wie sie Flüsse durchwatete und Berge überquerte und ein Karen-Dorf nach dem anderen aufsuchte, ihr kleiner Sohn auf den Schultern eines einheimischen Christen, der sie begleitete, während sie stets lächelte und angesichts von Gefahren und Strapazen furchtlos war.

Sie hatte nicht versucht, sich von den Menschen in ihrem Umfeld abzusondern. Sie hatte nicht tagelang neben einem offenen Grab gesessen. Sie hatte in völliger Gelassenheit das als den Willen Gottes akzeptiert, was auf sie zugekommen war, und hatte sein Werk weitergeführt.

Sie war völlig anders als Nancy – ruhiger, weniger dominant, mit weniger Feuer, aber vielleicht mit mehr Glut. Doch sie erinnerte ihn an Nancy. Sie musste ihn schon vor langer Zeit an Nancy erinnert haben, so vermutete er, denn vor dem Tod ihres Mannes hatte Adoniram ihr eine Uhr von Nancy geschenkt, die er Nancy gegeben hatte, als er noch in Andover war und sie noch in Bradford wohnte. Damals hatte er gedacht, er würde die Uhr Sarah Boardman schenken, weil er keine Verwendung dafür hatte. Aber er hätte sie genauso gut jemand an-

derem geben können, der Frau eines anderen Missionars – Mrs. Wade oder Mrs. Bennett zum Beispiel.

Jedenfalls war er allein, und sie war allein. Warum sollten sie ihre Jahre nicht forthin zusammen verleben und miteinander Gemeinschaft und Tröstung finden für den Rest ihres jeweiligen Lebens? Sie war 30 Jahre alt. Er war 46. Vielleicht blieben ihnen noch viele gute Jahre.

Adoniram war gewöhnlich kein Mann, der lange fackelte. Er schrieb nach Tavoy.

Am 1. April reiste er von Moulmein ab. Am Sechsten kam er in Tavoy an. Am Zehnten wurden er und Sarah Hall Boardman von Mason getraut. Am selben Tag noch reisten sie mit dem kleinen George wieder nach Moulmein ab.

Sowohl er als auch Sarah hatten in keiner Weise das Gefühl, dass sie mit ihrer Heirat ihre verstorbenen Ehepartner verrieten. Adoniram machte das in seinem Tagebucheintrag vor der Abreise mehr als deutlich:

Noch einmal: Damals haben wir Boardman »Lebewohl« gesagt und an seinem stets gepflegten und gehegten Grab Abschied genommen. Möge das Gedenken an ihn immer frisch und voller Wohlgeruch sein wie die Erinnerung an die andere Geliebte, deren schöne, vom Tod entstellte Gestalt am Fuß des Hopia-Baums ruht. Mögen wir, die Überlebenden, unser Leben so führen, dass wir das Lächeln jener uns vorangegangenen Verherrlichten verdienen und empfangen. Und mögen wir schließlich alle vier vor dem Thron der Herrlichkeit wieder vereint sein, eine auf besondere Weise glückselige Familie, wenn unsere gegenseitige Zuneigung völlig gereinigt und vollendet ist in jener strahlenden Welt der Liebe.

## Ruhige Jahre; die Familie (1834 – 1839)

Das Haus, das Adoniram für Sarah und den kleinen George in Moulmein bauen ließ, war wie die Häuser der anderen Missionare eine vergrößerte Version einer einheimischen Hütte und hatte »drei größere und zwei kleinere Räume«. Das kleine separate Küchengebäude stand – im birmanischen Stil – auf Stelzen und befand sich etwa 1,20 Meter über dem Boden. Das Dach bestand aus Stroh, während Bambusmatten die Wände bildeten. Eine breite überdachte Veranda nahm die gesamte Frontseite ein. Das Ganze kostete Adoniram 300 Dollar.

Die Position des neuen Hauses inmitten des Missionskomplexes verdeutlichte, dass Adonirams Einsiedlerleben endgültig vorüber war. Die Druckerei – die ständig vergrößert wurde – war kaum hundert Schritte von seiner Veranda entfernt, und die Schule und die Häuser der anderen Missionare standen in der Nähe.

Ihr gemeinsames Leben begann unter ungünstigen Vorzeichen. Obwohl Sarah sich selbst als »relativ gesund« betrachtete, war sie bleich und dünn. Sie hatte kaum Appetit. Ein Spaziergang von etwa 800 Metern war für sie bereits extrem anstrengend. Bald wurde sie ernsthaft krank. Sie verbrachte Wochen im Bett. Gelegentlich trug Adoniram sie von ihrem Bett auf ein Sofa im Wohnzimmer, um ihre Lage ein wenig zu verändern; einmal führte sogar dies zu einer Verschlimmerung. Der Arzt gab die Hoffnung auf eine Gesundung auf. Er verschrieb zwar weiter Medikamente, aber mehr zur Beruhigung Adonirams, als dass er davon Hilfe erwartete.

Der kleine George, sechs Jahre alt, aber durch die harten Herausforderungen des Lebens früh gereift, verbrachte viel Zeit an ihrem Bett, las ihr die Bibel vor oder rezitierte geistliche Lieder, die er gelernt hatte.

Allmählich jedoch erholte sich Sarah. Sobald sie wieder stehen konnte, überredete Adoniram sie, seinen bevorzugten Ausgleichssport zu versuchen – nämlich Reiten, das er als effektive Therapie und Prophylaxe in den frühen Tagen in Rangun kennen und schätzen

gelernt hatte. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang unternahmen die beiden einen langen Ausritt. Am Anfang sträubte sich Sarah jedoch. Das Reiten machte sie nur müde. Doch Adoniram blieb hartnäckig. Nach einer Weile stellte sie – zu ihrer eigenen Überraschung – fest, dass ihre Kraft und die Lebensfreude zurückkehrten. Nach vier oder fünf Monaten starb ihr »hübsches kleines Pferdchen«. Aber inzwischen war sie so begeistert von Adonirams Ertüchtigungsprogramm, dass sie mit dem Wandern begann; von da waren sie beide täglich schon vor Sonnenaufgang zu Fuß unterwegs, »tief in den Hügeln und Bergen weit jenseits der Stadt«.

Am Ende des Jahres war die Zeit für die Verwirklichung einer Entscheidung gekommen, die sie in Bezug auf George schon vor ihrer Heirat getroffen hatte. Wenn er das entsprechende Alter erreichen würde, sollte er nach Amerika reisen, wie dies die Kinder der Bennetts getan hatten. Die Gelegenheit dazu kam im Dezember, als das Schiff *Cashmere* mit den Wades, den Osgoods und weiteren Missionaren aus Boston ankam. Die *Cashmere* sollte nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Singapur direkt nach Boston zurücksegeln. Eine derart günstige Gelegenheit, George in guten Händen nach Amerika zu schicken, würde sich vielleicht auf Jahre hinaus nicht mehr bieten.

Es war ein herzzerreißender Abschied. George war seiner Mutter außergewöhnlich ans Herz gewachsen, »und sein Wesen hatte eine zartfühlende und sensible Anhänglichkeit an sich, die ihm den Kontakt mit Fremden nicht gerade erleichterte«.

Aber dagegen war nichts zu machen. »Oh! Ich werde nie seine Blicke vergessen«, schrieb Sarah an ihre Schwester, »als er in der Tür stand und mich zum letzten Mal anschaute. Seine Augen wurden feucht, und sein kleines Gesicht war gerötet, indem er sich krampfhaft bemühte, seine Emotionen zu unterdrücken. Aber er beherrschte seine Gefühle, und erst als er sich abgewandt hatte und die Treppe hinabschritt, brach aus ihm eine Flut von Tränen hervor.«

Während Sarah mit brechendem Herzen in ihr Zimmer eilte und sich unter Tränen zum Gebet auf die Knie warf, trug Adoniram den kleinen Jungen in seinen Armen zu dem kleinen Boot, das sie den Fluss hinab zur *Cashmere* brachte, die im Hafen von Amherst ankerte. Auf dem ganzen Weg tröstete Adoniram den Jungen, so gut er konnte,

und berichtete Sarah danach, dass »ihre Unterhaltung sehr bewegend und von tiefer Einsicht« gewesen sei. An Bord der *Cashmere* stellte Adoniram sicher, dass Georges kleines Bett in der Kajüte alles Nötige hatte und dass man sich ordentlich um ihn kümmerte. »Danach, wie George sich ausdrückte, kehrte er zurück, um ›Mama zu trösten.«

Es war vielleicht ganz gut, dass Sarah lange Zeit nicht erfuhr, was mit George in Singapur geschah. J. T. Jones und William Dean – Letzterer ein Neuling in der Mission – hatten sich seiner angenommen, während die *Cashmere* etwa 24 Kilometer unterhalb der Stadt vor Anker lag. Als die Zeit der Abreise gekommen war, nahmen die Missionare ein von Einheimischen bemanntes Ruderboot hinaus zum Schiff. Sie hatten eine Kiste mit Briefen bei sich, die für Amerika bestimmt waren. Als sie 16 Kilometer hinausgerudert und nur noch acht Kilometer von der *Cashmere* entfernt waren, wurde das Boot von einer Gruppe malaiischer Hafenspiraten angegriffen, die dachten, die Kiste enthielte Schätze oder Wertsachen. Während der kleine George sich unter eine Bank kauerte, wurde Jones über Bord geworfen, und Dean wurde nach heftiger Gegenwehr in die Seite gestochen und sein Handgelenk mit einem dreizackigen Fischerspeer durchbohrt. Zum Glück zogen die Piraten wieder ab, als sie sich der Kiste bemächtigt hatten, und Jones, der halb ertrunken war, konnte wieder an Bord gezogen werden. Der kleine George – zu Tode erschrocken, aber unverletzt – wurde schließlich an Bord der *Cashmere* gebracht, aber er vergaß diese Erfahrung sein ganzes Leben nicht mehr.

Der Beginn des Jahres 1835 markierte den wirklichen Beginn von Adonirams und Sarahs gemeinsamem Eheleben. Sarah hatte ihre Gesundheit vollständig wiedergewonnen. Ihre blauäugige Schönheit, ihr ruhiges und warmherziges Gemüt, ihre Begabung und Erfahrung machten sie zu einer idealen Ehefrau und Gefährtin. Zu guter Letzt war Adonirams Lebensschiff doch noch in ruhigere Gewässer gesegelt. Er war gut gerüstet, sich seines neuen Lebens zu erfreuen. Seine Gesundheit war ausgezeichnet. Obwohl er auf die fünfzig zuzuging, war sein immer noch volles Haar ohne jede graue Strähne, was umso unglaublicher ist, wenn man an die Strapazen denkt, die er durchlebt hatte. Sein Gesicht war ohne Falten, seine Augen waren klar, und seine Vitalität

erwies sich als ebenso überbordend wie bei seiner Abreise aus Salem im Jahr 1812.

Sowohl Adoniram als auch Sarah arbeiteten hauptsächlich auf sprachlichem Gebiet. In Moulmein gab es einen großen Bevölkerungsanteil von Angehörigen der Taling (auch *Peguaner*<sup>266</sup> genannt). Sie unterschieden sich von den Birmanen in allem, auch wenn sie ebenfalls Buddhisten waren. Einige dieser Leute waren auf die Evangeliumsbotschaft durch ein birmanisches Traktat gestoßen, das irgendwie in die Sprache der Taling übersetzt worden war. Aber keiner der Missionare wusste genug über diesen Dialekt, um ihnen echte Hilfe bieten zu können. Auf Adonirams Vorschlag hin begann Sarah, die bereits Karen und Birmanisch beherrschte, Taling zu lernen und die birmanischen Traktate und Katechismen mithilfe von Ko Man-boke, eines peguanischen Christen, in jene Sprache zu übersetzen.

Adonirams erste Sorge galt der birmanischen Bibel. Er war zu der Einsicht gekommen, dass das Herstellen einer guten Übersetzung in sich selbst schon ein Lebenswerk umfasste und mehr als wichtig genug war, dass dafür die Investition einer ganzen Lebensarbeit völlig gerechtfertigt war. Jede Missionsarbeit – und eigentlich alle christliche Erkenntnis – ruhte auf der Bibel, besonders dem Neuen Testament. Und mehr noch: Jede Bibel, die ihren Weg in ein birmanisches Dorf fand, war selbst ein Missionar, und zwar einer, der keine Bezahlung und keinen Unterhalt brauchte und der nie müde oder krank wurde. Kaum hatte er deshalb die Übersetzung des Alten Testaments abgeschlossen, als er sich schon an seine Revision und Korrektur für den Druck machte; er verwendete dabei jede gelehrte Publikation, die er in die Hände bekam, um die Übersetzung noch besser und genauer dem Grundtext des Originals anzugleichen.

Aber wenn auch die Übersetzungsarbeit den größten Teil ihrer Zeit beanspruchte, so vernachlässigten weder Sarah noch Adoniram ihre anderen Aufgaben. Sarah organisierte Gebetszusammenkünfte sowie Seminare für Frauen und Müttertreffen, Adoniram predigte siebenmal pro Woche – einmal am Sonntag vor »einer großen Versammlung« und einmal jeden Abend in der Woche vor kleineren Zu-

---

266 A. d. A.: Die Peguaner sind Teil des Mon-Volks. A. d. Ü.: Vgl. Fußnote 260 auf S. 523.

sammenkünften. Jeden Morgen vor dem Frühstück traf er sich mit den einheimischen Assistenten, die tagsüber an verschiedenen Orten in Moulmein predigten, um bezüglich ihrer Arbeit auf dem Laufenden zu bleiben und Vorschläge zur Verbesserung ihrer Wirksamkeit zu machen. Er behielt auch weiterhin die Verantwortung für die einheimische Gemeinde, die 99 Mitglieder zählte und bald die Hundertermarke überschreiten würde, und er führte Taufen durch.

Unter diesen Taufen war eine, die ihm ganz besondere Freude machte: die von Koo-chil, dem bengalischen Koch, den Nancy bei ihrer Rückkehr aus den Vereinigten Staaten von Kalkutta mit nach Ava gebracht hatte. Es war Koo-chils Treue, die Nancy und der kleinen Maria durch die schlimmsten Tage von Oung-pen-la hindurch das Überleben ermöglicht hatte. Seit dieser Zeit hatte er stets bei der einen oder anderen Missionarsfamilie gedient.

»Obwohl ein treuer und guter Diener«, schrieb Adoniram, »hatte er seit Jahren jede glaubensmäßige Unterweisung hartnäckig abgelehnt und war in der Gefolgschaft des falschen Propheten geblieben.« Aber 1834 ließ sich seine birmanische Frau taufen, und Ende 1835 wurde Koo-chil selbst gewonnen. »Aber es war ein langwieriger Prozess und ein schwerer Kampf; er wusste deutlich um die Konsequenzen, seine bisherige Religion aufzugeben, und als er sich formell um die Taufe bewarb, zitterte er am ganzen Leib. Armer alter Mann! Er ist über sechzig; seine Wangen sind eingefallen; sein langer Bart ist fast völlig grau; er hat wahrscheinlich nur noch wenig Zeit zu leben ... er erinnert sich mit großer Zuneigung an seine einstige Herrin und vergießt häufig Tränen, wenn er von der Zeit in Ava und Amherst spricht, wo er sie leiden und sterben sah.«

Es gab auch Weiße, auf die Adoniram und Sarah Einfluss ausübten. Einer von ihnen war James Delaney, Artillerist bei der Ostindien-gesellschaft, einer der vielen Soldaten, die die Straßen von Moulmein bevölkerten und manchmal die Gottesdienste in englischer Sprache besuchten. Delaney kam durch Kincaid 1831 zur Bekehrung und wurde im Saluen getauft. Mit der Zeit erkannte Adoniram seine Fähigkeiten und weckte in ihm den Wunsch, Geistlicher zu werden. Als er 1834 aus der Armee entlassen wurde, halfen ihm Adoniram und Sarah dabei, nach Amerika zu reisen und sich im Theologischen

Seminar von Hamilton<sup>267</sup> im US-Bundesstaat New York anzumelden. Sarah schenkte ihm sogar 25 Dollar von ihrem bescheidenen Vermögen. Delaney ließ sich schließlich in Appleton in Wisconsin als Pastor nieder und blieb dort für den Rest seines Lebens, ausgenommen eine Periode als Kaplan in der Armee der Nordstaaten während des Amerikanischen Bürgerkrieges. Doch mehr als 50 Jahre nach seinem Weggang von Moulmein erinnerte er sich immer noch an Adoniram und Sarah mit tiefer Zuneigung.

Am 26. September schloss Adoniram die Revision des Alten Testaments ab. Etwas mehr als einen Monat später, am 31. Oktober, gebar Sarah eine Tochter namens Abigail Ann Judson – »Abigail« stand für Adonirams Mutter und Schwester, »Ann« erinnerte an Nancy. Indem er die kleine Abby ihren beiden lebenden Namensvetterinnen anbefahl, offenbarte er in einem Brief nach Plymouth am nächsten Tag, wie seine Emotionen allmählich sanfter wurden.

Liebe Mutter und Schwester,

da ich nun in gewisser Weise die beiden großen Ziele erreicht habe, deretwegen ich in den Orient gekommen bin, und es nicht für nötig halte, mich persönlich derart ausschließlich und über die Maßen für Missionsaufgaben auszuweihen, wie ich dies über lange Jahre hinweg getan habe, kehren meine Gedanken und Gefühle in letzter Zeit häufiger zu der geliebten Familie zurück, in der ich geboren und aufgezogen wurde. Besonders jetzt, nachdem ich über viele Jahre hinweg ohne Kinder gewesen bin, erinnern mich die Geburt einer Tochter und das Wiedererwachen elterlicher Gefühle aufs Neue an die Liebe, mit der meine liebe Mutter über meine Kindheit wachte, und an all die Güte und Freundlichkeit, mit der sie mich auf dem Weg vom Jugendlichen zum Mann begleitet hat. Und dann denke ich an meine früheste Spielgefährtin, meine liebe Schwester. Ich empfinde große Freude, mir in Gedanken die tausend Erlebnisse und Erfahrungen in Erinnerung zu rufen, die unsere jugend-

---

<sup>267</sup> A. d. Ü.: Die Literary and Theological Institution (heute die zu den 16 »Little Ivies« gehörende Colgate University), an der auch Delaneys geistlicher Vater, Eugenio Kincaid, sein Studium absolviert hatte (vgl. Fußnote 258 auf S. 516).

liche Gemeinschaft prägten und die im Horizont meiner Gedanken noch immer als Unterpfand brüderlicher und schwesterlicher Zuneigung stehen.

Nach weiteren zwei Monaten (genau einen Monat nach der Aufnahme des 100. Mitglieds der birmanischen Gemeinde) brachte er am 29. Dezember 1835 den letzten Bogen des Alten Testaments zur Druckerei. An seine Mutter und Schwester hatte er Folgendes geschrieben: »Als ich über eine Laufbahn als Missionar nachzusinnen begann, dachte ich, dass ich – wenn ich lange genug leben sollte, um die Bibel in eine neue Sprache zu übersetzen und drucken zu lassen, und außerdem eine Gemeinde von 100 Mitgliedern auf heidnischem Grund und Boden entstehen würde – dass ich dann dem Tod mit den friedvollen Empfindungen des greisen Simeon<sup>268</sup> würde entgegensehen können.«

Aber natürlich tat er das nicht. Er befand sich inzwischen länger in der Ferne als irgendein anderer lebender Missionar im Orient – außer dreien: Marshman, Robinson und Moore von Serampore. Aber er hatte definitiv nicht den Eindruck, sein Leben wäre vorbei. In gewisser Hinsicht fing es gerade erst an. Die kleine Abby war gerade dabei, ein »süßes, wohlgenährtes Baby« zu werden, und würde vielleicht das erste Kind einer wirklichen Familie sein, die um ihn herum aufwachsen würde, wie er inständig hoffte.

Gegen Ende Februar 1836 ging das Schiff *Louvre*, aus Boston kommend, mit einer Gruppe neuer Missionare in Amherst vor Anker. Unter ihnen war auch ein Besucher – ein Mitglied des Mission Board, der erste Vertreter, der speziell zu dem Zweck aufs Missionsfeld gesandt wurde, die Arbeit der dortigen Missionare zu inspizieren, Vorschläge zu machen und auch eventuelle Anregungen mit nach Hause zu nehmen. Darüber hinaus sollte er allgemeine Informationen sammeln und Fragen besprechen, die durch die Korrespondenz allein nicht geklärt werden konnten. Der Vertreter des Boards war Rev. Howard Malcom, Pastor der Federal Street Church in Boston.

---

268 A. d. Ü.: Vgl. Lukas 2,25-35 (vor allem die Verse 29-32).

Malcom wohnte bei Adoniram und Sarah, solange er sich in Moulmein aufhielt, und machte eine Missionsexkursion mit Sarah den Dagaing-Fluss hinauf, während er mit Adoniram den Saluen hinauf unterwegs war. Daneben unternahm er Reisen zu sämtlichen Missionsstationen.

Von allen Missionaren war es Adoniram – für Amerikaner inzwischen eine legendäre Gestalt –, der Malcom am meisten interessierte. Adoniram selbst war sich gar nicht bewusst, wie sehr er inzwischen die birmanische Lebensweise übernommen hatte. Aber er hatte jetzt mehr als sein halbes Leben in Birma verbracht, und die birmanische Sprache sowie die Gebräuche des Landes waren ihm vertrauter als die seiner ursprünglichen Heimat.

An seinem allerersten Sonntag in Moulmein fielen Malcom Unterschiede auf, die Adoniram gar nicht mehr wahrnahm. Beim Morgengottesdienst mit der birmanischen Gemeinde im *zayat* saßen z. B. alle – Adoniram auf einem Stuhl, die Zuhörer auf Bodenmatten. Lange horizontale Bambusstangen, die einen halben Meter über dem Boden angebracht waren, dienten als Rückenlehnen. Beim Gebet knieten die Amerikaner; aber die Birmanen lehnten sich aus ihrer sitzenden Stellung lediglich nach vorn, stützten ihre Ellbogen auf den Boden und falteten die Hände. Alles war auf Birmanisch – die Predigt, die Gebete und was sonst noch zum Gottesdienst gehörte. Es gab nur ein Wort, das Malcom überraschte, als er es hörte: Als Adoniram sein Gebet schloss, sagte jeder Einzelne in der Versammlung laut »Amen«.

Mitte Mai reiste Malcom nach Rangun und von dort den Irrawaddy hinauf nach Ava, wo Kincaid<sup>269</sup> schon seit einigen Jahren stationiert war. Missionare wurden in Ava wieder toleriert – alle außer Adoniram. Man hatte ihm nie seine Dienste für General Campbell bei der Abfassung des Vertrags von Yandabo vergeben, wenn sich auch Einzelpersonen mit großem Wohlwollen an ihn erinnerten.

Nach Malcoms Abreise begann Adoniram mit einer erneuten Revision des Neuen Testaments, an der er monatelang kontinuierlich arbeitete; es gab eine einzige Unterbrechung – mit Sarah und den Vin-

---

269 A. d. Ü.: Zu Eugenio Kincaid (10. 1. 1797 bis 3. 4. 1883), Missionar in Birma von 1830 bis 1842 und 1846 bis 1857, siehe die Fußnote 258 auf S. 516.

tons besuchte er die Missionsstation in Tavoy. Ende März 1837 konnte er den letzten Bogen des revidierten Texts des Evangeliums in die Druckerei bringen. Und ebenso wie Sarah kurz nach der Vollendung der Revision des Alten Testaments ein Mädchen geboren hatte, so brachte sie jetzt am 7. April 1837 – nach der Revision des Neuen Testaments – einen Sohn zur Welt: Adoniram Brown Judson.

Sowohl Abby als auch das neue Baby gediehen prächtig. Ein Jahr später schrieb Adoniram seiner Mutter und Schwester:

Wir haben gerade bei Adoniram mittels Inokulierung<sup>270</sup> die Pocken überstanden. Er hat sie nur ganz schwach gehabt und hat sich inzwischen wieder vollständig erholt. Er ist eines der hübschesten, aufgewecktesten Kinder, die man je gesehen hat. Seine Mutter sagt, er ähne seinem Onkel Elnathan. Abby wächst schnell. Sie rennt umher und redet fließend Birmanisch, aber kein Englisch. Ich mache mir deswegen keine Sorgen, dass sie zurzeit kein Englisch mitbekommt, denn in ein paar Jahren müssen wir sie nach Hause schicken, und dann wird sie es natürlich automatisch lernen. Sie nimmt mit uns an den Familienandachten und öffentlichen Gottesdiensten teil und hat gelernt, still zu sitzen und sich anständig zu benehmen. Aber [für] *Fen* oder *Pwen*, wie die Einheimischen ihn nennen (das Wort bedeutet *Blume*), [gilt das nicht]: Sobald er in die Kapelle gebracht wird und mich an meinem Platz sieht, brüllt er ohne Rücksicht »Bah« (das einheimische Wort für *Vater*) mit einer solchen Stentor-Stimme<sup>271</sup>, dass seine Amme ihn wieder hinausbringen muss.

»Pwen« und Abby bekamen bald einen weiteren Bruder, Elnathan Judson, geboren am 15. Juli 1838. Da Sarah sich jetzt um drei Kinder zu kümmern hatte, musste sie ihre Übersetzungsarbeit ins Peguansche einem anderen Missionar übergeben, James Haswell. Aber sie hatte ein Buch fertiggestellt, eine Kurzfassung des Lebens Christi, und

---

270 A. d. Ü.: Zur Inokulierung oder Variolation als Impftechnik gegen Pocken vgl. Fußnote 213 auf S. 442.

271 A. d. Ü.: Stentor ist in der griechischen Mythologie ein Kämpfer im Trojanischen Krieg, dessen Stimme so laut gewesen sein soll wie die von fünfzig anderen Männern zusammen. Im übertragenen Sinn sagt man deswegen von einem Menschen, der sehr laut brüllen kann, er habe eine Stentorstimme.

einige Traktate. Bis Elnathan geboren war, hatte sie daran arbeiten können, indem sie »die Kleinen auf der Veranda« hatte »spielen lassen, die an das Zimmer grenzt, in dem ich den ganzen Tag mit meinem peguanischen Übersetzer sitze«.

Nachdem ich diesen Brief begonnen hatte, schaute ich zufällig auf und sah einen Mann am Verandageländer lehnen, der mich aufmerksam ansah ... Deshalb fragte ich ihn, was er wolle. Er antwortete, dass er mir beim Schreiben zuschauen wolle. Sofort legte ich meine Feder nieder, bat ihn ins Haus herein, und er saß lange Zeit da und hörte der Wahrheit zu.

Vier Jahre lang war Adonirams Gesundheit ausgezeichnet gewesen, ausgenommen das leichte Fieber, das er jedes Jahr in den Herbstmonaten bekam. Doch Ende 1838, nach der Geburt des kleinen Elnathan, spürte er immer stärkere Schmerzen in Lunge und Hals. Er zog sich einen schmerzhaften chronischen Husten zu. Allmählich verlor er sogar seine Stimme. Das Predigen wurde unmöglich, und selbst normale Gespräche bereiteten ihm große Mühe. Alle in der Mission vermuteten Tuberkulose – die Geißel, die so viele Missionare auf dem Feld weggerafft hatte. Die Ärzte von Moulmein verschrieben eine lange Seereise; und so schiffte er sich am 19. Februar 1839 auf dem Schiff *Snipe* unter dem Kommando von Kapitän Spain nach Kalkutta ein.

Es war das erste Mal, dass er von Sarah und den Kindern für mehr als ein paar Tage getrennt war, und er fühlte sich, wie er von Bord schrieb, »sehr niedergeschlagen. Es ist ein trauriges, stumpfes Unterfangen, an einen Ort gehen zu müssen, den man gar nicht aufsuchen möchte und wo man praktisch auf kein Ziel hinarbeiten muss ... Der Schoß meiner Familie ist fast der einzige Lichtpunkt, der mir auf der Erde noch bleibt.«

Obwohl die Schmerzen blieben, verschwand der Husten ziemlich rasch, sobald die *Snipe* auf See war. Ein anderer Passagier, der »wahrscheinlich unheilbar an Schwindsucht litt«, machte sich über Adoniram lustig, »weil ich mich als schwindsüchtig ausgäbe, wo ich doch in Wirklichkeit nur einen leichten Husten – ohne jeden Aus-

wurf – hätte. Er sagt, er hat keinen Zweifel, dass die Seereise mich kurieren wird.«

Adoniram landete in Kalkutta am 9. März. Während seines dreiwöchigen Aufenthalts gelang es ihm, alle Baptistenmissionare in der Stadt zu besuchen, und dazu sehr viele aus anderen Denominationen. Er verbrachte ein Wochenende in Serampore im Haus der »alten Mrs. Marshman«. Die Männer des ursprünglichen Trios von Serampore – Carey, Marshman<sup>272</sup> und Ward (Ward hatte vor langer Zeit Adoniram und Nancy getauft) – waren alle tot. Marshmans Sohn John war noch da, zusammen mit anderen Missionaren. »Aber«, stellte Adoniram fest, »die Herrlichkeit ist von Serampore gewichen.«<sup>273</sup>

Dennoch genoss er seine Zeit dort. Endlich einmal hatte er keine Verantwortungen und Pflichten, außer seine Uhr zum Uhrmacher zu bringen und Schuhe sowie Kleidung für die Kinder machen zu lassen – und letztere Aufgabe wurde von Mrs. Ellis, seiner Gastgeberin in Kalkutta, übernommen. Während seines insgesamt angenehmen Aufenthalts wechselten Einladungen zum Frühstück und zum Tee sowie Gesprächsabende mit verschiedenen Gruppen einander ab. Daneben gab es auch Gelegenheiten, über die Prinzipien der Übersetzung und den Standardtext der Bibel mit Männern wie Dr. William Yates zu sprechen, der Careys Übersetzungsarbeit fortführte. Aber er hatte Sehnsucht nach seiner Familie – vor allem nach Sarah. Er schrieb ihr, dass die Missionare in Kalkutta ...

... allesamt denken, Du müsstest eine ganz wunderbare Frau sein, da Du ja sogar Bücher verfassen und übersetzen kannst; und alle sagen, ganz besonders Mrs. Ellis, wie schade es ist, dass Du nicht mit mir gekommen bist. Fast denke ich, wenn mir all das bekannt gewesen wäre (auch die gute Unterbringung, die wir in diesem Haus hätten haben können), dass wir dann hätten zusammen herkommen sollen.

---

272 A. d. H.: Die obige Feststellung in Bezug auf die lange Dienstzeit Marshmans (vgl. S. 537) widerspricht nicht der hier befindlichen Aussage, dass er im März 1839 bereits tot war. Oben war der zeitliche Bezugspunkt die Jahreswende 1835/1836, doch inzwischen war Marshman, der seit 1799 in Indien gewirkt hatte, verstorben (5. 12. 1837).

273 A. d. Ü.: Vgl. 1. Samuel 4,21-22.

Und er fuhr mit der vertrauten Offenheit fort, zu der er sehr wohl fähig war:

Ich wäre *so* glücklich gewesen, Dich hier bei mir zu haben. Wenn solche ausgesuchten Freuden, wie wir sie mit denen, die jetzt im Paradies sind, und miteinander genossen haben, sündigen Geschöpfen auf Erden gestattet sind, was müssen dann die Freuden des Himmels sein? Gewiss wird es keine erlaubte irdische Freude geben, deren Verlust wir dort beklagen oder bedauern werden. Welch hohe und beglückende Seelengemeinschaft dürfen wir deshalb dort erwarten, und das in alle Ewigkeit – tiefste Gemeinschaft miteinander und zwischen dem »Bräutigam« und der »Braut«, wovon die eheliche Liebe auf Erden lediglich ein Abbild und ein Schatten ist.<sup>274</sup>

Es überrascht daher nicht, dass er Sarah sofort schrieb, sobald er erfahren hatte, dass die *Snipe* Ende März wieder nach Moulmein segeln würde:

Wie freudig hoffe ich, an Bord zu gehen! Wie freudig will ich auf demselben Weg wieder zurücksegeln, indem ich hoffe, endlich die Hügel von Amherst und Moulmein zu sehen, die sich am fernem Horizont abzeichnen! Und wie freudig hoffe ich, Dein geliebtes Angesicht zu sehen und Dich liebevoll in meine Arme zu schließen, um wiederum festzustellen, »dass nur *daheim* wirklich *daheim* ist«.

Als er Kalkutta verließ, waren Adonirams Hals und Lunge fast vollständig kuriert, wie es schien. Aber auf der Rückreise versuchte er, seine Stimme zu testen, indem er mit Koon-gyah, einem birmanischen Bekehrten, den er auf die Reise mitgenommen hatte, einen Gottesdienst auf Birmanisch abzuhalten versuchte. Doch obwohl »meine Anstrengung nur minimal war, stellte ich zu meinem Entsetzen fest, dass im Laufe des Nachmittags die alten Lungenschmerzen und eine Neigung zum Husten zurückgekehrt waren«. Er erholte sich zwar

---

274 A. d. Ü.: In Bezug auf Abbild und Schatten vgl. Hebräer 8,5; 10,1.

etwas, ehe er nach Moulmein kam, aber kaum hatte im Mai die Regenzeit eingesetzt, als sein Hals wieder so schlimm war wie je zuvor.

Einige der Missionare rieten ihm, für ein Jahr oder zwei nach Amerika zu gehen, aber Adoniram meinte, »ich wäre zu Hause für die Sache Gottes keine Hilfe, da ich nicht in der Lage wäre, meine Stimme zu gebrauchen«. Vielleicht, so dachte er in einem seiner charakteristischen Anfälle von Depression, »habe ich lange genug gelebt. Ich habe so lange gelebt, dass ich die konkreten Ziele, die ich mir zu Beginn meines missionarischen Lebens im Herzen vorgenommen hatte, erreicht habe. Und warum sollte ich mir wünschen, länger zu leben? Ich bin unfähig zu predigen, und seit dem letzten Rückfall ist die Reizung meines Halses derart schmerzhaft, dass ich nur unter großen Mühen Gespräche führen oder auch nur am Tisch sitzen kann, so wie heute, um Druckfahnen für die Druckerei vorzubereiten.«

Niemand schien imstande, seine Krankheit richtig zu diagnostizieren. »Mein Problem, so sagt man, ähnele sehr demjenigen, an dem Mrs. Osgood starb – keine gewöhnliche Lungenschwindsucht, sondern ein Krankheitsherd im Schlund, der selbst ihre behandelnden Ärzte ratlos machte. Von ihnen behauptete einer bis kurz vor ihrem Tod felsenfest, dass es bei ihr nicht die Schwindsucht wäre und sie wieder gesund werden würde.«

Er würde es vorziehen, zu sterben und den Lohn zu erhalten, der – wie er hoffte – im Himmel auf ihn wartete: »Aber ich schrecke zurück, wenn ich an meine liebe Frau und unsere geliebten Kinder denke, die sich wie ein Kranz um mein einst verwitwetes, vereinsamtes und leidtragendes Herz gelegt haben und mich vom Himmel und der Herrlichkeit noch abhalten.«

Das Aufwachsen der Kinder ließ ihn an seine eigene Kindheit und an seine Mutter sowie seine Schwester Abby denken, die beide noch in Plymouth lebten. Er schrieb ihnen öfter, als er es je zuvor getan hatte, und erzählte ihnen von seiner Sorge, er könnte vielleicht bald sterben und nicht mehr erleben, wie seine Kinder aufwüchsen und ihren Platz im Leben fänden. Aber er war jetzt schon über fünfzig. Abby Ann, die Älteste, war erst vier, der kleine Adoniram zwei und Elnathan gerade einmal ein Jahr alt. Es war unwahrscheinlich, dass er lange genug leben würde, um sie noch im Erwachsenenalter zu erleben.

Abby Ann [schrieb er voller Vaterstolz] geht nun mit Julia Osgood in die Schule zu Mrs. Simons ... Abby hat jeden Vormittag Unterricht und fängt gerade an, einsilbige Wörter zu schreiben. Adoniram sagt: »Ich will auch zur Schule gehen«, aber er bleibt zu Hause und verhält sich ordentlich wie ein kleiner Erwachsener. Elnathan war sehr krank gewesen; wir hatten Sorge, ihn zu verlieren; aber jetzt geht es ihm besser, und er strahlt wieder und ist fröhlich.

Am Ende des Jahres kam ein viertes Kind, Henry, geboren am 31. Dezember 1839, »aber«, bemerkte Adoniram, »es gab kein Erdbeben oder sonst etwas«.

Gelegentlich versuchte Adoniram, wieder zu predigen, aber zu mehr als einer Predigt pro Woche war er nicht in der Lage. Und selbst diese musste er mit leiser Stimme halten, kaum hörbar für die Zuhörer in den hinteren Reihen der Kapelle. Die übrige Zeit – in den Momenten zwischen dem Revidieren des Alten Testaments für die Druckerei – verbrachte er so gut wie möglich im persönlichen Gespräch mit Bekehrten und Interessierten.

Anfang Februar 1840 machte er einen kurzen Besuch in Rangun und las unterwegs zwei Bücher über Napoleon. Sie kamen ihm vor wie »eine Geschichte höllischer Machthaber«. Aber Rangun war Missionaren gegenüber immer noch ablehnend. Er und Ko En<sup>275</sup>, sein einheimischer Assistent, hatten etwa 1000 Traktate verteilt, als Ko En vom Ray-wun, dem Stadtgouverneur, ins Regierungsgebäude einbestellt wurde. Es war schon Nacht, als schließlich Hauptmann Boothby, der mit Adoniram aus Moulmein hergereist war, und Mr. Staig, ein Engländer, der in der Stadt lebte, endlich beim Ray-wun vorgelassen wurden und Ko Ens Freilassung arrangieren konnten. Adoniram selbst konnte nichts tun, als abzuwarten.

Er war bei der birmanischen Regierung nach wie vor eine *Persona non grata*. Sie wagten nicht, ihn direkt anzurühren, aber sie nutzten jede sich bietende Gelegenheit, um ihn in der Person seiner einheimischen Mitarbeiter zu schikanieren. Da er keine Traktate mehr verteilen durfte, konnte er während der restlichen Tage seines Auf-

---

275 A. d. A.: Früher »Maung En«.

enthalt in Rangun wenig anderes tun, als mit den Engländern, die in der Stadt lebten, und den wenigen übrig gebliebenen birmanischen Gläubigen Gespräche über den Glauben zu führen. In seiner freien Zeit spazierte er hinaus zur großen goldenen Shwedagon-Pagode in der Nähe des ehemaligen Missionsgeländes, wo sich auch das Grab des kleinen Roger befand, der inzwischen ein Mann von 25 Jahren wäre, wenn er seine Kindheit überlebt hätte.

Rangun war gewachsen. Adoniram hatte den Eindruck, es wäre zweimal so groß wie Moulmein. Aber der Krieg und die damit einhergehenden Veränderungen hatten das meiste von dem ausgelöscht, was ihm einst so lieb und teuer gewesen war. Erinnerungen an die Anfänge der Mission und sein dortiges Leben mit Nancy bewegten ihn immer noch, aber sie hatten nicht mehr die Macht, sein Herz zu zerreißen. Es war fast so, als wäre jener Adoniram Judson mit seiner Frau und seinen Kindern gestorben. Die Emotionen des neuen Adoniram Judson drehten sich um Moulmein mit Sarah und Abby Ann sowie den drei kleinen Jungen.

In der Zwischenzeit ging es mit der Gemeinde in Moulmein erneut abwärts, wobei »viele der jüngeren Gemeindeglieder in offene Sünde fielen und die älteren kalt und gleichgültig im Blick auf ihre glaubensmäßigen Pflichten wurden«, wie die Frau eines der Missionare schrieb. Nach seiner Rückkehr entschied sich Adoniram, etwas dagegen zu unternehmen. Er verfasste »eine Verpflichtung in acht Punkten, entnommen aus dem Neuen Testament«, die jedes einzelne Gemeindeglied unterzeichnen musste. Sobald die vollständige birmanische Bibel gedruckt war, plante er die feierliche Überreichung eines Exemplars für jedes Familienoberhaupt. Außerdem steigerte er die Anzahl der Sonntagsgottesdienste für die Birmanen auf drei.

Diese Maßnahmen mögen gewisse Resultate gezeitigt haben, aber wahrscheinlich waren seine privaten Gespräche mit den einzelnen Gemeindegliedern am wirksamsten. Inzwischen kannte er die Birmanen so gut, dass sie glaubten, es sei unmöglich, eine Sünde vor ihm zu verbergen. Selbst in dem Augenblick, wenn »ein Beschuldigter schon innerlich jubelte, weil er glaubte, nicht entdeckt worden zu sein, sah er plötzlich einen Blick auf sich gerichtet. Ihm konnte er absolut

nicht widerstehen, und er sah sich – fast gegen seinen Willen – innerlich gezwungen, sich dem Lehrer anzuvertrauen und seine Sünde zu bekennen.«

Ein Grund dafür war vielleicht, dass Adoniram niemals Beschuldigungen erhob, ohne sich der Fakten absolut sicher zu sein. Was er vom Hörensagen kannte, ignorierte er. Wenn ein Gemeindeglied ihm die Fehler eines anderen berichtete, fragte Adoniram: »Hast du schon über seinen Fehler zwischen dir und ihm allein gesprochen?«<sup>276</sup>

Für gewöhnlich hatte der Kläger natürlich ausgeklügelte Begründungen, warum er das nicht getan hatte, er hatte bloß »gedacht, der Lehrer solle Bescheid wissen«.

»Er kannte uns«, erinnerte sich einer der birmanischen Christen, »durch und durch – viel besser, als wir uns selbst kennen. Wenn wir etwas Verkehrtes getan hatten, rief er uns freundlich zu sich, redete so«, er nahm ein Spielzeug vom Boden und ließ den Finger sanft über die Oberfläche gleiten, »redete und redete und redete, bis er uns plötzlich, ehe wir es uns versahen, dort packte«, er stieß mit dem Finger auf einen Punkt in der Mitte des Spielzeugs, »und nicht mehr losließ, bis wir ihm alles gesagt hatten.«

Eine birmanische Frau erinnerte sich lebhaft, wie Adoniram nach ihr gesandt hatte, als sie etwas plante, wovon er glaubte, es würde ihr geistlich schaden. Sie weigerte sich, ihre Pläne aufzugeben. Schließlich nahm Adoniram ein Lineal vom Tisch und markierte eine Zickzacklinie auf dem Boden. »Schau hierher«, sagte er, »*hier* bist du bisher unterwegs gewesen. Du hast zwar eine krumme Spur hinterlassen – die halbe Zeit außerhalb des Pfades, aber andererseits bist du zumindest in der Nähe geblieben und bist nicht auf neuen Wegen gegangen. Du bist – nicht so sehr, wie es möglich gewesen wäre, aber doch zu einem gewissen Grad – in der Gnade gewachsen<sup>277</sup>. Und jetzt, nachdem deine Herzenserkenntnis und deine gedankliche Klarheit so zugenommen haben, in der Reife deiner Jahre, mit einem größeren Verständnis und einem sich täglich vertiefenden Bewusstsein der Güte Gottes, *stehst du hier*.« Und indem er die gezeichnete Linie zu Hilfe nahm, setzte er ein Ende des Lineals fest auf einen willkür-

276 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 18,15.

277 A. d. Ü.: Vgl. 2. Petrus 3,18.

lich gewählten Punkt. »Du weißt, wohin dieser Pfad führt. Du weißt, was vor dir liegt – etliche Kämpfe, manches Herzeleid, aber am Ende schließlich das ewige Leben<sup>278</sup> und eine Krone der Herrlichkeit<sup>279</sup>. Aber zur Linken biegt eine sehr bequeme Straße ab<sup>280</sup>, und darüber schwebt, äußerst verlockend, in der Luft eine hübsche Seifenblase. Du möchtest den Pfad, den du 15 Jahre – 15 lange Jahre – gegangen bist, sicher nicht vollständig verlassen. Du möchtest nur einen Schritt beiseitretreten und die Seifenblase einfangen, und dann, denkst du, wirst du wieder zurückkehren, aber *das wirst du nie*. O Frau, denke nach! Wirst du es wagen, bewusst diesen engen und schmalen Pfad zu verlassen, den der Finger des Heilands vorgezeichnet hat, um auch nur einen Augenblick auf den Weg des Feindes zu treten? Wirst du? *Wirst du? Wirst du?*«

»Ich habe so sehr geschluchzt«, erinnerte sich die Frau, »dass ich kein Wort herausbrachte. Aber wie immer wusste er, was ich meinte; denn er kniete nieder und betete zu Gott, dass er mich befähigen möge, an meiner Entschlossenheit festzuhalten. Ich habe seither viele gekrümmte Spuren hinterlassen, aber wann immer ich besonders stark versucht werde, sehe ich den Lehrer an jenem Tag vor meinen Augen, wie er sich in seinem Stuhl vorbeugte, das Lineal – das mich darstellte – senkrecht auf den Boden gestellt. Dabei wies sein Finger den Pfad des ewigen Lebens, während seine Augen so eigenartig über seine Schulter blickten und ich jenes schreckliche ›Wirst du?‹ aus seinem Mund hörte, als wäre es die Stimme Gottes. Und ich bete, so wie es Petrus tat, denn ich fürchte mich davor abzuweichen.«

---

278 A. d. Ü.: Vgl. Römer 2,7; 6,22; Galater 6,8; 1. Timotheus 1,16; 6,12; Titus 1,2; 3,7.

279 A. d. Ü.: Vgl. 1. Petrus 5,4.

280 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 7,13-14.

## Der Wille Gottes geschehe (1840 – 1845)

Am 24. Oktober 1840 brachte Adoniram den letzten korrigierten Bogen der vollständigen birmanischen Bibel zum Druck. Birma hatte jetzt seine erste gesamte Bibel in einem Band. Es war ein großes Buch, etwa 1200 Seiten im Quartformat<sup>281</sup>, und im Großen und Ganzen war Adoniram damit zufrieden. Er meinte zwar, die Übersetzung des Alten Testaments ließe noch manches zu wünschen übrig, aber das Neue Testament war seit fast 20 Jahren immer wieder revidiert worden, und er war damit zufriedener, »als ich es je erwartet hatte«.

Aber wie üblich kam zu dem Bewusstsein, etwas Bedeutendes vollbracht zu haben, auch eine gewisse Frustration hinzu. Die Bibel war zwar fertig, da aber das birmanische Kernland für Missionsunternehmungen geschlossen war, gab es im Augenblick keine Möglichkeit, sie den Menschen in die Hand zu geben. Schon sprach man von einem neuen Krieg zwischen Birma und England. Adoniram gab nicht viel darauf und meinte, die einzige »Kriegsvorbereitung« wären die »Begehrlichkeiten und Fantasien gewisser Individuen, die hier die ›Kriegspartei‹ genannt werden und deren Unternehmungen in Birma gescheitert sind, wobei sie allein in einem Krieg die Möglichkeit sehen, ihre Investitionen noch zu retten«. Dennoch blieb die Tatsache bestehen, dass die Grenzen Birmas geschlossen waren; und als genug Bibeln für den unmittelbaren Gebrauch gedruckt worden waren, hörte der Betrieb in der Druckerei auf.

Auf jeden Fall war ein Teil von Adonirams Lebenswerk vollbracht. Er gedachte, den Rest seines Lebens mit dem Aufbau und der Befestigung der einheimischen Gemeinde zu verbringen. Wieder kümmerte er sich persönlich um die einheimischen Predigthelfer und sandte sie jeden Tag nach einer morgendlichen Besprechung in alle Stadtviertel von Moulmein und in die benachbarten Dörfer, um das Evangelium zu verbreiten, so gut es ihnen möglich war.

281 A. d. Ü.: *Quarto* (von lat. *quartus* – ›der Vierte‹, Plural *Quartos*) bezeichnet ab ca. 1850 im Bibliothekswesen ein historisches Buchformat.

Und bald schon widmete er sich einer neuen Aufgabe. Bereits seit geraumer Zeit drängte ihn das Missionskomitee zu Hause, ein Wörterbuch zu verfassen, wenn die Bibelübersetzung beendet wäre. Schon lange zuvor, im Jahr 1819, hatte er eine Rohfassung für seinen eigenen Gebrauch zusammengestellt, die 1826 in Serampore gedruckt worden war. Aber dieses Wörterbuch war so unvollständig, dass es für jemanden ohne birmanische Grundkenntnisse kaum von Nutzen war. Adonirams Kollegen hatten den Eindruck, er könne mit einem neuen Wörterbuch mehr Gutes als auf jedwede andere Weise bewirken. Eine Weile zögerte er, da er selbst keinen besonderen inneren Drang in diese Richtung spürte. Aber als er dann merkte, dass seine Stimme immer häufiger versagte, begann er, mit Überlegungen zu diesem Projekt »herumzuspielen«, obwohl ihm die Arbeit wenig Freude machte, weil sie »eine derart chaotische Angelegenheit ist und mir so ›unmissionarisch‹ vorkommt«.

Sogar die Wörterbucharbeit musste aber bald hintangestellt werden, denn am 8. März 1841 brachte Sarah einen tot geborenen Jungen zur Welt, der Luther genannt wurde. Ihr Gesundheitszustand »verschlechterte sich rasch und fesselte sie bald völlig ans Bett«. Alle Kinder bekamen Keuchhusten. Ehe sie sich davon völlig erholt hatten, zogen sich Abby Ann, der kleine Adoniram und Henry »Darmbeschwerden« zu, die sich letztendlich als Symptome der Ruhr herausstellten.

Ein englischer Offizier, Hauptmann Impey, bot Sarah und den Kindern sein Haus am Meer in Amherst an, sodass sie wenigstens der extremen Sommerhitze von Moulmein entgehen konnten. Dort am Strand von Amherst ging es ihnen eine Zeit lang besser. Dann erkrankte Sarah an einer Erkältung, die sich zu Fieber steigerte. Abby Ann und dem kleinen Adoniram ging es wieder schlechter, bis sie fast im Sterben lagen. Als die Familie nach Moulmein zurückkehrte, war ihr Gesundheitszustand schlimmer als bei ihrer Abreise.

Im Juni sagten die Ärzte, die Kollegen und alle Freunde Adoniram geradeheraus, dass eine Seereise die einzige Hoffnung auf Besserung für Sarah und die beiden älteren Kinder sei, obgleich, wie Adoniram schrieb, »fast niemand die Hoffnung hatte, wir würden überhaupt alle in der Lage sein, lebendig an Bord gehen zu können«.

Am 26. Juni schifften sie sich nach Kalkutta ein. »Wie ich es schaffte, den Haushalt aufzulösen und alle Sachen zu packen und meine kranke Familie sowie alles an Bord zu bringen, kann ich kaum sagen – jetzt, da es vorbei ist. Aber irgendwie gelang es uns. Die Kinder wurden in einer Reihe von Kojen untergebracht, die ich auf einer Seite der Kajüte hatte machen lassen; meine Frau hatte ihre Koje auf der anderen Seite, während ich auf einem beweglichen Feldbett in der Mitte zwischen Frau und Kindern schlief.«

Es war die Zeit des Südwest-Monsuns. In der vierten Nacht auf See geriet das Schiff auf eine Sandbank. Jeder an Bord rechnete schon mit dem Ertrinken. »Nie mehr werde ich meine Gefühle vergessen«, schrieb Sarah später, »als ich jene Nacht über Bord auf den nachtschwarzen Ozean schaute und mir vorstellte, wie wir mit unseren armen sterbenskranken Kindern seinen stürmischen Wogen ausgeliefert wären.« Trotzdem gelang es Sarah, obwohl schwach und verzweifelt, eine kleine Truhe mit Sachen zu füllen, die sie vielleicht im Rettungsboot benötigen würden. Doch zum Glück kam die Flut, der Kapitän lavierte hin und her, und nach etwa 20 Minuten schwamm das Schiff wieder frei.

Trotz der Aufregung verbesserte sich der Zustand der Familie erstaunlich rasch auf der Reise. Adoniram brachte sie nach Serampore, wo er »ein hübsches, trockenes Haus, direkt am Flussufer gelegen, für 40 Rupien im Monat« mietete.

Aber Sarah klagte, dass das Wetter sehr ungünstig war. »Einmal war es so drückend heiß, dass wir kaum atmen konnten, dann wieder pffiffen uns die kalten rauen Winde um die Ohren, die durch die hohen Fenster ins Haus drangen und die kleinen Patienten völlig auskühlten.« Unter diesen Umständen hatten alle Kinder Rückfälle. Bald sagten die Ärzte Adoniram, eine weitere Seereise sei absolut nötig. Gerade als er nach einem Schiff Richtung Mauritius (dem gesündesten Ort im ganzen Orient) Ausschau hielt, bot ihm Kapitän Hamlin mit dem Schiff *Ramsay* – ein Bekannter aus Moulmein – eine Reise dahin und wieder zurück nach Moulmein an. Adoniram und Sarah dachten an den gefährlichen Monsun im Golf von Bengalen und zögerten deshalb zunächst. Aber die Kinder wurden nicht gesund, und es gab keine Alternative, wie es schien.

Die *Ramsay* sollte in zehn Tagen auslaufen. In der verbleibenden Zeit ging Sarah mit Abby und dem jungen Adoniram, »Pwen«, nach Kalkutta, um Einkäufe für die lange Reise zu tätigen. Adoniram blieb in Serampore mit Henry und Elnathan.

In Kalkutta ging es den beiden älteren Kindern mit Sarah prompt wieder schlechter. Neben der Ruhr bekam »Pwen« nun einen Fieberanfall. Ein Arzt konnte zwar das Fieber senken, aber er warnte Sarah, dass dies alles war, was er tun konnte, um die Kinder bis zu ihrer Einschiffung am Leben zu erhalten.

In Serampore bekam inzwischen Elnathan Fieber, und am 27. Juli erkrankte der kleine Henry plötzlich akut. Bis jetzt hatten Adoniram und Sarah ihre Aufmerksamkeit auf die älteren Kinder konzentriert, doch am nächsten Tag ging es Henry so extrem schlecht, dass Adoniram an Sarah schrieb, sie solle besser zurückkehren. Am Abend befürchtete Adoniram bereits, das Baby würde vielleicht nicht am Leben bleiben.

Sarah erhielt seine Nachricht am nächsten Morgen. Sie entschloss sich zur sofortigen Rückkehr. Aber das von ihr gemietete Boot konnte nicht vor 18 Uhr die Reise flussaufwärts beginnen, weil dann erst die Gezeiten wechselten. Bei Sonnenuntergang bettete sie Abby und »Pwen« an Bord des Bootes, und die Ruderer begannen die verhältnismäßig lange Reise.

Es war die Zeit der Nipptide<sup>282</sup>; und die letzten sechseinhalb oder acht Kilometer konnten die Männer nicht mehr rudern, sodass sie nur noch imstande waren, das Boot mit langen Bambusstangen flussaufwärts zu stoßen. Der Mond ging gerade unter, und ich werde nie mehr die melancholischen Gefühle vergessen, die mich überkamen, als ich die langen Schatten der Bäume auf dem dunklen Wasser beobachtete.

In Serampore hatte der Arzt inzwischen Adoniram gesagt, dass er die Hoffnung für Henry aufgegeben hatte, »und wir hörten auf, ihm wei-

---

<sup>282</sup> A. d. Ü.: Nipptide (oder Nippflut, Nippgezeit, taube Tide/Flut/Gezeit, Totwasser): in der nautischen Sprache Bezeichnung für den Niedrigsttidenhub, der sich jeweils bei Halbmond – also alle 14 Tage – ergibt, wenn Sonne und Mond von der Erde aus gesehen in einem Winkel von 90° zueinander stehen.

terhin Medikamente zu geben, denn er konnte nichts davon in seinem Magen behalten, nicht einmal eine Minute. Mein einziges Gebet war, er möge nicht vor der Ankunft seiner Mutter sterben.«

Langsam vergingen die schweren Stunden. Es war zwei Uhr morgens, als das Boot endlich am Ufer vor dem Haus anlegte. Adoniram traf Sarah unter der Tür, umarmte sie und sagte ihr, dass Henry im Sterben liege. Sarah »rannte zu ihm, aber ach, wie verändert war er doch! Ich hatte ihn als strahlenden kleinen Jungen zurückgelassen, der auf dem Boden umherkrabbelte, seine Wangen voll und kräftig. Jetzt waren seine Augen stumpf und seine Wangen farblos, und er sah so ausgemergelt aus, dass ich in ungewollter Ehrlichkeit ausrufen musste: ›Kann *das* Henry sein!‹«

Sarah weigerte sich zu glauben, er liege im Sterben, aber nach ein paar Stunden musste sie sich eingestehen, dass es keine Hoffnung mehr gab. Irgendwie blieb Henry noch den Tag hindurch am Leben, geplagt von ständigen Fieberkrämpfen – aber immer noch fähig, seine Eltern zu erkennen, seine Arme Hilfe suchend auszustrecken und mit dem Ausruf »Nahnee!«<sup>283</sup> gegen die Krankheit zu protestieren. Aber spät in der Nacht des 30. Juli starb er. Am nächsten Morgen wurde er auf dem Missionsfriedhof begraben. Er war ein Jahr und sieben Monate alt geworden.

Etwa zwei Wochen später gingen die Judsons an Bord der *Ramsay*, und nach einer der stürmischsten Seereisen, die Adoniram je erlebt hatte – während einer Reihe von Sturmböen wurden zwei Maststengen, eine Bramstenge und der Klüverbaum mit sämtlichen Segeln fortgerissen – kamen sie in Port Louis auf Mauritius am 1. Oktober 1841 an.

Es war auch in anderer Hinsicht eine bemerkenswerte Reise. Hauptmann Hamlin war ein äußerst gottesfürchtiger Mann. Er und Adoniram hatten sich jeden Abend beim Halten eines Gottesdienstes abgewechselt; und Adoniram predigte jeden Sonntag. Der Heimathafen der *Ramsay* war Greenock in Schottland, und von dort stammten auch Kapitän Hamlin und der größte Teil der Besatzung. Als das Schiff in Port Louis einlief, hatten neben Kapitän Hamlin und Ado-

---

283 A. d. A.: Babysprache für »naughty« (»unartig, böse«).

niram 19 Besatzungsmitglieder in der Schiffsbibel eine feierliche Verpflichtung unterzeichnet, dass sie »forthin so leben wollten, wie es aufrichtigen Christen geziemt, mit der Absicht, alle bekannte Sünde so weit wie möglich zu meiden und danach zu streben, alle Gebote Gottes zu halten...« Von den neunzehn »gaben lediglich zwei der Versuchung in Port Louis nach«, und jeden Sonntag wurde an Bord des Schiffs Gottesdienst gehalten, solange es vor Anker lag.

Als sie in Port Louis angekommen waren, hatten sich Abby Ann und Elnathan vollständig erholt. Sarah ging es sehr viel besser. Nur beim kleinen Adoniram stellte sich keine Besserung ein. »Der arme Junge ist so lange krank gewesen, dass er scheinbar zu wachsen aufgehört hat ... Elnathan dagegen, der nur kurz erkrankt war, ist ziemlich pummelig, hat einen breiten Rücken und ein breites Gesicht und ist tatsächlich kräftiger und stärker als sein älterer Bruder.«

Nahrung und Kleidung in Port Louis waren »über die Maßen teuer«, meinte Adoniram. »Ein Huhn kostet einen Dollar und ein gewöhnliches Paar Schuhe drei Dollar, und jeder andere Artikel ist – im entsprechenden Verhältnis – ebenso teuer.« Er war sich sicher, dass er am Ende des Jahres tief verschuldet sein würde.

Sie segelten am 1. November von Port Louis ab und kamen am 10. Dezember nach Moulmein. Sarah war immer noch sehr dünn, fühlte sich aber wohl, und der kleine Adoniram war zumindest auf dem Weg der Besserung, obgleich sein Vater bezweifelte, dass er sich im Klima von Moulmein je würde vollständig erholen können.

Die von Gottesfurcht geprägte Atmosphäre an Bord der *Ramsay* blieb bestehen. Kapitän Hamlin war als Säugling getauft worden, aber in Moulmein wurde er zusammen mit seinem ersten Offizier und zwei Besatzungsmitgliedern von Adoniram auf das Bekenntnis seines Glaubens hin getauft. Hamlin hatte sich hartnäckig geweigert, irgendeine Bezahlung von den Judsons für die Seereise anzunehmen, obwohl nach Adonirams Einschätzung ein fairer Preis mehr als 2000 Rupien betragen hätte. Adoniram sandte ihm 400 Rupien »als kleines Zeichen der Dankbarkeit«, doch der Kapitän schickte das Geld umgehend wieder zurück mit der Bemerkung, »er betrachte es als ein Vorrecht, den Dienern Christi ein wenig Güte und Freundlichkeit erzeugen zu dürfen«. Da Adoniram nicht wusste, was er sonst hätte tun können,

schrieb er an den korrespondierenden Sekretär des Missionskomitees und schlug vor, das Komitee solle Hamlin einen formellen Dankesbrief senden, zusammen mit etwas, »was er mehr schätzen würde als Geld – einige wertvolle religiöse Bücher, beispielsweise einen Satz des *Comprehensive Commentary*<sup>284</sup> oder etwas dergleichen, was Sie für geeignet erachten«.

Am 21. Februar 1842, gut zwei Monate nach ihrer Rückkehr, zogen die Judsons in ein geräumigeres und komfortableres Haus um, das zuvor die Stevenses bewohnt hatten. An einer Ecke ließ Adoniram ein kleines Gästehaus anbauen, »teils in der Absicht, Besucher unterzubringen, teils in der Hoffnung, dass meine liebe Schwester, wenn sie von Mutter einmal verlassen sein wird, vielleicht die Absicht hat, uns zu besuchen. Wenn deshalb die Leute von Plymouth Dir einmal überdrüssig werden sollten, darfst Du sicher sein, hier ein Zuhause bei Deinem Dich liebenden Bruder zu finden.«

Wenn es auch Adoniram noch nicht wusste: Abigail war bereits allein. Ihre Mutter war am 31. Januar 1842 in ihrem 83. Lebensjahr gestorben und auf dem Friedhof von Fort Hill, der am oberen Ende der Leyden Street auf der dem Hafen zugewandten Seite lag, begraben worden. Aber dies sollte er erst Ende August erfahren. In diesen Jahren hatten sich seine Gedanken oft Abigail und seiner Mutter zugewandt, und mehrmals hatte er Abigail nach Birma eingeladen, dort bei der Familie zu leben. Manchmal spekulierte er, ob er nach 30-jähriger ununterbrochener Abwesenheit von der alten Heimat seine Mutter und Schwester überhaupt erkennen würde, sollte er ihnen gegenüberstehen. Er war sich sicher, er würde seine Mutter erkennen, aber er vermutete, dass Abigail – bei seiner Abreise fast 21 Jahre alt – sich zu sehr verändert hätte, als dass er imstande gewesen wäre, sie wiederzuerkennen.

Was ihn selbst betraf, so hegte er keine Zweifel, dass seine Erscheinung sich bis zur Unkenntlichkeit gewandelt hatte. Aber hierin täuschte er sich. Seine Züge waren in all den Jahren erstaunlich wenig gealtert. Sein Gesicht war ein wenig voller. Er hatte einige

---

284 A. d. Ü.: Gemeint ist der 1834 erschienene vielbändige englischsprachige Kommentar zur Bibel.

wenige Falten unter den Augen und in den Mundwinkeln, aber das war alles.

Doch viele Züge seines Wesens hatten sich verändert. Der Adoniram, der gleichsam unter der äußeren Schale des Leibes verborgen war, hatte sich mehr als einmal gewandelt. Der selbstbewusste, fast arrogante Adoniram war infolge der Gefangenschaft und der mit Nancys Tod verbundenen schmerzlichen Erfahrungen zerbrochen, bis nichts mehr übrig war als eine Seele, verzehrt von Schuldgefühlen und Selbstanklagen, die vergeblich versuchte, aus der schmerzhaften Realität in eine mystische Erfahrung der Gottesgemeinschaft zu flüchten. Dieser Adoniram hatte sein Eigentum sowie Einkommen verschenkt und der Welt entsagt. Doch dieser Versuch war erfolglos geblieben. Der »tiefere Adoniram« (derjenige, der sich nie veränderte) hatte schließlich die Vergeblichkeit dieser Bemühungen erkannt, sich mit den Realitäten des Lebens abgefunden, Sarah Boardman geheiratet und sich auf der Grundlage einer gesunden und gereiften Liebe ein neues Leben geschaffen. Dieser veränderte Adoniram besaß wahre Demut, echter als die nachgeahmte Demut, die er während seiner Zeit als Einsiedler hatte erkennen lassen; die Art von Demut beispielsweise, die häufige finanzielle Gaben von Abigail und seiner Mutter für das Wohl der Familie mit frohem Herzen akzeptierte.

Dieser neue, warmherzige, aufgeschlossene und kontaktfreudige Adoniram, der ein realistischeres Bewusstsein von sich selbst, der Menschheit und der Welt um sich herum hatte, stellte sich nun aufrichtig der Tatsache, dass das Leben bis zum Ende gelebt werden muss, dass die Geschehnisse nur sehr begrenzt durch schiere Willenskraft beeinflusst werden können und dass erduldet werden muss, was man nicht ändern kann. Diese Einsicht ließ Adoniram weiter am Wörterbuch arbeiten, wenn die Arbeit ihm auch alles andere als angenehm war, gemessen an seinen eigentlichen Vorlieben. Dieser Adoniram, der sehr wohl merkte, wie es Sarah gesundheitlich allmählich immer schlechter ging, tat sein Bestes – im Rahmen seiner Einschränkungen –, in seinen Kindern das Gefühl von Sicherheit auf der Grundlage von Zuneigung zu nähren.

Denn am 8. Juli 1842 brachte Sarah einen weiteren Sohn zur Welt, genannt Henry Hall Judson zum Gedenken an den kleinen Henry,

der in Serampore gestorben war. Danach ging es mit ihr gesundheitlich weiter bergab, obwohl sie noch eine Weile übersetzen konnte – sie arbeitete an Bunyans *Pilgerreise* – und sich um die Kinder zu kümmern versuchte.

Es waren inzwischen doch etliche an der Zahl. Abby Ann war fast sieben, der kleine Adoniram fünf, Elnathan vier. Abby konnte jeden beliebigen Text mit Leichtigkeit lesen, Adoniram »las ein wenig, aber wegen seiner Krankheit war sein Unterricht arg vernachlässigt worden«. Zusammen mit den Kindern der anderen Missionare – James Haswell, Sarah und Edwards Stevens, Julia Haswell und Brainerd Vinton – machten sie den Missionskomplex zu einem Platz voller Leben und Frohsinn.

Es gab Geschichten – weltliche und biblische –, die sie nachspielten. Sie hatten sogar ihre eigenen »Taufgottesdienste«, wobei der junge Adoniram manchmal – in Nachahmung seines Vaters – den Pastor spielte. Als Adoniram einmal in eine solche »Kindertaufe« hineinplatzte, wurde er wahrscheinlich an seine eigene Kindheit in Malden erinnert, als er die Nachbarskinder um sich versammelte, um ihnen zu predigen, wie er es seinen eigenen strengen Vater hatte tun sehen.

Am 18. Dezember 1843 gebar Sarah einen Jungen namens Charles Judson und am 27. Dezember 1844 Edward Judson. Sie hatte insgesamt elf Kinder – drei mit George Boardman und acht mit Adoniram. Fünf ihrer Kinder aus der Ehe mit Adoniram und eines, das sie Boardman gebar, überlebten. Letzteres Kind, George Dana Boardman jun., war 1834 im Alter von sechs Jahren von Moulmein in die Vereinigten Staaten gereist. Er war jetzt sechzehn, vielleicht immer noch derjenige von allen ihren Kindern, der ihrem Herzen am nächsten war. Aber ein Wiedersehen hatte es in all diesen zehn langen Jahren nicht gegeben.

Nachdem Sarah so viele Kinder geboren hatte, war sie erschöpft. Ihre alten Probleme mit der Ruhr waren zurückgekehrt. Die Ärzte schüttelten ernst und besorgt ihre Köpfe und verschrieben, wie üblich, eine Klimaveränderung. Mit Abby Ann machte sie auf Einladung des Zivilkommissars und seiner Gattin im Februar 1845 eine Reise nach

Mergui<sup>285</sup> und Tavoy, während Adoniram versuchte, mit dem Rest der Familie klarzukommen.

Aus Mergui schickte Abby Ann eine Kiste mit Muscheln. »Die Jungen sind begeistert von den Muscheln«, berichtete ihr Vater gegenüber Sarah in gespielter Ernst, »und Henry hat einige für sich selbst ausgesucht; und sie haben sich entschlossen, mir als meinen Beuteanteil die große Korallenmuschel zu überlassen«. Edward, so erzählte Adoniram, ...

... ist ein kräftiger kleiner Bursche geworden. Ich bin sicher, Du würdest ihn nicht wiedererkennen. Er schaut vergnügt drein, wenn man mit ihm spielt. Aber er hat noch keine Nachfragen bezüglich seiner abwesenden Mutter und Schwester verlauten lassen. In der Tat frage ich mich, ob er sich überhaupt bewusst ist, dass er solche Verwandten hat. Oder, falls er je über solche abstrusen Themen reflektiert, stellt er sich vielleicht vor, dass die schwarze *Ah-mah* eine Mutter sei, da sie ihn stillt. Und dabei weiß er gar nicht, was für eine hübsche, schöne, liebe Mutter er in Mergui hat, die jeden Tag an ihn denkt. Wenn er aber größer wird, werden wir mit ihm über alle diese Dinge reden.

Bei ihrer Rückkehr würde Abby Ann ein neues Bett bekommen, ein längeres. Ihr altes hatte ihr Bruder Adoniram geerbt und dessen Bett sein Bruder Elnathan. Und es gab auch eine Tragödie zu berichten. »Beide Kätzchen sind tot, und die alte gelbe Katze wird schon seit einigen Tagen vermisst.« Doch am allermeisten, so schloss ihr Vater feierlich, wünschte er, der Heiland möge ihr »seine Gnade schenken, die sowohl Bekehrung als auch Heiligung wirkt, und Dich zu seinem eigenen Kind machen«. Und er würde es auch tun, wenn sie bereit sei, denn »*wenn Du auf den Heiland vertraust und gut zu sein versuchst, wird er Dich gut machen.*«

---

285 A. d. Ü.: Mergui oder Myeik ist eine Stadt mit etwa 180 000 Menschen in der birmanischen Provinz Tenasserim/Tanintharyi im südlichsten Zipfel von Birma/Myanmar, die am Mergui-Archipel (Teil der Andamanensee) liegt.

Sarah kehrte Anfang April zurück, ohne dass ihre Gesundheit sich gebessert hätte. Adoniram war über ihren Zustand entsetzt. Er war weit schlimmer, als er es sich hätte träumen lassen. In seiner Verzweiflung schrieb er an den korrespondierenden Sekretär des Missionskomitees in den Vereinigten Staaten:

Die Hand Gottes lastet schwer auf mir. Die Beschwerden von Mrs. Judson sind so heftig geworden, dass es die einhellige Meinung aller Mediziner und auch aller unserer Freunde ist, dass nichts außer einer Reise aus dem Tropengebiet hinaus ihr Leben über eine Periode von einigen Wochen hinaus möglicherweise verlängern kann. Doch eine solche Reise würde aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Genesung garantieren ... Sie ist bereit zu sterben, und ich hoffe, dass auch ich willens bin, sie sterben zu sehen, wenn es denn der göttliche Wille ist. Aber sie ist nicht nur meine Frau, sondern es entspricht auch in jeder Hinsicht der Wahrheit, wenn ich sage, dass es kaum einen jetzt lebenden Ausländer gibt, der die birmanische Sprache so gut spricht und schreibt wie sie. Daher meine ich, dass man sich bemühen sollte, ihr Leben zu retten. Ich habe lange gegen das Gefühl angekämpft, sie begleiten zu müssen; aber sie ist jetzt so hoffnungslos schwach und nahezu hilflos, dass alle sagen, es wäre nichts als barbarische Unmenschlichkeit, sie allein fortzuschicken. Die drei kleineren Kinder, das kleinste gerade dreieinhalb Monate alt, müssen wir hier zurücklassen und sie sozusagen auf die Fläche der Wasser hinwerfen, indem wir hoffen, sie nach vielen Tagen wiederzufinden.<sup>286</sup> Die drei älteren – Abby Ann, Adoniram und Elnathan – nehmen wir mit uns, um sie im Geburtsland ihrer Eltern zu lassen.

Und so brach er ganz plötzlich mit seinem früheren Vorsatz, nie wieder nach Amerika zurückzukehren. Plötzlich sollten seine Kinder, die er liebte, voneinander getrennt werden. Er wusste, er würde sie nie mehr zusammen sehen. Doch es ging um das Leben seiner geliebten Sarah, der Mutter seiner Kinder. Fast hatte es den Anschein, als müsste

---

<sup>286</sup> A. d. Ü.: Vgl. Prediger 11,1.

er zwischen zwei Übeln wählen. Aber wenn es um die richtige Entscheidung ging, lautete die eigentliche Frage: Konnte Sarahs Leben noch gerettet werden? Oder war es bereits zu spät?

Das Schiff *Paragon* rüstete sich für das Auslaufen Richtung London Ende April. In großer Eile arrangierte Adoniram die Passagen. Henry Hall, noch nicht ganz drei, brachte er zu Mrs. Haswell in Amherst, zusammen mit seiner Lanzette und dem Pocken-Impfmaterial, damit eine Inokulierung gegen die Pocken vorgenommen werden konnte. In Moulmein nahmen die Osgoods den 16 Monate alten Charles zu sich, und die Stevenses nahmen den vier Monate alten Edward auf, den Mrs. Stevens zusammen mit ihrem eigenen Baby stillte.

Das Wörterbuch war ein irritierendes Problem. Er hatte dafür inzwischen einige Jahre seines Lebens eingesetzt, und über den Zustand seiner Notizen und Manuskripte schrieb er Folgendes: »Wenn ich sterben sollte, ehe diese Arbeit abgeschlossen oder zumindest entscheidend weitergeführt worden ist, wären dann alle meine bisherigen Mühen fast oder völlig verloren.« Unter seinen einheimischen Helfern waren zwei bereit, ihn auf der Reise zu begleiten. »Sie sind beide Christen, der eine von bewährtem Charakter, schon seit Langem bekehrt, ein ehemaliger Regierungssekretär in Rangun; der andere ein Neffe des verstorbenen ›Premiers‹ am Hof von Ava, von adliger Herkunft, und wenn er auch noch kein bewährter Christ ist, so doch hoffentlich ein aufrichtiger.«

Mit ihrer Hilfe hoffte Adoniram, die Arbeit am Wörterbuch während der langen Wochen auf See – und wahrscheinlich auch in den Vereinigten Staaten – fortsetzen zu können. Seine Hals- und Lungenprobleme ließen lautes Predigen nicht zu, und außerdem hatte er den Eindruck, er hätte gesprochenes Englisch bereits so sehr vergessen, dass »ich kaum drei Sätze auf Englisch zusammenbringe. Ich muss deshalb das Missionskomitee um ein stilles Plätzchen bitten, wo ich – ungestört und unbekannt – meiner Arbeit mit meinen Sprachhelfern nachgehen kann.«

Am 26. April 1845 schifften sich Adoniram, Sarah, Abby Ann, der kleine Adoniram, Elnathan und die beiden Sprachhelfer auf der *Paragon* ein. Das Schiff setzte am 3. Mai die Segel und fuhr über

Amherst in den Indischen Ozean hinaus. Der erste Monat auf See war stürmisch; alle waren seekrank, und Adoniram war die meiste Zeit damit beschäftigt, sich um Sarah zu kümmern. Er nutzte die wenigen freien Augenblicke für das Wörterbuch, aber es waren nicht viele. Im Monat darauf erholte sich Sarah, und Adoniram »hegte die lebhafteste Hoffnung auf ihre Genesung«.

Bald nach dem Überqueren des Äquators schlug die *Paragon* leck. Der Kapitän entschloss sich, Port Louis auf Mauritius anzulaufen. Das Wetter war inzwischen klar und schön. Noch viele Jahre später erinnerte sich Adoniram Brown Judson, wie ...

... beim Überqueren des Indischen Ozeans eines Nachts der Wind aufhörte, die Sterne herauskamen und das Schiff völlig still in einer Flaute verharnte. Die Familie versammelte sich an Deck, und Mutter sang der Gruppe vor, zu der sich auch einige Seeleute und Offiziere des Schiffs gesellten. Das Lied war »Der Stern von Bethlehem«, das mit folgenden Zeilen begann:

Gerufen von des Höchsten Macht  
das Sternenheer am Himmel steht,  
doch nur *ein* Stern aus all der Pracht  
des Sünders Auge auf sich zieht.  
Für Gott der Jubelruf erklingt  
aus lichter Welten Diadem;  
doch *ein* Stern nur vom Heiland singt:  
Es ist der Stern von Bethlehem.

Als die *Paragon* sich Port Louis näherte, waren alle voller Optimismus. Sarah ging es viel besser; das letzte Stück der Reise war äußerst angenehm gewesen. Adoniram und Sarah besprachen miteinander die Lage und kamen zu der Auffassung, dass sie die Fürsorge Adonirams für den Rest der Reise nach London nicht benötigen würde. Adoniram gehörte nach Birma. Gewiss würde man auf Mauritius ein Schiff Richtung Moulmein finden. Es würde schwer sein, sich zu trennen, aber sie hatten die Hoffnung, sich in ein paar Jahren wiederzusehen und vielleicht sogar mit den Kindern wieder vereint zu sein.

Dies war die Entscheidung Sarahs ebenso wie die Adonirams. Sie hauchte Sarahs lange vernachlässigter Gewohnheit und Begabung, Gedichte zu verfassen, wieder neues Leben ein. In Blickweite der Insel schrieb sie auf ein Stück Papier:

Vom Eiland scheiden wir, mein Schatz,  
du musst nach Osten gehn.  
Ich fahr der Abendsonne zu, mein Schatz –  
ob wir uns wiedersehen?

Mein Herz sehnt sich nach dir, mein Schatz,  
dein Weg wird einsam sein;  
dein Aug oft tränen wird, mein Schatz,  
nach uns, den Liebsten dein.

Und lang wirst du nicht hörn, mein Schatz,  
der Tochter frohen Sang;  
und deiner Söhne Ruf, mein Schatz,  
und ihrer Stimme Klang.

In den nächsten Strophen erwähnte sie Henrys Tod, als sie zusammen waren und einander trösten konnten; aber auch, wenn sie getrennt wären, würden ihre Seelen zumindest »in herrlicher Gemeinschaft sein / trotz dunklem weitem Meer«. Und letztendlich würden sie in Birma wieder vereint werden und danach zusammen im Himmel sein, um dann nie wieder voneinander getrennt zu werden. Doch bis dahin würde gelten:

Drum gürte mutig dich, mein Schatz,  
und harr aus bis zum End,  
bis Buddha fällt und Birmas Volk  
zum Heiland sich bekennt.

Die *Paragon* ging am 5. Juli vor Anker. Adoniram fand fast umgehend ein Schiff nach Moulmein. Damit kehrten die beiden Sprachhelfer nach Hause zurück, während er für sich eine Passage nach Kalkutta auf

einem anderen Schiff reservieren ließ, das in zwei oder drei Wochen auslaufen sollte. Gleichzeitig fanden sie im Hafen ein amerikanisches Schiff, die Bark *Sophia Walker*. Kapitän Codman, der Schiffsführer, sagte Adoniram, dass Sarah und die Kinder mehr als willkommen seien, auf sein Schiff überzuwechseln, und zwar unter wesentlich besseren Bedingungen, als sie diese an Bord der *Paragon* vorgefunden hatten. Codman segelte direkt nach Boston. Sarah durfte sich nun darauf freuen, »direkt an der Türschwelle ihrer Freunde zu landen«, und noch dazu einen Monat früher, als wenn sie zuerst nach England gesegelt und dort umgestiegen wäre.

Adoniram nahm Codmans Angebot dankbar an. Als sie dann aber auf die Abfahrt des Schiffs warteten, erlitt Sarah einen Rückfall. Schon nach ein paar Tagen war sie wieder todkrank, ihr Zustand war noch schlimmer als derjenige, in dem sie Moulmein verlassen hatte. Adoniram konnte sie jetzt unmöglich verlassen. Und wieder hatten alle ihre Pläne geändert werden müssen. Als die *Sophia Walker* am 25. Juli Port Louis verließ, war Adoniram an Bord.

Nach einer Weile ging es Sarah in dem kühlen Klima am Kap der Guten Hoffnung wieder viel besser, und Adoniram hatte große Hoffnung, sie würde wieder genesen. Aber bald ging es mit ihr wieder bergab. Zwischendurch zwar erholte sie sich kurz, aber allmählich verlor Adoniram die Hoffnung für sie. Als das Schiff sich Ende August der Insel St. Helena näherte, war es deutlich, dass sie nicht mehr lange leben würde.

Die *Sophia Walker* kam am 26. August nach St. Helena und ging in der James Bay vor Anker. Sarah baute rasch ab. Sie wusste, sie würde sterben, und Adoniram hatte sogar damit gerechnet, sie eventuell auf See begraben zu müssen. Er verbrachte die meiste Zeit in der Kajüte bei ihr. Manchmal kamen die Kinder für ein paar Minuten herein; sie waren ernst und angespannt, konnten aber nicht ganz erfassen, was mit ihrer Mutter geschah.

Bei einer dieser Gelegenheiten sagte Adoniram: »Meine Geliebte, ich will dich um Vergebung bitten für jede unfreundliche Äußerung oder Tat, deren ich mich je schuldig gemacht habe. Ich bin mir gewiss, dass ich dich bei vielen Gelegenheiten nicht mit der Freundlichkeit und Zuneigung behandelt habe, die du stets verdient hättest.«

»Oh«, sagte sie, »du bringst mich noch um, wenn du so redest ... Ich ... sollte dich um Vergebung bitten ... Ich möchte nur deshalb gesund werden, damit ich die Möglichkeit habe, dir ansatzweise all deine Freundlichkeit zu vergelten und dir zu zeigen, wie sehr ich dich liebe.«

Trotz ihrer Gelassenheit bedauerte sie einige Dinge. Sie sagte Adoniram, dass sie wünschte, nach 20 Jahren noch einmal Salem sehen zu können; auch sehnte sie sich danach, ihren Sohn George und die drei in Moulmein zurückgelassenen Kinder wiederzusehen. Zwischen diesen Wünschen einerseits und ihrer Sehnsucht nach dem Abscheiden aus diesem Leben andererseits sagte sie: »Ich werde von beidem bedrängt<sup>287</sup> – der Wille Gottes geschehe.«

Über die letzten Tagen schrieb Adoniram später:

Ihr Geist begann abzuschweifen; aber ein einziges Wort genügte, sie in die Gegenwart zurückzurufen und ihre Erinnerung zu stärken. Am Abend des 31. August schien sie sich dem Ende ihrer irdischen Pilgerschaft zu nähern. Die Kinder nahmen von ihr Abschied und gingen schlafen. Ich saß die ganzen Nachtstunden hindurch allein an ihrem Bett und versuchte, ihr mit kleinen Erleichterungen für den schmerzenden Leib und mit Tröstungen für die scheidende Seele zu dienen. Um zwei Uhr morgens wollte ich ein weiteres Zeugnis ihres Zustands vor Gott erhalten. Daher machte ich mich ihr gegenüber bemerkbar und sagte: »Liebst du den Heiland immer noch?« »O ja«, sagte sie, »ich liebe den Herrn Jesus wie eh und je.« Ich sagte wiederum: »Liebst du auch mich immer noch?« Sie antwortete bejahend in der ihr eigenen Weise. »Dann gib mir noch einmal einen Kuss«, und wir tauschten zum letzten Mal dieses Zeichen der Liebe. Eine weitere Stunde verging, das Leben zog sich aus ihrem Körper immer mehr zurück, und sie hörte auf zu atmen. Einen Augenblick versuchte ich, dem Flug ihrer Seele in den Himmel hinein zu folgen, und dachte an die Wunder, die sich ihrem Blick nun eröffnen würden. Dann schloss ich ihre blicklosen Augen, kleidete sie zum letzten Mal, diesmal mit

---

287 A. d. Ü.: Vgl. Philipper 1,22-24.

dem Totengewand; und da ich aufgrund vieler schlafloser Nächte völlig erschöpft war, warf ich mich auf mein Bett und schlief ein.

Am Morgen wurde er von den drei Kindern geweckt. Sie standen um den Leib ihrer Mutter, weinten bitterlich und flehten sie an, ihnen zu antworten. Adoniram und jedermann an Bord des Schiffs waren auf Sarahs Tod vorbereitet. Der Kapitän und Freunde an Land hatten sogar Trauerkleidung für die Kinder machen lassen und sandten diese an Bord. Aber Abby Ann, der kleine Adoniram und Elnathan hatten bis zu jenem schrecklichen 1. September nicht fassen können, was bevorstand und was der Tod bedeutete. Jetzt wussten sie es.

Doch man durfte keine Zeit verlieren. Von Land schickte man einen Sarg. Ein Pastor der Stadt, Reverend Bertram, sprach in der Kajüte ein Gebet. Dann folgte die Trauergesellschaft – eine seltsame kleine Flottille, geschleppt von einem Ruderboot – dem Leichnam Sarahs, der in einem eigenen Boot hinter den Ruderern lag, an Land.

Die Läden von Jamestown waren aus Respekt geschlossen, als die Trauerprozession schweigend durch die Stadt marschierte, der Sarg jetzt getragen von kräftigen Seeleuten, wobei vier »vornehme Damen« der Insel als Bahrtuch-Trägerinnen<sup>288</sup> fungierten.

Ein Grab war auf dem Friedhof ausgehoben worden »an einem schönen schattigen Platz« unter einem Banyan-Baum in der Nähe des Grabes von Chaters Frau<sup>289</sup>, die wie Sarah auf St. Helena gestorben war, als sie in die alte Heimat zurückkehrte. Hier wurde Sarah gegen 18 Uhr begraben. Rev. Bertram und seine Gemeindeglieder nahmen Adoniram und die Kinder für einige Stunden in eines ihrer Häuser auf.

---

288 A. d. Ü.: Ein Bahrtuch (auch Baartuch, Sargdecke, Sargtuch) ist das Tuch, das bei der Aufbahrung und beim Trauerzug über die Torenbahre gebreitet wird. Bei Beerdigungen von Adligen diente oft ein Banner als Bahrtuch; beim Begräbnis mit militärischen Ehren sowie beim Staatsbegräbnis ist es bis heute eine Flagge.

289 A. d. Ü.: James und Ann Chater waren kurze Zeit – noch vor den Judsons – in Rangun gewesen, und zwar als Mitarbeiter von William Careys Sohn Felix. James Chater ging mit seiner Frau Ann 1812 nach Colombo, der Hauptstadt von Ceylon/Sri Lanka, und wirkte dort als Missionar. Ann starb 1819 auf St. Helena und James 1829. Vgl. Fußnote 114 auf S. 179.

Ein wenig später gingen Adoniram und die Kinder, erschöpft von dem Schmerz der Trauer, wieder an Bord des Schiffs, das sofort die Segel setzte. Als die Kinder, aufs Neue weinend, ihn am Morgen weckten, waren sie schon auf offener See; die einsame Felseninsel war ihren Blicken entschwunden.

Einige Tage lang, in der Einsamkeit meiner Kajüte, mit meinen armen weinenden Kindern um mich her, konnte ich nicht anders, als mich herzerreißender Trauer zu überlassen. Aber die Verheißung des Evangeliums kam mir zu Hilfe, und der Glaube weitete meinen Horizont und ließ mich auf die strahlende Welt ewigen Lebens blicken, und er gab mir einen Vorgeschmack auf die glückselige Wiederbegegnung mit den Geliebten, deren Leiber in Amherst und auf St. Helena verwesen.

Es war eine lange traurige Heimreise.

Doch der menschliche Geist verfügt über schier endlose Reserven an Optimismus. Als die *Sophia Walker* nach sechs Wochen im Bostoner Hafen vor Anker ging, waren die Kinder voll neugieriger Erwartung im Blick auf ihre Zukunft in einem Land, das sie noch nie gesehen hatten. Selbst Adoniram war gespannt – teils hoffnungs-, teils angstvoll – auf die Erfahrungen, die ihn in dem fast vergessenen Land seiner Geburt erwarteten.

## Amerika (1845)

Die Vereinigten Staaten, die Adoniram 1812 verlassen hatte, waren nicht viel mehr als ein loser Zusammenschluss von Küstenstaaten gewesen, die nach Osten, Richtung Europa, ausgerichtet waren. Die Grundlagen ihres Wohlstands lagen im Ackerbau und Außenhandel. Die wenigen Reichen waren bedeutende Besitzer von Landgütern oder Kaufleute. Obwohl mit dem Kauf von Louisiana<sup>290</sup> die Grenzen der jungen Nation sich bis in die Nähe der Rocky Mountains verschoben hatten, erstreckte sich die wirkliche Grenze nicht weiter als bis zu den Flusstälern des Ohio und Mississippi. Der sichtbare Wohlstand zeigte sich vor allem in den stolzen geschäftigen Hafenstädten wie Salem, Boston, New York und Philadelphia. Die Straßen, von denen es wenige gab, waren in schlechtem Zustand. Über Land reisten die Menschen zu Fuß, mit Kutschen oder zu Pferd und am Atlantik mit Küsten-Segelschiffen.

Als Adoniram 1845 nach einer Abwesenheit von 33 Jahren zurückkam, hatte sich die Nation dem Westen zugewandt. Die Grenzen lagen in Texas und am Missouri, und sie verschoben sich rasch westwärts. Jedermann war es klar, dass der ganze Kontinent vom Atlantik bis zum Pazifik zwangsläufig den Vereinigten Staaten gehören würde, ungeachtet der Ansprüche Mexikos. Ein wichtiges Thema des Präsidentenwahlkampfes des vergangenen Jahres – den der bis dahin unbekannte James K. Polk gewonnen hatte – war die Annexion von Texas gewesen; ein wichtiger Slogan war »Vierundfünfzig-vierzig oder

---

<sup>290</sup> A. d. Ü.: Der Louisiana Purchase (deutsch *Louisiana-Kauf*) war der Kauf von 2144476 km<sup>2</sup> Land, das die USA 1803 von Frankreich erwarben. Der Kaufpreis betrug 15 Millionen US-Dollar oder 80 Millionen französische Francs (7 US-Dollar/km<sup>2</sup>), was einem heutigen Wert von ca. 250 Mio. Dollar, gemessen an der Kaufkraft, entspricht.

Das damals gekaufte Land ging weit über die Grenzen des heutigen US-Bundesstaats Louisiana hinaus. Es umfasste mehr als ein Viertel des Staatsgebiets der heutigen USA und verdoppelte das damalige Territorium der Vereinigten Staaten. Der Louisiana Purchase war das größte Grundstücksgeschäft der Geschichte.

Krieg«<sup>291</sup>, in Anspielung auf die Nordwestgrenze der Nation. Die Nachricht von Polks Nominierung war nach Washington mit dem neuen elektrischen Telegrafen übertragen worden. Die Herstellung von Waren wurde zur neuen großen Quelle des Reichtums. Vollständig neue Industriestädte, wie z. B. Lowell in Massachusetts, waren um Wasserkraftwerke herum entlang der Flüsse entstanden. Die rasselnden und klappernden Maschinen in anderen Fabrikstädten wurden von zischenden Dampfmaschinen getrieben. Eine neue Klasse von Schwerreichen hatte sich herausgebildet – die Industriellen. Hier und da wurde man sich in geradezu berauschender Weise des unglaublichen Reichtums an Bodenschätzen bewusst (Kupfer, Kohle sowie Eisen und vielleicht sogar Edelmetalle), der unter der Erde lag. Inzwischen gab es viele Straßen; die Nordoststaaten durchzog mittlerweile ein Netz von Kanälen. Ganze Flotten von Dampfbooten durchpflügten die Großen Seen und fuhren auf dem Mississippi; und Eisenbahnlinien breiteten sich strahlenförmig von allen großen Städten aus, gleichsam wie Fühler, die eines Tages – dessen waren sich alle sicher – sämtliche Regionen des riesigen Kontinents miteinander verbinden würden.

Es gab auch neue Probleme und Kontroversen. 1812 war es das Recht amerikanischer Schiffe gewesen, die Weltmeere als neutraler Staat zu befahren, während die Großmächte England und Frankreich miteinander im Krieg lagen. Jetzt, da die Periode territorialer Expansion ihren Gipfel erreichte, warf das Problem der Sklaverei immer längere und bedrohlichere Schatten. Schon begann sich die Nation zu spalten. Selbst die Außenmissionsbewegung litt darunter. Es gab eine heftige und bittere Debatte darüber, ob das Christentum den Besitz von Sklaven erlaubte. Einige Gemeinden und Einzelpersonen aus dem Norden hatten sich geweigert, weiter zur Unterstützung der Außenmission beizutragen, wenn ihr Geld in eine Kasse flösse, in der sich auch die Spenden der Sklavenbesitzer befanden. Bei einem Kongress der baptistischen Missionsfreunde und -unterstützer Alabamas wur-

---

291 A. d. Ü.: *Fifty-four Forty or Fight* im Original: Der Oregon-Kompromiss, auch *Oregon Treaty* genannt (offiziell als *Treaty with Great Britain, in Regard to Limits Westward of the Rocky Mountains* bezeichnet), war ein bilateraler Vertrag zwischen dem Vereinigten Königreich und den USA im Jahr 1846, der den Grenzverlauf im Westen des amerikanischen Kontinents festlegte. Er beendete jahrelange Grenzstreitigkeiten.

den Beschlüsse gefasst, die in schriftlicher Form an das nationale American Board gesandt wurden. Darin forderten die Unterzeichner eine »ausdrückliche Bestätigung« dafür, »dass Sklavenhalter ebenso wie jene, die keine Sklaven besitzen<sup>292</sup>«, zur Aussendung als Missionare durch das Missionskomitee (Board) berechtigt sein sollten. Das Board antwortete so versöhnlich wie möglich, fühlte sich jedoch zu dem Zusatz gedrängt, dass ein Sklavenbesitzer, »falls er sich für den Missionsdienst melden und gleichzeitig weiterhin auf dem Besitz seiner Sklaven als Eigentum bestehen sollte, nicht ausgesandt werden könne«.

Prompt kappten die Kirchen des Südens ihre Verbindungen zum Komitee und schlossen sich zu einem eigenen Verband zusammen (»The Southern Baptist Convention«<sup>293</sup>). Daraufhin wurde eine Sondersitzung der Generalversammlung im September 1845 in New York einberufen, während Adoniram noch auf See war. Sie hob die »American Baptist Missionary Union«<sup>294</sup> aus der Taufe.

Als die *Caravan* 1812 nach Indien segelte, gehörten die Schiffe von Salem zu den schnellsten und größten unter amerikanischer Flagge, und Salem selbst war eine der reichsten Hafenstädte im Land. Jetzt, im Jahr 1845, war der Hafen zu seicht für die neuen schnellen Segelschiffe, und die Stadt zehrte allmählich nur noch von der Erinnerung an vergangenen Ruhm, während mittlerweile andere Hafenstädte im Seehandel den Ton angaben.

Und was die vier eifrigen jungen Missionare betraf, die in der Nacht vor dem Auslaufen der *Caravan* miteinander begeistert Lieder in ihrer Kabine gesungen hatten, so waren drei von ihnen bereits

---

292 A. d. H.: Im Original als *nonslaveholders* bezeichnet.

293 A. d. Ü.: In Augusta (Georgia) auf der Versammlung vom 8.-12. Mai 1845 als Abspaltung von der nationalen Triennial Convention gegründet, ist die Southern Baptist Convention heute mit 16 Mio. erwachsenen Mitgliedern, 45 000 Gemeinden und 10 000 Missionaren die größte evangelikale Denomination, wobei sie bis heute ihre theologisch konservative Ausrichtung beibehalten hat. Im Juni 1995, zum 150. Jahrestag der Verbandsgründung, verabschiedete die Southern Baptist Convention eine »Entschließung zur Versöhnung der Rassen«. Die Southern Baptists erklären darin, dass Rassismus evangeliumswidrig und Sünde ist. Sie beklagen das begangene Unrecht und seine schlimmen Folgen; sie bekennen ihre Schuld und bitten die Afroamerikaner um Vergebung.

294 A. d. Ü.: Die anderen Gemeinden, die nach der Abspaltung der Southern Baptists auf der Triennial Convention übrig geblieben waren, gründeten 1907 den Verband der Northern Baptist Convention, der 1950 zur American Baptist Convention wurde und heute (seit 1972) *American Baptist Churches USA (ABCUSA)* heißt. Er ist eher liberal ausgerichtet und hat derzeit ca. 1,5 Mio. erwachsene Mitglieder in über 5000 Gemeinden.

lange tot. Harriet Newell ruhte schon mehr als 30 Jahre auf dem Friedhof von Port Louis (Mauritius); Samuel Newell seit 24 Jahren in Bombay und Adonirams erste Frau Nancy seit 19 Jahren unter dem Hopia-Baum in Amherst.

Von den vier Unterzeichnern der Petition an die General Association<sup>295</sup> hielt sich Adoniram für den Einzigen, der noch am Leben war. Mills war 1818 bei seiner Rückkehr aus Afrika auf See gestorben. Von den beiden, deren Namen vom Antrag wieder entfernt worden waren, um die Association nicht mit zu vielen Missionsanwärtern auf einmal zu überfordern, war Richards 1822 in Ceylon gestorben, während Rice bis 1836 in Amerika lebte – er hatte keinen Dienst als Außenmissionar mehr angenommen. Rice hatte sich in den Vereinigten Staaten damit verausgabt, den Gedanken der Außenmission und das Columbia College in Washington zu fördern. Finanzielle Schwierigkeiten des College hatten ihn in Misskredit gebracht, sodass ein Schatten auf sein Lebensende fiel. Gordon Hall, der zusammen mit Adoniram, Nott, Newell und Rice im Tabernacle von Salem ordiniert worden war, war 1826 in Indien gestorben.

Als die *Sophia Walker* im Bostoner Hafen vor Anker ging, kam es Adoniram vor, als ob von seinen früheren Kameraden kein einziger mehr am Leben war. Er allein war übrig mit seinen drei mutterlosen Kindern, welche die Heimat ihrer Eltern nie zuvor gesehen hatten. Und von seiner eigenen Familie lebte nur noch seine Schwester, und zwar in Plymouth.

Er fühlte sich wie ein zweiter Rip Van Winkle<sup>296</sup>. Nichts war vertraut, alles war fremd. Er plante, die Kinder bei Bekannten unterzubringen und sich irgendwo in Ruhe und ungestört niederzulassen, vielleicht mit Abigail, bis die Zeit der erneuten Abreise gekommen wäre. Er erwartete nicht viel Aufhebens um seine Person. Wer kannte ihn schon außer denjenigen, mit denen er korrespondiert hatte? Er rechnete damit, nicht beachtet zu werden, und ihm war wohl bei dem Gedanken.

---

295 A. d. Ü.: Die vier waren Adoniram Judson jun., Samuel Nott jun., Samuel J. Mills und Samuel Newell (vgl. Teil I, Kapitel 8).

296 A. d. Ü.: Rip Van Winkle ist die Hauptfigur einer gleichnamigen Erzählung des US-amerikanischen Schriftstellers Washington Irving (1783 – 1859), die 1819 im Rahmen seines *Skizzenbuchs* erschien.

Er hätte sich nicht stärker täuschen können.

Ehe er an Land ging, hatte er sich schon Sorgen gemacht, wo er einen Platz zum Übernachten finden könnte. Dieses neue, hektische, ihm nicht mehr vertraute Boston schüchtern ihn ein.

Aber als er von Bord des Schiffs ging, stellte er fest, dass wahre Menschenmassen darauf warteten, ihn willkommen zu heißen. Der *Boston Traveller* berichtete über seine Ankunft. »Hundert Häuser öffneten sofort ihre Türen für ihn«, hundert Familien eiferten um die Ehre, ihn bei sich beherbergen zu dürfen.

Als er schüchtern die Ehrbezeugungen entgegennahm und seinen Dank mit dem leisen heiseren Flüstern murmelte, das ihm seine Kehle noch gestattete, fühlte er sich von diesen Massen und ihren fast ehrerbietigen Willkommensgrüßen ebenso erschreckt wie von Boston selbst. Mit einem gewissen unbehaglichen Gefühl wurde ihm bewusst, dass er – obwohl noch am Leben – eine legendäre Gestalt von beinahe übermenschlicher Größe geworden war.

Als die *Caravan* damals aus dem Hafen von Salem gesegelt war, hatte sie in ihrem Kielwasser den Keim für diese Legende zurückgelassen. Der tollkühne Wagemut dieses ersten außenmissionarischen Versuchs, die Jugend und Aufrichtigkeit der jungen Missionare, das nahezu Pathetische in ihrer Entschlossenheit, alles zu riskieren bei dem Versuch, den Heiden das Evangelium zu bringen – all das war weit und breit diskutiert worden. Für jeden, der die Missionare für blindwütige Eiferer hielt, gab es mindestens zwanzig, die große Sympathie für sie empfanden. Innerhalb kurzer Zeit hatte Leonard Woods, Professor für Christliche Theologie am Andover Theological Seminary, Memoiren von Harriet herausgebracht, die die ganze Geschichte ihres Lebens und Todes erzählten, hauptsächlich anhand ihrer Briefe und von Auszügen aus ihrem Tagebuch. Die Memoiren wurden ein ums andere Mal neu aufgelegt.

Die Herausgeber christlicher Zeitschriften – des *Panoplist*, des *American Baptist* und anderer Publikationen – hatten fortwährend jede noch so unscheinbare Missionsnachricht veröffentlicht, die in ihre Hände gelangt war. Auf Nancys *Persönlichen Bericht über die Amerikanische Mission im Königreich Birma*<sup>297</sup> folgte nach ihrem Tod

---

297 A. d. Ü.: Originaltitel: *A Particular Relation of the American Baptist Mission to the Burman Empire*.

das von Knowles zusammengestellte Werk *Memoir of Mrs. Ann H. Judson*<sup>298</sup>, das – ebenso wie Harriets Memoiren – zahlreiche Auflagen erlebt hatte und von Hunderttausenden gelesen worden war. An jedem offenen Kamin frommer Familien wurden ihre Beschreibungen der Schrecknisse von Ava vorgelesen – und sie erzeugten eine atemlose Spannung, die Romane sonst nur in wenigen Fällen hervorrufen können. Die Lebensläufe der Missionare – besonders die von Adoniram, Nancy und Sarah – wurden als endlose Geschichte betrachtet, vollgepackt mit haarsträubenden Episoden, mit Szenen tiefsten Leids, die einem Tränen in die Augen trieben, und dann wieder mit Perioden der Ungewissheit, die bis zu zwei Jahre lang waren – wie zu der Zeit, als Adoniram und Nancy während des Ersten Anglo-Birmanischen Krieges vom Rest der Welt abgeschnitten waren.<sup>299</sup> Aber am aufregendsten dabei war die Tatsache, dass *alle diese Geschichten wahr waren*. Und niemand wusste, wie »am Ende alles ausgehen würde«.

Adoniram wurde in Tausenden von Predigten erwähnt, während seine Arbeit zum Gebetsanliegen von Fürbittern wurde, die nach Hunderttausenden zählten. Tausende hatten ihre Kinder nach ihm genannt. Das Land war voller Männer und Frauen, die in den zurückliegenden Jahrzehnten von dem großen Adoniram Judson gehört hatten, dem »Heiligen von Birma«. Aber obwohl der »Judson-Legende« inzwischen seit 33 Jahren immer neue Details hinzugefügt worden waren, hatten wenige der jetzt Lebenden den Mann je gesehen. Jetzt war die Gelegenheit dazu. Kaum hätte eine Berühmtheit, eine Person des öffentlichen Lebens oder ein Kriegsheld je so viel Interesse erregen können wie der Besuch von Adoniram Judson in den Vereinigten Staaten.

Er war an jenem Mittwoch im Oktober 1845 kaum angekommen, als auch schon eine öffentliche Begrüßungsversammlung in der Bowdoin Square Church in Boston anberaumt wurde. Sie sollte am Freitag statt-

---

298 A. d. H.: Wenige Jahre nach dem Erscheinen des englischsprachigen Originals wurde eine deutsche Ausgabe unter dem Titel *Memoiren der Mrs. Anna H. Judson* veröffentlicht.

299 A. d. H.: Obwohl Nancys *Persönlicher Bericht über die Amerikanische Mission im Königreich Birma* die Zeit vor Ausbruch des Ersten Anglo-Birmanischen Krieges bis zu ihrer Abreise nach England bzw. Amerika erfasst, ist davon auszugehen, dass Adonirams Briefe in die Heimat über die weiteren Ereignisse berichteten und weite Verbreitung fanden.

finden. Es blieb keine Zeit für öffentliche Ankündigungen. Die Nachricht verbreitete sich nur durch Mundpropaganda. Dennoch war die Kirche lange vor dem offiziellen Beginn brechend voll, und auch in den Gängen drängten sich die Menschen.

Als Adoniram mit den örtlichen Würdenträgern auf dem Podium saß, war er von der großen Zahl der Zuhörer geradezu schockiert. Er war müde und krank, das kalte Wetter hatte seine Halsprobleme verschlimmert, außerdem war er vor Trauer über Sarah immer noch erschöpft und machte sich Sorgen um seine Kinder. Und er merkte (und das war vielleicht am schlimmsten), dass er selbst das Thema aller Gespräche war – die Attraktion schlechthin, und er schöpfte den Verdacht, er werde lediglich wie ein exotisches wildes Tier als Kuriosität zur Schau gestellt. Aber dann verwarf er den Gedanken. Gewiss würde nichts in dieser Versammlung eine solche Idee auch nur ansatzweise rechtfertigen.

Allerdings gab es an jenem Abend eine Überraschung. Nach einem Psalm und einem Gebet hielt Dr. Daniel Sharp, Pastor der Charles Street Church und Präsident des Mission Board, eine kurze Begrüßungsansprache. Adoniram stand auf, um sich zu bedanken. Aber die durchdringende Stimme seiner Jugend war nicht mehr da. Sein heiseres Flüstern wurde nicht verstanden, und William Hague, Pastor der Federal Street Church, kam ihm zu Hilfe und wiederholte seine Dankesrede Satz für Satz. Als Adoniram sich wieder gesetzt hatte, gab Hague einen Überblick über Adonirams Laufbahn. Doch als Hague sprach, wandten sich plötzlich alle Köpfe. Ein älterer Herr mühte sich langsam vom Eingang der Kirche durch den dicht gedrängten Mittelgang bis nach vorn zum Podium. Er stieg die Stufen hoch und ging hinüber zu Adoniram, dessen Aufmerksamkeit durch diese Unterbrechung ebenso erregt worden war. Plötzlich erkannte er den Mann, erhob sich, drückte seine Hände und umarmte ihn.

Es war Samuel Nott! Adoniram hatte gedacht, er sei schon lange tot, aber hier stand er, immer noch am Leben. Er und Adoniram waren die einzigen beiden Überlebenden jener ersten Missionarsgruppe von 1812. Zusammen hatten er und Adoniram damals, 1811, dem American Board das Ultimatum gestellt. Als andere Adonirams Motive seiner »Bekehrung« zum Baptismus vor langer Zeit in Kalkutta infrage

gestellt hatten, war es Nott gewesen, der ihn verteidigte. Gesundheitliche Probleme hatten Nott 1816 zum Verlassen Indiens gezwungen. Jetzt war er Pastor der Kongregationalistengemeinde in Wareham.

Als ein Mann nach dem anderen auf dem Podium sich zu der Gruppe um die beiden Männer gesellte, hörte Hague mitten in seiner Rede auf. Dr. Sharp stellte Nott dem Publikum vor. Das bewegende Wiedersehen und die Erinnerungen, die es wachrief, rührten viele zu Tränen. Nott selbst war von Gefühlen überwältigt, als er sich laut erinnerte, wie er vor langer Zeit Adoniram als Teil der Ordinationsfeier in der Tabernacle Church von Salem »die Rechte der Gemeinschaft«<sup>300</sup> gegeben hatte. Und als Adoniram Baptist wurde, zog er sie nicht zurück.

Nott war sich wohl bewusst – mehr als Adoniram, denn er war seit 1816 in den Vereinigten Staaten gewesen –, mit welcher Bitterkeit einige Kontroversen hier in Bezug auf Adoniram gewütet hatten. Adonirams Ungestüm hatte manche verletzt. Seine »Bekehrung« zum Baptismus hatte andere empört. Wieder andere hatten darauf bestanden, dass Samuel Mills der »Vater der amerikanischen Außenmission« war, nicht Adoniram. In dieser Hinsicht hatten übrigens weder Mills noch Adoniram diese Ehre je für sich beansprucht, aber jeder der beiden war von übereifrigen Anhängern dafür gepriesen und von seinen jeweiligen Kritikern angegriffen worden, als hätte er das getan.

Das Feuer dieser Streitigkeiten war längst erloschen, aber die Asche war immer noch warm. Was ihn deshalb an jenem Abend am meisten beeindruckte, sagte Nott den Zuhörern, sei die Tatsache, dass von den fünf Missionaren, die nach Indien absegelt waren, drei inzwischen tot waren. Bald wären auch die zwei Übrigen nicht mehr, aber das eine, wofür sie ausgereist waren, das Wort Gottes, stehe fest und würde sich letztendlich durchsetzen. Und das sei das Entscheidende, weit mehr als Einzelheiten des Glaubensbekenntnisses. Ob nun Adoniram Judson oder Samuel Mills der Begründer der Außenmission war, »hielt er für eine völlig nebensächliche Frage ... Samuel Nott jun. war es jedenfalls nicht. Sie seien allesamt bloße Kinder gewesen, aber mit Gottes Segen, der auf ihren kindlichen Bemühungen lag, hätten sie einen Einfluss ausgeübt, der sich nun über die ganze Welt verbreitet.«

---

300 A. d. Ü.: Vgl. Galater 2,9.

Diese versöhnlichen Bemerkungen, die Nott als kongregationalistischer Redner auf einer baptistischen Kanzel weitergab, fasste wahrscheinlich zusammen, was alle dachten – ein paar Ewiggestrige ausgenommen. Sie waren *tatsächlich* junge Burschen gewesen, als sie ausreisten. Ihre Fehler waren die Fehler jugendlicher Unerfahrenheit gewesen. Aber *trotz* all ihrer Unerfahrenheit – und vielleicht sogar *wegen* der Tollkühnheit, die sie dadurch an den Tag legten – hatten sie etwas begonnen, weit größer als sie selbst. Und was ihre Fehler betraf – dafür hatten sie vielfach und teuer bezahlt.

Die bemerkenswerte Versammlung wartete noch mit einer weiteren Überraschung auf. Kaum hatte sich das Publikum nach dem Auftritt Notts wieder beruhigt, als ein weiterer Pioniermissionar in seiner Mitte entdeckt wurde. Es war Hiram Bingham, Absolvent des Andover Theological Seminary im Jahr 1819, der mit seinem Kommilitonen Asa Thurston im gleichen Jahr zum ersten Missionsversuch auf die Sandwichinseln (heute gewöhnlich als »Hawaii«, damals auch als »Owyhee«<sup>301</sup> bekannt) aufgebrochen war.<sup>302</sup> Die Zuhörer müssen an jenem Abend wohl mehr als zufrieden nach Hause zurückgekehrt sein, denn sie hatten neben Adoniram Judson auch den einzigen noch lebenden Gefährten seiner Anfänge als Missionar gesehen, und dazu noch einen der beiden allerersten Missionare auf den vom Blütenduft erfüllten Inseln des Pazifik!

Adoniram verbrachte eine schlaflose Nacht. Obwohl das an den Menschenmengen und an der ganzen Aufregung lag, gab es noch einen anderen Grund: In ihm kam ein Gefühl von Widerwillen und Ekel hoch angesichts all der an Schmeichelei grenzenden Lobeshymnen. Er konnte das einfach nicht für aufrichtig halten. Er kannte sich selbst zu gut, als dass er geglaubt hätte, dass er es tatsächlich verdiene. Wegen seiner Halsprobleme war er außerstande, zu predigen oder Reden zu halten. Er konnte nur alles über sich ergehen lassen.

---

301 A. d. Ü.: Am 20. Januar 1778 landete James Cook während seiner dritten Pazifikreise auf der zu Hawaii gehörigen Insel Kaua'i und nannte die Inselgruppe, auf der noch immer mehrere Königreiche bestanden, zu Ehren von Lord Sandwich »Sandwich Islands« (Sandwichinseln).

»Owyhee« ist die frühere – im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert gebräuchliche – englische Schreibweise von Hawaii.

302 A. d. Ü.: Sie waren in Hawaii freundlich aufgenommen worden und hatten sich 1820 in Honolulu (auf der Insel O'ahu) niedergelassen.

Allerdings merkte er voller Abscheu, dass er zu einem bloßen Ausstellungsstück wurde – und er entwickelte eine richtiggehende Feindschaft gegen diejenigen, die ihn anstarren wollten.

Die Versammlung in der Bowdoin Square Church war erst der Anfang. Praktisch an jedem Abend gab es eine weitere Willkommensfeier. Auch tagsüber hatte er nicht frei. Sein eigenes Missionskomitee, das Mission Board, hielt am 20. Oktober 1845, dem Montag nach seiner Ankunft, eine spezielle Begrüßungsfeier für ihn ab. Er wurde von Besuchern geradezu erstickt.

Etwa eine Woche später flüchtete er nach Norden, um die Hasseltines zu sehen und zu überlegen, was er mit seinen Kindern tun sollte, vielleicht auch, um Ralph und Abiah Hall zu besuchen, Sarahs Eltern. Einige Jahre später lebten sie in Skaneateles im Bundesstaat New York, aber zu diesem Zeitpunkt könnten sie noch in Salem gewesen sein.

Er reiste nach Salem mit der Eisenbahn, die von Boston aus im Jahr 1838 dahin gebaut worden war. Auch Salem hatte sich verändert, wie alles andere. Das frühere Leben um die Kais herum war verschwunden. Der größte Teil des Geschäfts- und Handelsverkehrs in der Stadt hatte sich inzwischen auf die Schiene verlagert. Infolgedessen lag die Tabernacle Church – wo er ordiniert worden war – nun am Rand des Geschäftsviertels. Der Bahnhof, ein kleines Holzgebäude, stand an der Stelle des früheren mittleren Docks des South River. Inzwischen war ein großer Teil des früheren Hafens mit Erde aufgefüllt worden. Eine Glocke – ursprünglich eine Klosterglocke, die bei der Belagerung von Port Royal<sup>303</sup> erbeutet worden war – kündigte die Abfahrt der Züge an. Gegenüber stand ein altes rotes Warenhaus, das als Warteraum und Fahrkartenschalter diente.

Fast alle Leute, die er in Salem kannte, waren nicht mehr am Leben. Lucius Bolles, der einstige Sekretär des Mission Board, war erst im Jahr zuvor gestorben. Samuel Worcester, Adonirams unermüdlicher

---

303 A. d. Ü.: Port Royal, heute Annapolis Royal, Stadt am Annapolis River im heutigen Nova Scotia (früher die französische Provinz Acadia) in Südostkanada. Die Belagerung (und Eroberung) des von französischen und indianischen Truppen gehaltenen Port Royal fand vom 5.-13. Oktober 1710 durch britische reguläre Kräfte und koloniale Hilfstruppen im Rahmen des sogenannten *Queen Anne's War* (1702–1713) statt, wie der Spanische Erbfolgekrieg (1701–1714) auf dem nordamerikanischen Kontinent genannt wird.

Freund und Unterstützer, lag schon seit mehr als 20 Jahren auf dem Friedhof. Aber die Tabernacle Church stand noch. Er suchte sie auf und stellte fest, dass die Sitzbank immer noch dastand, auf der die Ordinationskandidaten damals saßen, und nach langer Zeit setzte er sich wieder darauf.

Von Salem nahm er die Kutsche nach Bradford. John Hasseltine, Nancys Vater, war tot, aber seine Frau lebte immer noch in dem großzügigen alten Haus zwischen der Kirche und der Academy, eine 84-jährige alte Frau, die noch ein Jahr zu leben hatte. Nancys Schwestern Mary und Abigail Hasseltine lebten bei ihrer Mutter, und Abigail war schon seit vielen Jahren Rektorin der Bradford Academy, die inzwischen sehr gewachsen war.

Auch Bradford hatte sich gewandelt. Es schien, als sei es milder und gemächlicher geworden, wie ein alternder Mensch. Inzwischen war es nur noch ein ruhiger Vorort von Haverhill, jenseits des Flusses gelegen. Haverhill hatte seinen dörflichen Charakter längst verloren und war eine boomende Industriestadt geworden. Seine Fabriken mit ihren summenden und klappernden Maschinen breiteten sich am Fluss entlang in beiden Richtungen aus.

Adoniram kam in Bradford mit einer ernsten Erkältung an, aber er sollte keine Ruhe finden. Eine riesengroße Versammlung, die ihm zu Ehren stattfinden sollte, war in Haverhill für den Abend nach seiner Ankunft geplant. Er hatte Angst davor, war aber der Meinung, »da sie nun einmal angesetzt ist, denke ich, dass ich hingehen muss«. Aber er bat den Sekretär des Komitees, »dass man auf meiner Anwesenheit bei weiteren solchen Versammlungen nicht bestehen möge, bis es mir ein wenig besser geht«. Er sah sich einem unaufhörlichen Strom von Besuchern gegenüber, und das Gedränge verdarb ihm fast alle Freude, die er in Bradford zu finden gehofft hatte. Nachdem die Versammlung vorüber war, plante er, für ein paar Tage nach Boston und dann nach Worcester zu gehen. Sehnsüchtig dachte er, »wenn ich nur den nächsten Sonntag allein in irgendeinem Zimmer verbringen könnte, wäre das ein großes Vorrecht und würde sowohl meine Seele erquicken als auch meinem Leib guttun«.

Während dieser ganzen Zeit versuchte er, auch zu einem Entschluss zu kommen, wie und wo er seine drei Kinder (den kleinen Adoniram,

Elnathan und Abby Ann) unterbringen sollte. Verwirrt und unsicher unter Fremden in einem fremden Land<sup>304</sup>, mussten sie sich zwangsläufig vernachlässigt fühlen, als ihr Vater von einer Versammlung zur anderen gerufen und seine Zeit von einem Besucher nach dem anderen in Beschlag genommen wurde. Die Leute waren freundlich zu ihnen, aber sie nahmen ihren Vater allzu lange in Anspruch. Er hatte sich entschlossen, sie nicht mehr mit zurück nach Birma zu nehmen. Er konnte sie nicht einmal auf die vielen Reisen mitnehmen, die er bald – das konnte er voraussehen – im ganzen Land unternehmen würde. Schließlich entschied er sich, die beiden Jungen bei Dr. Newton und seiner Frau, Freunden in Worcester, zu lassen, bei denen auch George Boardman jun., Sarahs Sohn, untergebracht war. Abby vertraute er seiner Schwester Abigail in Plymouth an.

Am 13. November brachte er die Jungen mit der Eisenbahn nach Worcester, während er Abby Ann hinunter nach Plymouth schickte, wo sie unter der Obhut seiner Schwester Abigail bleiben würde. Vielleicht war es an diesem Tag, als er nach dem Abschied von seinen weinenden Söhnen in Worcester seinen Platz im Zug eingenommen hatte, dass ein Zeitungsjunge mit der Tageszeitung vorbeikam. Adoniram nahm eine und begann zu lesen. Der Junge blieb stehen und wartete auf sein Geld, bis eine Dame auf dem Platz neben Adoniram zu ihm sagte, der Junge erwarte, für seine Zeitung bezahlt zu werden. »Ach du meine Güte!«, rief Adoniram überrascht, »in Birma habe ich nun schon so lange Schriften umsonst verteilt, dass ich keine Ahnung hatte, dass der Junge auf Bezahlung wartet.«

Ein paar Tage später besuchte er Abby Ann in Plymouth und reiste von dort nach Providence zu einer großen Versammlung. Den darauffolgenden Tag verbrachte er an der Brown University, wo sich die gesamte Studentenschaft versammelt hatte, um ihn zu hören und zu sehen. Die Philermenian Society, zu der er gehört hatte, hielt für ihn eine außerordentliche Versammlung ab, was auch für die Society for Missionary Inquiry<sup>305</sup> galt.

---

304 A. d. Ü.: Vgl. 2. Mose 2,22; 18,3. Der Ausdruck »Fremder in einem fremden Land« (»Stranger in a strange Land«) ist im US-amerikanischen Sprachgebrauch eine geläufige Redewendung.

305 A. d. Ü.: Svw. *Gesellschaft für Untersuchungen zum Thema Mission*.

Von Providence reiste er nach New York, wo die Triennial Convention der Baptisten eine spezielle Sitzung abhielt. Hier erlebte er aus erster Hand, wie die Sklavenfrage nicht nur das Land spaltete, sondern auch einen Keil in die Außenmissionsbewegung zu treiben drohte.

Es bestand bereits eine Schuld der Mission in Höhe von 40 000 Dollar, die schwer auf allen lastete. Die Abspaltung der Gemeinden im Süden bedeutete, dass diese Schuld von den Gemeinden der Nordstaaten übernommen werden müsste, denn zum Verband der Letztgenannten – das war offensichtlich – würden sich die meisten Missionare im Ausland halten.<sup>306</sup> Infolgedessen redete man davon, die missionarischen Aktivitäten stärker zu konzentrieren und die Mission in Arakan vielleicht ganz aufzugeben. Das war zu viel für Adoniram, und er protestierte. Als seine Stimme versagte, sprach Dr. Spencer H. Cone. Er war zusammen mit Luther Rice während der britischen Belagerung 1815 in Baltimore eingeschlossen gewesen und hatte dabei gehört, wie dieser von Adonirams Hinwendung zum Baptismus erzählte. Dr. Cone wiederholte laut Adonirams Angebot, selbst nach Arakan zu gehen, falls die Baptisten bereit wären, ihm dafür die Einstellung der Arbeit am Wörterbuch zu erlauben. Kincaid und Abbot, die mit Adoniram in Birma gedient hatten, waren anwesend, und sie fügten ihre Worte den Aussagen Adonirams hinzu. Es war genug. Die letzte Entscheidung bei dieser Sitzung bestand darin, die Missionsbewegung zu vergrößern, und nicht darin, Missionsstationen aufzugeben.

Ende November (einige Tage, nachdem er von New York nach Boston zurückgekehrt war) erhielt Adoniram einen Brief aus Moulmein. Der kleine Charlie war Anfang August im Alter von eineinhalb Jahren gestorben. Während sie noch auf See waren und Sarahs Lebensfunke vor seinem endgültigen Erlöschen noch einen Monat weiterglühte, war der kleine Charlie schon nicht mehr. Vielleicht, überlegte Adoniram, war Sarah bei ihrer Ankunft im Himmel freudig überrascht, dass Charlie bereits dort war und auf sie wartete.

---

<sup>306</sup> A. d. A.: Letztendlich taten es alle außer Rev. Jehu Lewis Shuck, der inzwischen in China stationiert war.

Jetzt hatte er also nur noch zwei Kinder in Birma – Henry und Edward, den Jüngsten, noch nicht ganz ein Jahr alt. Da Abby Ann in Plymouth und die beiden älteren Jungen in Worcester untergebracht waren, hatte er für seine Kinder in Amerika alles getan, was ihm möglich war. Seine Gedanken wandten sich wieder dem Orient zu – nicht nur seinen Kindern, sondern auch dem unvollendeten Wörterbuch.

**Fanny Forester (1845 – 1846)**

Im Dezember war Adoniram zu einer Reihe von Missionsveranstaltungen in Philadelphia eingeladen. Um sicherzustellen, dass er die Einladung auch annahm, besuchte ihn Reverend Dr. A. D. Gillette von der Eleventh Street Baptist Church in Boston mit dem Angebot, ihn auf der Reise zu begleiten.

Zwischen New York und Philadelphia wurde der Zug aufgrund eines Unfalls zwei oder drei Stunden aufgehalten. Gillette, ein umsichtiger Reisegefährte, ließ sich zu Adonirams Zeitvertreib ein Exemplar eines neu erschienenen Buches, das er in den Händen eines Freundes gesehen hatte. Er habe es gelesen, sagte er, und es habe eine Menge wohlverdienter Aufmerksamkeit erregt. Adoniram blickte skeptisch auf den Titel. Er hieß *Trippings in Author Land*<sup>307</sup>, und als Verfasser nannte das Buch eine Frau, Fanny Forester. Adoniram sagte, er wäre nicht interessiert. Er war ein älterer Missionar, ein Gelehrter – und als solcher hatte er jedenfalls kein Interesse, durch einen Morast von Ergüssen über irgendein »Autorenland« hindurchzuwaten. Aber andererseits hatte er auch gerade nichts anderes zu tun.

So nahm er das Buch und blätterte gelangweilt durch die Seiten. Es bestand aus Skizzen – teils Kurzgeschichten, teils Impressionen – mit Titeln wie »The Bank Note«<sup>308</sup>, »Nickie Ben«, »The Chief's Daughter«<sup>309</sup>. Hier und da fiel ihm ein gelungener Ausdruck oder Halbsatz auf. Schon ein paar Minuten später war er gefangen. Die Themen waren vielleicht trivial, aber der Schreibstil hatte eine Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, die den Leser nicht mehr losließ. Fanny Forester – wer immer sie war – hatte die kreative Fähigkeit, reale Welten zu erschaffen.

Gillette ließ Adoniram allein, als er bemerkte, dass das Buch seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Als er zu ihm zurückkehrte,

307 A. d. Ü.: Svw. *Unterwegs im Autorenland*.

308 A. d. H.: Svw. »Die Banknote«.

309 A. d. H.: Svw. »Die Tochter des Häuptlings«.

fragte Adoniram voller Begeisterung: »Wer ist Fanny Forester?«, und fügte hinzu: »Ihre Schreibweise hat große Kraft und Schönheit.« Und er wiederholte nachdrücklich: »... große Kraft und Schönheit«.

Ihr wirklicher Name sei Emily Chubbock<sup>310</sup>, sagte ihm Gillette. Sie war Lehrerin an einem Seminar in Utica gewesen, in der zentralen Region des Bundesstaats New York. Vor ein paar Jahren hatte sie die Aufmerksamkeit von N. P. Willis<sup>311</sup> erregt, dem Herausgeber des *Evening Mirror* (des früheren *New York Mirror*). Willis (weltmännisch, lebenslustig und mit einem scharfen Blick für das, was Frauen gerne lasen) besaß dennoch Geschmack und Integrität – Letztere stammte vielleicht aus seinen Jugendtagen in Boston, wo sein Vater in der »Brimstone-Corner-Gemeinde«<sup>312</sup> Diakon gewesen war. Oder vielleicht ging sie auf den nüchternen Einfluss seiner Studentenzeit in Yale zurück. Es war Willis, der Emily Chubbock geraten hatte (als sie sich über die Tatsache beklagte, dass sie in ihrer literarischen Laufbahn nicht weiterkam): »Wie denken Sie denn, Karriere zu machen? Wer liest schon ein Gedicht, unter dem der Name ›Chubbock‹ steht? Geben Sie sich den Namen ›Fanny Forester‹, und Sie werden die Veränderung sehen!« Ob nun der Namenswechsel dafür verantwortlich war oder nicht – der Name Fanny Foresters war innerhalb der letzten zwei Jahre zu kometenhaftem Ruhm aufgestiegen.

Für Adoniram war Fanny Foresters strahlende Persönlichkeit ein erfrischender Kontrast zu der Traurigkeit und Nüchternheit der letzten Monate ohne jeden Lichtblick. Er hätte einige Stunden Unterhaltung mit einer solchen Frau gern eingetauscht gegen noch so viele Lobhudeleien bei Missionsversammlungen. Seit Sarahs Tod hatte er sich selbst beinahe wie tot gefühlt. In seiner Gegenwart sprachen die Leute von ihm, als *sei* er tatsächlich tot, und als ob sie Grabesreden hielten. Sogar der Abschied von seinen Kindern glich Abschieds-

310 A. d. H.: In vielen Quellen und im Internet erscheint auch die Namensform »Chubbock«.

311 A. d. Ü.: Nathaniel Parker Willis (20.1.1806 bis 20.1.1867), auch bekannt als N. P. Willis, war ein amerikanischer Autor, Dichter und Verleger, der mit vielen bekannten amerikanischen Schriftstellern arbeitete, darunter Edgar Allan Poe und Henry Wadsworth Longfellow. Er wurde der höchstbezahlte Verfasser von Zeitschriftenartikeln seiner Zeit.

312 A. d. Ü.: Vgl. Fußnote 52 auf S. 87. Gemeint ist die 1810 gegründete Park Street Church, eine der berühmtesten und bis heute einflussreichsten konservativen evangelikalen Gemeinden Nordamerikas. A. d. H.: Der Name »Brimstone-Corner« (svw. »Schwefel-Ecke«) geht teilweise auf die eindringlichen Predigten und den missionarischen Charakter dieser kongregationalistischen Gemeinde zurück.

reden am Grab. Jetzt hissten die lebhaften Geschichten Fanny Foresters ein farbenfrohes Banner ungebrochenen Lebens und Glücks. Sie wusste, dass Tod und Unglück existierten. Das wurde in etlichen ihrer Skizzen mehr als deutlich. Aber die in ihrer Wesensart zu findende Vitalität, die gegen alle Widerstände aufbegehrte, bot ihnen die Stirn.

Es wäre zu viel verlangt, von einer solchen Frau glaubensmäßige Regungen zu erwarten. Adoniram fragte Gillette: »Ist sie Christin?«

Als Gillette ihm dies versicherte, sprach Adoniram seinen Wunsch aus: »Ich würde sie gern kennenlernen. Eine Dame, die so gut schreibt, sollte besser schreiben. Es ist schade, dass ein so hervorragendes Talent auf solche Themen verschwendet wird.«

Gillette lächelte. »Sie werden ihr bald begegnen und es ihr selbst sagen können. Sie ist Gast in meinem Haus.«

Für Adoniram war die Übernachtung im Haus von Mr. W.S. Roberts und seiner Frau arrangiert worden, aber er verlor keine Zeit und schaute am nächsten Morgen, dem Weihnachtstag, bei den Gillettes vorbei. Und tatsächlich, die Autorin war da. In diesem Augenblick wurde sie gerade gegen Pocken geimpft. Als Adoniram zu ihr geführt und ihr vorgestellt wurde, fand er sie informell, aber elegant im Morgenmantel gekleidet – einen Arm entblößt, während der Arzt gerade dabei war, den Impfstoff zu spritzen.

Adoniram studierte sie schweigend während der Impfung. Er sah eine schlanke, selbstsichere, dunkeläugige Frau mittlerer Größe. Sie war anscheinend Ende zwanzig, auf keinen Fall älter als dreißig. Ihre Nase und ihr Mund waren zu groß, um als Schönheit zu gelten, ihre Lippen waren zu schmal. Aber sie hatte etwas Besseres als äußerliche Schönheit – nämlich Vitalität und einen Humor, der an Verspieltheit grenzte. Als Emily Chubbock legte sie die gleiche temperamentvolle Persönlichkeit an den Tag wie als Schriftstellerin Fanny Forester. Adoniram vergaß die Einfachheit ihrer äußeren Erscheinung, als er wahrnahm, wie sehr sie in ihren Reaktionen ihre Emotionen erkennen ließ. Sie fand anscheinend sogar an einer Impfung Spaß.

Kaum hatte der Arzt seine Instrumente beiseitegelegt und den Raum verlassen, als Adoniram sie zum Sofa führte, sich neben sie

setzte und sagte, er wolle mit ihr reden. Mit einem Lächeln antwortete sie, sie sei erfreut und fühle sich geehrt.

Ohne Umschweife begann Adoniram mit einer Frage: »Wie können Sie es mit Ihrem Gewissen vereinbaren, solch edle Talente zum Verfassen von etwas so wenig Nützlichem und Geistlichem zu verwenden wie jene Skizzen, die ich gelesen habe?«

Emily war alles andere als kleinlaut. Unter normalen Umständen hätte sie auf einen derart unvermittelten Angriff mit einer scharfen Erwiderung reagiert. Aber wie die meisten Leute konnte sie sich unmöglich beleidigt fühlen, wenn der Angriff von Adoniram kam. Allein der Respekt vor ihm hätte ihre Zunge gezügelt, aber es war nicht Respekt, was sie ihm gegenüber plötzlich so sanft werden ließ. Es war vielmehr die ganz spezielle Aufrichtigkeit Adonirams, die geradezu liebevolle Wärme, die er verbreiten konnte – wie eine Lampe gleichzeitig Wärme und Licht ausstrahlt.

Sie begriff sofort, dass er sie nicht kritisierte – er wollte es wirklich wissen. Sie erzählte ihm ganz offen, wie sie zu »Fanny Forester« geworden war. Ihre Kindheit bei Hamilton, in der Zentralregion des Bundesstaats New York gelegen, war von Armut und bitterem Kampf ums Überleben geprägt. Ihr Vater arbeitete hart, war aber nie in der Lage, seine Familie zu ernähren. Seine zahlreiche Kinderschar wusste nie, ob sie am nächsten Tag etwas zu essen haben würde. Emily musste schon mit elf Jahren in einer Wollfabrik arbeiten und Garnrollen miteinander verspleißen. Mit unglaublicher Disziplin erwarb sie sich eine Art Bildung, unterrichtete dann hier und da und bekam schließlich eine Stelle am Frauenseminar von Utica (Utica Female Seminary), das von zwei Schwestern mit den interessanten Namen Urania und Cynthia Sheldon geführt wurde. Hier offenbarte sie rasch außerordentliches literarisches Talent.

Nachdem zahlreiche ihrer Stücke in örtlichen Zeitungen erschienen waren, kam sie auf die Idee, dass sie vielleicht mit der Schriftstellerei auch Geld verdienen könne. Ihr erstes Buch – ein kleines Bändchen mit moralisch-pädagogischen Geschichten für Kinder unter dem Titel *Charles Linn* – verkaufte sich recht gut und brachte ihr etwas über 50 Dollar ein. Populäre Zeitschriften begannen, ihre Arbeiten zu veröffentlichen. Ein Buch folgte dem anderen, und schließlich war sie in

der Lage, auf Hypothek ein kleines Haus für ihre Familie zu kaufen, die inzwischen fast völlig von ihrer Unterstützung abhängig war. Aber ihr Verdienst wurde erst bedeutend, als sie den Namen und literarischen Charakter der lebenslustigen Fanny Forester annahm. Als Fanny waren ihre Stücke nicht ganz so, wie sie es eigentlich vorgezogen hätte, aber sie waren definitiv nicht unmoralisch. Und dürfte Adoniram ihr etwa Vorwürfe machen, fragte sie ihn ernsthaft, indem sie sich auf dem Sofa zu ihm wandte, wenn sie es für notwendig erachtete, ihr einziges Talent auf diese Weise für ihre Eltern einzusetzen?

Nein, gestand Adoniram, er dürfte ihr keine Vorwürfe machen. Sie verwendete ihre Talente vielleicht nicht für die höchsten Ziele, aber sie habe die besten Gründe, sie in der gegenwärtigen Art und Weise zu gebrauchen. Er wechselte das Thema. Er suche immer noch nach jemandem, sagte er, der eine Biografie von Sarah verfassen könne. Das war teilweise der Grund, warum er sie hatte kennenlernen wollen, sobald er ihr Buch gelesen hatte. Wäre sie eventuell interessiert, ihm zu helfen?

Natürlich war Emily interessiert. Seit ihrer Kindheit war sie eine ernsthafte Baptistin gewesen. Sie hatte überlegt, selbst Missionarin zu werden, als sie zwölf oder dreizehn war und über den tragischen Tod von Nancy und der kleinen Maria gelesen hatte. Als Teenager hatte sie einmal ihrem Pastor geschrieben und gefragt, wie sie Missionarin werden könne. Seither war sie den Erlebnissen der Missionare in Birma kontinuierlich gefolgt.

Die beiden machten sich unmittelbar ans Werk, die Sache zu besprechen – diese Gespräche nahmen in den nächsten zwei Tagen fast ihre ganze Zeit ein. Trotz ihrer unterschiedlichen Erfahrungen und Lebensumstände, schienen sie sehr viel miteinander gemein zu haben. Ihr Glaube war natürlich nicht auf einer Ebene mit dem seinen – aber das hatte genauso gut für Sarah während ihrer ersten gemeinsamen Jahre gegolten. Und Emily hatte fraglos eine angeborene Güte und Entschlossenheit, das Richtige zu tun, was eine solide Grundlage für ihr zukünftiges Glaubenswachstum legte. Nach etwa zwei Wochen (wahrscheinlich am 5. Januar 1846) notierte Adoniram in einer chronologisch geordneten Zusammenstellung persönlicher Erlebnisse: »[Ich] begann, Emily Chubbock den Hof zu machen.« Zu diesem

Zeitpunkt hatte er sich bereits entschlossen, dass sie nicht nur Sarahs Biografie schreiben sollte – sie sollte auch Sarahs Platz einnehmen.

Nachdem er einmal zu dem Entschluss gekommen war, handelte er in der gleichen raschen Art und Weise wie immer. In den lebhaftesten, ihm zur Verfügung stehenden Worten malte er ihr den Orient aus, wo er so lange gewirkt hatte: reich, schön, äußerlich voller Ornamentik bis ins Detail hinein, aber bevölkert von innerlich hungrigen Seelen. Er beschrieb sein Leben dort: voller Arbeit, Gefahren und Frustrationen, aber in jeder Beziehung beglückend, weil er diesen Seelen die Wahrheit brachte und sie auf den Weg zum Himmel leitete.

Emily hörte fasziniert zu. Kein Mann, dem sie derart viel Respekt zollte, hatte ihr je seine Liebe angeboten. Jetzt war hier der große Dr. Judson, verehrt auf der ganzen Welt, und er bot ihr die auf Dauer nutzbringendste und wirkungsvollste Arbeit überhaupt an. Er bot ihr seine Fürsorge an, bot ihr Hilfe beim Tragen ihrer Lasten an, bot ihr seine Liebe an. Ein Angebot mit Ungestüm sowie mit Leidenschaft und Charme – eher passend zu einem Dreißigjährigen als zu einem Mann, der auf 57 Lebensjahre zurückblickte. Und im Übrigen sah er sogar aus wie ein Mann mit dreißig. In seinem Haar befand sich keine einzige graue Strähne. Seine Bewegungen waren lebhaft und dynamisch wie die eines Jugendlichen. Nur die Heiserkeit in seiner Stimme verriet den Zahn der Zeit. Aber dieser heiseren Stimme fehlte es nicht an Leidenschaft, und Lautstärke war nicht nötig. Schließlich musste er ja nicht vor einer ganzen Gemeinde reden, wenn er mit ihr sprach.

Sie spürte, dass sie ihm nicht zu widerstehen vermochte, und doch erschreckte sie sein Antrag. Sie war eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens. Was würden Mr. Willis und die literarische Gesellschaft von New York sagen, wenn sie erfuhren, dass Fanny Forester – die fröhliche, schlagfertige, lebenslustige Fanny Forester – im Begriff stand, ihre gerade beginnende Karriere aufzugeben, um sich unter den Heiden von Birma ihr Grab zu schaufeln? Schlimmer noch, sie fühlte keine wirkliche Berufung zur Missionarin. Ein solches Leben zu beginnen, schien fast, als würde man in eine Art langsamen Tod eintreten.

Adoniram wischte ihre Einwände beiseite. Sie konnte nicht leugnen, dass sie beide ein völlig kongeniales Paar waren. Ihrer beider Vor-

lieben, ihre natürlichen Gaben, sogar ihr überschäumender Humor entsprachen sich. Seine Kinder brauchten eine Mutter. Er brauchte eine Gefährtin an seiner Seite. Sie verehrte ihn; aber vor allem weckte er in ihr ihre Liebe.

Knapp einen Monat nach ihrer Begegnung sandte er ihr die Uhr, die schon von Nancy und Sarah getragen worden war, und mit ihr einen förmlichen Heiratsantrag:

20. Januar 1846

Ich sende Ihnen, meine Liebste, eine »verzauberte« Uhr. Sie kommt immer wieder zu mir zurück und bringt dabei ihren Besitzer mit. Ich gab sie einst Ann, bevor uns ein halber Erdball trennte, und mit ihr kehrte sie sicher und wohlbehalten zu mir zurück. Ich gab sie Sarah, als ihr Mann noch lebte (obwohl ich damals noch nichts von ihrem Geheimnis wusste) ...

Wenn nicht das liebevolle Verständnis wäre, das Sie mir entgegengebracht haben, und das glückselige Begreifen, dass »die Liebe mich das Raten gelehrt hat«, würde ich es nicht wagen, Sie zu bitten, mein Geschenk zusammen mit einem solchen Schreiben anzunehmen. Sollten Sie aufhören zu »raten« und das Ding ablehnen mit den Worten: »Ihre Uhr hat ihren Zauber verloren; sie kommt zu Ihnen zurück, *bringt aber ihren Besitzer nicht mit*« – dann zerbrechen Sie die Uhr bitte sogleich in Stücke, damit sie ein Symbol sei von dem, was übrig bleibt vom Herzen

Ihres Ihnen ergebenen

A. Judson

Es war die Art von Brief, wie ihn Fanny Forester geschrieben haben könnte, aber sicher nicht, wie man ihn vom dienstältesten amerikanischen Außenmissionar erwarten würde.

Emily akzeptierte die Uhr.

Vier Tage später schrieb sie an Miss Sheldon vom Frauenseminar in Utica: »Mein guter Doktor ist jetzt abgereist, und ich habe ihm gerade das unwiderrufliche ›Ja‹ gegeben, obwohl ich zugeben muss, dass

ich mir den Ernst des Ganzen bis dahin nicht ganz bewusst gemacht hatte.«

Am selben Tag reiste Adoniram nach Washington und Richmond (Virginia), während Emily darauf wartete, dass die Temperatur in Utica über 0°C stieg, sodass sie nach Hause fahren und die notwendigen Vorkehrungen für den Start in ihr neues Leben treffen konnte.

Die Verlobung führte dazu, dass ein Sturm von Gerüchten im ganzen Land losbrach. Vielerorts wurde darüber geredet, zumeist kritisch und negativ. Überall, wo Adoniram hingekommen war, wollten die Leute ihn unbedingt als übermenschliche Gestalt sehen. Auf jedem Podium und jeder Kanzel wurde er in dieser Hinsicht gepriesen und zur Schau gestellt, zu seinem eigenen großen Missfallen. Infolgedessen war er ziemlich distanziert, fast beleidigend, den Frauen und Männern gegenüber, die ihn mit aller Gewalt als Säulenheiligen sehen wollten. Immer wieder hatte er seine Zuhörer enttäuscht, weil er sich weigerte, über seine Abenteuer zu sprechen, und stattdessen dieselbe einfache Botschaft des Evangeliums predigte, die sie jeden Sonntag auch von ihren eigenen Pastoren hörten. Sie müssten doch sehen, so dachte er, dass er ein Mensch wie andere Menschen sei, mit einer Familie und Sorgen um seine Lieben, mit den Schwächen und Eigenheiten, die andere Menschen auch hatten. Dennoch zogen viele die Legende dem Menschen aus Fleisch und Blut vor.

Jetzt mussten sie erfahren, dass Dr. Judson, zu dem alle aufschauten, eine Frau zu heiraten gedachte, die gerade einmal halb so alt war wie er selbst! Schlimmer noch – eine Frau, die leichte Unterhaltung für populäre Zeitschriften schrieb! Und was am schlimmsten war – eine Frau, die unter *falschem Namen* schrieb!

Die Legende war zerbrochen. Diejenigen, die blind und hartnäckig am meisten daran festgehalten hatten, hatten nun plötzlich eine barbarische Freude daran, die Scherben zu zertreten – und vergaßen, dass Adoniram noch Kinder in Moulmein hatte, die eine Mutter brauchten. Sie übersahen die Tatsache, dass Emily Chubbock ihre literarische Karriere mit einer Reihe christlicher Bücher begonnen hatte und dass sie sich – immer noch moralisch einwandfreier – Unterhaltungs-

literatur nur zugewandt hatte, als sie etwas zur finanziellen Unterstützung ihrer Eltern unternehmen musste.

Der Kritik aus der religiösen Welt entsprachen ebenso heftige Reaktionen aus der literarischen. Sowohl Verleger und Herausgeber wie auch Leser machten Adoniram Vorwürfe, als hätte er Emily mit einer Art schwarzer Magie verhext. Sie sahen ihn beinahe als Verführer an. Wie sonst hätte sie dazu verleitet werden können, ihre brillante Karriere im verheißungsvollsten Augenblick aufzugeben, um sich mit einem Mann im Orient zu vergraben, der alt genug war, um ihr Vater sein zu können?

Als der Sturm in voller Gewalt losbrach, war Emily wieder in Utica, während Adoniram seine Reisen fortsetzte. Sie schrieben sich täglich. Sie war weniger als Adoniram auf den ganzen Klatsch vorbereitet. Anfang April schrieb sie deprimiert:

Ich wünschte, sie würden mich einfach in Ruhe lassen. Man gebe mir irgendeinen Platz, wo ich Ruhe habe – und sei es nur eine armselige Hütte –, und ich wäre zufrieden. Aber jetzt bin ich todtraurig, und wenn der Gedanke nicht verwerflich wäre, würde ich lieber sterben als leben. Es ist nicht genug, dass ich mich zu einem Schritt entschlossen habe, der ohnehin fast den Tod bedeutet – verzeih mir, Liebster –, ich bin durcheinander und überlege nicht so genau, was ich schreibe. Ich werde sehr glücklich mit Dir sein, das weiß ich; aber jetzt ist mir äußerst elend zumute. Es scheint, dass ganz New York über die Sache redet. Sie ist gemeinhin Gegenstand der Unterhaltungen auf dem Dampfboot und im Hotel, im Salon und im Schnapsladen. H. Anable, die gerade von New York zurückgekommen ist, sagt, es gäbe keinen Platz oder Kreis, wo mein Name nicht erwähnt wird. Man redet sogar davon, wie man etwas derart Unsinniges – dass F.F. »sich selbst wegwirft« – verhindern könne! Man sagt, ein derart sinnloses Opfer sei ohne Parallele ...

Adoniram, der bei Gegenwind immer zu Hochform auflief, fand bei dem ganzen Aufruhr sogar ein gewisses Maß an grimmigem Vergnügen. Er war gerade bei den Kindern in Plymouth, als ein Brief von ihm den ihren kreuzte:

Die Kinder sind gewaltig amüsiert darüber, dass ihr Papa Emily Chubbock heiratet. Abby Ann hat mithilfe einiger Nachbarn herausgefunden, dass es Fanny Forester ist: Aber sie ist sicher, dass Fanny Forester sehr gut sein muss, denn sie ist die Verfasserin von *Effie Maurice*, einem ihrer Lieblingsbücher. Unsere Beziehung, so konnte ich feststellen, war in den vergangenen vierzehn Tagen oder vier Wochen nicht das Gespräch *in der ganzen Stadt* – nein, sondern das Gespräch *des ganzen Landes*. Die Ankündigung in Philadelphia, dass »der Rev. usw. und die liebe, entzückende Fanny Forester sich zu verheiraten gedenken«, hat die Augen der Leute ein wenig geöffnet. Selbst jener langsame, nachdenkliche N. N. lernte sie auswendig und war in der Lage, sie wortwörtlich zu wiederholen, wovon ich mich persönlich überzeugte. Er wusste nicht – gerade er! –, dass ich ein Juwel gefunden hatte. Daher fragte er schüchtern, ob Du mit anderen Juwelen und Kostbarkeiten bekleidet wärest! Er fürchtete offensichtlich, dass Du wie andere Fannies durch das Land tanzen würdest, und zwar im Stil von Jesaja 3 ... Es ist also in Wahrheit nicht seltsam, dass es ein großes Erstaunen geben wird, womit wir auch gerechnet haben. Aber wir brauchen uns nicht darum zu kümmern. Wir können es uns wahrscheinlich beide leisten, uns davon unabhängig zu machen. Und wir wissen, das Ganze wird bald vorübergehen, und noch mehr: Wahrscheinlich wird es bald zu einer Gegenreaktion kommen ...

Vielleicht fühlte sich Emily manchmal unbehaglich, indem sie dachte, dass es die Erfahrung seiner beiden vorherigen Ehen war, die Adoniram befähigten, angesichts der ganzen Sache so gelassen zu bleiben. Sie versicherte weiterhin, dass sie sich fühle, als sei sie »öffentlich an den Pranger gestellt ... Es entspricht weder meiner mentalen noch meiner moralischen Einstellung, eine derart auffällige Stellung einzunehmen. Tag für Tag zeige ich mich weniger von meiner liebenswürdigen Seite, wobei ich mich zu einer vollkommenen Xanthippe<sup>313</sup> entwickelt haben werde, ehe wir zu den Heiden aufbrechen.« Sie hatte alle Arten von Befürchtungen. Sie war »so nervös, dass die kleinste

---

313 A. d. Ü.: Die für ihre Streitsucht berühmte Frau des Sokrates.

Sache mich erschreckt und alarmiert«. Sie fürchtete, es könne »sich etwas ereignen, was uns trennen oder uns weniger Glück in dem jeweils anderen finden lassen könnte«.

Adoniram versuchte, sie von Boston aus zu beruhigen:

Was die Zeitungen und die Öffentlichkeit sagen, kannst Du das nicht mit jener Gelassenheit und ruhigen Gefasstheit aufnehmen, die Dir so gut steht, und dabei niemanden außer mir wissen lassen, was Dich beunruhigt? Ja, lass Dich nicht aus der Fassung bringen! Es gibt nichts, was jemanden in die Lage versetzen könnte, Dich zu beunruhigen und dadurch von Deinem reinen und hohen Ziel abzubringen. Vor Gott sind wir in der Tat voller Sünde; aber wir können dennoch spüren, dass der Pfad, auf dem wir uns bewegen, einer ist, hinsichtlich dessen die Allgemeinheit weder die Fähigkeit zur Beurteilung noch das Recht zum Richten hat.

Er fügte hinzu, dass die von einem geistlich Gesinnten abgegebene Meinung (wie sie z. B. Präsident Wayland von der Brown University geäußert hatte) die »Meinung von zehntausend anderen leicht aufwiegt, und hier habe ich sie in einem Brief vom 26. März: ›Ich weiß nicht, wo Sie sich befinden, höre aber, dass Sie im *Autorenland* unterwegs sind unter der Führung einer Fee namens *Forester*. Ich freue mich, von Ihrer Verlobung zu hören, soweit mir die Dinge bekannt sind. Miss C. ist allerorts als gottesfürchtige, vernünftige, kultivierte und attraktive Persönlichkeit bekannt. Ich bete zu Gott, dass die Verlobung und Heirat sich als großer und gegenseitiger Segen erweisen möge.« Adoniram gestand jedoch ein, dass es für ihn einfacher sei als für Emily. »Ich bin zu verschiedenen Zeiten meines Lebens so oft fertiggemacht und in Misskredit gebracht worden ... dass ich denke, ich bin ein wenig abgehärtet. Aber mir tut es leid für Dich, denn es ist Dein erster Einsatz auf diesem Schlachtfeld.«

Inzwischen hatte er aber auch andere Sorgen.

Ich habe gerade hier sehr geweint, allein in Mr. Colbys<sup>314</sup> Zimmer, über meine armen lieben Kinder. Die zwei Jungen musste ich gestern weinend in den Waggons lassen, als sie nach Worcester abreisten. Abby Ann nahm ich weiter mit nach Bradford, und heute Morgen ließ ich sie weinend bei den Hasseltines zurück. Und die Gedanken an meine Kinder lassen mich an ihre abgeschiedene Mutter denken, und mir kommen wieder die Szenen an Bord der *Sophia Walker* und auf St. Helena in den Sinn. Und dann wandern meine Gedanken weiter zu meinen zwei kleinen verlassenen Waisen in Birma; und dann wendet sich mein Sinnen Dir zu, die ich nicht weniger liebe, wenn wir uns auch erst seit Kurzem kennen. Was für ein seltsames Ding ist das menschliche Herz!

Aber zumindest, so tröstete er sich, waren seine Kinder für die Gegenwart gut aufgehoben und versorgt. George Boardman jun. würde im Herbst das Studium an der Brown University aufnehmen. Und Adoniram hatte genügend Geld für die Versorgung seiner Kinder und für Emilys Eltern, »sodass Du so viel oder wenig schreiben kannst, wie Du willst, und wenn Du dafür eine Vergütung nimmst, dann hast Du das freudige Vorrecht, dieses Geld durch den Missionsfonds als Ausdruck Deiner Dankbarkeit dem darzulegen, der sein Leben für Dich gegeben hat und der jetzt für Dich Deine Stätte<sup>315</sup> bereitet und Deine Krone<sup>316</sup> bereithält«.

Dies war eindeutig nicht der Adoniram, der vor langer Zeit, nach Nancys Tod, als Teil seiner Selbstkasteiung all sein Eigentum dem Missionskomitee übergeben hatte. Aber seine Genesung, seine Heirat mit Sarah und das im Kreis der Familie verbrachte Leben, das er danach mit ihr geführt hatte – all das hatte bei ihm eine realistischere Einstellung bewirkt. Seit dieser Zeit hatte er das Geld behalten, das seine Schwester und seine Mutter ihm regelmäßig gesandt hatten. Wahrscheinlich hatten außerdem wohlhabende Bewunderer für seine finanzielle Unterstützung und die der Kinder gesorgt.

---

314 A. d. Ü.: Vgl. Fußnote 322 auf S. 598. Gardner Colby (1810–1879) war ein bekannter und erfolgreicher Geschäftsmann sowie christlicher Mäzen und Philanthrop, der Adoniram und später auch Emily beherbergte.

315 A. d. Ü.: Vgl. Johannes 14,3.

316 A. d. Ü.: Vgl. 1. Korinther 9,25; 2. Timotheus 4,8; Jakobus 1,12; 1. Petrus 5,4; Offenbarung 2,10; 3,11.

Jedenfalls schrieb Emily reumütig zurück: »Du nimmst alle Sorgen so liebevoll weg! Ich weiß nicht, warum Du so gut und freundlich zu mir sein solltest, wenn ich die Geduld verliere. Ja, ich weiß, dass Du den Schritt niemals bereuen wirst, den Du getan hast, selbst wenn die ganze Welt ihn missbilligen würde. Du hast ihn mit dem vollen Glauben getan, dass ich mich von Kleinigkeiten nicht aus der Fassung bringen lasse. Ich weiß, dies sind alles Kleinigkeiten – Dinge, über die ich lachen werde, wenn ich einmal davon entfernt bin, aber manchmal erscheinen sie mir jetzt so schrecklich. Doch sie werden mir in Zukunft nicht mehr so erscheinen; ich werde in Deiner Liebe und einer heiligeren Liebe ruhen ...« Und bezüglich seiner Kinder: »Nenne sie nicht mehr ›Waisen‹. Ich werde sie lieben und über sie wachen, und wenn ich irgendetwas falsch mache, wirst Du mir den Fehler aufzeigen und mir beibringen, wie ich es besser machen kann.«

Einige Tage später reiste Adoniram für eine Woche nach Maine. Andere Verpflichtungen nahmen ihn für den Rest des Monats April in Beschlag, aber Anfang Mai war er endlich in der Lage, Emily in Utica zu besuchen. Zusammen gingen sie mit ihren Eltern für ein paar Tage nach Hamilton. Adoniram hatte Emily genügend Geld geliehen, sodass die Hypothek auf das Haus, das sie für sie gekauft hatte, vollständig abbezahlt werden konnte. Sie würde ihm das Geld aus zukünftigen Honoraren für ihre Bücher zurückzahlen.

In Hamilton überschlug er sich vor Freude, als er seinem ehemaligen Professor Leonard Woods begegnete, der seine Ordinationspredigt in der Tabernacle Church 1812 in Salem gehalten hatte und der auch an diesem Tag wieder predigte. Adoniram saß mit ihm zusammen auf dem Podium. Im Anschluss an die Predigt erzählte er den Zuhörern, wie er damals Erleuchtung gesucht hatte und »als armer blinder Skeptiker« nach Andover gekommen war und wie er sie durch Dr. Woods bekommen hatte. Seine Zuhörer waren begeistert – noch mehr als diejenigen in der Gemeinde von Morrisville, wo Emily vor Jahren getauft worden war. Jenes Gebäude war so klein, dass er den Eindruck hatte, er könne zur Gemeinde sprechen, ohne seine Stimme zu schädigen. Obwohl der Tag regnerisch war, war die Kirche voll besetzt mit Leuten, die erfahren hatten, dass er selbst dort sprechen würde. Nach der Predigt hatte er etwa 15 Minuten »mit einzigartiger

Einfachheit und ... bewegender Leidenschaft« gesprochen, wie Emily meinte, und zwar von der Liebe des Heilands, »was er für uns getan hat und was wir ihm schulden«.

Als er sich setzte [erinnerte sich Emily] ... war es offensichtlich – selbst für das ungeübteste Auge –, dass die meisten Zuhörer enttäuscht waren. Nachdem die Schlussgebete vorbei waren, fragten mich etliche Personen ganz offen, warum Dr. Judson nicht von etwas anderem gesprochen und wieso er nicht eine Geschichte erzählt hätte ... Auf dem Weg nach Hause erwähnte ich dies ihm gegenüber.

»Ach, was wollten sie denn?«, fragte er. »Ich präsentierte ihnen das interessanteste Thema der Welt, und zwar so gut, wie es meine Fähigkeiten zuließen.«

»Aber sie hätten etwas anderes gewollt – eine Geschichte.«

»Nun, ich bin sicher, dass ich ihnen eine Geschichte erzählt habe – die aufregendste Geschichte, die man sich vorstellen kann.«

»Aber sie haben diese bereits gehört. Sie hätten sich etwas Neues gewünscht von einem Mann, der gerade von den Antipoden gekommen ist.«

»Dann bin ich froh, dass sie sagen können: ›Ein Mann, der von den Antipoden gekommen ist, hatte uns nichts Besseres zu erzählen als die wunderbare Geschichte von Jesu Liebe bis in den Tod.««

Von Hamilton aus machten sie die kurze Reise nach Eaton, wo Emily geboren worden war. Sie tranken Tee im Underhill Cottage, das sie in *Trippings* beschrieben hatte, und erkundeten den von Erlen gesäumten Bach, der ihrem nächsten Buch den Titel liefern würde: *Alderbrook* (»Erlenbach«).

Doch das Zwischenspiel in Hamilton ging allzu schnell zu Ende – Adoniram hatte Verpflichtungen in New York und Philadelphia. Emily hatte noch einiges vor der Hochzeit zu organisieren. Zusammen kehrten sie nach Utica zurück, wo sie sich trennten.

Ihre Briefe reflektieren die zahlreichen Anliegen, die ihnen am Herzen lagen. Von der Diskussion der Geschäftsbedingungen mit den Ver-

legern ihres nächsten Buches («Könntest Du versuchen, für mich einen Vertrag mit Lippincott abzuschließen?») wandte Emily sich abrupt Kleiderfragen zu. »Ich denke immer wieder an Dich – zwischen begeisterten Ausrufen über hübsche Kleider: ›Oh, das ist ein bezauberndes Blau! Und jenes Violett, wie exquisit!‹ Du weißt nicht, was für aufregende Dinge neue Kleider sind, denn Du, der Du ein bedauernswerter *Mann* bist, hattest nie welche ...« Sie fürchtete die Reise. »... Die Erwähnung des Schiffs lässt mein Herz bis in meine Schuhe sinken. Wie schön wäre es, wenn wir einfach ein halbes Jahr lang schlafen und dann in unserem eigenen Haus in Birma wieder aufwachen könnten.« Sie schlug vor, Abby Ann mit nach Moulmein zu nehmen: »Sie ist Deine einzige Tochter, Du liebst sie so sehr, und es würde so schwer für das kleine Geschöpf sein, wenn sie zurückbleiben müsste.«

Zwischen Gemeinde- und Missionsveranstaltungen verhandelte Adoniram für sie mit Verlegern. Nach ihren Vorstellungen sollte ihr neues Buch eine vollständige Ausgabe aller ihrer Geschichten und Skizzen werden; ihre Verleger wollten aber kein Material einschließen, das bereits in Buchform existierte. Deshalb schrieb Adoniram Folgendes:

Ich habe die Druckplatten von Paine & Burgess übergeben bekommen und habe sie verpacken, zu Lewis Colby's senden und dort deponieren lassen. Sie kosteten 190 Dollar. P. & B. haben mir außerdem 70 Dollar für Dich ausbezahlt, was Dein Anteil an der Gesamtausgabe ist, der Dir noch zusteht außer dem, was sie Dir bereits bezahlt haben. So ist also Deine Geschäftsbeziehung mit ihnen abgeschlossen. Die 70 Dollar werde ich Dir senden, meine Liebe, und mir eine Quittung geben lassen, um Fehler zu vermeiden ... [Die Verleger von New York waren nicht an dem neuen Sammelband interessiert.] Das Denken der Leute wird vom Krieg gegen Mexiko<sup>317</sup> beherrscht, der wahrscheinlich einen Bruch mit England und der ganzen übrigen Welt nach sich zieht. Zu viel ernste Realität und keine Zeit für Fiktion; man lässt sich zu sehr mit Mars

317 A. d. Ü.: Gemeint ist der Mexikanisch-Amerikanische Krieg. Er fand vom 25. 4. 1846 bis 2. 2. 1848 statt und endete mit einem Sieg der Vereinigten Staaten. Infolgedessen kam es zu einem großen Gebietszuwachs für die USA. Ein 1,36 Mio. km<sup>2</sup> großes Gebiet, das im Westen die heutigen Bundesstaaten Arizona, Kalifornien, Nevada und Utah sowie Teile von Colorado, New Mexico und Wyoming umfasst, wurde dem US-amerikanischen Territorium angegliedert.

ein und hat keine Zeit zu einem Flirt mit Venus und den Musen. Du kannst, wenn Du möchtest, den Kauf der Grundstückserweiterung für 300 Dollar in die Wege leiten, ehe ich komme, und auch für die Umzäunung in Höhe von 50 Dollar. Ich werde imstande sein, Dir von der Summe, die für Deine Ausstattung gedacht ist (das sind 200 Dollar), so viel zu überlassen, wie Du willst ... Ist dies hier nicht ein schöner Brief, voller Gold und Perlen und kostbarer Kleidung? Bitte trage den Schmuck nicht im Haar. Das wäre entgegen der Schrift<sup>318</sup> ...

Und später:

Trotz des Unsinn, den ich Dir schreibe, bin ich zum Überfließen voll von äußerst ernst und freudigen Gedanken. Die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft liegen vor mir. Versuchte ich, darüber zu schreiben, dann wüsste ich nicht, wo ich anfangen oder aufhören sollte. Mögen wir uns in »Liebe und Glück« wiedersehen. Möge Gott unsere Verbindung mit seinem Segen krönen, damit wir einander zum Segen sein können – in diesem Leben und bis in alle Ewigkeit!

Am 1. Juni 1846 war Adoniram wieder in Hamilton. Am nächsten Tag wurden sie bei Emily zu Hause von Dr. Nathaniel Kendrick getraut, dem betagten Pastor, der gerade am Anfang seiner letzten Erkrankung stand und den Emily früher einmal gefragt hatte, ob und wie sie eine Missionarin werden könnte. Es war eine stille Hochzeit. Nur ihre unmittelbare Familie und einige enge Freunde waren zugegen. Nach der Trauungszeremonie verbrachten sie einige Tage zusammen in Hamilton und einige weitere in Utica. Dann begannen sie eine Reihe von Blitzbesuchen in New York, Boston, Plymouth und Bradford, um sich überall zu verabschieden. Denn ihr Schiff, die *Faneuil Hall* unter

---

<sup>318</sup> A. d. Ü.: A. Judson spielt hier humorvoll auf 1. Petrus 3,3-4 an: »[Der gottesfürchtigen Frauen] Schmuck [sei] nicht der äußere ... durch Flechten der Haare und Umhängen von Goldschmuck oder Anziehen von Kleidern, sondern der verborgene Mensch des Herzens in dem unvergänglichen Schmuck des sanften und stillen Geistes, der vor Gott sehr kostbar ist.«

Kapitän Hallet, sollte von Boston Richtung Moulmein am 1. Juli auslaufen.

Die Abfahrt verzögerte sich, aber eine riesige Abschiedsversammlung fand pünktlich am Nachmittag des 30. Juni in der Baldwin Place Church statt. Andere Missionare sollten die Judsons begleiten – die Norman HARRISES, die John S. BEECHERS und Miss Lydia LILLYBRIDGE, die eine Schulfreundin von Emily in Utica gewesen war.

Aber Adoniram und Emily standen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Der durch ihre Verlobung losgebrochene Sturm hatte sich inzwischen etwas gelegt. Diejenigen, die zu den Gottesdiensten und Missionsveranstaltungen kamen, hatten allmählich erkannt, dass die neue Mrs. Judson eigentlich doch eine ernsthafte Christin und keine leichtlebige Literatin war – obwohl viele von ihnen meinten (und übrigens auch Emily selbst), dass ihre Hingabe in puncto Glauben und Mission nicht ganz so tief war, wie man es für die Gattin eines derart hochgeschätzten Mannes wünschen würde.

Selbst die literarische Welt war zu dem Schluss gekommen, dass die Ehe letztendlich auch ihr Gutes hätte. N. P. WILLIS schrieb an Emily: »Je mehr ich über Ihre Ehe nachdenke, desto mehr glaube ich, dass Sie das Beste für Ihr Glück tun.« Er hatte Adoniram in New York im Mai getroffen und dabei den Eindruck gewonnen, er hätte »ein geradezu verschwenderisch großherziges Wesen und das freundlichste und liebevollste Herz, das man sich vorstellen kann«. Und weiter meinte er im Brief an Emily: »Dr. Judsons Aufgabe im Ausland wird bald von Ihrem unbändigen Enthusiasmus angesteckt werden, und die daraus resultierende Dynamik wird sich als heilsam für Seele und Leib erweisen.«

Emily hatte Willis Geld für einige Bücher geschickt, aber er hatte es zurückgesandt. Er würde ihr eine Kiste mit Büchern aus seiner eigenen Bibliothek schenken. Außerdem hatte er mit dem Marineminister Bancroft<sup>319</sup> auf einer Feier in Washington gesprochen, und »Mr. Bancroft war natürlich glücklich und stolz über die Möglichkeit, Ihnen

---

319 A. d. Ü.: George Bancroft (geb. 3.10.1800 in Worcester, Massachusetts; gest. 17.1.1891 in Washington, D.C.) war ein amerikanischer Historiker und Politiker. Als eines seiner bekanntesten Werke gilt die zwölbändige *History of the United States, from the Discovery of the American Continent*. In theologischer Hinsicht (er war zeitweise als Prediger tätig) vertrat er liberale Ansichten.

seine Bücher zu schenken, und ebenso werden es Prescott<sup>320</sup> und Longfellow<sup>321</sup> sein ...«

In diesem Brief kündigte Willis seine Absicht an, der Abreise beizuwohnen »und Sie mit einem tränenreichen ›Gott befohlen!‹ von unserer Küste zu verabschieden«. Aber nach etwa einer Woche schrieb er, er hätte es sich anders überlegt. »Ein genaueres Nachdenken über die Szene, die diese Einschiffung zweifellos sein wird – angesichts der großen Zahl von Mr. Judsons Freunden und ihrer Begeisterung für ihn –, veranlasste mich, davon abzusehen, dass Sie für mich auch nur ein wenig von der Aufmerksamkeit reservieren, die diese engen Freunde in der Stunde des Abschieds von Ihnen erwarten werden. Und noch viel mehr will ich davon absehen, zu den Emotionen dieser ohnehin bewegenden Stunde auch noch den Schmerz hinzuzufügen, dass Sie sich von jemandem verabschieden müssten, welcher Ihnen teuer sein muss als derjenige, der Ihr literarisches Genie gefördert hat. Ich denke deshalb, es ist besser, wenn wir unsere Abschiedsgrüße auf Papier austauschen, so wie wir auch alle anderen Gefühle einander bekundet haben.«

Adoniram nutzte die Verzögerung der Abreise, um am 4. Juli nach Worcester zu fahren und seine beiden Jungen ein letztes Mal zu besuchen. Nach einem weiteren Missionsgottesdienst am 5. Juli reiste er vier Tage später nach Bradford, um sich von Abby Ann zu verabschieden. Diese Abschiede, so schmerzlich sie auch waren, halfen ihm zumindest, der Flut von Besuchern in Boston zu entgehen. Emily trug die Hauptlast und beklagte sich gegenüber ihrer Schwester: »Ich bin vor lauter Gesellschaft beinahe zu Tode erdrückt worden. Manchmal war meine Hand vom dauernden Händeschütteln so geschwollen, dass ich keinen Handschuh mehr darüberziehen konnte und gezwungen war, die Linke zu gebrauchen.«

Am 10. Juli schrieb Adoniram kurze traurige Mitteilungen an seine Söhne und an Abby Ann und seine Schwester. Seine Schwester kam nicht nach Boston, um sich zu verabschieden. Aber ihre Gefühle hat-

320 A. d. Ü.: William Hickling Prescott (geb. 4. 5. 1796 in Salem, Massachusetts; gest. 29. 1. 1859 in Boston) war ein amerikanischer Historiker.

321 A. d. Ü.: Henry Wadsworth Longfellow (geb. 27. 2. 1807 in Portland, Massachusetts [heute Maine]; gest. 24. 3. 1882 in Cambridge, Massachusetts) war ein amerikanischer Schriftsteller, Lyriker, Übersetzer und Dramatiker.

ten sich bereits gezeigt, als Adoniram Plymouth verlassen hatte. Sie hatte die Tür seines Zimmers geschlossen und alles darin genau in dem Zustand gelassen, wie er es verlassen hatte. Von 1846 an bis zu ihrem Tod im Jahr 1884 durfte nichts darin verrückt oder sonst irgendwie verändert werden.

Am 11. Juli 1846, »unter den tränenreichen Adieus von Hunderten«, gingen sie an Bord und segelten ab. Unter denen, die sie an diesem letzten Tag sahen, waren die Familie von Gardner Colby<sup>322</sup>, der sie auf herrschaftliche Weise beherbergt hatte, die Gillettes, die Familie Lincoln und – Adoniram besonders nahestehend – George D. Boardman jun., Sarahs einziges noch lebendes Kind von ihrem ersten Gatten.

Als das Schiff aus dem Hafen segelte und das Land zu »einem winzigen Fleck in der Ferne« schrumpfte, wie Emily in einem Brief an ihre Mutter schrieb, den sie mit dem Lotsenboot zurücksandte, muss Adoniram wohl an das letzte Mal gedacht haben, als er die Vereinigten Staaten an jenem eiskalten Februarmorgen im Jahr 1812 verlassen hatte. Damals waren es nicht Hunderte am Kai, sondern nur einige wenige, die die Missionare auf ihre mit vielen Fragezeichen versehene Mission verabschiedet hatten. Von den vieren, die damals ausgereist waren, war er als Einziger noch am Leben. Nancy ruhte neben der kleinen Maria unter dem Hopia-Baum in Amherst. Alle seine noch lebenden Kinder (sowohl diejenigen, die er in Amerika zurückließ, als auch diejenigen, zu denen er nach Moulmein zurückkehrte) hatte Sarah zur Welt gebracht, und diese ruhte nun im Schatten des Banyan-Baums auf St. Helena. Im April hatte er einen Stein für ihr Grab geschickt. Emily, seine jetzige Gefährtin, war noch nicht einmal geboren, als er zum ersten Mal ausgereist war.

---

322 A. d. Ü.: Gardner Colby (1810–1879) war ein bekannter und erfolgreicher Geschäftsmann sowie christlicher Mäzen und Philanthrop. Er war sein ganzes Leben Baptist und engagierte sich finanziell für viele christliche Anliegen. So unterstützte er u. a. durch viele großzügige Spenden das Andover Theological Seminary (heute *Andover Newton Theological School*) in Massachusetts, an dem Judson und viele andere Missionare der ersten Generation ihre Ausbildung erhalten hatten, sowie das Waterville College in Maine, das ihm zu Ehren seither *Colby College* heißt.

Er würde sein Geburtsland nie mehr wiedersehen, dessen war er sich sicher. Aber wenn er auch Traurigkeit verspürte, so hatte er doch keinerlei Bedauern. Er fühlte sich immer noch wie der Adoniram Judson von 1812. Er war immer noch fähig, zu arbeiten und zu lieben. Und immer noch blickte er vorwärts in die Zukunft mit Vertrauen und sogar Freude.

## Wenn wir alle zusammen strahlen (Moulmein; Rangun: 1846 – 1847)

Für Adoniram war die Reise die angenehmste, die er bisher erlebt hatte. Seine Kajüte war bequem, das Essen war vorzüglich, Emily stellte sich als außerordentlich seetüchtig heraus, und Kapitän Hallet war mehr als rücksichtsvoll. Jeden Abend wurde an Bord eine Andacht gehalten; am Sonntag gab es einen Gottesdienst für die Besatzung und Bibelunterricht.

Für Emily war die Reise vergnüglich, aber alles andere als ereignislos. Das Meer faszinierte sie so sehr, dass sie gar nicht dazu kam, sich zu ängstigen. Mitten in einem Sturm vor dem Kap der Guten Hoffnung (früher »Kap der Stürme«) beschrieb sie diesen:

... der Sturm peitschte die See so heftig, dass die Wellen in seltsamen Verrenkungen hochstiegen und niedersanken und unsere kleine schwimmende Nusschale den Händen der Besatzung entwand. Sie sprangen, tauchten und rangen – geboren aus den wütenden Wogen, die beim Emporsteigen aufbrüllen und dann – berstend – das Schiff mit Schaum bedecken. Das Wasser ist schwarz wie Tinte in den Wellentälern, aber jeder Brecher wird beim Aufsteigen grün und halb transparent und zerplatzt am Scheitelpunkt; die langen Schaumkronen überschlagen sich, sie stürzen in die Tiefe und verschwinden dann wie riesige Stapel von Daunen ... Und immer noch bäumen wir uns auf und stürzen uns hinab, torkelnd und taumelnd, als gäbe es keinen Schwerpunkt mehr und als würde unsere zerbrechliche Untertasse kentern, bis sie dann auf einem Wogenkamm wieder fast stillsteht, zitternd in allen Masten, ehe sie erneut ins Wellental hinabschießt, als sei es ihr endgültiger Untergang. [Einmal in jenen Nächten träumte sie, sie könne den Schwerpunkt »in Form eines *Bullauges*« sehen, wie er hinabsank – zu tief, um noch Sicherheit bieten zu können.] Ich beobachtete jedes Hinabstürzen mit atemlosem Zittern – ein Gefühl wie bei einem Alb-

traum: ein wenig mehr, nur noch ein wenig mehr, und wir sind für immer verloren! Schließlich geschah es. Ich sprang aus meiner Schlafkoje, stolperte Hals über Kopf und stürzte hin, sodass ich meine Schienbeine herrlich aufschürfte.

[Später gerieten sie in einen noch stärkeren Sturm] ... ein perfekter Hurrikan, aber er kam von achtern und trieb uns mit rasender Geschwindigkeit vorwärts. Eine holländische Bark näherte sich uns bis auf wenige Ruten<sup>323</sup>, und ich kann versichern, dass mein Herz rasend schlug, als ich sie torkeln und taumeln sah, obwohl man mir sagte, die Besatzung dieser Bark bewahre die gleiche Ruhe und Gelassenheit wie wir selbst. In einem Augenblick sprang sie empor bis zu den Wolken, und im nächsten war nicht einmal mehr die Spitze des Großmasts sichtbar, so tief war sie zwischen den Wellenbergern versunken. Aber das unglaublich Schöne an der ganzen Szene waren die zahlreichen Regenbogen in der Gischt, denn die Sonne strahlte in herrlicher Pracht ...

Ihre Beschreibungen waren sehr lebendig. Bei einer plötzlichen Sturmbö »laufen die Teerjacken<sup>324</sup> zusammen, klettern nacheinander wie Ratten die Takelage hoch und schreien einen Singsang hinaus, der klingt wie das Gebrüll eines Stiers ...« Oder »ein Abendessen, bestehend aus Delfinfleisch, wenn man es nicht in ranzigem Schweinefett gebraten hätte, wäre sicher ein köstliches Mahl gewesen«. Sie hatte ein Auge für Farben. Der Delfin war »tiefbraun auf dem Rücken und wies ineinanderlaufende Blau-, Grün- und Goldtöne seitlich entlang des Bauches auf, die dann kräftig lachsfarben wurden, bevor sie in Hellrosa und dann in Weiß übergingen«. Eine Portugiesische Galeere<sup>325</sup>, jenes seltsame Geschöpf, das wie eine Qualle aussieht, beschrieb sie so: Sie hatte ein Segel »von gebändertem Silber, eingefasst in Rosa und Purpur; der Körper scheint wie Silber, umgeben von langen Ketten purpurner Perlen«.

---

323 A. d. Ü.: Eine angloamerikanische Rute entspricht 16,5 Fuß oder 198 Zoll, also 5,0292 Metern.

324 A. d. H.: Svw. »Matrosen«.

325 A. d. H.: Eine extrem giftige Art aus der Gattung der Seeblasen. Dabei handelt es sich eigentlich um eine ganze Kolonie von Polypen, die voneinander abhängig sind.

Während Emily mit Beobachten und Beschreiben beschäftigt war, arbeitete Adoniram am Wörterbuch, so gut er eben konnte. Ohne die birmanischen Sprachhelfer, die er während Sarahs letzter Krankheit nach Hause geschickt hatte, konnte er nichts Neues hinzufügen, aber zumindest konnte er an der Revision und Transkription des ersten Teils arbeiten. Diese Aufgabe hatte er kaum beendet, als im November 1846, nach einer Reise von über vier Monaten, vom Ausguck oben zum ersten Mal der Ruf »Land in Sicht!« erklang.

Emily hatte sich als ausgezeichnete Reisegefährtin erwiesen. Ihre Furchtlosigkeit angesichts der Naturgewalten, die Kühnheit ihres Denkens, ihr scharfes Auge und ihre Fähigkeit, in Worten auszudrücken, was sie sah und empfand, ihre Feinfühligkeit, vor allem aber die beglückende Vielfalt an Erweisen ihrer Liebe – all das zusammen hatte Adoniram eine Art von Glück geschenkt, das er zuvor nie gekannt hatte. Jede seiner Frauen hatte mit ihrer Liebe ihre jeweilige Individualität in die eheliche Beziehung eingebracht. Nancy, die dunkelhaarige jugendliche Schönheit, hatte das Feuer einer unvergleichlichen Entschlossenheit und eine klare Zielstrebigkeit ausgestrahlt, die der seinen entsprach. Von allen dreien war sie am ehesten wie ein zweites Ich für ihn. Sarah hatte Anmut und Gelassenheit mitgebracht – die Fähigkeit, alles auf sie Zukommende ohne hektische Gegenmanöver anzunehmen. Emily, die über nicht so viel äußere Schönheit verfügte, bereicherte durch eine fein komponierte Charaktermischung die Beziehung zu ihm. Sie war gewitzt und scharfsinnig, verwegen, aber dennoch umgänglich, selbstbewusst und doch zutiefst weiblich, zutiefst mitfühlend. Sie war ihm ebenbürtig, mit ihren eigenen Errungenschaften, auf die sie stolz war; und doch verehrte sie ihn. Sie konnte ihr Erwachsensein auf eine Weise ablegen, die ihn ermutigte, das seinige loszulassen; sie konnten sich necken und miteinander spielen wie Kinder. Was immer geschah, es war ihnen miteinander nie langweilig.

Jetzt stand er mit ihr an der Reling und genoss bewusst das Vergnügen, die vertraute Küste mit ihren Augen ganz neu zu sehen. Das erste Stück Land sah für sie aus wie »eine Reihe von prächtigen dunklen, purpurfarbenen Girlanden, aber nach oben gewölbt ...« Eine andere purpurne Insel saß »wie eine Pyramide auf dem Wasser«. Die Küste von Birma erschien wie »eine lange Kette aus unregelmäßigen

Gliedern, die scheinbar ein bloßer Atemzug zertrennen könnte«. Der purpurne Farbton wandelte sich zu Smaragd. Die Bäume schauten aus wie Buschwerk. Die Judsons liehen sich vom Kapitän ein Fernrohr aus und konnten damit die winzigen Segel der Küstenfischerboote und das äußerste Ende der Landzunge von Amherst erkennen. Dann »wird Baum für Baum sichtbar und zeichnet sich deutlich gegen den Himmel ab – die Palme, die Kokospalme und die Tamarinde«.

Und dann fiel ein weiterer Baum ins Auge. Adoniram nahm das Fernrohr und fand ihn auf einer »grünen Böschung, die sanft zum Wasser hin abfiel«. Er zeigte ihn Emily. Es war der Hopia-Baum über Nancys Grab.

Am 27. November nahmen sie einen Lotsen an Bord, »einen Portugiesen – fett, beleibt und schwerfällig«. Am nächsten Morgen ging das Schiff im Hafen vor Anker. Emilys Eindruck war, das Land sei »wunderlich, lächerlich, einerseits schön und andererseits erschreckend sowie äußerst malerisch«. Und an jenem Tag erkannte sie anhand eines Ereignisses, wofür Adoniram während seines ganzen Missionslebens gewirkt hatte. Sie beschrieb ihre Beobachtungen in einem Brief an ihre Schwester, ehe die Sonne unterging.

Kaum hatten wir diesen Morgen den Anker geworfen, als ein Boot mit sechs oder sieben Männern auf uns zuschoss, und anhand ihrer flatternden bunten Seidentücher und ihrer schneeweißen Jacken und Turbane erkannte ich, dass es mehr als bloße Ruderer sein mussten. [Adoniram], der sie schon eine Weile vom Schiff aus schweigend beobachtet hatte, beugte sich weit vor, fixierte sie einen Moment aufmerksam und rief ihnen dann ein freudiges wildes »Hallo!« zu. Im selben Augenblick hörte das Paddeln auf, und ein halbes Dutzend Männer sprang auf die Füße, sodass die kleine Nusschale, die sie trug, gefährlich ins Schwanken geriet. Ein noch wilderer, längerer und womöglich noch freudigerer Willkommenschrei zeigte, dass die Stimme dessen, der ihnen den Gruß entboten hatte, erkannt worden war. »Christian«<sup>326</sup> winkte mich zur

---

326 A. d. A.: Einer von Emilys Spitznamen für Adoniram. Dieser stammt von der Hauptfigur »Christ« (engl. »Christian«) aus John Bunyans *Pilgerreise zur seligen Ewigkeit*.

Seite. »Das sind unsere Freunde von Amherst«, sagte er, »die lieben, treuen Gefährten!« ...

In wenigen Augenblicken hatten die Männer das Boot längsseits festgemacht und kletterten die Bordwand hoch ... Wie ihre dunklen Augen unter den ernsten Brauen tanzten und die rauen Lippen hinter den borstigen Bärten sich zu einem Lächeln kräuselten! Dann folgten ein rascher Händedruck und halb erstickte Worte der Begrüßung in einer seltsamen, tief aus der Kehle kommenden Sprache, die an ihn gerichtet waren und die nur er verstehen konnte. Ich dagegen, sozusagen das erwachsene Baby, zog mich in den nächsten schattigen Winkel an Deck zurück und war tatsächlich am Schluchzen; warum – das kann ich nicht mit Sicherheit sagen, es sei denn, dass ich mir selbst als eine Art Schleuse für die Erleichterungstränen und -seufzer der anderen vorkam.

Ogleich fast alle Bootsinsassen der Meinung waren, dass »Mama« nicht allzu sehr außer Sichtweite sein dürfte, glaube ich jedoch, dass in diesem Augenblick »Ihre Ladyschaft« nicht vermisst wurde, bis sie sich wieder einigermaßen gefangen und erträglich sowie präsentabel hergerichtet hatte, und dann wurde sie in die Gegenwart der Männer gebeten.

Die Birmanen drückten mir herzlich die Hand – ganz auf amerikanische Weise, aber ihre rosigen Handflächen waren so samten, dass ich glaube, selbst Deine Finger hätten ihrem Druck mühelos standgehalten. Dann trat ein ehrwürdiger alter Mann vor – der ein Diakon in der Gemeinde ist, wie ich später erfuhr. Er neigte respektvoll sein turbanbesetztes Haupt und begann eine lebhaftere Rede, wobei er gelegentlich auf die hinter ihm Versammelten wies, die zustimmend nickten. Ich zweifle nicht, dass sie ein seltenes Beispiel hoher Beredsamkeit war, aber ich konnte natürlich kein Wort davon verstehen, sondern als Zeichen der Anerkennung lediglich Knickse machen und einfältig dazu lächeln. Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, dass ich selten in meinem Leben derart verlegen war.

Ich erfuhr bald, dass die Männer für uns im Boot hübsch gepolsterte Sitzgelegenheiten bereithielten und dass etliche ihrer Frauen und Töchter mit Ochsenkarren am Landungssteg auf uns warteten, um mich zum Dorf hinaufzufahren. Und schon rannte

ich los, um meine Haube zu holen, aber ein gewisser Jemand trat sehr entschieden dazwischen und erklärte ... es sei sehr töricht, das Leben mit konstantem Herzflattern zu vergeuden; er behauptete sogar, mein Herz würde ein Dutzend Triller und Achtelnoten schlagen, während eine vernünftige Person in derselben Zeit nur einen gemessenen Schritt mache.

Unsere Besucher hatten uns zur Begrüßung Flaschen mit Milch sowie Eier, Fisch, Garnelen, Yam-Wurzeln, Süßkartoffeln, Kochbananen und Orangen mitgebracht, und während sie ihre Schätze ausluden, borgte ich mir wieder das Fernrohr des Kapitäns, um damit den Landungssteg gründlich zu betrachten. Ich konnte nun erkennen, dass sie tatsächlich da waren – die Frauen, die am Ufer standen. Außerdem sah ich einen anderen Gegenstand, von dem man mir sagte, es sei der Ochsenkarren, und auch ein Paar cremefarbener Ochsen, die weiter hinten auf dem Rasen grasten. Meine Füße hatten große Sehnsucht, jenen weichen Teppich aus grasbedeckter Erde zu erspüren, aber selbst der starke Mann, der mich holen sollte, musste eingestehen, dass »Mama« zu klein für die Unternehmung war, und ging deswegen ohne mich wieder zum Boot zurück.

Nun, meine Liebe, Du weißt ja, dass ich keine Niobe<sup>327</sup> bin; Du weißt, ich versuchte, mich stets von gewissen sentimental Gefühlslagen fernzuhalten, weil ich sicher war, sie würden mir nur Kopfschmerzen bereiten, ohne mir im Gegenzug irgendeinen irdischen Vorteil zu verschaffen. Du weißt auch, dass ich nicht zu den »Trauernden und Weinenden der Erde«<sup>328</sup> gehöre, aber diesmal hat es mich *völlig unvorbereitet erwischt*. Ich stieg hinab in meine Kajüte, wobei jeder Nerv in mir zitterte, und gestattete meinem Kopfkissen ein richtiggehendes Tränenbad. »Zweimal an einem einzigen Morgen?«, fragst Du. Ja, zweimal an einem einzigen Morgen, meine Liebe – oder, was der Wahrheit näherkommt, mein Tränenausbruch oben auf dem Achterdeck fand hier unten in meiner Kajüte seine Fortsetzung. Ich war völlig überwältigt, als sich leise die Tür öffnete, und ich wusste, dass jemand an meiner Seite stand.

327 A. d. Ü.: Gestalt der griechischen Sage.

328 A. d. Ü.: Wahrscheinlich Anspielung auf Johannes 16,20 und Jakobus 4,9.

Ich rührte mich nicht, sondern hielt mein Gesicht bedeckt mit dem halbwegs feuchten Stück Leintuch, das meine Gunsterweise mit dem Kissen hatte teilen müssen; gleichzeitig versuchte ich, in Erwartung einer Frage meine Stimme unter Kontrolle zu bringen.

Als bald hörte ich Worte, aber obgleich sie in der Nähe meines Ohres gesprochen wurden, richteten sie sich nicht an mich. Oh, diese leise, sanfte Stimme! Sie drang bis in die Tiefen meines Herzens, indem sie dessen törichte Erregung beschwichtigte, ihm Glaubensstärke einflößte, seine zitternden, verdüsterten Tiefen mit Hoffnung erleuchtete und es zu einem stillen, gelassenen Vertrauen auf den erhob, der Mitleid zu haben vermag mit unseren Schwachheiten, weil in seiner Natur – obwohl sie sündlos war und ist – jede irdische Emotion ihren Widerhall findet!<sup>329</sup>

Und wie seltsam wiederum, so völlig verstanden zu werden! Jeder andere Mensch hätte von mir gedacht, ich sei verletzt oder würde schmallen, weil ich enttäuscht sei, nicht an Land gehen zu dürfen, oder etwas dergleichen.

Er verstand (ich kann nicht sagen, wie), und er sprach es alles aus in jenem Gebet, wie ich es nie hätte tun können – er wusste einfach, wie sich ein niedergeschlagenes Herz fühlt, das plötzlich nicht umhin kann, auf moralische Höhen zu schauen, denen es sich gegenwärtig überhaupt nicht gewachsen sieht. Er weiß, wie es ist, wenn die Türen der Zeit allesamt geschlossen und verriegelt sind und der weite Horizont der Ewigkeit sich in beeindruckender Unendlichkeit vor der immer kleiner werdenden Seele auftut, und er weiß genau, was sie in solch einer Krise nötig hatte.

Ich erinnere mich an ein beruhigendes Gefühl, das sich wie Balsam über meine Seele ergoss, ein Gefühl völliger Geborgenheit und Gelassenheit, und dann legte ich mich schlafen. Als ich erwachte, hatte man die Jolle festgemacht, wobei die Offiziere und männlichen Passagiere, darunter »Christian«, an Land gegangen waren. Seither bin ich dabei, Dir zu schreiben – ausgenommen eine halbe Stunde, die ich dem Hopia-Baum widmete.

---

329 A. d. Ü.: Vgl. Hebräer 4,14-16.

Drei Tage später, am Montag, wurden sie von einer Besatzung, die aus Gläubigen von Amherst bestand, den Fluss hinauf nach Moulmein gerudert. Das Boot sah für Emily »ziemlich genau wie eine lange Viehtränke aus, die an jedem Ende zu einer Spitze geformt war, und wir duckten uns alle wie eine Ladung Geflügel im Käfig unter das niedrige Bambusdach ...« Nichts schaute aus wie zu Hause oder hörte sich auch nur danach an. Das begann bei den Vögeln (da war »der weiße Reisvogel oder ein noch bunterer Geselle mit Chamäleonhals und scharlachroten Flügeln«) und setzte sich fort bei den Blumen – »prächtige Blüten in neuen Formen und Farben ... einige wie Trauben, andere in langen bernsteinfarbenen Girlanden, hier und dort gesprenkelt mit Bernstein und Lila«. Und da waren schließlich die Ruderer in ihren »farbenfrohen Patsos«<sup>330</sup> mit »nackten, muskulösen Schultern und Turbanen auf dem Kopf« und die üppigen, wilden Tropenbäume, von denen Schlingpflanzen bis ins Wasser herabhingen. Es war alles seltsam und fremd – so fremd wie die Bräuche und die Sprache der Menschen. Aber sie war entzückt von der »malerischen Schönheit – einer Mischung aus ursprünglicher Einfachheit und ebenso plumper und ungelinker Pracht – eine reiche Prachtentfaltung, eine fantastische Extravaganz, verbunden mit einer manchmal ärgerlichen, oft aber geradezu lächerlichen Rohheit ...«

Zu all diesem standen die Häuser der Missionare in Moulmein in scharfem Gegensatz. Sie waren »denkbar einfach, aus Teakholzbrettern gezimmert, die Möbel aus demselben Material und unlackiert. Die Trennwände zwischen den einzelnen Räumen sind bloßer Sichtschutz, der einem gerade über den Kopf reicht, sodass man im ganzen Haus hören kann, was man in einem Raum spricht.« Dennoch mochte sie die Häuser. »Ich denke, ich bin für ein unzivilisiertes Land wie geschaffen.«

Die Kinder Henry und Edward, die inzwischen vier und zwei Jahre alt waren, wuchsen ihr sehr ans Herz. Eines Abends im Dezember, als Emily sie gerade zu Bett gebracht hatte, schrieb Adoniram an die beiden Söhne in Worcester: »Henry singt und redet laut mit sich selbst; und was meint Ihr, was er sagt? Eure neue Mama hat mich gerade

---

330 A. d. Ü.: Birmanische Männerkleidung; vgl. Teil II, Kapitel 4, S. 228.

gerufen, ich solle bitte zuhören. [Hier sind Henrys Worte:] ›Meine eigene Mama fuhr weg, fuhr weg in dem Schiff. Und dann wuchsen ihr Flügel, und sie fuhr hinauf. Und auch Charlie fuhr hinauf, und jetzt fliegen sie über dem Mond und den Sternen.«

Ende Dezember waren sie mit dem Einzug fertig, aber Adoniram war noch nicht zur Arbeit am Wörterbuch zurückgekehrt. Er hatte den Eindruck, dass Moulmein nicht der richtige Ort dafür war. Rangun wäre besser, wo er auf die Hilfe gelehrter Birmanen zurückgreifen könnte. Ava wäre natürlich noch besser. Er hatte bereits überlegt, nach Rangun zu ziehen, ehe er aus Boston abgereist war, und darüber auch mit Emily gesprochen. Aber obwohl die besseren Möglichkeiten zur Arbeit am Wörterbuch ein wichtiger Faktor waren, war dies nicht der wirkliche Grund. Er hatte nie geglaubt, dass er in Moulmein in echt birmanischen Verhältnissen lebte – aber Birma war es, wo er hingehörte. Er hielt es für möglich, dass man ihn in Rangun zumindest tolerieren würde. Wenn dem so wäre, könnte er vielleicht wieder eine kleine Gemeinde versammeln und zumindest einen Teil seiner Zeit der missionarischen Arbeit widmen.

Er war sich jedenfalls sicher, dass er in Moulmein nicht gebraucht würde. Es waren inzwischen schon fast 30 Missionare da – viel zu viele an einem Ort, wie er dachte. Die Arbeit war in einzelne Aufgabengebiete aufgeteilt worden. Stevens<sup>331</sup> war verantwortlich für die einheimische Gemeinde; Howard und Birney hatten jeweils eine Schule; Ranney war für den Bereich der Verwaltung zuständig und ebenso verantwortlich für das Büro der Druckerei; Haswell führte die Aufsicht über den Druck des Neuen Testaments in der Peguan-Sprache; und Stilson war für den Druck birmanischer Schulbücher zuständig.

Alle diese Aufgaben wurden jeweils mindestens so gut und gründlich durchgeführt, wie er selbst es hätte tun können. Aber er hatte mehr Erfahrung als jeder andere in den nicht von den Briten kontrollierten Gebieten. In Rangun und dem eigentlichen Birma gab es derzeit keinen einzigen Missionar; und niemand war so qualifiziert wie er für die Erarbeitung des Wörterbuches. Er beschloss, für einige

---

331 A. d. Ü.: Dr. Edward Abiel Stevens (geb. 23.1.1814 im US-Bundesstaat Georgia, gest. 19.6.1886 in Rangun), der fast 50 Jahre in Birma wirkte und u. a. 1852 in Moulmein Adonirams *Birmanisches Wörterbuch* herausgab.

Wochen allein nach Rangun zu reisen und selbst herauszufinden, ob es möglich wäre, sich dort mit einer Familie niederzulassen.

Emily war inzwischen dabei, sich an das Leben und die Pflichten einer Frau in einem fremden Land zu gewöhnen. Am Neujahrstag 1847 begann sie ihr Tagebuch mit einer Beobachtung, aus der Verblüffung spricht:

Tatsächlich in Birma! Bin ich das wirklich? Ist das vergangene Jahr Realität, oder träume ich immer noch dort oben in Dominie Gillettes<sup>332</sup> Zimmer, wo ich mich (so scheint es) vor einem Jahr schlafen gelegt habe? Wenn es ein Traum *sein sollte*, so bete ich zu Gott, dass ich niemals aufwachen möge. Ich glaube nämlich, es brähe mein Herz, jemand anderes zu sein als diejenige, die ich jetzt bin. Aber Dank sei Gott, es ist Realität – eine glückselige Realität; und ich bin genau an dem Platz, nach dem ich mich vor vielen, vielen Jahren gesehnt habe und auf den ich jetzt meine Füße setzen durfte.

2. *Januar.* Ich nehme Unterricht bei einem Lehrer und habe mit der Sprache einen Anfang gemacht, aber die Kinder beanspruchen so viel von meiner Zeit, dass ich nicht viel zum Lernen komme. Sie sind liebe kleine Jungen, aber *so* voller Übermut! ...

5. *Januar.* Es scheint, als täte ich nichts anderes, als aufzustehen, mich umzudrehen und mich dann wieder ins Bett zu legen! Ich denke, es hat noch nie eine so blutige Anfängerin in Haushaltsführung wie mich gegeben; und dann die Kinder und die Sprache und die 1001 anderen Dinge, die zu erledigen sind! Ich hatte erwartet, einen Schnellstart in der Sprache hinzulegen – sie gleichsam im Sturm zu erobern –, dann eine Gruppe von Einheimischen um mich zu versammeln und in »wahrhaft urchristlichem Stil« mit der Arbeit zu beginnen ...

10. *Januar.* Erst muss ich mich um zahnende Babys kümmern, dann [Eingeborenen] das Stopfen von Strümpfen beibringen und schließlich mit John, dem kleinen Wirbelwind, Englisch sprechen – wobei ich ihm den Rücken zuwenden muss, weil ich bei alldem

---

332 A. d. H.: Damit ist offenbar eine Familienangehörige des oben erwähnten Baptistenpastors A. D. Gillette gemeint.

noch ein halbwegs essbares Abendbrot auf den Tisch zu bringen habe. All das ist ein seltsames und ungewohntes Geschäft für Fanny Forester ... Aber ich fange an, mich mit meinen kleinen Routinearbeiten zu versöhnen. Ich glaube, manche Frauen sind für solche Dinge geschaffen, obwohl ich, wenn ich mich richtig eingearbeitet habe, auch hoffe, eine Mischung höherer und besserer Dinge mit einzubringen. Aber der Mensch, der große Dinge gut tun will, muss sich täglich an kleinen Dingen üben; und diejenige, welche die Hilfe des Allmächtigen bei wichtigen Taten begehrt, muss sich täglich und stündlich daran gewöhnen, nach seinem Willen in den geringsten Dingen des Lebens zu fragen.

Adoniram hatte auf dem Schoner *Cecilia* unter Kapitän Crisp eine Passage nach Rangun besorgt und sollte sich am 18. Januar einschiffen. Es war ihre erste Trennung seit der Hochzeit. Sogar schon vor seiner Abreise war Emily häufig am Weinen und konnte nicht schlafen. »Wenn gestandene Männer, die Gefängnis und viele andere Gefahren durchgemacht haben, bei solchen Trennungen weinen«, schrieb sie, »dann sollte man einen Schwächling wie mich gewiss nicht in eine Zwangsjacke stecken. Es ist doch in Wahrheit so, dass wir armen Menschen völlig überfordert sind, wenn wir die Leiden des jeweils anderen einschätzen wollen. Ich wage zu sagen, dass es Ann H. Judson weit mehr kostete, ihren Mann (*solch* einen Mann!) in Rangun zurückzulassen und allein nach Amerika zu reisen, als in seiner Gegenwart und um seinetwillen derart heldenhaft zu handeln, wie sie es in Ava tat. Aber Dr. Judsons Reise nach Rangun für zwei oder drei Wochen ist nicht meine Reise nach Amerika, und ich darf mich nicht völlig zum Narren machen.«

Am 19. Januar war Moulmein außer Sichtweite der *Cecilia*, und sie näherte sich Amherst. Auf dem Weg flussabwärts nutzte Adoniram einen Teil der Zeit für einen Brief an Emily, worin er sich fragte, wie sie und die Kinder wohl diesen Tag verbringen würden. »Es scheint, als wäre ich mit Dir schon viele Jahre zusammen, und ich weiß gar nicht richtig, wie ich mich in Deiner Abwesenheit verhalten soll.«

Aber er fühlte sich »in außerordentlich guter Laune im Hinblick auf die Erkundungsreise nach Rangun«, obwohl er den Erfolg der Reise bezweifelte. Er wollte jedoch sein Bestes versuchen, »und ich

bin ganz und gar willens, den Ausgang in der Hand Gottes zu lassen. ›Vertraut auf Gott und haltet euer Schießpulver trocken«, sagte Cromwell immer zu seinen Soldaten. ›Vertraut auf Gott und liebt einander«, ist – glaube ich – eine bessere Losung.« Dieser Gedanke veranlasste ihn, im Stil eines Liebhabers eine seiner Nutzenanwendungen, die auf die Auslegung von Bibelstellen zurückgingen, weiterzugeben:

Erfüllen wir unsere glaubensmäßigen und unsere Liebespflichten, und alles ist gut. Die eheliche Liebe steht an erster Stelle. Glückselig sind die, bei denen Pflicht und Freude zusammenfallen. Dann folgen Eltern- und Kindesliebe; danach die Liebe zu den Mitarbeitern und dann Liebe zu allen, die in unseren Gesichtskreis kommen. Ich habe diese letzten zwei Stunden mit Crisp gesprochen, und wie Du siehst, bin ich ganz und gar ethisch geworden. Meine innig Geliebte, ich wünschte, ich könnte das Thema durchbuchstabieren und käme dann zu einer befriedigenden Lösung durch einen Kuss auf Deine Lippen.

Am nächsten Morgen glitt die *Cecilia* aus dem Hafen von Amherst. Der Anblick des Hopia-Baums über Nancys Grab – gerade noch sichtbar – erinnerte ihn an die »eheliche Liebe« in ähnlicher Weise wie zu der Zeit, als Sarah noch lebte.

Ich scheine in verschiedenen Welten gelebt zu haben; aber Du bist die irdische Sonne, die meine gegenwärtige erleuchtet. Meine Gedanken und Zuneigungen drehen sich um Dich und heften sich an Deine Gestalt, Dein Gesicht und Deine Lippen. Andere Himmelskörper sind im Tod ausgelöscht worden. Ich denke an sie mit trauernder Freude und warte auf die Zeit, wenn wir alle zusammen strahlen werden wie der Glanz des Firmaments und wie die Sterne für immer und ewig.<sup>333</sup>

Er schiffte sich in Rangun am 23. Januar 1847 aus und blieb etwa zehn Tage. Er traf den Stadtgouverneur – einen alten Bekannten, den er

---

333 A. d. Ü.: Vgl. Daniel 12,3.

vor rund 20 Jahren kennengelernt hatte – und kam nach einer Unterredung mit ihm zu dem Schluss, es wäre sicher, mit der Familie hierher umzuziehen. Der Gouverneur hatte ihn eingeladen, sich in Rangun niederzulassen, und versprach ihm auch ein Grundstück für eine englischsprachige Gemeinde, sodass die Engländer einen Ort für Gottesdienste hätten. Aber er machte deutlich, ohne das ausdrücklich zu erwähnen, dass man von Adoniram erwartete, seine Dienste auf die Ausländer zu beschränken. Das Wörterbuchprojekt erregte das aufrichtige Interesse des Gouverneurs. Er versprach, es wohlwollend Seiner Majestät gegenüber zu erwähnen, und erweckte sogar die leise Hoffnung, dass Adoniram vielleicht eines Tages in die Hauptstadt reisen und dort bei den Goldenen Füßen um königliche Protektion und Gönnerschaft ersuchen könne.

Doch nichts davon ging mit religiöser Toleranz einher. Die neue Regierung<sup>334</sup> war Ausländern gegenüber aufgrund der veränderten Umstände vielleicht ein klein wenig freundlicher als die vorige; aber was die Einheimischen betraf, so hatten diese inzwischen noch weniger Glaubensfreiheit als beim ersten Eintreffen Adonirams in Birma. Doch Adoniram hatte sich bereits heimlich mit einigen Bekehrten zum Gottesdienst getroffen. Er war sicher, dass im Geheimen einiges in dieser Richtung zu bewerkstelligen war.

Nachdem er seinen Entschluss gefasst hatte, suchte Adoniram nach einem Haus zur Miete. In Moulmein hatte er davon gehört, dass es hier ein großes Ziegelhaus in der »Straße der Muselmanen« gebe. Er fand es – ein riesiges, düsteres, gefängnisartiges Gebäude. Das obere

---

334 A. d. A.: König Bagyidaw war wahnsinnig geworden. 1837 hatte ihn dann der »Prinz von Tharrawaddy« (»Sarawady«) abgesetzt. Tharrawaddy seinerseits verfiel auf sadistische Weise immer mehr dem Wahnsinn und war schießlich 1846 in der Haft verstorben. Sein Nachfolger war sein ältester Sohn Pagan Min, ein ausschweifender Tyrann an der Spitze einer zerbröckelnden Zentralregierung, die von Dakoit-Gangstern (d. h. von Flusspiraten und -räubern) durchsetzt war. Vgl. dazu D. G. E. Halls Bericht in *Europe and Burma* (A. d. H.: svw. *Europa und Birma*) oder Ernest Harts *Picturesque Burma* (A. d. H.: svw. *Malerisches Birma*).

A. d. Ü.: Daniel George Edward Hall (oft auch D. G. E. Hall, 1891 – 1979) war ein britischer Historiker, der hauptsächlich über Südostasien gearbeitet hat. Das erwähnte Buch ist *Europe and Burma: A Study of European Relations with Burma to the Annexation of Thibaw's Kingdom 1886*, London: Oxford University Press, 1945.

Ernest Abraham Hart (1835 – 1898) war ein berühmter britischer Arzt, Medizinjournalist und Sozial- bzw. Gesundheitspolitiker und -reformer. Das Buch (*Picturesque Burma. Past & Present*, London: J. M. Dent, 1897) wurde eigentlich von seiner zweiten Frau – Alice Marion Hart geb. Rowland, ebenso Ärztin, Philanthropin und Gesundheitsreformerin – verfasst, erschien damals aber unter dem Namen ihres weithin bekannteren Gatten.

Stockwerk war für 100 Rupien im Monat zu vermieten. Adoniram handelte gegenüber dem Besitzer den Preis auf 50 herunter und nahm es. Er schrieb Emily, dass es ihm nicht leichtfiele, sie dort einziehen zu lassen, aber zumindest hatte die Wohnung sechs oder acht Räume, manche davon groß, und es war das Beste, was er hatte finden können. Das Leben hier würde teuer sein. »Zwei oder drei Flaschen Milch für eine Rupie, dazu acht Laibe sehr minderwertigen Brotes, aber Geflügel und Fisch sind preisgünstiger.«

Er kehrte an Bord der *Gyne* zurück, die am 5. Februar vor Amherst festmachte. Emily wusste von dem bevorstehenden Umzug und war bereits am Packen. Und ein weiteres Mal brachte ihn der Anblick des Hafens, den er mit ausfindig gemacht und eingeweiht hatte, zum Nachdenken. Während er auf den Gezeitenwechsel wartete, schrieb er an Emily:

Hier liegen wir, mit Amherst im Blick von unserem Kajütenfenster aus – Amherst, wohin ich Ann gebracht hatte. Dorthin war ich dann zurückgekehrt, um nur noch ihr Grab zu finden. Es ist Amherst, wohin ich Sarah gebracht hatte, als ich von meiner Hochzeitsreise nach Tavoy zurückgekehrt war und von wo ich sie auf der *Paragon* weggebracht hatte, bevor wir letztmalig gemeinsam auf See waren; Amherst, die Endstation meiner langen Reise auf der *Faneuil Hall* mit Emily. Der Ort erscheint mir wie der Mittelpunkt vieler Wirkungsbereiche meiner vergangenen Existenz, obwohl es kein Ort ist, wo jemand von uns längere Zeit gelebt hätte. Ann war nie nach Moulmein gekommen; Sarah nie nach Rangun. Wenn wir an letzteren Ort umziehen, dann scheint es mir, als werde ich dort mein Leben neu beginnen. Möge es unter günstigeren Vorzeichen sein, und möge der spätere Teil meines Lebens die Fehler des früheren ein wenig wiedergutmachen. Mögest Du, meine Liebste, dort glücklich und nützlich und gesegnet sein! Mögen wir strahlende Himmelskörper für Birma sein, und möge die Abendsonne unseres Lebens untergehen in einer Flut von Licht! ...

Dein ergebener Gatte  
A. Judson

## Die »Fledermausburg« (Rangun: 1847)

Die *Gyne* lief in den Saluen gerade rechtzeitig ein, um der *City of London* zu begegnen, auf der Adoniram einige Wochen zuvor für seine Familie eine Passage nach Rangun reserviert hatte. Sie sollte in etwa einer Woche auslaufen, und Adoniram und Emily mussten sich beeilen, ihre Habe und ihre Kinder an Bord zu bekommen.

Sie schifften sich am 15. Februar 1847 ein und kamen fünf Tage später nach Rangun. Adoniram laborierte an Magen-Darm-Problemen und hatte an erheblichen Schmerzen während der ganzen langwierigen Zollinspektion zu leiden, die lediglich deshalb »nur« zwei Tage dauerte, weil er – wie Emily versicherte – »nach allen Seiten hin Bestechungsgeschenke verteilte«. Bis ihre Habe transportiert werden konnte, wohnten sie bei Kapitän Crisp von der *Cecilia*, dessen Haus »im englischen Stil« gebaut und »mit einer einzigen Ausnahme das beste in der ganzen Stadt« war. Adoniram hatte Crisps Vater gekannt, der auch – noch vor dem Krieg – in Rangun gewohnt hatte, und Crisp jun. war nach Emilys Meinung »äußerst liebenswürdig«.

Einige Tage später konnten sie in ihr eigenes Haus einziehen. Emily nannte es prompt »Fledermausburg«. Sie beschrieb es in einem Brief an ihre Schwester Kitty und verglich es mit der »Loggery«<sup>335</sup>, dem Haus ihrer Kindheit:

Ich schreibe Dir aus einem Haus mit Mauern, die so dick und massiv sind, wie Du es in alten Geschichten lesen kannst, nur ein gut Teil hässlicher – es ist der Augapfel und der am meisten geschätzte Besitz eines alten weißbärtigen Moslems. Stell Dir vor, wie ich in einem riesigen Ziegelhaus mit Räumen wohne, die so groß sind wie das ganze »Blockhäuschen« insgesamt, von denen jeder aber nur ein kleines Fenster hat. (Unser Hauptraum ist sogar doppelt so groß, hat aber *kein* Fenster.) Wenn ich von Fenstern rede, so meine bitte

335 A. d. Ü.: Svw. »Blockhäuschen«.

nicht, das wäre etwas mit Glasscheiben, natürlich nicht. Die Fenster (oder besser: Mauerdurchbrüche) werden mit Läden aus dicken Brettern oder Planken geschlossen, die außen mit Zinn überzogen sind zum Schutz gegen Feuer ... Stell Dir also vor, wie wir uns im ersten Stock dieses riesigen Baus aufhalten, mit neun Räumen zu unserer Verfügung, wovon der kleinste (Badezimmer und eine Art Küche) so groß ist wie Dein Esszimmer, und die anderen sind wesentlich größer. Die Fußböden sind teils aus Ziegeln, teils aus Brettern; aber der alte »Grüne Turban« hatte sie alle – zusammen mit den Wänden – weiß tünchen lassen, ehe wir ankamen, denn der Doktor hatte ihm gesagt, als er damals in Rangun das Haus angemietet hatte, dass er es »für die »gnädige Frau« auf Hochglanz bringen müsse«. Und tatsächlich brachte er es mit aller Macht auf Hochglanz, und zwar mit Tünchen und Ölen. In diesem Land werden Möbel geölt, wie es Amerikaner mit Mahagoni machen; aber bei unserem Einzug waren alle Türen und andere Holzoberflächen noch sehr feucht, und wir sind den Geruch bis jetzt noch nicht losgeworden. Auch dürfen wir – trotz all unseres Reibens und unserer Trocknungsversuche – die Türen noch nicht allzu lange berühren. Die Zwischenwände sind alle aus Ziegeln und sehr dick, und die Türschwellen sind *erhöht*, sodass ich sie mit drei oder vier Schritten überqueren muss. Henry klettert hinauf und lässt sich auf der anderen Seite wieder herunterfallen. Edward lässt sich auf allen vieren nieder und bewältigt so die Überquerung etwas sicherer.

Doch die schlimmste Prüfung waren die Fledermäuse. Die Balken über ihren Häuptionen boten Zuflucht für ...

... Tausende und Abertausende von Fledermäusen, die uns tagsüber relativ wenig mit ihren grillenartigen Geräuschen stören, aber in der Nacht – oh, wenn Du nur ihr wüstes Treiben hören könntest! Die Moskitonetze sind unser einziger Schutz ... Wir hatten fast eine ganze Woche lang Männer hier, die versuchten, sie zu dezimieren. Sie haben auch viele Hunderte getötet, aber ich nehme an, dass ... wir jetzt doppelt so viele haben wie vorher [nachdem weitere Fledermäuse uns heerscharenweise heimgesucht haben].

Alles – Wände, Tische, Stühle usw. – ist von ihren Exkrementen beschmutzt.

Und als ob die Fledermausplage nicht schon genug wäre, schrieb sie:

Wir sind »gesegnet« mit einer gehörigen Menge an Kakerlaken, Käfern, Eidechsen, Ratten, Ameisen, Moskitos und Bettwanzen. Alle Holzteile wimmeln von Letzteren, und die Ameisen marschieren in Scharen im ganzen Haus umher ... Vielleicht zwanzig haben dieses Blatt überquert, seit ich zu schreiben begonnen habe. Nur eine einzige Kakerlake hat mir einen Besuch abgestattet, aber die Vernachlässigung durch diese Kameraden wurde völlig aufgewogen durch eine ganze Kompanie schwarzer Insekten von der Größe Deiner kleinen Fingerspitze – Invasoren, die keinen Namen haben.

Das also war das Haus, in das sie eingezogen waren, um dort zu arbeiten: Adoniram am Wörterbuch und Emily an der Biografie von Sarah. Emily kümmerte sich außerdem um den Haushalt und die beiden kleinen Jungen.

In Rangun lebten beide in einem Umfeld, das in eigenartiger Weise so unwirklich erschien. Emily schrieb später:

›Ich habe all das schon einmal gesehen!‹, war der Eindruck, der mir in Rangun viel häufiger vor Augen stand als bisher. Er brachte eine momentane Verstandesverwirrung hervor, die mich fast zweifeln ließ, ob »ich überhaupt ›ich‹ war« ... und schließlich kam die Erinnerung: Ich hörte davon in der Sonntagsschule, als ich noch ein kleines Kind war ... Da war ich also nun in genau der Stadt, von der ich mit leidenschaftlicher Neugier gelesen hatte, als ich ein kleines Kind war, weit entfernt in der zentralen Region des Bundesstaats New York. Damals schien sie mir etwa so real wie eine Stadt auf dem Mond. Und was sich als noch seltsamer erwies: Ich war nun sogar Gefährtin und Mitarbeiterin einer der Hauptfiguren dieser Szenen, deren bloßes Lesen oder Hören in diesen weit zurückliegenden Jahren meine Nerven in größere Spannung versetzt hatten als der verrückteste Abenteuerroman.

Dieses Gefühl kam über sie, als Adoniram sie zu dem »halb umzäunten, vernachlässigten britischen Friedhof« führte:

Das erste Kind europäischer<sup>336</sup> Eltern, das in Birma geboren wurde, war hier begraben; und es bestand ein starkes Band zwischen dem verstorbenen Kleinen und uns. Über dem Grab des kleinen *Roger* stand, noch recht gut erhalten, der grobe Grabstein aus Ziegeln, der vor 31 Jahren errichtet worden war; und eine große Azalee (ganz ähnlich wie diejenigen, welche die Wälder des Bundesstaats New York mit ihrem Duft erfüllen) war aus dem Sockel herausgewachsen und überschattete fast den gesamten Grabstein. Es war seltsam, neben dem kleinen Grab zu stehen und nachzusinnen, mit einem Elternteil an meiner Seite, während der andere unwiederbringlich ein Wesen der Vergangenheit ist, das der Zeitlichkeit entrissen wurde. Oh, wie sie dort geweint hat! Und wie nahe kam sie mir in ihren *menschlichen* Regungen – sie, die ich früher nur bewundert hatte –, und mein Mitfühlen mit ihr brachte mich selbst zum Weinen.

Die gleichen Gefühle bemächtigten sich ihrer an dem Teich, wo Adoniram den ersten Birmanen getauft hatte:

... ich fühlte mich wie eine Träumende voller Verwunderung (als befände ich mich inmitten von Schatten und Skeletten) und wanderte dabei über das Grundstück, wo das alte Missionshaus gestanden hatte. Das Gebäude war nach dem Krieg abgerissen worden, und jetzt befindet sich dort ein Betel-Garten<sup>337</sup>, der so dicht bepflanzt ist, dass wir uns inmitten der langen Ranken nur mit Mühe bewegen konnten, da sie bis weit über unsere Köpfe wuchsen ...

»Das Haus muss irgendwo hier gestanden haben«, bemerkte das Wesen an meiner Seite. (Obwohl es ebenfalls zur Vergangenheit gehörte, war es kein Schatten.) »Auf diesem Hügel befand sich eine alte Pagode, und ich habe ihn eingeebnet, wie du siehst. Aber es gibt einen hübschen Brunnen irgendwo hier – das wäre ein sicheres Erkennungszeichen.«

336 A. d. H.: »Europäisch« kann hier im Sinne von »zur westlichen Welt gehörig« verstanden werden.

337 A. d. H.: Vgl. Fußnote 130 auf S. 227.

Ein einfach gekleideter Birmane mittleren Alters mit ernsten Gesichtszügen hatte uns schon eine Weile neugierig beobachtet. Er kam nun auf uns zu und wagte eine Frage. [Er wollte wissen, was unser Anliegen war.]

»Ich suche einen guten Brunnen, aus dem ich vor vielen Jahren Wasser getrunken habe«, wurde ihm darauf geantwortet. »Er war in der Nähe meines Hauses und mit einer Ziegelmauer eingefasst.«

»Deines Hauses!«, wiederholte der Mann erstaunt.

»Ja, ich habe hier früher gelebt.«

Der Birmane richtete seinen Blick auf die hohen Betelranken mit einer Art ungläubigem Erstaunen – und dann wieder auf unsere Gesichter.

»Es war während der Herrschaft *Bo-dan-parahs*« (des vierten Königs, vom gegenwärtigen Herrscher aus zurückgerechnet).<sup>338</sup>

Wenn ... eine modern gekleidete Person plötzlich in Dein Wohnzimmer kommen und sich als der »Ewige Jude«<sup>339</sup> vorstellen würde – ich weiß nicht, ob Du genauso überlegen lächeln und mit den Schultern zucken würdest wie unser neuer Freund. Aber da war die Erwähnung des Brunnens, ein Beweis gegen reine Erfindung und Schwindelei, und so sah es im nächsten Augenblick wohl auch der Birmane, denn er führte uns ohne ein weiteres Wort dorthin. Es war ein großer quadratischer Brunnen – die Ziegel waren alle mit Moos begrünt oder von silbernen Flechten überzogen. Er war so gut wie neu und jedenfalls von besserer Qualität als alles, was wir bisher in der Gegend gesehen hatten. Natürlich konnten wir ihn nicht ohne gewisse Emotionen betrachten; und der Mann stand nahe bei uns und hörte unseren Worten zu, als hoffe er, etwas zu vernehmen, was er verstehen würde; und als wir gingen, folgte er uns ein wenig und blickte uns staunend und schweigend nach.

<sup>338</sup> A. d. Ü.: *Bo-dan-parah* oder *Bodawpaya*: Diese Episode spielt 1847, der »gegenwärtige Herrscher« ist also Pagan, und der »vierte ... zurückgerechnet« war Bodawpaya. Die Könige Birmas während Adonirams Wirken waren Bodawpaya (1782 – 1819), dessen Enkel Bagyidaw (1819 – 1837), Bagyidaws Bruder Tharrawaddy (1837 – 1846) und dessen Sohn Pagan (1846 – 1853).

<sup>339</sup> A. d. Ü.: Der Ewige Jude (auch *Wandernder Jude*) ist eine Figur aus »christlichen« Volkssagen, die im 13. Jahrhundert entstand. Sie erzählten ursprünglich von einem Menschen unbekannter Herkunft, der Jesus Christus auf dessen Weg zur Kreuzigung verspottete, sodass er fortan unter dem Fluch stand, unsterblich durch die Welt zu wandern. Das anonyme deutschsprachige *Volksbuch vom Ewigen Juden* (erschieden in Leiden 1602) machte aus dieser Figur einen Juden.

Adoniram hatte ähnliche Gefühle. Natürlich gab es daran, dass er dies alles bereits früher gesehen hatte, *keinen Zweifel* – doch er hatte seinerseits ebenso den Eindruck, als hätte er Emily in irgendeiner früheren Existenz gekannt. Dies erwies sich eines Nachts, als er entmutigt und niedergeschlagen war. Emily hatte erfolglos versucht, ihn aufzumuntern. Schließlich hatte sie aufgegeben und sich in ihren Sessel zurückgezogen, während er bedrückt im Zimmer hin und her wanderte.

Schließlich [so berichtete Emily] wandte ich mich plötzlich zu ihm und fragte: »Willst du wissen, was der allererste Zweizeiler war, den ich je gelernt habe?« Er dachte wahrscheinlich, ich würde nur Spaß machen, denn er wandte nur seinen Kopf und sagte nichts. »Ich lernte ihn«, fuhr ich fort, »ehe ich lesen konnte, und später schrieb ich ihn überallhin – manchmal sogar an den oberen Rand eines Manuskripts, wenn ich eine Geschichte verfasste, von deren Erfolg weit mehr abhing, als ihre Leser je vermuteten.« Jetzt hatte ich seine Aufmerksamkeit. »Was war es?«, fragte er nach.

»Vor Schritten der Verzweiflung hüte dich: Die düstre Pein – wenn du bis morgen durchhältst – wird bald vergangen sein.«<sup>340</sup>

»Ich muss schon sagen«, antwortete er plötzlich voller Energie, und sein ganzes Gesicht erhellte sich, »wenn ich an Seelenwanderung glauben würde, dann hätte ich keinen Zweifel, dass wir bereits ganze Zeitalter zusammen in einem anderen Universum verbracht haben, so ähnlich sind wir uns in allem. Nun, diese beiden Zeilen sind immer schon auch mein Motto gewesen! Im Gefängnis sagte ich sie mir immer wieder vor, und jetzt sind sie – auf einen Streifen

---

340 A. d. Ü.: Im Original ist der Wortlaut folgendermaßen:

»Beware of desperate steps; the darkest day  
(Live till tomorrow) will have passed away.«

Das Zitat stammt von dem berühmten englischen Dichter William Cowper (1731 – 1800). Er war ein Freund des ehemaligen Sklavenhändlers John Newton, der nach seiner Bekehrung Pastor wurde und »Amazing Grace« verfasste. Cowper hatte immer wieder mit Depressionen und Selbstmordgedanken zu kämpfen. Das Zitat umfasst die letzten beiden Zeilen (die sogenannte »Moral«) aus dem langen fabelartigen Gedicht »The Needless Alarm. A Tale«. Zu William Cowper vgl. auch Fußnote 215 auf S. 446 und Fußnote 264 auf S. 526.

Papier geschrieben – mein Lesezeichen!« Er stand einen Augenblick da, dachte nach und lächelte. Dann sagte er: »Aber eines hast du bestimmt nicht getan: Du hast nie ›Betet ohne Unterlass‹<sup>341</sup> auf deine Waffelbox geschrieben!« »Das nicht – aber ich habe den Vers auf meinen Spiegel geschrieben!!«

Auf diese Weise lebten und arbeiteten sie miteinander. »Tagsüber«, so schrieb Adoniram, »belegen meine Frau und ich die weit entfernten entgegengesetzten Enden des Hauses, und wenn wir einander besuchen, so braucht das Zeit«. Nach der Arbeit des Tages waren sie natürlich zusammen. »Und ich muss jeden Abend eine Versammlung mit der heranwachsenden Generation abhalten ... Henry kann schon ganz alleine ›Funkle, funkle ...‹<sup>342</sup> sagen, und Edward kann es seinem Vater nachsprechen! Geniale Geister! Giganten der Bildung!«

Eine Zeit lang machte das Leben in der Fledermausburg wirklich Freude. Am 2. Juni 1847, ihrem ersten Hochzeitstag, konnte Emily schreiben: »Es ist heute gerade ein Jahr her, dass ich vor dem alten, in Ehren gehaltenen Pastor Kendrick stand und die unwiderruflichen Worte (›ihn zu lieben, zu ehren und ihm zu gehorchen‹) ausgesprochen habe. Es war in vieler Hinsicht ein düsterer Tag gewesen, aber er hat 365 *äußerst* helle nach sich gezogen. Es war das bei Weitem glücklichste Jahr meines Lebens; und, was in meinen Augen noch wichtiger ist, mein Mann sagt, es sei auch für ihn eines der glücklichsten gewesen. Die Umstände führten es, dass wir fast fortwährend zusammen gewesen sind; und ich bin nie einem Mann begegnet, der so gut zu reden verstand, und zwar Tag für Tag und über alles und jedes – über Glaubensdinge, Literatur, Naturwissenschaft und Poli-

341 A. d. Ü.: »Betet unablässig« (1Thes 5,17); »im Gebet haltet an« (Röm 12,12b); »verharrt im Gebet und wacht darin mit Danksagung« (Kol 4,2); »zu aller Zeit betend mit allem Gebet und Flehen in dem Geist, und hierzu wachend in allem Anhalten und Flehen für alle Heiligen« (Eph 6,18). »Er sagte ihnen aber auch ein Gleichnis dafür, dass sie allezeit beten und nicht ermatten sollten« (Lk 18,1).

342 A. d. Ü.: Die ersten Worte des bekannten englischen Kinderlieds *Twinkle, twinkle, little star*: »Twinkle twinkle, little star, / how I wonder what you are, / up above world so high, / like a diamond in the sky. / Twinkle twinkle, little star, / how I wonder what you are.«  
Deutsch etwa: »Funkle, funkle, kleiner Stern, / bist so unerreichbar fern. / Dort am hohen Himmelszelt, / leuchtest du, wie's dir gefällt. / Funkle, funkle, kleiner Stern, / bist so unerreichbar fern.«

tik. Er versteht sich auch auf eine sehr gefällige Babysprache! Er verfügt über einen Geist, der unerschöpflich scheint. Deshalb kommt mir selbst hier in Rangun – wo das einzige Englisch, das ich tagaus, tagein höre, ausschließlich von ihm stammt – niemals der Gedanke, zusätzliche Gesellschaft nötig zu haben ...«

Dennoch brauten sich am Ende dieses glücklichsten ihrer gemeinsamen Jahre einige Probleme zusammen. Sie hatten die Hälfte ihres Haushalts und Besitzes bei den Stevenses in Moulmein gelassen. Kaum waren sie in Rangun eingerichtet, als die Nachricht eintraf, dass ein Brandstifter das Haus angezündet hatte. Die Stevenses waren gerade noch mit ihrem Leben davongekommen, aber das Haus war mit allem, was sich darin befand, zu Asche verbrannt.

Der Verlust ihrer Habe in Moulmein konnte mit Gelassenheit und Gleichmut ertragen werden. Aber es gab andere Schwierigkeiten. Adoniram hatte damit begonnen, die zerstreuten Überreste der Gemeinde von Rangun zu sammeln mit dem Gedanken, eine neue Gemeinde zu gründen. Er arbeitete in aller Stille – beinahe verstohlen –, und bald schon versammelte er sich mit einem Dutzend Gläubiger und mit einigen Suchenden, von denen er einen Ende März nach dessen Bekehrung taufte.

Er wusste um die Gefahr. Der stellvertretende Stadtgouverneur (der eigentliche Machthaber, denn der Gouverneur war ein alter, schwacher Mann) war nach Adonirams Meinung das »grausamste, blutrünstigste Monster«, das er je in Birma gekannt hatte. Es war allgemein bekannt, dass »sein Palast und sein Hof Tag und Nacht widerhallen von Schreien der gefolterten Menschen. Sogar Ausländer können sich vor ihm nicht sicher fühlen. Erst vor Kurzem hatte er seine Wut an einigen Armeniern und Moslems ausgelassen, und einer der Letzteren war unter den Händen eines untergeordneten Beamten gestorben. Sein Vergehen war gering; aber um Geld zu erpressen, war er derart barbarisch gefoltert worden, dass das Blut aus seinem Mund floss, und innerhalb einer Stunde war er tot.«

Im Wissen um diese Situation hatte Adoniram gründliche Vorsichtsmaßnahmen getroffen, sodass er glaubte, er würde seine kleinen Versammlungen in der Fledermausburg ohne Gefahr der Entdeckung abhalten. Doch er täuschte sich. Am Samstag, dem 29. Mai, erfuhr er,

dass ein geheimer Befehl ergangen war, man solle das Haus beobachten, »um jeden zu verhaften, der sich des Vergehens schuldig mache, ›die Religion Jesu Christi zu begünstigen««. Zum Glück hatte er noch Zeit, die Jünger zu benachrichtigen, sie sollten bitte nicht zum Sonntagsgottesdienst kommen. Und von jenem Zeitpunkt an wagte er es nie mehr, sich mit mehr als zweien oder dreien auf einmal zu treffen.

Aber selbst unter diesen Schwierigkeiten taufte er eine Woche später einen weiteren Bekehrten, einen jungen Mann mit außerordentlichen Fähigkeiten. Nach zwei oder drei Tagen wurde der Vater des Bekehrten verhaftet, wobei ihm »Häresie« und die Tatsache vorgeworfen wurde, »dass er das Haus dessen, der Jesus Christus verkündigt«, besucht habe. Zum Glück kam der Befehl dem alten Gouverneur zu Ohren, und die Anklage wurde fallen gelassen. Aber Adoniram konnte nicht länger leugnen, dass die Aussichten für echte Missionsarbeit weit düsterer waren als vor 30 Jahren.

Es gab eine einzige Hoffnung. Wenn er nach Ava reisen könnte – vielmehr nach »Neu-Ava«, in das frühere Amarapura<sup>343</sup>, das wieder zur Hauptstadt geworden war –, würde er möglicherweise eine offizielle Duldung vonseiten der Goldenen Füße erreichen. Der alte Gouverneur gab ihm die Genehmigung für die Reise. Die günstigste Jahreszeit für eine Reise flussaufwärts stand vor der Tür. Doch diese Hoffnung zerschlug sich aufgrund der Nachricht, dass das Jahresbudget für Missionsausgaben stark reduziert worden war. Adonirams Extra-Ausgaben in Rangun für Helfer und für die Miete summierten sich auf 86 Rupien<sup>344</sup>. Der Missionssekretär schrieb ihm, dass das Maximum, was man ihm von jetzt an zugestehen konnte, siebzehneinhalb Rupien betrug.

Als der Brief ankam, konnte Adoniram es einfach nicht glauben. Es war ihm niemals in den Sinn gekommen, dass es einmal an Geld fehlen könnte. »Ich dachte, ich werde von ihnen wertgeschätzt«, sagte er Emily gegenüber traurig, »aber so, wie es aussieht, hätten sie es nicht einmal mitbekommen, wenn ich gestorben wäre.«

---

343 A. d. Ü.: Zur komplizierten Geschichte von Ava und Amarapura als Hauptstädte vgl. auch Fußnote 187 auf S. 361.

344 A. d. H.: Vgl. Fußnote 187 auf S. 361.

Es ist immer mehr meine Überzeugung, dass die Baptistengemeinden in Amerika weit hinter dem missionarischen Geist unserer Zeit zurückliegen.<sup>345</sup> Sie machen ab und zu krampfhaft Anstrengungen, die alpträumhafte Schuld abzuschütteln, die sich über etliche Jahre angesammelt hat, und fallen dann sofort wieder in betäubende Lethargie zurück ... dieser Zustand kann nicht von Dauer sein. Die Baptistenmission wird wahrscheinlich in die Verantwortung von anderen Denominationen übergehen oder zeitweise ausgesetzt werden; und diejenigen, die einst die Vorhut gebildet hatten, werden nur noch hinterherlaufen.

Aber sein »unnatürlicher Zustand der Erregung« (wie Emily ihn nannte) ging bald vorüber – wie auch schon bei früheren Gelegenheiten –, und er nahm den Rückschlag als den Willen Gottes an.

Zu dieser Enttäuschung kam auch noch Krankheit hinzu. Emily wurde – nach Adoniram's Worten – »so dünn wie die Wanderheringe, die den Niagara River hochschwimmen«. Sie machte für ihren Zustand das Essen verantwortlich.

Was das Überleben betrifft, muss ich zugeben, dass ich nur eine Haaresbreite vom Verhungern entfernt bin, und der arme kleine Henry sagt, wenn er sich zu Tisch setzt: »Ich will nichts zu essen – ich wollte, wir könnten nach Moulmein zurück.« Seinem Papa geht es besser, er hat stets einen guten Appetit. Am Anfang konnten wir hier lange Zeit überhaupt kein Brot bekommen; jetzt bekommen wir solches, das schwer, schwarz und sauer ist und für das wir obendrein dreimal so viel wie in Moulmein bezahlen ...

Unsere Milch ist ein Gemisch aus Büffelmilch, Wasser und einer weiteren Substanz, die sich aber unserer Definition entzieht. Wir haben unsere Milchfrau mehrmals gewechselt, aber es nützte nichts. Die Butter, die wir aus dieser Milch gewinnen, ist wie Schweinefett mit Talgflocken darin. Aber es ist unnützlich, über diese Dinge zu schreiben – Du kannst Dir ohnehin keine Vorstellung machen. Ich muss Dir aber unbedingt von dem großartigen Dinner

---

345 A. d. H.: Die Jahre zwischen 1792 und 1914 werden auch als das »große Missionsjahrhundert« bezeichnet.

erzählen, das wir einmal hatten. »Du musst unbedingt alles daran setzen, um etwas zu besorgen, was Mama essen kann«, sagte der Doktor zu unserem birmanischen Lieferanten, »sonst wird sie sich zu Tode hungern.«

»Was soll ich besorgen?«

»Irgendetwas, egal was.«

»Egal was?«

»Egal was.«

Nun, wir hatten wirklich ein großartiges Dinner, obwohl wir anhand der Knochen vergeblich herauszufinden versuchten, was es war. Henry sagte, es wären vielleicht *touk-tahs*, eine Eidechsenart, und ich hätte das auch gedacht, wenn das kleine Tier etwas mehr Fleisch auf den Knochen gehabt hätte. Der Koch sagte, er *wusste es nicht*, aber er verzog sein Gesicht zu einem schauerhaften Grinsen, was mir – trotz der Bekömmlichkeit unseres Mahls – ein wenig den Magen umdrehte. Am Abend riefen wir »Mr. Basar-Mann« (so unsere Bezeichnung), der uns gewöhnlich beliefert. »Was hatten wir heute zum Essen?«

»Waren sie gut?«

»Ausgezeichnet.« Er explodierte förmlich und wagte es, in lautes Gelächter auszubrechen, dem sich der Koch aus der Küche anschloss. »Nun, was waren sie?«

»Ratten!« Ein gewöhnlicher Diener hätte uns nicht derart mitgespielt, aber es war einer der Helfer des Doktors, der für uns im Basar einkauft.

Es findet sich kein Hinweis darauf, dass sie je wieder Ratten gegessen hätten, aber es gab wenig anderes zu essen. Die birmanische Fastenzeit hatte begonnen, und vier Monate lang sollte es weder Fleisch noch Geflügel geben – nichts als Fisch, und selbst dieser war immer halb verdorben und konnte nur »heimlich und extrem überteuert« besorgt werden.

Eine Zeit lang lebten sie von gekochtem Reis und Obst, bis Emilys ganzer Körper sich dagegen sträubte. Dann kamen einige Kisten mit Biskuits aus Moulmein. Adoniram bestach einen kriminellen Moslem, ihnen heimlich etwas Geflügel zu besorgen. Dieser stahl später

zwar das meiste davon wieder zurück, aber sie konnten von dem Rest wenigstens eine Weile leben.

Inzwischen war auch die Regenzeit angebrochen. Bei heißem Wetter war das Haus angenehm gewesen. Jetzt aber schrieb Emily Folgendes:

Wir müssen uns direkt unter das Fenster setzen, um sehen zu können, und wir leiden unbeschreiblich unter der feuchten Luft. Häufig schließen wir alles zu und zünden schon am Mittag Kerzen an. Der Doktor leidet unter heftigem Rheuma in seiner Schreibschulter und unter beständigen Kopfschmerzen, aber seine Lungen machen ihm jetzt nicht mehr so viele Probleme wie nach den ersten heftigen Regenfällen. Was mich betrifft, so liege ich völlig danieder; obwohl ich mich um alles kümmere und sogar ein wenig geschrieben habe, konnte ich in den letzten sechs Wochen nicht eine einzige Stunde lang ohne Unterbrechung aufrecht sitzen. Mein Tisch steht neben meinem Sofa, und so schreibe ich jeweils ein paar Zeilen, dann lege ich mich wieder hin. Die Holzdecke ist von einer Art grünem Schimmel überzogen – und das Gleiche passiert innerhalb von zwei Tagen mit den Türen, wenn sie nicht sorgfältig abgerieben werden. Nun, denkst Du jetzt vielleicht, dass ich irgendwie unzufrieden bin und mir wünsche, nach Amerika zurückzukehren, um dort in einem Palast zu leben? Nein, ich nicht! Ich bin hier zehnmal glücklicher, als ich es dort sein könnte ... Und dann sind wir beide so, so glücklich miteinander ... Wir sind häufig überrascht, dass wir den unausgesprochenen Gedanken des anderen in Worte fassen, und fast in allem und jedem haben wir die gleiche Auffassung ...

Adoniram hatte Angst, Emily würde schwindstüchtig werden und vor seinen Augen wegsterben. Sie war optimistischer. »Leute wie ich ›sterben‹ zu oft, als dass sie sich allzu sehr beunruhigen lassen von dem, was immer wieder drohend auf sie zukommt.« Aber sie musste zugeben, dass es eine schlimme Zeit war. Jeden Tag kamen Beerdigungsprozessionen am Haus vorbei. »In letzter Zeit gab es in fast jedem Haus der Nachbarschaft eine Beerdigung, und das beständige, vom

Zunageln der Särge in der Nacht herrührende *Klopf-Klopf* ist schrecklich.«

Und dann kam die Katastrophe. Eines Samstagabends geschah Folgendes:

Dr. J. bekam schreckliche Schmerzen in der Magengegend usw., was wir für Durchfall hielten. Am Sonntag injizierten wir Laudanum<sup>346</sup>, und es wurde ein wenig besser; aber in der Nacht stellte sich die Krankheit als die schlimmste Ruhr heraus, die wir in unseren Nachschlagewerken finden konnten. Ein solcher Fall war vorher weder bei ihm selbst noch in seiner Familie jemals aufgetreten, und er hatte nicht die geringste Vorstellung davon, wie er sie behandeln könnte. Keine zwei Bücher stimmten überein, und bekanntlich gibt es hier niemanden, den man um medizinischen Rat angehen könnte. Ich bat ihn, Kalomel<sup>347</sup> zu nehmen, und er hätte es jeder anderen Person verabreicht, aber nun, da es um ihn selbst ging, zögerte er. Er hat seither verschiedene Medikamente genommen und so die Krankheit etwas gelindert, aber letzte Nacht ... bekam er Angst und nahm zum ersten Mal eine Dosis Rhabarber und Kalomel. Ich fürchte jedoch, dass es zu spät ist, denn heute Vormittag befindet er sich in einem schrecklichen Zustand. Die letzte Zuflucht wäre eine Seereise, was sich aber zu dieser Jahreszeit als ein Akt der Verzweiflung erweisen würde. Mit Ausnahme einiger kleiner einheimischer Schiffe legt niemand vom Hafen ab, wobei Unterbringungsmöglichkeiten für einen gesunden Mann – geschweige denn für einen kranken – fehlen; und häufig erleiden diese Nusschalen auch Schiffbruch.

Alle diese Nöte schildert Emily in einem Brief an Miss Cynthia Sheldon in Utica. Das Schreiben war die einzige Möglichkeit, ihren Ängsten Ausdruck zu verleihen, ohne Adoniram und die Kinder damit zu belasten. Und an diesem Freitagvormittag Mitte Juni ließen ihre

<sup>346</sup> A. d. Ü.: Eine Opiumtinktur, die bis ins frühe 20. Jahrhundert häufig verordnet wurde, heute aber nur noch selten verschrieben wird. Vgl. auch Fußnote 214 auf S. 445.

<sup>347</sup> A. d. Ü.: Kalomel (auch *Calomel*), veraltet auch als *Hornquecksilber* bekannt, ist ein selten vorkommendes Mineral aus der Mineralklasse der Halogenide. Da es wegen seiner äußerst geringen Wasserlöslichkeit vom Körper kaum resorbiert wird, fand es vielfältige Anwendung in der Medizin.

Befürchtungen sie erneut zur Feder greifen. Nur eine Stunde nach dem Abschluss des Briefs an Miss Sheldon begann sie einen anderen an Miss Anable:

Der Doktor ist wach, aber wir können nicht sagen, ob es ihm besser oder schlechter geht. Ganz offensichtlich *macht er gerade eine Art Krise durch*. Die draußen zu hörende Trauermusik hat eingesetzt, und die Trauernden selbst haben mit ihrem Gekreisch und Geheul in einem Haus fast direkt gegenüber begonnen. Auf der Straße ist man gerade dabei, den Leichenwagen zu dekorieren. Auf allen Seiten scheinen wir vom Tod umgeben zu sein. Angenommen, er käme hierher – es gäbe nur Diener, welche die Toten begraben könnten! Irgendetwas ist mit Edward los. Die ganze Nacht liegt er wach, und heute Vormittag schreit er plötzlich beim Spielen laut auf, als hätte er Schmerzen und rennt zu mir, so schnell er kann. Armer kleiner Junge! Er kann mir seine Not nicht erklären. Ich habe ihn soeben beruhigt und nutze den Augenblick, um zu schreiben, während sein Kopf in meinem Schoß liegt.

Am nächsten Tag dachte Adoniram, »das Rückgrat seiner Krankheit« wäre gebrochen. »Wenn dem so sein sollte«, kommentierte Emily, »dann fürchte ich, dass sie zwei Rückgrate hat, denn ich glaube, ich habe noch nie jemanden so heftig leiden sehen.« Inzwischen wurde Henry von einem »plötzlichen und heftigen« Fieber ergriffen und stöhnte auf seiner Liege, die Emily für ihn auf dem Boden hergerichtet hatte. Edward hatte eine unruhige Nacht und »verhält sich so seltsam wie gestern. Sonst weint er fast nie, doch nun schreit er plötzlich auf, als hätte ihn ein heftiger Schlag getroffen. Er läuft zu mir, erholt sich aber sofort und spielt dann weiter. In alldem liegt etwas sehr Beängstigendes – vor allem, da ich die Verfassung des tapferen kleinen Jungen ja gut kenne.«

Am nächsten Morgen war Edwards Krankheit sichtbar geworden. Sein Gesicht glänzte, war mit purpurnen Flecken übersät und so angeschwollen, dass seine Augen beinahe geschlossen waren. »Aufs Geratewohl« gab Emily ihm eine Dosis Kalomel. Später am Tag wurde

ihr deutlich, dass er ein Erysipel<sup>348</sup> hatte. Am Nachmittag ließ das Fieber nach, und das Purpur seiner Gesichtsflecken ging in Rot über. Es war schon spät, als Emily an jenem Abend zu Bett ging – »mit den schlimmsten nervösen Kopfschmerzen, die ich je hatte«.

Ich erwachte aus meinem unruhigen Schlaf durch die Schreie von Edward; aber sobald ich den Kopf hob, war es, als hätte mich ein Wirbelsturm erfasst, und hilflos fiel ich wieder zurück. So bald wie möglich unternahm ich einen weiteren Versuch und schaffte es diesmal bis zur Mitte des Zimmers, wo ich der Länge nach hinfiel. Ich wagte es nicht mehr, mich auf die Füße zu stellen, sondern kroch auf Händen und Füßen zu seinem Bett, wo es mir schließlich gelang, ihn zu beruhigen. Die ganze Zeit über war das schreckliche Stöhnen des Doktors zu hören, und zwischen seinen Seufzern konnte er mir sagen, dass er jetzt unter noch größeren Qualen litt als am Anfang der Krankheit. Ich konnte jedoch nichts für ihn tun, und so kroch ich hinüber zu Henrys Kinderbett ... Ich rechnete damit, dass sowohl Edward als auch der Doktor sterben würden, und Du kannst Dir vorstellen, dass ich lange und heftig geweint hatte, ehe ich darüber nachzudenken begann, was ich tun sollte, falls das Schlimmste einträfe.

Diese Nacht war die schlimmste. Danach begannen Adoniram, Edward und Henry, sich langsam zu erholen – obwohl zwei Wochen später Adoniram die gewaltigen Abszesse aufstechen musste, die sich auf Edwards Kopf und Hals gebildet hatten. Emily sah etwas »Engelsgleiches« in Edwards Geduld und Gelassenheit.

Er konnte nicht umhin zu weinen, als sein Papa sich die Abszesse auf seinem Kopf vornahm; aber kaum war der größte Schmerz beim Aufstechen vorüber, kuschelte er sich in meinen Schoß und – obwohl er am ganzen Leib zitterte – wandte seine Augen meinem Gesicht zu und versuchte (oh, so süß!) zu lächeln! Er beobachtete

---

348 A. d. Ü.: Das Erysipel – Betonung: Erysipél; wörtliche Bedeutung etwa *gerötete Haut* (aus gr. *erythrós* [»rot«] und *pélla* [»Haut«]) – ist eine bakterielle Infektion der oberen Hautschichten und Lymphwege und zeigt sich als scharf begrenzte starke Rötung.

Papa, wie er die Lanzette schärfte, um einen weiteren Abszess zu öffnen, und als diese bereit war, wandte er sich zu ihm und legte freiwillig seinen kleinen Kopf auf Papas Knie ... Vielleicht sagst Du, dass ich von nichts anderem schreibe als von meinem Mann und meinen Kindern. Das ist natürlich nicht alles: Ich *denke* augenblicklich sogar an nichts anderes.

Die Intoleranz der Regierung, der Mangel an Nahrung und an Geld, Krankheit ... Falls es Gottes Wille war, dass sie Rangun verließen, dann machte er seine Absicht auf unmissverständliche Weise deutlich. Und obendrein war Emily schwanger. Sie entschlossen sich abzureisen, sobald sie eine Schiffspassage finden würden.

Und doch blieb für Adoniram und Emily die Erinnerung an ihre sieben Monate in Rangun lieb und teuer. Inmitten all der Schrecken, außer vielleicht der allerschlimmsten, hatten ihre Blicke, Worte und Gesten von ihrem Humor und ihrer Zuneigung zueinander Zeugnis abgelegt. Sie hatten Liebesbeweise miteinander getauscht, als seien elektrische Funken hin und her geflogen. Keiner von beiden hatte je eine derartige Beziehung erlebt, wie sie ihnen in ihrer ganzen Tiefe geschenkt worden war. Jeder schien genau zu wissen, was der andere jeweils dachte. Jeder hatte die gleiche Fähigkeit, selbst in dem, was eigentlich in höchstem Maße deprimierend hätte sein müssen, noch etwas Belustigendes zu sehen.

Sie erinnerten sich beispielsweise immer wieder daran, wie Emily einmal zu krank war, um aus dem Bett zu steigen – und es Adoniram nicht viel besser ging. Da stützte sie sich unter Schmerzen auf einen Ellbogen und kritzelte drei Strophen hin, die sie ihm reichte. Überrascht und mit immer breiterem Lächeln hatte er gelesen:

Vive la bagatelle!  
Das Lachen froh anschwelle,  
laut klinge der Gesang!  
Humor soll uns bewegen,  
und auf des Frohsinns Wegen  
lustwandeln wir im Tanz.

Vive la bagatelle!  
Tief in des Herzens Zelle  
befiehl der Sorge: Schlaf!  
Und unter bunten Blüten  
der Hoffnung, die wir hüten,  
sie abgrundtief begrab.

Vive la bagatelle!  
An heller Freuden Quelle  
du, junges Herz, dich halt!  
Denn düstrer Sorge Stunden  
werden genug gefunden,  
sind wir erst einmal alt.

Adoniram unterdrückte mühsam sein Lächeln und sagte Emily in aufgesetztem Ernst, er müsste sie für ihre Verschmitztheit streng zurechtweisen. Denn was stand in der letzten Strophe? Schließlich war er ja *tatsächlich* alt – sollte er sich jetzt etwa »düstrer Sorge« überlassen?

Mit Schalk in den Augen antwortete sie, sie würde das Gedicht, da er es kritisiere, in einen »Sermon« im Stil des Bibelbuches Prediger umändern. Sie nahm das Papier, dachte einen Augenblick nach und schrieb dann eine abschließende vierte Strophe:

Vive la bagatelle!  
Wenn Wahrheit aufstrahlt helle,  
lehrt sonnenklar sie eins:  
Verlorne Zeit *Gott zählte*,  
*Gott gab* verschwend'te Kräfte –  
*er* wird uns Richter sein!

Damit war Adoniram zufrieden – mehr, als Emily vermutete, denn ein paar Tage später erzählte er die Geschichte in einem Brief an Mrs. Stevens, indem er das Gedicht wiederholte.

Aber Episoden wie diese machten Rangun noch lange nicht erträglich. Am 31. August 1847 segelten sie ab, um nie wieder zurückzukehren. Eine Woche später waren sie wieder in Moulmein.

## Sonnenuntergang; das Wörterbuch (Moulmein: 1847 – 1849)

In Moulmein lief das Leben bald wieder in einer angenehmen aber geschäftigen Routine ab. Emilys Baby (ein Mädchen, genannt Emily Frances) wurde am 24. Dezember 1847 geboren. Sie hatten ein Haus am Rand des Missionskomplexes genommen, aber als das Baby zwei Monate alt war, zogen sie wieder in ihr früheres Heim. Emily erholte sich schnell und erfreute sich im folgenden Jahr der besten Gesundheit ihres Lebens. Auch Adoniram fühlte sich gesundheitlich außergewöhnlich wohl. Jeden Tag standen sie vor Sonnenaufgang auf und machten einen Spaziergang in forschem Tempo, oft bis zu fünf Kilometern weit. Manchmal wurden sie von einigen Missionaren und gelegentlich sogar von einigen Kindern aus der Mission begleitet. Das Ziel der morgendlichen Wanderung war für gewöhnlich der Gipfel des kleinen Bergs außerhalb der Stadt, von wo aus sie den Sonnenaufgang beobachten konnten.

Bei der Rückkehr fand regelmäßig ein Wettlauf bergabwärts zwischen Adoniram und Emily statt. Emily bekam einen Vorsprung, bis sie etwa halb unten war. Dann rannte Adoniram ihr nach und versuchte, sie einzuholen, ehe sie unten angekommen war. Ihre Begleiter beobachteten vom Gipfel mit angehaltenem Atem, wie Adoniram den Weg in langen Sätzen hinunterjagte, im Zickzack wie eine Bergziege von Fels zu Fels sprang und nur gelegentlich abbremsste, wenn er über einen Felsabsatz klettern oder springen musste. Er wurde sechzig in jenem Sommer 1848, aber er schien voller Energie wie ein Schuljunge.

Wie üblich hatte er nicht nur für das Wörterbuch, sondern auch für andere Dinge Zeit. Ihm oblag die Gesamtaufsicht für die Arbeit der Mission, und er predigte regelmäßig am Sonntag in der Kapelle für die Einheimischen. Noch lange danach erinnerten sich die Zuhörer an diese dynamischen Predigten – oft mit Humor gewürzt – in der einheimischen Sprache. Adoniram trug dabei einen langen schwarzen Talar und stand auf dem niedrigen Podest neben einem Tisch, der

als Kanzel diente, wobei die Versammlung so aufgeteilt war, dass sich die Frauen auf der einen Seite befanden, die Männer auf der anderen. Und sie erinnerten sich an den Abschluss des Gottesdienstes mit einem geistlichen Lied, vielleicht einem von Adonirams eigenen, wie z. B.: »Ich sehn' mich, dass ich endlich lande // an jenem ewgen goldnen Strande.«<sup>349</sup> *Golden!* Der diesen Worten zugrunde liegende Gedanke war charakteristisch für Birma mit seiner goldenen Pagode, dem Shwedagon, und seinem Herrscher, der »Goldenen Gegenwart«. Warum dann nicht auch über einen »goldenen Strand« singen?

Adoniram war merklich milder geworden. Obwohl er immer noch während seiner Predigten die Mutter eines weinenden Kindes bat, mit ihm den Saal zu verlassen, hielt er auch Versammlungen für die etwa 20 Kinder der Mission. Und es machte ihm Freude, ihnen Rätsel und Denksportaufgaben zu geben, die sie dann lösen sollten – wie er es selbst in seiner Kindheit getan hatte. Immer mehr schien sich in seinem Leben der Kreis zu schließen: Obwohl seine Glaubensüberzeugungen so konservativ waren wie eh und je – es waren im Wesentlichen die gleichen wie in seiner Kindheit –, nahmen die Liebe und die Gnade Gottes in seinem Denken und seiner Lehre einen stets größeren Platz ein.

Die wenigen Elemente des Mystizismus, an denen er noch festhielt, hatten sich in seinem Denken zu Reflexionen über den Frieden und die Milde gewandelt, die ein Christ verspüren sollte, der sein Herz dem Heiland überantwortet hatte. Während ihrer ersten Tage in Rangun war Emily »ein wenig verstimmt angesichts dessen, was mir als eine Spur von Guyonismus<sup>350</sup> oder Oberlinismus<sup>351</sup> oder etwas in der Art erschien«. Aber sie war mit Adoniram zusammen sorgfältig die Lite-

349 A. d. A.: Diese Beschreibung stammt hauptsächlich von Stacy R. Warburton, *Eastward! The Story of Adoniram Judson*, New York, 1937, S. 218. Die Zeile »Ich sehn' mich, dass ich endlich lande // an jenem ewgen goldnen Strande« wurde von Miss Lucy F. Wiatt folgendermaßen wörtlich übersetzt:

»Goldnes Land des-Himmels zu-genießen ich-mich-sehne.«  
[*Shwe pye kaungin san longyin le.*]

350 A. d. Ü.: Der Guyonismus ist nach Jeanne Marie Guyon du Chesnoy geb. Bouvier de la Motte (13. 4. 1648 bis 9. 6. 1717) benannt, die eine bedeutende Vertreterin des mystischen Quietismus war. Vgl. Fußnote 204 auf S. 419 und Fußnote 264 auf S. 526.

351 A. d. Ü.: Bezeichnung für den von Charles Grandison Finney (1792–1875) in den USA verbreiteten »Perfektionismus« (weil Finney Gründer und Präsident des Oberlin College war). Der Name des College stammt von dem elsässischen Pfarrer Johann Friedrich Oberlin (1740–1826), der Pädagoge und Sozialreformer war und mit Finney oder Perfektionismus rein gar nichts – außer dem Namen – zu tun hat.

ratur durchgegangen »und hatte sie im Licht der Bibel und des gesunden Menschenverstandes geprüft«. Sie war zu dem Schluss gekommen, dass Adoniram »in jeder Beziehung rechtgläubig« war – die einzige Person, sie selbst ausgenommen, die sie kannte und auf die das voll und ganz zutraf. Sie stimmten in wirklich allem überein – sogar, wie sie meinte, in ihrer Auffassung über Madame Guyon, die sie als »abstoßend« und »monoman«<sup>352</sup> betrachtete, obgleich sie zugestand, dass sie »trotz des abstoßenden Gesamteindrucks dennoch auch von Gnade geprägt war«.

Die Jungen, Edward und Henry, wussten jedoch noch nichts von Glaubensüberzeugungen oder -bekenntnissen. Sie erinnerten sich an die Zuneigung ihres Vaters und daran, wie er bei ihren Spielen mitmachte. Fast 40 Jahre später konnte sich Edward noch ins Gedächtnis rufen, »wie sein Vater am Morgen in sein Zimmer kam und ihn zum Aufwachen mit einem köstlichen Stück birmanischen Kuchens oder mit der frohen Kunde begrüßte, dass letzte Nacht eine Ratte in der Falle gefangen worden war«!

Emily überwachte die Ausbildung der Jungen. Als sie nach Rangun gezogen waren, hatte sie darauf bestanden, dass Henry lernte, seine Schnürsenkel selbst zu binden. Sie war beunruhigt darüber, wie unselbstständig die weißen Kinder durch die vielen einheimischen Diener wurden, die ihnen fast jede Tätigkeit abnahmen.

Natürlich hatte sie auch selbst Diener, sowohl in Rangun als auch in Moulmein. Nach der Geburt der kleinen Emily beschrieb sie »Oma Grunzer (alias Amme [alias May Bya]), die nichts anderes tut, als die 24 Stunden des Tages hindurch ... abwechselnd zu schlafen oder zu essen, und wenn sie ein Yankee wäre, erfände sie eine Maschine, die das Kind hochheben und an ihre Brust legen würde«. Außerdem beschrieb Emily »Seine Koboldschaft, den Wirbelwind John, einen alten bengalischen Kleinwüchsigen mit rauchfarbenem Gesicht, zahnlosem Gebiss, zinnoberroter Zunge (die genau wie die einer Schlange aussieht) und lauter Muskeln an seinem ausgedörrten Körper«. Aber er war »das Wunder aller Wunder in diesem Klima – nämlich ein energiegeladener, aktiver Mann«. Und an der Tür, »aufrecht wie eine

---

352 A. d. Ü.: Monomanie, monoman = wörtl. »Einzelwahn«: von einer einzigen fixen Idee besessen sein.

Schildwache, steht Sir Ölig Langbein – ein Bengale, der seinesgleichen sucht – sein heidnischer Name ist Jessingh, und er ist derjenige, der für die ›gnädige Frau‹ (d.h. für mich) alle möglichen Aufträge ausführt, zumindest jetzt gerade«.

Er ist ein prächtig aussehender Mann, 1,85 Meter groß und mit einem Turban, der ihn mindestens 15 Zentimeter größer erscheinen lässt. Und was meinst Du, was er tut, dieses herrliche Exemplar von Mensch, mit seinen flinken Augen, seiner eleganten Gestalt und seiner geschmeidigen Zunge? Nun, alles und jedes, was »Mama« gefällt, und zwar so überlegt und demonstrativ, wie es Jessingh gefällt. Er badet die Jungen, zieht sie an und zieht sie aus, wischt den Boden, wachst die Tische, bringt »Mamas« Dinge in Ordnung, sogar in ihrem Ankleidezimmer, macht Besorgungen und – »last«, aber keineswegs »least« – näht alle nötigen Schnüre und Knöpfe an.

Aber zumindest tat Emily alles, was sie konnte, um die Jungen zu unterweisen und sie zu Selbstständigkeit und Furchtlosigkeit zu erziehen. In Rangun, schrieb sie, seien sie »große Feiglinge geworden«.

Eines Nachts rief Edward, der in einem eigenen kleinen Zimmer schlief, er hätte »Angst«, und er ließ sich nicht beruhigen ... So betete ich also mit dem kleinen E., gab ihm einen Gutenachtkuss und verließ ihn, wobei er offensichtlich zufrieden war. Kurz darauf jedoch hörte ich ihn wiederum rufen, als wäre er in großer Not: »Oh Dott!« Der arme kleine Bursche war mit der Sprache noch nicht genügend vertraut, um zu wissen, was er als Nächstes sagen sollte, aber dieses Erheben seines Herzens verschaffte ihm offensichtlich Erleichterung, denn einige Minuten später rief er wiederum aus: »Oh Dott!«, aber in sehr viel sanfterem und ruhigerem Ton. Ich ging zur Tür, zögerte aber einzutreten. Nach ein paar weiteren Minuten wiederholte er wieder: »Oh Dott!«, aber in einem derart vertrauensvollen Ton, dass ich dachte, ich solle besser in mein Zimmer gehen und ihn der Hand desjenigen überlassen, der über ihn wacht und auch alle anderen beschützt. Ich hörte eine Zeit lang nichts mehr von ihm, und als ich schließlich doch in sein Zim-

mer trat, fand ich ihn auf seinen Knien in tiefem Schlaf. Er erinnert mich jetzt jedes Mal, ich solle »Dott bitten, sich um ihn zu kümmern«, falls ich es einmal vergesse, und seither habe ich kein Wort von ihm gehört, das irgendwie auf Angst oder Furcht hindeutete.

Emily war darüber hinaus nicht nur mit den zwei kleinen Jungen und Emily Frances beschäftigt, sondern auch eifrig dabei, Birmanisch zu lernen. Sie hatte die Biografie Sarahs schon lange, noch in Rangun, abgeschlossen. Ja sie hatte dafür nur sechs Wochen gebraucht. Es dauerte länger, sich Birmanisch anzueignen, aber sie hatte dafür eine bemerkenswerte Begabung und machte außerordentliche Fortschritte. Bald schon konnte sie Sarahs Werk *Fragen zur Heiligen Schrift* abschließen, Bibelunterricht geben und Gebetsversammlungen für birmanische Frauen leiten.

Insgesamt war es ein gutes Jahr, dieses Jahr 1848, ein glückliches Jahr, ein geschäftiges Jahr sowohl für Adoniram als auch Emily – vielleicht ihr glücklichstes Jahr zusammen. Und es endete mit dem Abschluss eines überaus wichtigen Projekts.

Anfang des neuen Jahres, am 24. Januar 1849, konnte Adoniram nämlich schreiben, dass er den englisch-birmanischen Teil des Wörterbuches abgeschlossen hatte. Ein Band im Quartformat<sup>353</sup> von 600 Seiten – das war eine gewaltige und beeindruckende Leistung. Er rechnete damit, dass der birmanisch-englische Teil etwa den gleichen Umfang haben würde. Er wusste natürlich, dass das Werk auch weiterhin verändert und verbessert werden musste. Dennoch urteilte er – und zwar korrekt –, dass es eines der Fundamente für jede zukünftige Arbeit an der Sprache sein würde. »Niemand kann ermessen, wie viel Mühe es mich gekostet hat. Aber ich glaube zuversichtlich, dass es sich auf lange Zeit hin als wertvolles Standardwerk erweisen wird.«

Das waren die guten Dinge. Andere Ereignisse waren nicht so gut. So wurde zum Beispiel Anfang 1849 Emily wieder krank, und zwar mit einem Husten, der sich ständig verschlimmerte. Ihr Appetit ließ nach, und sie verlor an Gewicht. Sie hatte Emily Frances während

---

353 A. d. Ü.: Gemeint ist hier das amerikanische Quartformat (8×10 Zoll bzw. 203×254 Millimeter).

einer kurzen, aber schweren Krankheit pflegen müssen, was ihren eigenen Gesundheitszustand zusätzlich verschlimmerte. Ein paar Tage kämpfte sie dagegen an, und ihr ging es wieder ein wenig besser. Die üblichen Spaziergänge mit Adoniram standen außer Frage, aber sie kauften ein Pony, sodass sie mit ihm ausreiten konnte – »ein schönes, schwarzes kleines Geschöpf, glatt und glänzend; voller Vitalität, aber sanft und folgsam, und es galoppiert, oh, so bezaubernd«.

Aber Emily konnte das Pony nur eine Woche lang nutzen. Der Husten kam zurück, schlimmer als vorher, und mit ihm stellten sich Fieber und nächtliche Schweißausbrüche ein. Binnen Kurzem war sie kaum mehr als ein Skelett. In ihrer Verzweiflung entschieden sich die Judsons für die übliche Seereise, und Emily nahm einen Dampfer nach Tavoy, um die Bennetts zu besuchen. Aber wenn es dort überhaupt eine Veränderung gab, dann nur zum Schlechteren hin. Die Bennetts bekamen Angst, sie könnte fern von zu Hause sterben. Nach einer Woche in Tavoy kehrte sie nach Moulemein zurück. Adoniram war verzweifelt. Es gab nirgendwo im Orient ein besseres Klima, und es war obendrein gerade die warme und trockene Jahreszeit, die beste im ganzen Jahr. Die Houghs, jetzt in britischen Diensten mit der Leitung einer Schule der Regierung betraut, schickten ihr jeden Morgen ihre Kutsche, und diese kurzen Fahrten schienen die Krankheit so sehr zu lindern, dass Adoniram und Emily sich entschlossen, eine eigene Kutsche mit Pferden zu erwerben. Aber dennoch erwarteten beide, dass sie bald sterben würde; und obwohl sie sich natürlich ein längeres Leben wünschte, versuchte sie, der Tatsache tapfer ins Auge zu sehen.

Lediglich ihr Arzt, Dr. Morton, hatte ein wenig Hoffnung. Er war überzeugt, ihr Leiden rühre »von einer Verstopfung der Leber statt einer Erkrankung der Lunge« her. Er gab ihr Chinin gegen das Fieber und verschiedene Dosen anderer Medikamente, von denen er Besserung erwartete. Zu Adonirams Überraschung schlugen sie tatsächlich an. Während des Sommers erholte sie sich sehr langsam, aber Adoniram kam zu dem Schluss, ihre Gesundheit würde immer anfällig bleiben.

Adoniram dagegen schien es mit zunehmendem Alter immer besser zu gehen. Er arbeitete – schrieb Emily im Juli in einem Brief – »wie

ein Galeerensklave, und es bringt mich wirklich manchmal zur Verzweiflung, aber er scheint dabei richtig zu gedeihen. Deshalb versuche ich, mich nicht zu sorgen. Er geht – oder vielmehr, er *rennt* – wie ein Junge über die Hügel, jeden Morgen zwei oder drei Kilometer. Dann geht's zu seinen Büchern, wobei die Feder über das Papier kratzt und sein Geist versucht, komplizierte Zusammenhänge zu erfassen. Und wenn er wirklich ›tief im Sumpf stecken bleibt‹, geht's hinaus auf die Veranda mit Deiner demütigen Dienerin an seiner Seite, gehend und redend (*kan-ing* nennen wir das auf Birmanisch), bis der Punkt geklärt worden ist. Dann wieder hinab ins Büro, und so weiter bis zehn Uhr abends. Es ist dieses *Gehen*, das ihn vor dem Grab bewahrt.«

In jenem Sommer 1849 bekam er endlich die Nachricht aus Amerika, dass er nach Ava reisen könne. Das Komitee hatte das notwendige Geld endlich genehmigt. Aber es war zu spät, denn es bestand keine Aussicht mehr, noch eine Tolerierung zu erreichen. Die Reise würde dem Wörterbuchprojekt nichts nützen, sondern stattdessen sein Erscheinen lediglich verzögern, denn inzwischen war es Adoniram gelungen, einen hochgebildeten und versierten birmanischen Gelehrten anzustellen. Dieser war einst Priester in Ava gewesen, war aber ausgewandert und nach Moulmein gelangt. Aber Adoniram hoffte, dass die genehmigte Geldsumme trotzdem ihnen zugutekommen würde. Wenn das Wörterbuch vollendet sein sollte – eine Frage eines weiteren Jahres –, hätte dieser Gelehrte vielleicht Verwendung dafür.

## Zum goldenen Strand (1849 – 1850)

Diese Zeit sollte nicht kommen. Denn Ende September 1849 (gerade als Emily endlich wieder halbwegs gesund geworden war) zog sich Adoniram eine schwere Erkältung zu, weil er einmal in einer kalten feuchten Nacht aufgestanden war, um Emily in Bezug auf eines der Kinder zu helfen, dessen plötzliche Erkrankung sie beide geweckt hatte. Die Erkältung nistete sich in seiner Lunge ein und quälte ihn mit einem schmerzhaften keuchenden Husten. Drei oder vier Tage später wurde er von der Ruhr heimgesucht, gefolgt von einem Fieber, das ihn Ende November ans Bett fesselte und die Arbeit am Wörterbuch vollständig zum Erliegen brachte. Von November 1849 bis Anfang 1850 litt er so sehr, dass er seinen Freunden sagte, es käme ihm vor, er wäre nie in seinem ganzen Leben derart krank gewesen. Dennoch fürchteten anfangs weder er selbst noch Emily oder seine Freunde um sein Leben. Nur Dr. Morton hatte die Zeichen des Alters bei ihm bemerkt, die sich seit seiner Rückkehr aus Amerika immer deutlicher zeigten. Als sich Adoniram ein wenig erholt hatte, nahm ihn Emily ein- oder zweimal zu Kutschfahrten mit, wobei sie selbst die Zügel nahm. Aber er erholte sich nicht schnell genug, und Dr. Morton empfahl eine Seereise, für Emily genauso sehr wie für Adoniram. Im Januar fuhren sie mit dem Dampfboot für ein paar Tage nach Mergui<sup>354</sup>. Er fühlte sich ein wenig besser, und sie verbrachten einen Monat in Amherst, sodass er Seeluft atmen konnte.

Auch etwas anderes entwickelte sich in seinem Leben. Bereits im Dezember war Emily aufgefallen, dass Adoniram immer mehr Zeit dem Gebet widmete, um jenen Sieg über sich selbst davonzutragen, um den er seit den Tagen von Andover gerungen hatte. 40 Jahre lang hatte er versucht, jeden anderen ebenso sehr zu lieben, wie der Heiland geboten hatte. Er hatte es immer wieder versucht, und immer wieder war er gescheitert. 40 Jahre lang hatte er es als Sünde betrachtet, sich

---

354 A. d. Ü.: Vgl. Fußnote 285 auf S. 557.

selbst zu lieben, Gefühle des Hochmuts zu hegen, sich in seiner Selbsteinschätzung höher als andere zu bewerten und seine Frau und seine Kinder mehr als andere zu lieben. Und doch hatte er dabei gesündigt, allzu oft. Jetzt, Stunde um Stunde im Bett, betete er um geistlichen Fortschritt und prüfte seine eigenen Gefühle, wobei er Emily täglich über seine Entwicklung berichtete.

Dann eines Tages im Januar hob er seinen Kopf aus dem Kissen und sagte ihr: »Endlich habe ich den Sieg errungen. Ich liebe jeden einzelnen der Erlösten Christi, und zwar so, wie er – meiner Auffassung nach – möchte, dass ich alle Gläubigen liebe.« Es lag ein stiller Triumph in seiner Stimme, als er darüber sprach, wie es sich anfühlte, die Leidenschaft hinter sich gelassen und den Hass, Neid und Ehrgeiz abgelegt zu haben. Schließlich sagte er: »Und jetzt liege ich hier in Frieden mit aller Welt, und – was besser ist – in Frieden mit meinem eigenen Gewissen. Ich weiß, ich bin ein elender Sünder in den Augen Gottes, mit keiner Hoffnung als nur auf das Verdienst des hochgelobten Heilands; aber mir kommt kein konkreter Fehler in den Sinn, und keine spezielle hartnäckige Sünde fällt mir ein, die ich jetzt in Ordnung bringen müsste. Könntest du mir eine nennen?« Emily konnte es nicht.

Von jetzt an genoss Adoniram die Genugtuung und das Gefühl tiefen Friedens. Doch während ihres Monats in Amherst erfüllte Emily seine zunehmende körperliche Schwäche mit tiefer Sorge. Wenn er sich unbeobachtet glaubte, hielt er sich beim Gehen an den Möbeln und Wänden fest. Ohne Stütze aber geriet er ins Taumeln. Sein Gesicht war gespenstisch bleich geworden. Mehrere Stunden am Tag litt er unter heftigen Schmerzen. Trotz der eisernen Selbstbeherrschung, an der er festzuhalten suchte, »erfüllte sein Stöhnen manchmal das ganze Haus. Zu anderen Zeiten wieder schien sich eine Art Lethargie seiner zu bemächtigen, und er schlief plötzlich ein, und zwar 24 Stunden hintereinander, und wenn er geweckt oder gestört wurde, machte er einen verstimmtten Eindruck.«

Wenn es ihm besser ging, lebte er sehr in seinen Erinnerungen, und er erzählte Emily eine Geschichte nach der anderen von seiner Kindheit und Jugend in Wenham und Plymouth, von seinen College-Tagen, seinem Gefängnisaufenthalt in Frankreich und den frühen Tagen der Mission in Rangun.

Er sprach auch vom Wörterbuch. Der abgeschlossene (englisch-birmanische) Teil konnte bereits zu einer Kommunikationsbrücke zwischen den birmanisch- und den englischsprachigen Völkern und Volksgruppen werden. Was den unvollendeten Teil betraf, so hoffte er, eine deutliche Markierung anbringen zu können, wo sein eigenes Werk aufgehört hatte.

Als seine Schwäche weiter zunahm, wuchsen auch Emilys Sorgen. In Amherst waren sie allein. Es gab keinen Arzt. Nach einem Monat kehrten sie nach Moulmein zurück. Dr. Morton riet zu einer weiteren Seereise – einer längeren. Da zu jenem Zeitpunkt kein Schiff im Hafen lag, das einen weit entfernten Bestimmungshafen anlaufen würde, empfahl der Arzt, sie sollten aus ihrem Haus, das er für zu feucht und ungesund hielt, in ein anderes umziehen. Für die Dauer einiger Tage nach dem Umzug schien es Adoniram besser zu gehen. Dann hatte er wieder einen Rückfall.

Emily war in ihrer zweiten Schwangerschaft weit fortgeschritten. Da sie ihr Baby in wenigen Monaten bekommen würde, war es ausgeschlossen, dass sie ihn jetzt auf einer Seereise begleiten könnte. Sie hatten den Gedanken, dass Adoniram ohne sie allein reiste, stets von sich gewiesen; aber es war bald deutlich, dass er gehen musste, wenn er am Leben bleiben sollte. Sein Leiden war unerträglich geworden; aber ebenso unerträglich war ihm der Gedanke, Emily verlassen zu müssen. In gebrochenen Sätzen drückte er seinen Wunsch aus, Gott solle ihn in Moulmein sterben lassen, und zwar sofort. Mittlerweile nahm seine Kraft immer rascher ab. Bis jetzt war er in der Lage, sich langsam von einem Zimmer zum anderen zu bewegen. Jetzt aber, als er sich eines Abends aus seinem Stuhl erhob, kollabierte er; und wenn Emily ihn nicht aufgefangen hätte, wäre er zu Boden gestürzt. Nach diesem Vorfall verbrachte er seine ganze Zeit auf einem Sofa. Die Symptome wurden bedrohlicher. Seine Füße schwellen an. Aufgrund seiner langen Erfahrung wusste er nur allzu gut, was das Anschwellen bedeutete.

Und doch konnte er nicht ganz glauben, dass er im Sterben lag. Stattdessen richtete sich sein Denken immer sehnsüchtiger auf die Seereise. Er sagte Emily, er wolle die stickige Luft der heißen Jahreszeit hinter sich lassen und die frische Seeluft atmen.

Im März kam Nachricht von einem Schiff. Die französische Bark *Aristide Marie* war nach Moulmein gekommen und sollte am 3. April nach Mauritius auslaufen. Sofort wurde eine Passage für Adoniram arrangiert. Inzwischen war sich Emily sicher, dass er nicht mehr zurückkehren würde. Sie wusste natürlich, dass er in gewissem Sinn immer aufs Sterben vorbereitet war; aber sie »konnte es nicht ertragen, ihn weggehen zu lassen und dabei nicht zu wissen, ob unsere nächste Begegnung vielleicht erst in der Ewigkeit stattfinden würde«. Vielleicht, so gestand sie ehrlich ein, suchte sie immer noch nach »Worten der Ermutigung und der Sympathie aus einer Quelle, die nie zuvor versiegt war«.

Spät an einem Abend sah sie ihre Gelegenheit. Sie war mit verschiedenen kleinen Aufgaben in seinem Zimmer beschäftigt, als Adoniram plötzlich aufwachte und mit einer Stimme, fast so stark und fest wie bei voller Gesundheit, ausrief: »Das geht doch nicht! Du bringst dich für mich um, und ich erlaube das nicht. Du brauchst jemanden, der dir hilft. Wenn ich nicht durch meine Krankheit so selbstsüchtig geworden wäre, hätte ich schon vor langer Zeit darauf bestehen sollen.«

Einen Augenblick lang erfüllte der Ton seiner Stimme Emily mit einer Art wahnhafter Hoffnung. Aber als sie antwortete, sie sei nicht überarbeitet, solange sie die Arbeit für Adoniram tun könne, fiel er wieder in Schlaffheit zurück. Und sie fügte hinzu: »Es dauert nur eine kleine Weile, weißt du.«

Er verstand nicht, was sie eigentlich meinte. »Nur eine kleine Weile«, murmelte er traurig. »Diese Trennung ist eine bittere Sache, aber sie ängstigt mich jetzt nicht mehr so wie früher – ich bin zu schwach.«

»Du hast keinen Grund, dich zu ängstigen«, sagte Emily mit sanftem Nachdruck, »wo doch so herrliche Aussichten vor dir liegen. Du hast mir oft gesagt, dass *derjenige* leide, der einsam und verlassen zurückbleibt, nicht aber *derjenige*, der zu Christus geht.«

Adoniram warf ihr »einen raschen, fragenden Blick« zu, dann schwieg er wieder einige Minuten mit geschlossenen Augen. Sie wusste, dass er sie verstand und über ihre Worte nachdachte. Als er die Augen wieder öffnete, blickte er sie fest an und sagte ruhig und

bestimmt: »Ich glaube nicht, dass ich sterben werde. Ich denke, dass ich weiß, warum mir diese Krankheit gesandt worden ist. Ich brauchte sie, und ich meine, sie hat mich vorangebracht; und es ist mein Eindruck, dass ich jetzt bald gesund und ein besserer und nützlicherer Mensch sein werde.«

»Dann hast du den Wunsch, gesund zu werden?«, fragte ihn Emily.

»Wenn es der Wille Gottes sein sollte, dann ja«, sagte er mit Nachdruck. »Ich würde gerne das Wörterbuch abschließen, in das ich so viel Arbeit und Mühe investiert habe, denn obwohl es keine Arbeit war, die mir besonders gefallen oder mich emotional befriedigt hätte, habe ich ihre Bedeutung nie unterschätzt. Dann kommen nach diesem Projekt all die Pläne, die wir gemacht haben. Oh«, und er hob seine Stimme ein wenig zur Betonung dessen, was er sagte, »ich habe den Eindruck, dass ich gerade erst am Anfang meiner Zurüstung stehe, der Zurüstung zu einem wirklich nützlichen Leben.«

Emily antwortete ihm: »Es ist die Meinung der meisten in der Mission, dass du nicht wieder gesund werden wirst.«

»Ich weiß das; und ich vermute, dass sie mich für einen alten Mann halten und sich vorstellen, es sei eine Kleinigkeit für jemanden wie mich, sich von einem Leben zu verabschieden, das so voller Prüfungen war. Aber ich bin nicht alt – zumindest nicht in jenem Sinn; du weißt das. Oh, kein Mensch hat die Welt jemals mit einladenderen Aussichten, mit strahlenderen Hoffnungen oder liebevolleren Gefühlen – liebevolleren Gefühlen –« Er brach ab. Sein Gesichtsausdruck änderte sich nicht, aber obwohl er die Lider geschlossen hatte, kamen ihm die Tränen. Sie rollten über das Gesicht hinab und fielen auf das Kissen.

Emily dachte, er hätte vielleicht einige unnötige Zweifel, ob er der Rettung wirklich würdig wäre; oder vielleicht hatte er eine anhaltende Angst vor dem Tod oder bedauerte, seine Familie verlassen zu müssen. Sie äußerte einige dieser Zweifel so taktvoll, wie sie konnte, aber er verwarf sie.

»Es ist nicht das«, sagte er. »Ich weiß und bin überzeugt von diesen Dingen, und ich spüre sie in meinem innersten und tiefsten Herzen. Während ich hier im Bett lag und nicht sprechen konnte, wurden mir Einblicke in die Liebe und Gnade Christi und die Herrlichkeiten

des Himmels gewährt, wie sie – so glaube ich – sterblichen Menschen selten geschenkt werden. Ich möchte nicht deswegen weiterleben, weil ich etwa vor dem Tod zurückschreckte; noch ist es, weil meine Familien- und Freundschaftsbande hier, obgleich manche davon äußerst beglückend sind, auch nur entfernt verglichen werden könnten mit der Sehnsucht, die ich zuweilen nach dem Himmel verspüre. Aber ein paar weitere Jahre hier würden von meiner ewigen Glückseligkeit nichts wegtun, und andererseits könnte ich sie hier gut verwenden, sowohl für dich als auch für die armen Birmanen. Ich bin meiner Arbeit nicht müde, und ebenso wenig bin ich der Welt müde. Doch wenn Christus mich nach Hause ruft, werde ich gehen, und zwar mit der Fröhlichkeit eines Jungen, der nach Unterrichtsende in langen Sätzen aus der Schule nach Hause läuft. Vielleicht fühle ich mich auch ein wenig wie die junge Braut, die darüber nachdenkt, dass sie die freundschaftlichen Beziehungen ihrer Kindheit und Jugend bald um einer neuen, viel beglückenderen Heimat willen aufgeben wird – ich bin natürlich nur sehr wenig wie sie, denn *bezüglich meiner Zukunft gibt es absolut keinen Zweifel.*«

»Dann würde der Tod dich also nicht überraschen«, fragte Emily, »selbst wenn er käme, ehe du an Bord des Schiffs gehen könntest?«

»O nein«, sagte Adoniram. »Der Tod könnte mich nie überraschen – mach dir deswegen keine Sorgen. Ich fühle mich *so stark in Christus*. Er hat mich diese ganze Zeit so liebevoll und so weit geführt, dass er mich nicht jetzt, unmittelbar am Tor zum Himmel, im Stich lassen wird. Nein, nein. Ich bin bereit, noch einige Jahre zu leben, falls mir das bestimmt wird. Wenn nicht, dann bin ich willig und froh, jetzt zu sterben. Ich vertraue mich völlig den Händen Gottes an, der über mich entsprechend seinem heiligen Willen verfügen möge.«

Am nächsten Tag erwähnte ein Besucher ihm gegenüber, dass die einheimischen Christen gegen diese Seereise wären und dass viele andere der gleichen Meinung seien. Emily hatte den Eindruck, dass diese Worte ihm Not machten. Als der Besucher gegangen war, fragte sie ihn, ob er sich immer noch so fühle wie am Abend zuvor. »O ja«, antwortete er, »das war kein flüchtiges Gefühl. Ich hatte und habe es – mehr oder weniger stark – seit vielen Jahren, und ich bin überzeugt, dass ich es auch bis zum Ende haben werde. Ich bin bereit, *heute*

zu gehen – ja, diese Stunde noch, wenn es der Wille Gottes sein sollte. Aber ich bin nicht *begierig* zu sterben – zumindest dann, wenn ich nicht außer mir bin vor unerträglichen Schmerzen.«

»Warum dann bist du so begierig auf die Schiffsreise?«, fragte Emily. »Ich dachte, es wäre dir völlig gleichgültig.«

»Nein«, sagte er ruhig, »mein Urteil sagt mir, es wäre falsch, die Reise nicht anzutreten; der Arzt sagt, es wäre *kriminell*. Wenn ich hier bleibe, werde ich ganz gewiss sterben; wenn ich die Seereise mache, besteht zumindest die Möglichkeit, dass ich gesund werde. In einem solchen Fall ist es gar keine Frage, was meine Pflicht ist; und ich möchte hinsichtlich ihrer Erfüllung weder bei mir noch bei anderen zögernde Zurückhaltung sehen, selbst wenn diese aus der Zuneigung entspringt.« Und er fügte in diesem Augenblick hinzu, was er auch noch später zum Ausdruck brachte: Die Aussicht, auf See begraben zu werden, hatte etwas Erfreuliches an sich. Er hatte das Meer immer geliebt – seine Weite, seine vielen Stimmungen, sogar die Bewegungen des Schiffs im Sturm. Er liebte die Freiheit und die Unbegrenztheit des Meeres. Er wollte lieber, dass sein Leib mit Winden und Strömungen im weiten Raum des Wassers dahintrief, als dass er in erstickender Finsternis und Enge unter dem Gewicht der Erde eingeschlossen würde. Das Nachdenken über ein Erdbegräbnis erinnerte ihn ein wenig an das Grauen, das er nach dem Tod Nancys empfunden hatte. Er erzählte Emily, sich ein wenig rechtfertigend, dass es natürlich überhaupt nicht wichtig sei, wo er begraben würde, aber es sei nur allzu menschlich, einer Sache gegenüber einer anderen den Vorzug zu geben.

Er war also nicht völlig willens einzugestehen, dass er am Überschreiten der Schwelle war – sich immer noch ans Leben klammernd –, aber willens, es sich nehmen zu lassen. In diesem Zustand wartete er auf den Tag der Einschiffung.

Im letzten Augenblick, als alles andere weggenommen worden war, blieb dieser innere Impuls erhalten – der Wille zu leben, der Glaube an das Leben, der immer schon für seinen Charakter prägend gewesen war.

Dies blieb – genauso wie sein Glaube. An einem der letzten Tage in Moulmein erhielt er durch Emily zufällig etwas, was er als Bestätigung und Bekräftigung seines Glaubens ansah.

Sie hatte einen Abschnitt in einer amerikanischen Wochenzeitschrift gefunden, dem *Watchman and Reflector*. Darin wurde berichtet, wie ein in Deutschland veröffentlichtes Traktat über Adonirams Mission in Ava die Bekehrung einiger Juden in Trapezunt<sup>355</sup> zur Folge hatte, von denen einer das Traktat für die anderen übersetzte. Vor langer, langer Zeit hatte Adoniram mit dem Gedanken einer Missionsarbeit unter den Juden gespielt, musste ihn aber aufgeben, wie Emily wusste.

Sie las ihm den Abschnitt vor und war anfangs ein wenig enttäuscht wegen der fast gleichgültigen Art und Weise, wie er darüber sprach, wenn auch seine Augen voller Tränen waren – wie so oft in diesen Tagen. Aber dann umklammerte er ihre Hand, »als wollte er sich vergewissern, dass er wirklich noch in dieser Welt war«, und sagte: »Liebes, das erschreckt mich. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

»Was?«

»Nun, was du gerade vorgelesen hast. Ich war nie an einer Gelegenheit über Gebühr interessiert, ich habe nie aufrichtig und mit aller Kraft für irgendetwas gebetet, sondern es fiel mir einfach zu. Zu einem Zeitpunkt – gleichgültig, wie weit entfernt der Tag auch war –, irgendwie, in irgendeiner Form (wahrscheinlich auf eine Weise, die ich mir selbst nie ausgedacht hätte) kam es. Und doch habe ich immer so wenig Glauben gehabt! Möge Gott mir vergeben und, indem er in seiner Herablassung mich als sein Werkzeug gebraucht, die Sünde des Unglaubens von meinem Herzen waschen.«

Am Mittwoch, dem 3. April 1850, wurde Adoniram in einer von Hauptmann Lawford, dem Kommandanten der Artillerie, zur Verfügung gestellten Sänfte an Bord der *Aristide Marie* gebracht. Bei einer Versammlung der Missionare wurde Thomas Ranney, der Oberaufseher der Druckerei, dazu abgeordnet, ihn auf der Reise zu begleiten. Panapah, ein Diener aus Coringa<sup>356</sup>, sollte sein Leibdiener sein.

Dr. Morton hatte die extreme Wichtigkeit betont, Adoniram sofort aufs Meer hinauszubringen, und die Missionare hatten beim

---

<sup>355</sup> A. d. H.: Heute Trabzon, nordosttürkische Hafenstadt, am Schwarzen Meer gelegen.

<sup>356</sup> A. d. Ü.: Fluss und Ortschaft im heutigen indischen Bundesstaat Andhra Pradesh am Golf von Bengalen.

Zivilkommissar der Provinzen beantragt, der Dampfer *Proserpine*, der gerade mit einer Truppeneinheit auslief, solle die französische Bark den Fluss hinab nach Amherst schleppen. Die Genehmigung wurde erteilt. Aber nachdem Adoniram an Bord gebracht worden war, verweigerte der Truppenkommandeur dem Dampfer die Erlaubnis, die Bark ins Schlepptau zu nehmen. Die *Proserpine* war ein Militärtransporter und unterstand nicht dem Befehl des Zivilkommissars. Und der Truppenkommandeur weigerte sich, so seine Worte, das Leben seiner Soldaten zu gefährden, indem das Schiff diese Bark schleppte.

Emily hatte den ganzen Mittwoch an Bord bei Adoniram verbracht. Bei Einbruch der Dunkelheit musste sie nach Hause und sich um die Kinder kümmern. Am Donnerstagmorgen aber stellte sie fest, dass die *Aristide Marie* nur ein ganz kleines Stück den Fluss hinabgetrieben war. Zusammen mit den Stevenses und Mr. Stilson nahm sie ein Boot und verbrachte einen Großteil des Donnerstags bei ihm. Er fühlte sich bereits ein wenig besser und konnte auch ein wenig essen, obwohl er nicht in der Lage war, die Kojе zu verlassen, die speziell für ihn gebaut worden war.

Emily war ein wenig ermutigt. Wenn sie schon nicht selbst mit ihm gehen konnte, wusste sie ihren Adoniram zumindest in den besten Händen. Mr. Ranney und Panapah, das wusste sie wohl, würden sich gut um ihn kümmern, und die Offiziere des Schiffs, wenn sie auch kein Englisch sprechen konnten, waren mehr als rücksichtsvoll. Der Kapitän der Bark trug an Bord sogar ein französisch-englisches Wörterbuch bei sich, um sich mit Ranney mit so wenig Zeitverlust wie irgend möglich verständigen zu können.

Am Freitag sah Emily Adoniram wieder. Er machte keinen so guten Eindruck, und als sie die Bark verließ, dachte sie, dass es diesmal vielleicht der letzte und endgültige Abschied gewesen sein könnte. Emily hatte Ko En und Ko Shway Doke, zwei langjährige Jünger, an Bord geschickt mit dem Auftrag, ihm so lange Luft zuzufächeln, bis das Schiff das offene Meer erreicht hätte. Sie hatten vorgehabt, so lange bei Adoniram zu bleiben, bis der Lotse von Bord gegangen wäre. Jetzt aber, da sie ihn am Freitag sahen, baten sie, ihn zurück nach Moulmein bringen zu dürfen, damit er dort sterben könne. Sie konnten den

Gedanken an sein Begräbnis auf offener See nicht ertragen. Sie wollten sein Grab an einer Stelle, wo sie und die anderen Jünger es sehen könnten. Aber sie hatten keine Wahl. Sein Hierbleiben wäre tödlich für ihn, aber eine Schiffsreise gab ihm zumindest eine kleine Überlebenschance. Dies brachte Mr. Stilson ihnen in Erinnerung und ermutigte sie, an das Beispiel Moses zu denken, dessen Begräbnisort seinem eigenen Volk unbekannt war.

Am Samstag erfuhr Emily, dass die *Aristide Marie* immer noch nicht nach Amherst gekommen war. Sie setzte alles daran, ihn noch einmal zu sehen, nahm am Morgen ein Boot und erreichte die Bark am frühen Nachmittag. Ihr Herz sank, als sie ihn sah. Er konnte flüsternd kaum sagen, wie froh er war, sie zu sehen. Die beiden Jünger baten sie wiederum, er möge doch an Land gebracht werden. Persönlich stimmte sie ihnen zu, entschloss sich aber – wenn auch mit innerem Widerstreben –, nicht gegen die Anweisung des Arztes zu handeln. Als sie bei Einbruch der Nacht von Bord ging, bewegten sich Adonirams Lippen, aber ohne jeden Laut. Er hatte Ranney eine Weile vorher gesagt, er leide unter solchen Schmerzen, dass er mehr als froh wäre zu sterben, wenn er es könnte. Und Ranney wusste, dass er Emilys Ankunft und Abschied kaum wahrgenommen hatte, so sehr war er von Schmerzen überwältigt und betäubt.

Das war das Letzte, was Emily von ihm sah. Sie blieb zu Hause, dort hatte sie nichts zu tun, als sich um die Kinder zu kümmern und voller Angst auf die Nachricht zu warten, die sicherlich kommen würde. Wenn das Schiff einmal auf hoher See wäre, würde sie wahrscheinlich monatelang nichts erfahren. In der Zwischenzeit versuchte sie, sich innerlich auf alles gefasst zu machen. Die zwei kleinen Jungen begriffen zum Glück nicht ganz, was geschah, obwohl sie ab und zu weinten, weil ihr Vater abgereist war.

Am Sonntag erreichte die *Aristide Marie* endlich Amherst. Zu Ranneys Überraschung fühlte sich Adoniram besser. Er sagte Ranney, die Einheimischen seien durch seine angeschwollenen Füße zu sehr erschreckt, weil sie dies für ein sicheres Zeichen des nahenden Todes hielten. »Ich aber keineswegs«, betonte er mit Nachdruck. »Ich habe mit dem Arzt darüber gesprochen und habe auch selbst zu verschie-

denen Zeiten sowohl das Anschwellen als auch den anschließenden Rückgang der Schwellung bemerkt. Ich glaube immer noch, dass so viel Leben in mir ist, dass ich wieder gesunden werde.«

Am Montag, dem 8. April, fuhr die *Aristide Marie* aufs offene Meer hinaus. Adoniram fühlte sich noch besser. Maung Shway Moung von der Amherster Gemeinde war im Hafen an Bord gegangen und fuhr nun, zusammen mit Ko En und Ko Shway Doke, mit dem Lotsen und seinem Boot zurück an Land. Sie brachten einen Brief von Ranney an Emily mit, wonach es Adoniram besser ging, er laut sprach, ein wenig Tee und Toast zu sich nahm und von der Seeluft erfrischt wurde. Adoniram hatte Ranney gesagt, er solle Emily wissen lassen, dass er »den starken Glauben habe, es sei der Wille Gottes, ihn wieder gesunden zu lassen«.

Die Schmerzen kamen und gingen. Seine linke Seite fing an, deutlich anzuschwellen. Am Dienstagnachmittag begann er, sich regelmäßig zu erbrechen. Von jetzt an war er nicht mehr in der Lage, Nahrung zu behalten. In jener Nacht und am Mittwoch war es windstill und heiß. Ranney gab ihm Laudanum und sogar Narkose-Äther, sodass er ein wenig schlafen konnte, aber er war fast schon bereit zu kapitulieren. Der Kapitän brachte einige von ihm bevorzugte Medikamente und überredete Adoniram, sie einzunehmen – wobei er sich dadurch verständlich machte, dass er häufig in seinem französisch-englischen Wörterbuch nachschlug. Adoniram sagte ihm, er wisse, dass die Medikamente nichts nützen würden, aber »ich will nicht, dass irgendjemand denkt, ich sei gestorben, weil nicht alles getan worden sei, was für mich getan werden konnte«.

Fürchterliche Schmerzen gingen jedem neuen Erbrechen voraus. Während eines Anfalls stöhnte er aus tiefstem Herzen, er wünsche, sofort sterben zu können, »um unmittelbar ins Paradies zu gehen, wo es keine Schmerzen gibt«.

Am Mittwochabend, als Ranney an seiner Kojе saß, sagte Adoniram: »Ich bin froh, dass du da bist. Ich fühle mich nicht so verlassen. Du bist jetzt mein einziger Verwandter – ich meine, der Einzige an Bord, der Christus liebt.« Das sei ein Trost, flüsterte er. Auf eine entsprechende Frage antwortete er, er habe keine Angst, dass Christus etwa nicht bei ihm sei – er glaube, dass ihm die Schmerzen und Leiden

gesandt seien, um ihn zum Sterben zuzurüsten. Sie dienten dazu, dass er sich demütig in den Willen Gottes ergebe.

Am Donnerstagmorgen schien er fast schon tot. Seine Augen waren stumpf und glasig. Sie blieben halb geschlossen, wenn er schlief. Aus diesem lethargischen Zustand wurde er von Zeit zu Zeit durch schreckliche Schmerzen herausgerissen, die dann zu Erbrechen führten. »Wie wenige gibt es wohl, die solche Qualen leiden – die unter solchen Mühsalen sterben!«, sagte er bei einer dieser Gelegenheiten. Gelegentlich gab ihm Ranney Narkose-Äther, wovon Adoniram sagte, es helfe ihm. In der Nacht wurde sein Totenkampf so fürchterlich, dass Ranney das bloße Zuschauen kaum aushalten konnte. Manchmal bat er um Wasser, aber es brachte nur Erleichterung, während er trank; unmittelbar danach kehrte der Schmerz zurück.

Spät in dieser Nacht betastete Ranney seinen Körper. Seine Füße waren kalt, sein Kopf glühend heiß vor Fieber. Er war so schwach geworden, dass er selten sprach. Er drückte seine Wünsche durch Zeichen aus.

Am Freitagmorgen war es offensichtlich, dass das Ende nicht mehr fern war. Kurz vor Mittag begann sein Verstand, einige Minuten lang umherzuwandern, aber er bekam ihn rasch wieder unter Kontrolle. Am frühen Nachmittag sagte er auf Birmanisch zum weinenden Panapah: »Es ist vorbei; ich scheid ab.« Kurz darauf machte er eine Handbewegung nach unten. Als Ranney nicht verstand, ergriff er Ranneys Kopf, zog dessen Ohr nahe an seinen Mund und ächzte: »Bruder Ranney, willst du mich begraben? Mich begraben? Schnell!« Ein wenig später wurde Ranney für einen Augenblick aus der Kajüte gerufen. Adoniram sprach zu Panapah auf Englisch und Birmanisch und sagte ihm, er solle »sich um die arme Madame kümmern«.

Das waren seine letzten Worte.

Seine Schmerzen hatten ihn verlassen. Er lag still da, Ranney hielt seine Hand. Ab und zu drückte er Ranneys Hand, aber jedes Mal etwas schwächer. Panapah stand ein wenig entfernt, überwältigt von Trauer. Die Offiziere des Schiffs, die auf ihrem Weg zum Abendessen an der offenen Kajütentür vorbeikamen, vergaßen ihr Essen und sammelten sich an der Tür, um das Ende zu sehen.

Sein Tod [erinnerte sich Ranney] war wie ein Einschlafen. Kein einziges Muskelzucken konnte man wahrnehmen, und den Augenblick, in dem das Leben ausging, erkannte man nur daran, dass er zu atmen aufhörte. Ein leichter Druck der Hand, der immer schwächer wurde, als das Leben langsam entschwand, zeigte den Frieden seines Geistes, der seinen Flug nach Hause antrat.

Um 15 Minuten nach 16 Uhr am Freitagnachmittag, dem 12. April 1850, landete Adoniram an seinem goldenen Strand.

Ranney schloss die Augen der vergänglichen irdischen Hülle und wollte mit dem Begräbnis des Leichnams bis zum nächsten Tag warten, aber der Kapitän überstimmte ihn. Der Schiffszimmermann machte sich sofort an die Arbeit und fertigte einen Sarg aus starken Brettern. Mehrere Eimer Sand wurden hineingeschüttet, damit er später sinken würde. Man legte den Leichnam hinein und nagelte den Deckel zu.

An jenem Abend um 20 Uhr drehte die *Aristide Marie* bei. Die Besatzung versammelte sich schweigend. Die Backbordluke wurde geöffnet. Es gab keine Gebete, abgesehen von den stillen in den Herzen der Lebenden. Der Kapitän gab einen Befehl. Der Sarg glitt durch die Luke in die Nacht.

Die Koordinaten waren 13° nördlicher Breite und 93° östlicher Länge, unmittelbar östlich der Andamanen und nur ein paar Hundert Kilometer westlich der Berge von Birma.

Dann segelte die *Aristide Marie* weiter Richtung Mauritius.

## Danach

Am 22. April 1850, zehn Tage später, brachte Emily ihr zweites Kind zur Welt, das sie nach ihrem Vater Charles nannte. Das Kind starb bei der Geburt. Sie erfuhr von Adonirams Tod erst Ende August, etwa vier Monate später.

Es gab keinen Grund mehr für sie, in Moulmein zu bleiben. Am 22. Januar 1851 segelte sie nach England mit Henry, Edward und Emily Frances. Im Oktober 1851 trafen sie an Bord des Dampfers *Canada* in Boston ein.

Sie arbeitete mit Dr. Francis Wayland, dem Präsidenten der Brown University, und sammelte Material für dessen große Biografie ihres Mannes<sup>357</sup> – doch ihre Gesundheit hatte dauerhaft Schaden genommen. Am 1. Juni 1854 starb sie an Tuberkulose.

Abby Ann wurde Lehrerin und schließlich Direktorin der Bradford Academy, auf der einst Nancy Hasseltine und Harriet Atwood zur Schule gegangen waren. Adoniram Brown Judson wurde Arzt; Elnathan und Edward wurden Pastoren. Henry kämpfte im Bürgerkrieg für die Nordstaaten, wurde schwer verwundet und blieb dauerhaft kriegsversehrt. Emily Frances heiratete. George D. Boardman jun., Sarahs Sohn aus der Ehe mit George Boardman, wurde Pastor.

Adonirams Schwester Abigail lebte in dem alten Haus in Plymouth weiter bis 1884. Sie bewahrte das Zimmer ihres Bruders unberührt, so wie er es 1846 verlassen hatte. Sie lebte immer mehr in ihren Erinnerungen, bis die Kinder von Plymouth in den letzten Jahren ihres Lebens, wenn sie Abigail in ihrer altmodischen und abgetragenen schwarzen Kleidung sahen, aus Angst vor ihr Reißaus nahmen, als wäre sie eine Hexe.

---

<sup>357</sup> A. d. Ü.: Francis Wayland, *A Memoir of the Life and Labors of the Rev. Adoniram Judson, D.D.*, 2 Bde., Boston, 1853. Die »offizielle« Biografie, Copyright Emily C. Judson. Der Erlös kam den Kindern zugute.

Was Adoniram Judson selbst betrifft, so war der Mann tot, aber die Erinnerung an ihn lebte fort. Ein College in Rangun wurde nach ihm benannt. Eine Kirche in New York<sup>358</sup> bekam seinen Namen. Der Verlag einer christlichen Denomination heißt »Judson Press«<sup>359</sup>. Als die Jahrzehnte vergingen und die Legende verblasste, führten neue Ereignisse, die sich wie Schichten übereinanderlegten, fast zum Erlöschen der Erinnerung, obgleich der Einfluss fortlebte.

Dies hier ist ein Versuch, etwas von den staubigen Krusten der Zeit zu entfernen und – zumindest ein wenig – die hellen und strahlenden Realitäten darunter neu zu enthüllen.

---

358 A. d. Ü.: Die Judson Memorial Church, am Washington Square im Stadtteil Greenwich Village (Süd-Manhattan) gelegen, wurde von Judsons Sohn Edward gegründet, der dort sehr erfolgreich als Baptistenpastor gewirkt hatte und dessen Kirche zu klein geworden war.

Dazu noch eine persönliche Anmerkung: Der Übersetzer hatte 1974 am Washington Square unmittelbar vor der Judson Memorial Church eine persönliche Begegnung, die schließlich zu seiner Bekehrung zum christlichen Glauben führte.

359 A. d. Ü.: Judson Press (in Valley Forge, Pennsylvania) ist der Verlag der American Baptist Churches USA, einer Denomination mit etwa 1,5 Mio. Mitgliedern in ca. 5600 Gemeinden.

## Zu den Quellen

Es gab und gibt viele Biografien von Adoniram Judson: Die meisten davon wurden im 19. Jahrhundert publiziert, innerhalb weniger Jahrzehnte nach seinem Tod. Drei zeichnen sich dabei besonders aus: die von Francis Wayland verfasste Lebensbeschreibung, die »offizielle« Biografie; diejenige von Edward Judson<sup>360</sup>, vielleicht die interessanteste; und jene von Stacy R. Warburton, kürzer als die anderen, aber vielleicht die erste Biografie des 20. Jahrhunderts, die neues Material verarbeitete und moderne Forschungsmethoden anwandte.

Alle Biografien verwenden das gleiche grundlegende Material, von dem Wayland in seinem Vorwort sagt:

Aufgrund spezieller Pflichtvorstellungen hatte Dr. Judson alle seine frühen Briefe an seine Familie vernichten lassen, zusammen mit all seinen Schriftstücken, die privaten Charakter hatten. Mrs. Ann H. Judson hat aus Gründen der Vorsicht während ihrer Gefangenschaft in Ava alle seine Briefe in ihrem Besitz vernichtet. Auch bei der Brandstiftung und Zerstörung von Mr. Stevens' Haus in Moulmein wurden Manuskripte verbrannt. Dr. Judsons Korrespondenz mit Dr. Staughton ging beim Untergang eines Schiffs von Philadelphia nach Washington verloren. Und schließlich gingen seine Briefe an seine Missionarsbrüder in Birma durch das Kentern des Schiffs verloren, das sie in dieses Land hätte bringen sollen. Mein Material bestand deshalb hauptsächlich aus seiner offiziellen Korrespondenz, wovon sehr vieles in Missionszeitschriften veröffentlicht wurde. Diesem konnte ich einzelne Briefe hinzufügen, die der Vernichtung entgangen waren, zusammen mit den äußerst wertvollen Erinnerungen aus der Feder von Mrs. [Emily] Judson. Es ist genügend Material erhalten, um seinen Charakter als Missionar mit bemerkenswerter Klarheit darstellen zu können. Seine Auffassungen über viele Themen zu rekonstruieren, ist nicht mehr

---

<sup>360</sup> *The Life of Adoniram Judson, by his Son Edward Judson* [A. d. H.: svw. *Das Leben von Adoniram Judson, verfasst von seinem Sohn Edward Judson*], New York: Anson D. F. Randolph & Company, 38 West Twenty-Third Street, Copyright, 1883.

möglich, aber das Zeugnis seiner Taten ist inzwischen weit jenseits der Reichweite von Feuer und Flut.

Zu Waylands Worten braucht auch heute nichts mehr hinzugefügt werden, selbst wenn einige zusätzliche persönliche Briefe von A. Judson selbst sowie von Nancy und von Emily in den letzten Jahren aufgetaucht sind, die sich jetzt in der Bibliothek des Andover-Newton Theological Seminary befinden. Gewiss existieren noch weitere, und eines Tages werden auch sie ans Licht kommen.

Aber die Schriften, die ein Mann selbst verfasst hat, sind keineswegs die einzigen Informationsquellen über ihn. Und da zwischen dem frühen 19. Jahrhundert und heute ein Bürgerkrieg, zwei Weltkriege, die Industrialisierung und der Imperialismus – die Liste könnte endlos weitergeführt werden – liegen, war die Herausforderung für diesen Biografen weniger, ein paar Briefe neu zu entdecken, als vielmehr ein Individuum und seine Begleiter sowie Zeitgenossen – ja, letztlich eine ganze Epoche und Kultur – neu zu entdecken.

Die Liste der gesamten Literatur, die für solch ein Projekt nötig ist, wäre geradezu unmöglich lang. Was hier folgt, ist deshalb lediglich eine Auswahl. So habe ich z. B. Stadt- und Dorfchroniken sowie Testaments-, Liegenschafts- und Geburts-, Ehe- sowie Sterberegister willkürlich weggelassen – ganz gleich, ob sie öffentlich zugänglich sind oder nicht. Das Gleiche gilt für Zeitungsarchive. Aber ich hoffe, in die Auswahlbibliografie genügend aufgenommen zu haben, was es dem interessierten Leser ermöglicht, bestimmte, ihm besonders am Herzen liegende Aspekte genauer zu verfolgen. Manche Titel habe ich eingefügt mit der Hoffnung, dass sie Forschern und Gelehrten helfen mögen, eines Tages bessere Biografien zu schreiben als die vorliegende.

## Bibliografie (in Auswahl)

- Allen, Jonathan, *A Sermon Delivered at Haverhill February 5, 1812 on the Occasion of Two Young Ladies Being about to Embark as the Wives of Rev. Messieurs Judson and Newell Going Missionaries to India*, Haverhill, 1812.
- American Board, *First Ten Annual Reports of the American Board of Commissioners for Foreign Missions, and Other Documents of the Board*, Boston, 1834.
- American Board, *Memorial Volume of the First Fifty Years of the American Board of Commissioners for Foreign Missions*, Boston, 1861.
- American Board, siehe auch Strong, William E.
- Baptist Missionary Magazine*, Boston, 1803 – 1851 (frühere Titel: *Massachusetts Baptist Missionary Magazine*, 1803 – 1817; *American Baptist Magazine*, 1817 – 1836).
- Bentley, Rev. Wm., *The Diary of William Bentley, 1759 – 1819, D.D., Pastor of the East Church, Salem*, vier Bde., Salem, 1905 – 1914.
- Beverly, MA<sup>361</sup>, *Historical Sketches of the Dane Street Congregational Church, Beverly, Mass. Prepared for the Centennial Celebration, November 9, 1902*, Beverly, 1902.
- Bradford Academy, *Public Exercises at the Presentation of the Portraits of Rufus Anderson, D.D., Mrs. Harriet Newell, and Mrs. Ann H. Judson to Bradford Academy, March 26, 1884*. Dazu gehört auch der »Circular of Bradford Academy«, Haverhill, MA, 1884.
- Brooks, Van Wyck, *The World of Washington Irving*, Philadelphia, 1944.
- Buchanan, Claudius, »*The Star in the East*«: *A Sermon, Preached in the Parish Church of St. James, Bristol, on Sunday, February 26, 1809, for the Benefit of the »Society for Missions to Africa and the East«, Etc.*, 8. amerikanische Auflage, 52 S., Boston, 1809. Die 6. amerikanische Auflage von Buchanans *Works* ist datiert mit »Boston, 1812« – eine

---

<sup>361</sup> A. d. H.: Hier wird »MA« (wie auch anderswo im vorliegenden Werk) als Standard-Kürzel für den Bundesstaat Massachusetts verwendet, während »Mass.« mit der gleichen Bedeutung unverändert gelassen wurde, weil es nachfolgend in einem Buchtitel angeführt wird. Dies gilt auch bei anderen Buchtiteln innerhalb dieser Bibliografie.

- Tatsache, die sowohl den Einfluss seiner Predigt als auch das Interesse Neuenglands an der Außenmission verdeutlicht.
- Carey, S. Pearce, *William Carey*, zwei Bde., London, 1923.
- Christian, John L., »Americans in the First Anglo-Burmese War«, *Pacific Historical Review*, Bd. 5, S. 312-314, Berkeley und Los Angeles, 1936.
- Clement, J., *The Life of the Rev. Adoniram Judson, The Heroic Pioneer Missionary to the Tropics of the Orient, etc.*, Philadelphia, ohne Jahresangabe (mein eigenes Exemplar). Warburton gibt in Bezug auf sein Exemplar »New York und Auburn, 1857« an.
- Conant, Mrs. H. C., *The Earnest Man: The Character and Labors of Adoniram Judson*, Boston und New York, 1856.
- Crawford, John, *Journal of an Embassy from the Governor General of India to the Court of Ava*, London, 1829. Es gibt verschiedene Auflagen. Das angegebene Jahr bezieht sich auf das Exemplar in der Los Angeles Public Library. Mein eigenes Exemplar geht auf die zweibändige 2. Auflage von 1834 zurück.
- Dexter, Franklin Bowditch, *Biographical Sketches of the Graduates of Yale College, etc.*, Bd. 3, Mai 1763 – Juli 1788, New York, 1903. Siehe S. 569 unter Adoniram Judson, Senior: »7th child and 6th son of Capt. Elnathan Judson of Woodbury, Connecticut ...«.
- Dowling, Rev. John, *The Judson Offering*, New York, 1846.
- Dwight, Timothy, *Travels in New-England*, 4 Bde., London, 1823.
- Eddy, Daniel C., *The Three Mrs. Judsons and Other Daughters of the Cross*, Boston, 1860.
- Elsbree, Oliver Wendell, *The Rise of the Missionary Spirit in America, 1790 – 1815*, Williamsport, 1928.
- Emerson, Rev. Ralph, *Life of Rev. Joseph Emerson, Pastor of the Third Congregational Church in Beverly, Mass.*, Boston, 1834.
- Fuess, Claude M., *An Old New England School: A History of Phillips Academy*, Cambridge, 1917.
- Gammell, William, *A History of American Baptist Missions, etc.*, Boston, 1849.
- Gouger, Henry, *A Personal Narrative of Two Years' Imprisonment in Burmah*, London, 1862.

- Hague, William, *The Life and Character of Adoniram Judson, Late Missionary to Burma, etc.*, 38 S., Boston, 1851.
- Hall, D. G. E., *Europe and Burma: A Study of European Relations with Burma to the Annexation of Thibaw's Kingdom 1886*, London, 1945. Dieses Werk enthält eine Bibliografie.
- Haroutunian, Joseph, *Piety Versus Moralism: the Passing of the New England Theology*, New York, 1932.
- Hart, Mrs. Ernest, *Picturesque Burma. Past & Present*, London und Philadelphia, 1897. Dieses Buch enthält eine Liste der »zurate gezogenen Werke«.
- Harvey, G. E., *A History of Burma*, London, 1925.
- Hill, James L., *The Immortal Seven*, Philadelphia, 1913.
- Hubbard, Ethel Daniels, *Ann of Ava*, New York, 1913.
- Hull, J. Mervin, *Judson the Pioneer*, Philadelphia, 1913.
- Jewett, Diakon Joshua, von Rowley, Massachusetts (1768 – 1862), *Diary* (unveröffentlicht).
- Judson, Ann H., *An Account of the American Baptist Mission to the Burman Empire, in a Series of Letters Addressed to a Gentleman in London*, London, 1823.
- Auch erschienen unter dem Titel *A Particular Relation of the American Baptist Mission to the Burman Empire*, Washington, 1823.
- Judson, Edward, *The Life of Adoniram Judson*, New York, 1883.
- Judson, Emily Chubbock (»Fanny Forester«), *Memoir of Sarah B. Judson, Member of the Mission to Burmah*, New York und Cincinnati, 1848. Mein Exemplar mit dem Vermerk »15th thousand«, offensichtlich gedruckt in Cincinnati, nennt als Autorin nur »Fanny Forester«.
- Kendrick, A. C., *The Life and Letters of Mrs. Emily C. Judson*, New York und Boston, 1860.
- Knowles, James D., *Memoir of Mrs. Ann H. Judson, Late Missionary to Burmah, etc.*, Boston, 1829.
- Lewis, J. Nelson, *Judson Centennial Services. A Compilation of the Addresses, Papers, and Remarks, Given at These Services, etc.*, Malden, 1888. Das Werk enthält den Brief eines »prominenten Bürgers von Haverhill« an jemanden in Lissabon, datiert vom 12. Februar 1812.

- Middleditch, Robert T., *Burmah's Great Missionary: Records of the Life, Character and Achievements of Adoniram Judson*, New York, 1854, 3. Auflage. Die 1. Auflage wurde anonym veröffentlicht, und Warburton nennt E. H. Fletcher als Verfasser. Fletcher, ein Baptist, veröffentlichte sein Buch sehr rasch, um der »offiziellen« Biografie von Francis Wayland zuvorzukommen, und zwar gegen die schärfsten Proteste von Emily, die ihn beschuldigte, Judsons eigenen Kindern das Essen aus dem Mund zu nehmen.
- Miller, Basil, *Ann Judson, Heroine of Burma*, Grand Rapids, Michigan, 1947.
- Mission Records (verschiedene Autoren), *History of American Missions to the Heathen from the Commencement to the Present Time*, Worcester, MA, 1840. Das Werk enthält die »History of the American Board of Commissioners for Foreign Missions«, zusammengestellt von Rev. Joseph Tracy; und die »History of the Baptist General Convention«, verfasst »unter der Leitung von Rev. Solomon Peck, dem für Außenmission zuständigen Sekretär des Komitees«, usw.
- Mission Records, *Memoirs of the American Missionaries Formerly Connected with the Society of Inquiry Respecting Missions in the Andover Theological Seminary: Embracing a History of the Society*. Mit einem einführenden Essay von Leonard Woods, Boston, 1833.
- Morison, Samuel Eliot, *Maritime History of Massachusetts, 1783 – 1860*, Boston, 1921.
- North, Eric M. (Hrsg.), *The Book of a Thousand Tongues: Being Some Account of the Translation and Publication of All or Part of the Holy Scriptures into more than a Thousand Languages and Dialects*, New York und London, 1938.
- Odell, George C., *Annals of the New York Stage* (Bd. 2, 1798 – 1821), New York, 1927.
- Panoplist and Missionary Magazine*, 1809 – 1815, Boston.
- Pierce, Richard Donald, *A History of the Society of Inquiry in the Andover Theological Seminary, 1811 – 1920 ... and a Brief History of the Brethren, 1808 – 1873* (unveröffentlichte Dissertation in der Bibliothek des Andover-Newton Theological Seminary).

- Pierson, H. W. (Hrsg.), *American Missionary Memorial, Including Biographical and Historical Sketches*, New York, 1853.
- Pollard, E. B., und Stevens, D. G., *Luther Rice, Pioneer in Missions and Education*, Philadelphia, 1928.
- Pond, Jean Sarah, *Bradford: A New England Academy*, Bradford, MA, 1930.
- Rawson, Marion Nichols, *From Here to Yender*,<sup>362</sup> New York, 1932.
- Richards, Thomas C., *Samuel J. Mills, Missionary Pathfinder, Pioneer and Promoter*, Boston, 1906.
- Robbins, J. C., *Boardman of Burma*, Philadelphia, 1940.
- Rowe, Henry K., *History of Andover Theological Seminary*, Newton, MA, 1933.
- Salem, Massachusetts, *Visitor's Guide to Salem*, Salem, Essex Institute, 1937. Es gibt spätere Auflagen dieses ausgezeichneten Reiseführers. Ich habe die Auflage von 1937 verwendet.
- Schneider, Herbert Wallace, *The Puritan Mind*, New York, 1930.
- Spring, Gardiner, *Memoirs of the Rev. Samuel J. Mills, etc.*, New York, 1820.
- Stearns, Hallie, u. a., 1735 – 1935, *Tabernacle Church in Salem, Mass., 200th Anniversary Observance* (unveröffentlicht), im Essex Institute.
- Strong, William E., *The Story of the American Board*, Boston, 1910.
- Stuart, Arabella (Mrs. Arabella M. Willson), *The Lives of Mrs. Ann H. Judson and Mrs. Sarah B. Judson, with a Biographical Sketch of Mrs. Emily C. Judson, Missionaries to Burma*, Auburn und Buffalo, 1854.
- Mein Exemplar ist als »14th thousand« Auflage gelistet. Das Copyright des Buches stammt von 1851. Warburton nennt als Autorin Arabella H. Willson, New York, 1858.
- Swain, Anna Canada, *Ann Hasseltine Judson, Heroine of Ava*, New York, ohne Jahr. Auf dem hinteren Umschlag steht jedoch »August 1944«. Dies ist ein 16-seitiges Traktat, das vom Baptist Board of Education aus *My Book of Missionary Heroines* nachgedruckt wurde.

---

362 A. d. H.: Dieser Buchtitel ist richtig wiedergegeben, obwohl die Schreibweise des letzten Wortes normalerweise »yonder« ist und »yender« lediglich eine Dialektform beinhaltet.

- Symes, Michael, Esq., *An Account of an Embassy to the Kingdom of Ava, Sent by the Governor-General of India, in the Year 1795*, London, 1820. Mein Exemplar ist dreibändig, aber ich habe auch schon ein einbändiges Exemplar gesehen.
- Taylor, James B., *Memoir of Reverend Luther Rice, One of the First American Missionaries to the East*, Baltimore, 1840.
- Warburton, Stacy R., *Eastward! The Story of Adoniram Judson*, New York, 1937.
- Waters, Thomas Franklin, »Augustus Heard and his Friends«, *Publications of the Ipswich Historical Society*, Bd. XXI, 1916, Ipswich, MA, im Essex Institute.
- Wayland, Francis, *A Memoir of the Life and Labors of the Rev. Adoniram Judson, D.D.* Zwei Bde., Boston, 1853. Die »offizielle« Biografie. Das Copyright lag bei Emily C. Judson. Der Verkaufserlös kam den Kindern Judsons zugute.
- White, Sir Herbert Thirkell, *Burma*, Cambridge, 1923.
- Williams, Daniel Day, *The Andover Liberals: A Study in American Theology*, New York, 1941.
- Winslow, Miron, *A Sketch of Missions: Or History of the Principal Attempts to Propagate Christianity among the Heathen*, Andover, MA, 1819.
- Woods, Leonard, *A Sermon, Preached at Haverhill, Mass., in Remembrance of Mrs. Harriet Newell, Wife of the Rev. Samuel Newell ... to which are added Memoirs of her Life*, Boston, 1814. Zahlreiche Auflagen. Mein Exemplar der 8. Auflage ist z. B. datiert »Boston und Utica, 1818«.
- Woods, Leonard, *A Sermon Delivered at the Tabernacle Church in Salem, Feb. 6, 1812, on Occasion of the Ordination of the Rev. Messrs. Samuel Newell, A.M., Adoniram Judson, A.M., Samuel Nott, A.M., Gordon Hall, A.M. and Luther Rice, A.B., Missionaries to the Heathen in Asia, etc.*, Stockbridge, 1812. Exemplar der Huntington Library. Warburton gibt »Boston, 1812« an.
- Woods, Leonard, *History of the Andover Theological Seminary*, Boston, 1885. Ganz offensichtlich nicht der oben genannte Leonard Woods.

- Worcester jun., S. M., *A Correction of Erroneous Statements Concerning the Embarkation of the Rev. Messrs. Judson and Newell, at Salem, February 18, 1812. Reprinted from the Christian Review, No. LIV*, Boston, März 1849. Ein Traktat, 24 S. Mein Exemplar trägt die Widmung »Miss A. Hasseltine. With the Author's Respects«.
- Worcester jun., S. M., *The Life and Labors of Rev. Samuel Worcester, D.D. By his Son*, Boston, 1852, zwei Bde.
- Wyeth, Walter N., *Ann H. Judson: A Memorial*, Cincinnati, 1888.
- Wyeth, Walter N., *Sarah B. Judson: A Memorial*, Philadelphia, 1889.
- Wyeth, Walter N., *Emily C. Judson: A Memorial*, Philadelphia, 1890.
- Wyeth, Walter N., *The Wades: A Memorial*, Philadelphia, 1891.
- Yoe, Shway, »Subject of the Great Queen«: *The Burman: His Life and Notions*, London, 1896.

## Dank

Viele Institutionen und Einzelpersonen haben beim Entstehen dieses Buches mitgeholfen. Nicht alle können hier genannt werden, aber besonderer Dank gebührt:

- der American Bible Society und der American Baptist Convention für ihre finanzielle Unterstützung in den frühen Stadien des Projekts, die ernsthafte Arbeit erst möglich machte;
- dem Essex Institute und seiner Bibliothek, dem Peabody Institute und der Maritime National Historic Site (alle in Salem, Massachusetts);
- der Huntington Library in San Marino (California);
- der Bibliothek des Andover-Newton Theological Seminary;
- der Bibliothek der Phillips Academy in Andover;
- der Bibliothek der American Bible Society;
- der Bibliothek der Brown University, besonders der Abteilung Sondersammlungen;
- der Bibliothek des Dartmouth College;
- der Houghton Library;
- der Bibliothek der Harvard University;
- der Bibliothek der Yale University;
- der Missionary Research Library<sup>363</sup> am Union Theological Seminary;
- den öffentlichen Bibliotheken in Beverly Hills und in Los Angeles (California) bzw. in Beverly, Haverhill, Malden und Quincy (Massachusetts) sowie in New York City (New York);
- der First Congregational Church und der First Baptist Church in Malden (Massachusetts);
- der Church of the Pilgrimage in Plymouth;
- der First Congregational Church in Bradford und in Wenham (Massachusetts);

---

363 A. d. H.: Svv. Bibliothek, die u. a. für Forschungsaufträge im Bereich Mission genutzt wird.

- der Historical Society von Beverly und von Wenham (Massachusetts);
- dem Office of Alumni Records der Brown University und des Dartmouth College sowie der Yale University;
- der American Baptist Foreign Mission Society;
- dem Office of the Town Clerk in Wenham (Massachusetts) und in Belfast (Maine);
- dem Registry of Deeds and the Registry of Probate in Plymouth (Massachusetts).

Was Einzelpersonen betrifft, so geht besonderer Dank an:

- Mr. Rome A. Betts, der Judson als Thema vorgeschlagen sowie die Anfangsfinanzierung übernommen hat und stets mit Rat und Ermutigung zur Seite stand;
- Dr. Stacy R. Warburton für Rat, für herzliche Ermutigung und für gewisse Informationen, die ihn zu spät erreichten, als dass er sie noch in seine eigene Judson-Biografie hätte einbauen können;
- Mrs. Martha Kingsbury Colby, Tochter eines der bedeutenden Pastoren von Bradford und Historikerin dieser Stadt, für die jahrelange Suche nach Büchern über Judson und seine Gefährten.
- Miss Hazel F. Shank, Sekretärin der American Baptist Foreign Mission Society for Burma and Thailand, und ihre Assistenten, Spezialisten und Bekannten für das Lesen eines Großteils des Manuskripts und Hilfe bei der Lösung vieler widersprüchlicher Punkte bezüglich der Bedeutung, Identifikation und Schreibweise von Personen bzw. bei der Klärung von Sachverhalten;
- Miss Bessie Barker von Malden für Fotos;
- Mr. Benjamin L. Bullock von Manchester (Massachusetts) für die gastfreundliche Unterkunft im Zentrum von Neuenglands »Judson Country«;
- Miss Margaret T. Hills, Bibliothekarin der American Bible Society;

- Henry H. Henstell, M.D., Mr. Anton M. Leader und Mr. Joseph Gaer für viele Arten der Ermutigung und Hilfe;
- Miss Lucy Wiatt aus Santa Barbara (California) für Informationen über geistliche Lieder von Judson und deren Übersetzungen;
- und, vor allen anderen, an meine Frau Catherine und meinen Sohn James A. Anderson für viele Tage des Probe- und Korrekturlesens, für Ermutigung und – vielleicht am allerwichtigsten – für geduldiges Ertragen in schwierigen Zeiten.

Dankbar erwähne ich außerdem folgende Personen:

- den verstorbenen Amos E. Jewett, Historiker, Antiquar und Sammler und Händler seltener Bücher in Rowley (Massachusetts). Er hat jahrelang nach Veröffentlichungen über Judson und seine Gefährten gesucht und mir einen seltenen Judson-Kupferstich geschenkt. Außerdem hat er mir gestattet, das *Diary* (»Tagebuch«) von Diakon Joshua Jewett aus Rowley ausleihen und daraus zitieren zu dürfen.
- den verstorbenen Robert Lull von Newburyport. Er hat mir gewisse Dokumente geschenkt.

## **Autobiografische Zusammenstellung von Daten und Ereignissen**

von A. Judson

Adoniram Judson sen. wurde geboren in Woodbury, Connecticut, und zwar im Juni 1752 als jüngster Sohn von Elnathan und Mary Judson. Er heiratete am 23. Nov. 1786 Abigail Brown, geboren in Tiverton (Rhode Island) am 15. Dez. 1759, die älteste Tochter von Abraham und Abigail Brown.

**1788**, 9. Aug.: Adoniram Judson jun. geboren in Malden, Massachusetts.

**1791**, 21. März: Abigail Brown Judson geboren in Malden, Massachusetts.

**1793**, 10. Jan.: Die Familie zog um nach Wenham, Massachusetts.

**1794**, 28. Mai: Elnathan Judson geboren in Wenham.

**1796**, 18. Febr.: Mary Ellice Judson geboren in Wenham.

**1796**, 12. Sept.: Mary Ellice Judson gestorben im Alter von 6 Monaten und 24 Tagen.

**1800**, 22. Mai: Die Familie zog um nach Braintree, Massachusetts.

**1802**, Mai: Umzug nach Plymouth, Massachusetts.

**1804**, 17. Aug.: A. J. jun. trat ins Providence College (später *Brown University* genannt) ein (unmittelbar in die zweite Jahrgangsstufe).

- 1807, 23. Febr.: Sechswöchiger Schulunterricht für 30 Schüler in Plymouth abgeschlossen.
- 1807, 30. April: Erhielt als Jahrgangsbester die höchste Auszeichnung bei den darauffolgenden Abschlussfeiern: Bestellung zum Abschlussredner in Englisch und zum »Valedictorian«<sup>364</sup>.
- 1807, 2. Sept.: Erhielt den Grad eines *Bachelor of Arts*.
- 1807, 17. Sept.: Eröffnete eine Privatschule in Plymouth, die »Plymouth Independent Academy«.
- 1808, 25. Febr.: Vollendete *The Elements of English Grammar* (ein Lehrbuch für Englisch).
- 1808, 28. Juli: Vollendete *The Young Lady's Arithmetic* (ein Lehrbuch für Mathematik).
- 1808, 9. Aug.: Schloss die »Plymouth Independent Academy«.
- 1808, 15. Aug.: Beginn einer Reise durch den Nordosten der Vereinigten Staaten.
- 1808, 22. Sept.: Rückkehr nach Plymouth.
- 1808, 29. Sept.: Hilfslehrer in einer privaten Akademie in Boston.
- 1808, 12. Okt.: Eintritt in die »Theological Institution«<sup>365</sup> in Andover, Massachusetts (unmittelbar in die zweite Jahrgangsstufe).
- 1808, Nov.: Bekam die Hoffnung, durch das Wirken des Heiligen Geistes das Geschenk der Wiedergeburt empfangen zu haben.
- 1808, 2. Dez.: Feierliche Übergabe meines Lebens an Gott.
- 1809, 28. Mai: Öffentliches Bekenntnis meines Glaubens und Anschluss an die Dritte Kongregationalistengemeinde (Third Congregational Church) in Plymouth.
- 1809, Juni: Angebot einer Tutorenstelle an der Brown University, lehnte aber ab.
- 1809, Sept.: Las Buchanans Predigt »The Star in the East« und begann, über das Thema der Außenmission nachzudenken.

---

364 A. d. Ü.: D. h. derjenige, der als Jahrgangsbester die letzte und wichtigste der Abschlussreden hält. Dies entspricht der höchsten Ehre einer amerikanischen Universität.

365 A. d. H.: Damit ist hier und im Folgenden das Andover Theological Seminary gemeint.

- 1810**, Febr.: Fasste den Entschluss, ein Missionar für die Heiden zu werden.
- 1810, 17. Mai: Erhielt von der Orange Association of Ministers in Vermont eine Lizenz zum Predigen.
- 1810, 28. Juni: Tat mich mit den Herren Nott, Newell und Mills zusammen und reichte bei der in Bradford, Massachusetts, versammelten General Association of Ministers eine Erklärung von Auffassungen und Absichten in Bezug auf das Thema Mission ein, die zur Gründung des American Board of Commissioners for Foreign Missions (ABCFM) führte.
- 1810, 28. Juni: Begann, Ann Hasseltine den Hof zu machen.
- 1810, 5. Sept.: Erhielt den Grad eines *Master of Arts (Magister Artium)* von der Brown University.
- 1810, 24. Sept.: Abschluss meines Studiums an der »Theological Institution«.
- 
- 1811**, 11. Jan.: Einschiffung in Boston auf der *Packet* mit Zielhafen Liverpool, um die London Missionary Society aufzusuchen.
- 1811, 2. Febr.: Das Schiff wurde von einem französischen Freibeuter, *L'Invincible Napoléon*, aufgebracht, während ich selbst, die Passagiere und die Besatzung auf den Freibeuter gebracht wurden.
- 1811, 15. Febr.: Liefen in den Hafen von Pasaia (Pasajes) in Spanien ein.
- 1811, 23. Febr.: Wurde nach Bayonne (Frankreich) gebracht, wo ich nach kurzer Inhaftierung freigelassen wurde.
- 1811, 16. April: Ankunft in Paris.
- 1811, 3. Mai: Überquerte den Ärmelkanal von Morlaix nach Dartmouth.
- 1811, 6. Mai: Ankunft in London.
- 1811, Mai bis Juni: Besuch bei der Missionary Society in Gosport.
- 1811, 18. Juni: Einschiffung in *Gravesend* auf der *Augustus* mit Zielhafen New York.
- 1811, 7. Aug.: Ankunft in New York.
- 1811, 19. Sept.: Wurde vom American Board of Commissioners zu einem Missionar für den Orient ernannt, und zwar zusammen mit den Herren Nott, Newell und Hall.

- 1812, 3. Febr.: Nahm endgültig Abschied von meinen Eltern in Plymouth.
- 1812, 5. Febr.: Heiratete Ann Hasseltine, geboren in Bradford, Massachusetts, am 22. Dez. 1789 als jüngste Tochter von John und Rebecca Hasseltine.
- 1812, 6. Febr.: Empfang die Ordination in Salem zusammen mit den Herren Nott, Newell, Hall und Rice, und zwar von den hochwürdigen Doktoren Spring, Worcester, Woods, Morse und Griffin.
- 1812, 7. Febr.: Nahm endgültig Abschied von meiner Schwester und meinem Bruder in Boston.
- 1812, 19. Febr.: Einschiffung in Salem mit Mrs. J. sowie mit Mr. und Mrs. Newell auf der Brigg *Caravan* unter Kapitän Heard mit Zielhafen Kalkutta.
- 1812, 17. Juni: Ankunft in Kalkutta.
- 1812, 8. Aug.: Die Herren Nott, Hall und Rice kamen zusammen mit Mrs. Nott auf dem Schiff *Harmony* aus Philadelphia an.
- 1812, 1. Sept.: Teilte dem Sekretär des ABCFM die Änderung meiner Auffassungen zum Thema Taufe mit.
- 1812, 6. Sept.: Wurde zusammen mit Mrs. J. in Kalkutta von Rev. Ward getauft.
- 1812, 1. Nov.: Mr. Rice wurde nach einer ähnlichen Änderung seiner Auffassungen getauft.
- 1812, 30. Nov.: Floh vor der Verhaftung durch die Vertreter der Ostindiengesellschaft und schiffte mich heimlich mit Mrs. J. und Mr. Rice auf der *Belle Créole* mit Zielhafen Port Louis (Mauritius) ein.
- 1813, 17. Jan.: Ankunft in Port Louis.
- 1813, 15. März: Mr. Rice segelte nach Amerika ab.
- 1813, 1. April: Vollendete die Predigt über das Thema »Christliche Taufe«.
- 1813, 7. Mai: Schiffte mich in Port Louis mit Mrs. J. auf der *Countess of Harcourt* mit Zielhafen Madras ein.
- 1813, 4. Juni: Ankunft in Madras.
- 1813, 22. Juni: Schiffte mich mit Mrs. J. auf der *Georgiana* mit Zielhafen Rangun in Birma ein.

- 1813, 13. Juli: Ankunft in Rangun und Anschluss an die von Felix Carey geleitete Mission.
- 1814, 20. Aug.: Mr. Carey verließ mit seiner Familie Rangun und trennte sich bald darauf von der Mission.
- 1815, 25. Jan.: Mrs. J. schiffte sich nach Madras ein, um dort Ärzte zu konsultieren.
- 1815, 13. April: Sie kehrte mit Emily Van Someren zurück, die in unserer Familie aufgezogen wurde.
- 1815, 5. Sept.: Erhielt die Nachricht von der Gründung des American Baptist Board of Foreign Missions<sup>366</sup> im Frühjahr 1814 und meiner Ernennung zum Missionar.
- 1815, 11. Sept.: Roger Williams Judson geboren in Rangun.
- 1816, 4. Mai: Roger Williams Judson gestorben im Alter von 7 Monaten und 23 Tagen.
- 1816, 13. Juli: Vollendete »Grammatical Notices of the Burman Language«.
- 1816, 20. Juli: Vollendete Traktat Nr. 1 auf Birmanisch, einen Überblick über den christlichen Glauben in drei Teilen, aus historischer, didaktischer und pädagogischer Sicht (siehe Anhang B).
- 1816, 15. Okt.: Ankunft von Mr. Hough mit Familie und Anschluss an die Mission.
- 1817, 20. Mai: Vollendete eine birmanische Übersetzung des Matthäusevangeliums.
- 1817, 22. Mai: Begann mit der Zusammenstellung eines birmanischen Wörterbuches.
- 1817, Aug.: Schrieb »Einen Brief an die Dritte Gemeinde in Plymouth, Massachusetts« über das Thema Taufe.
- 1817, 24. Dez.: Schiffte mich in Rangun auf der *Two Brothers* mit Zielhafen Chittagong ein.

---

<sup>366</sup> A. d. H.: Damit ist offensichtlich die oben erwähnte »General Missionary Convention of the Baptist Denomination in the United States of America for Foreign Missions« gemeint (vgl. Teil II, Kapitel 5).

- 1818, 26. Jan.: Der Zielhafen wurde von Chittagong in Madras umgeändert.
- 1818, 18. März: Landeten in Machilipatnam (Masulipatam).
- 1818, 8. April: Kam in Madras auf dem Landweg an – Entfernung etwa 500 Kilometer.
- 1818, 20. Juli: Verließ Madras.
- 1818, 4. Aug.: Ankunft in Rangun.
- 1818, 19. Sept.: Ankunft von Colman und Wheelock mit ihren Frauen und Anschluss an die Mission.
- 1818, 1. Nov.: Mr. Hough mit Familie reiste nach Bengalen ab.
- 
- 1819, 4. April: Begann mit öffentlichen Gottesdiensten in birmanischer Sprache.
- 1819, 25. April: Begann mit Versammlungen in einem öffentlichen *zayat*.
- 1819, Mai: Schrieb »Einen Brief, betreffend die ›förmliche und ernste Zurechtweisung«.
- 1819, 27. Juni: Taufte Maung Nau, den ersten birmanischen Bekehrten.
- 1819, 29. Juli: Vollendete eine Revision und Erweiterung von Traktat Nr. 1 sowie eine Revision von Traktat Nr. 2, einem Katechismus in birmanischer Sprache, den Mrs. J. verfasst hatte.
- 1819, 7. Aug.: Mr. und Mrs. Wheelock reisten nach Bengalen ab.
- 1819, 30. Nov.: Vollendete eine Revision der Predigt über die christliche Taufe für die vierte Auflage.
- 1819, 21. Dez.: Verließ Rangun zusammen mit Mr. Colman, um einen Besuch in Ava zu machen.
- 
- 1820, 27. Jan.: Erschien vor dem König. Man verweigerte mir die Freiheit, den Glauben in seinem Machtbereich zu verkündigen.
- 1820, 18. Febr.: Rückkehr nach Rangun.
- 1820, 27. März: Mr. und Mrs. Colman segelten nach Arakan ab.
- 1820, 18. Juli: Taufte den zehnten birmanischen Bekehrten.
- 1820, 19. Juli: Schiffte mich mit Mrs. J. mit Zielhafen Kalkutta ein.
- 1820, 18. Aug.: Ankunft in Kalkutta.
- 1820, 23. Nov.: Schiffte mich mit Mrs. J. mit Zielhafen Rangun ein.

- 1821**, 5. Jan.: Ankunft in Rangun.
- 1821, 21. Aug.: Mrs. J. und Emily schifften sich Richtung Bengalen und dann weiter nach Amerika ein.
- 1821, 13. Dez.: Ankunft von Dr. Price mit Familie und Anschluss an die Mission.
- 1822**, 20. Jan.: Rückkehr von Mr. Hough und Familie.
- 1822, 2. Mai: Mrs. Price gestorben.
- 1822, 21. Aug.: Taufte den achtzehnten birmanischen Bekehrten.
- 1822, 28. Aug.: Reiste zusammen mit Dr. Price von Rangun ab, um einen weiteren Besuch in Ava zu machen.
- 1822, 27. Sept.: Ankunft in Ava.
- 1823**, Febr.: Rückkehr nach Rangun.
- 1823, 12. Juli: Vollendete die Übersetzung des Neuen Testaments ins Birmanische (einschließlich einer kurzen Zusammenfassung des Alten Testaments).
- 1823, 5. Dez.: Mrs. J. kehrte nach Rangun zurück.
- 1823, 13. Dez.: Abreise von Rangun Richtung Ava (zusammen mit Mrs. J.).
- 1824**, 23. Jan.: Ankunft in Ava.
- 1824, 8. Juni: Wurde auf Befehl des Königs in Ketten gelegt und ins Gefängnis gebracht, weil der Krieg gegen Bengalen<sup>367</sup> ausgebrochen war.
- 1825**, 26. Jan.: Maria Elizabeth Butterworth Judson in Ava geboren.
- 1825, 2. Mai: Wurde vom Gefängnis des Königs in Ava zum Gefängnis in Oung-pen-la (einige Kilometer entfernt) gebracht.
- 1825, 5. Nov.: Meine Ketten wurden abgenommen. Man brachte mich nach Ava zurück.
- 1825, 7. Nov.: Wurde unter Bewachung nach Maloun gebracht, dem Hauptquartier der birmanischen Armee, um als Dolmetscher zu dienen.

---

<sup>367</sup> A. d. H.: D. h. der Erste Anglo-Birmanische Krieg.

- 1825, 17. Dez.: Wurde von Maloun wieder weggebracht, weil das britische Heer von Prome aus erneut vorrückte.
- 1825, 29. Dez.: Ankunft in Ava; wurde wieder ins Gefängnis gesteckt.
- 1825, 30. Dez.: Aus dem Gefängnis freigelassen und der Aufsicht des Gouverneurs des Nordpalastes unterstellt.<sup>368</sup>
- 1826**, 21. Febr.: Verließ Ava mit Mrs. J. sowie Maria und kam ins britische Hauptquartier in Yandabo.
- 1826, 24. Febr.: Der Friedensvertrag wurde von den britischen und birmanischen Delegierten unterzeichnet.
- 1826, 6. März: Verließ Yandabo und fuhr auf dem Kanonenboot *Irrawaddy* nach Rangun.
- 1826, 21. März: Ankunft in Rangun.
- 1826, 31. März: Verließ Rangun und reiste nach Martaban mit dem Zivilkommissar Mr. Crawford<sup>369</sup>.
- 1826, 6. April: Landeten bei Kyaikkami, wo der Kommissar den Platz für eine neue Stadt aussuchte, die *Amherst* heißen sollte.
- 1826, 10. April: Ankunft in Rangun nach der Rückkehr aus Amherst.
- 1826, 29. Juni: Schiffte mich mit Mrs. J. und Familie auf der *Phoenix* mit Zielhafen Amherst ein.
- 1826, 2. Juli: Ankunft in Amherst.
- 1826, 5. Juli: Ließ Mrs. J. und Familie in Amherst zurück und schiffte mich wieder auf der *Phoenix* mit Zielhafen Rangun ein.
- 1826, 9. Juli: Ankunft in Rangun.
- 1826, 1. Sept.: Verließ Rangun Richtung Ava mit dem Gesandten Mr. Crawford.
- 1826, 30. Sept.: Ankunft in Ava.
- 1826, 28. Okt.: Die Gesandtschaft zog nach Sagaing um.
- 1826, 24. Nov.: Erhielt die Nachricht von Mrs. J. Tod in Amherst, am 24. Okt. 1826, in ihrem 37. Lebensjahr.
- 1826, 12. Dez.: Verließ Sagaing und kehrte nach Rangun und Amherst zurück.<sup>370</sup>

<sup>368</sup> A. d. H.: Nach den Aussagen des Haupttexts kam A. Judson erst am 31.12. frei, nachdem der Gouverneur persönlich bei ihm erschienen war, obwohl sich dieser bereits am 30.12. um die Freilassung bemüht hatte.

<sup>369</sup> A. d. H.: Judson gibt hier und im Folgenden den Namen mit *Crawford* wieder.

<sup>370</sup> A. d. H.: Im Haupttext wird der 13.12. als Abfahrtstag angegeben.

- 1827**, 24. Jan.: Ankunft in Amherst, schloss mich der Familie von Mr. und Mrs. Wade an, die am 23. Nov. 1826 angekommen war.
- 1827, 17. April: Ankunft von Mr. und Mrs. Boardman in Amherst.
- 1827, 24. April: Maria stirbt in Amherst im Alter von 2 Jahren und 3 Monaten.
- 1827, 28. Mai: Mr. und Mrs. Boardman ziehen nach Moulmein.
- 1827, 11. Juli: Erhielt die Nachricht vom Tod meines Vaters, Rev. Adoniram Judson sen., in Scituate, Massachusetts, am 25. Nov. 1826 in seinem 75. Lebensjahr.
- 1827, 10. und 11. Aug.: Verließ Amherst und schloss mich den Boardmans in Moulmein an.
- 1827, 14. Nov.: Auch Mr. und Mrs. Wade und die einheimischen Christen zogen nach Moulmein um.
- 1827, 28. Dez.: Schloß die am 16. Juli begonnene Übersetzung von 30 Psalmen ab.
- 1828**, 11. Jan.: Begann, in einem öffentlichen *zayat* in Moulmein zu predigen.
- 1828, 29. März: Mr. und Mrs. Boardman zogen nach Tavoy um.
- 1828, 9. Mai: Gab den Titel D.D.<sup>371</sup> zurück, der mir von der Brown University im September 1823 verliehen worden war.
- 1828, 29. Mai: Schenkte mein Privatvermögen dem Board<sup>372</sup>.
- 1828, 24. Okt.: Zog in meine »Klause«.
- 1829**, Febr.: Schrieb »The Threefold Cord«<sup>373</sup> auf Englisch.
- 1829, März: Schrieb »The Golden Balance«<sup>374</sup>, Traktat Nr. 3, auf Birmanisch.
- 1829, 14. Nov.: Vollendete die Revision des NT, die Zusammenfassung des AT und das »Septenarium oder Die sieben Handbücher«, alles auf Birmanisch.
- 1829, 15. Dez.: Erhielt die Nachricht vom Tod meines Bruders Dr. Elna-

371 A. d. Ü.: Svw. »Doctor of Divinity«, entspricht etwa dem deutschen Dr. theol. h. c.

372 A. d. H.: Damit ist hier und im Folgenden das American Baptist Board of Foreign Missions gemeint (vgl. auch Fußnote 366 auf S. 669).

373 A. d. Ü.: Svw. »Die dreifache Schnur«.

374 A. d. Ü.: Svw. »Die goldene Waage«.

than Judson in Washington, D.C., am 8. Mai 1829 (kurz vor der Vollendung seines 35. Lebensjahres).

- 1830**, 14. Jan.: Ankunft von Mr. und Mrs. Bennett in Moulmein.  
1830, 21. Febr.: Mr. und Mrs. Wade zogen nach Rangun um.  
1830, 26. April: Verließ Moulmein.  
1830, 2. Mai: Meine Ankunft in Rangun.  
1830, 11. Juni: Meine Ankunft in Prome.  
1830, 25. Sept.: Meine Rückkehr nach Rangun.
- 1831**, 19. Juli: Vollendete die Übersetzung folgender Bibelteile: 1. Mose, zwanzig Kapitel von 2. Mose, die Psalmen, Hoheslied, Jesaja und Daniel.  
1831, 31. Juli:kehrte von Rangun nach Moulmein zurück.  
1831, Okt.: Schrieb den »Brief über die Kleidung der Frau«.
- 1832**, 21. Mai: Zog mich in die Räume neben der Kapelle für die Einheimischen zurück, um mich dort der Übersetzung des Alten Testaments zu widmen.  
1832, 27. Nov.: Mr. und Mrs. Wade segelten nach Amerika ab.  
1832, 15. Dez.: Übergab den letzten Bogen des Neuen Testaments auf Birmanisch der Druckerei.
- 1833**, 1. Jan.: Ankunft von Mr. und Mrs. Hancock sowie anderer Missionare aus Amerika.  
1833, 8. Sept.: Taufte den 100. Bekehrten der Karen nördlich von Moulmein; die ersten vierzehn von ihnen waren von Wade getauft worden.
- 1834**, 31. Jan.: Vollendete die Übersetzung des Alten Testaments.  
1834, 1. April: Reiste von Moulmein nach Tavoy.  
1834, 10. April: Heiratete Mrs. Sarah H. Boardman, geboren in Alstead, New Hampshire, am 4. Nov. 1803 als älteste Tochter von Ralph und Abiah O. Hall, verheiratet mit George D. Boardman seit 4. Juli 1825, verwitwet seit 11. Februar 1831, mit einem überlebenden Kind, George D. Boardman jun., geboren am 18. Aug. 1828.

- 1834, 16. April: Ankunft in Moulmein von Tavoy aus.
- 1834, 7. Dez.: Ankunft der *Cashmere* aus Amerika mit Mr. und Mrs. Wade, Mr. und Mrs. Osgood sowie etlichen anderen neuen Missionaren.
- 1834, 13. Dez.: George D. Boardman jun. schiffte sich auf der *Cashmere* mit Ziel Amerika ein.
- 1835**, 4. Jan.: Die Wades zogen von Moulmein nach Tavoy um.
- 1835, 26. Sept.: Vollendete die Revision des Alten Testaments.
- 1835, 31. Okt.: Geburt von Abby Ann Judson in Moulmein.
- 1835, 29. Nov.: Taufte das 100. Mitglied der birmanischen Gemeinde in Moulmein.
- 1835, 29. Dez.: Übergab den letzten Bogen des Alten Testaments der Druckerei.
- 1836**, 21. Febr.: Ankunft der *Louvre* aus Amerika mit Mr. Malcom, dem Inspektor des [Missionary] Board, und etlichen neuen Missionaren.
- 1836, 23. Mai: Zogen in die neue Kapelle um.
- 1836, Nov.: Besuchte die Missionsstation in Tavoy zusammen mit Mrs. J. und Mrs. Vinton.
- 1837**, 31. Jan.: Vollendete eine erneute Revision des Neuen Testaments.
- 1837, 22. März: Übergab den letzten Bogen des revidierten Neuen Testaments der Druckerei.
- 1837, 7. April: Adoniram Brown Judson in Moulmein geboren.
- 1837, 30. April: Ankunft von Mr. und Mrs. Howard aus Rangun und Anschluss an die Missionsstation in Moulmein.
- 1837, 18. Nov.: Vollendete »Eine Zusammenfassung der Heiligen Schrift« auf Birmanisch.
- 1837, 27. Nov.: Die Hancocks ziehen von Moulmein nach Mergui.
- 1838**, 19. Febr.: Ankunft von Mr. und Mrs. Stevens aus Amerika und Anschluss an die Missionsstation in Moulmein.
- 1838, 15. Juli: Elnathan Judson in Moulmein geboren.

- 1839, 19. Febr.: Schiffte mich mit Zielhafen Kalkutta ein.
- 1839, 9. März: Ankunft in Kalkutta.
- 1839, 30. März: Schiffte mich mit Zielhafen Moulmein ein.
- 1839, 13. April: Ankunft in Moulmein.
- 1839, 27. Okt.: Begann, wieder in der Kapelle für die Einheimischen zu predigen (nach einer Zwangspause von zehn Monaten).
- 1839, 31. Dez.: Henry Judson in Moulmein geboren.
- 1840, 24. Okt.: Vollendete die Revision der Quarto-Ausgabe der birmanischen Bibel.
- 1841, 8. März: Luther Judson tot geboren.
- 1841, 26. Juni: Schiffte mich mit Mrs. J. und Familie mit Ziel Bengalen ein, weil ihr Gesundheitszustand eine Seereise erforderlich machte.
- 1841, 11. Juli: Ankunft in Bengalen.
- 1841 30. Juli: Henry Judson in Serampore im Alter von einem Jahr und 7 Monaten gestorben.
- 1841, 16. Aug.: Schiffte mich mit meiner Familie auf der *Ramsay* unter Kapitän Hamlin mit dem Ziel Isle of France (Mauritius) ein.
- 1841, 1. Okt.: Ankunft in Port Louis.
- 1841, 1. Nov.: Schifften uns wieder auf der *Ramsay* mit Zielhafen Moulmein ein.
- 1841, 10. Dez.: Ankunft in Moulmein.
- 1842, 21. Febr.: Umzug ins neue Haus.
- 1842, 8. Juli: Henry Hall Judson in Moulmein geboren.
- 1842, 29. Aug.: Erhielt die Nachricht vom Tod meiner Mutter in Plymouth, Massachusetts, am 31. Jan. 1842 in ihrem 83. Lebensjahr.
- 1843, 18. Dez.: Charles Judson in Moulmein geboren.
- 1844, 27. Dez.: Edward Judson in Moulmein geboren.

- 1845, 15. Febr.: Mrs. J. segelte von Moulmein ab und reiste an der Küste entlang in der Hoffnung auf gesundheitliche Besserung.
- 1845, 3. April: Mrs. J. kehrte zurück.
- 1845, 26. April: Schiffte mich mit Mrs. J und den drei älteren Kindern auf der *Paragon* mit Zielhafen London ein.
- 1845, 3. Mai: Segelten von Amherst ab.
- 1845, 5. Juli: Ankunft in Port Louis auf der Isle of France (Mauritius).
- 1845, 23. Juli: Schifften uns auf der *Sophia Walker* unter Kapitän Codman mit Ziel Vereinigte Staaten ein.
- 1845, 25. Juli: Segelten von Port Louis ab.
- 1845, 26. Aug.: Ankunft auf St. Helena.
- 1845, 1. Sept.: Mrs. J. starb um 3 Uhr früh und wurde um 6 Uhr abends begraben. Danach segelten wir von St. Helena noch in derselben Nacht ab.
- 1845, 15. Okt.: Ankunft in Boston.
- 1845, 13. Nov.: Trennte mich von meinen Kindern: ließ Adoniram und Elnathan in Worcester und sandte Abby Ann nach Plymouth.
- 1845, 28. Nov.: Erhielt die Nachricht vom Tod des kleinen Charlie in Moulmein am 5. August 1845 im Alter von einem Jahr und sieben einhalb Monaten.
- 1846**, 5. Jan.: Begann, Emily Chubbock den Hof zu machen.
- 1846, 6. April: Brachte Abby Ann von Plymouth nach Bradford.
- 1846, 2. Juni: Heiratete in Hamilton, New York, Emily Chubbock, geboren in Eaton, New York, am 22. Aug. 1817 als Tochter von Charles und Lavinia Chubbock.
- 1846, 4. Juli: Verabschiedete mich von Adoniram und Elnathan in Worcester.
- 1846, 9. Juli: Verabschiedete mich von Abby Ann in Bradford.
- 1846, 11. Juli: Verabschiedete mich von George D. Boardman, der Familie Lincoln, den Colbys, den Gillettes, Anne Maria Anable sowie zahllosen anderen Freunden und schiffte mich mit Mrs. Judson – zusammen mit Miss Lillybridge, den Beechers und den Harrises – auf dem Schiff *Faneuil Hall* unter Kapitän Hallet mit Zielhafen Moulmein ein.
- 1846, 30. Nov.: Ankunft in Moulmein.

- 1847**, 15. Febr.: Schiffte mich mit meiner Familie mit Zielhafen Rangun ein.
- 1847, 1. Juni: Mrs. J. [Emily geb. Chubbock] vollendete die Biografie der verstorbenen Mrs. J. [Sarah verw. Boardman].
- 1847, 31. Aug.: Schifften uns mit Zielhafen Moulmein ein.
- 1847, 5. Sept.: Ankunft in Moulmein.
- 1847, 24. Dez.: Emily Frances Judson in Moulmein geboren.
- 1848**, 25. Febr.: Zogen wieder in das alte Haus um.
- 1849**, 24. Jan.: Vollendete das englisch-birmanische Wörterbuch.
- [**1850**, 12. April: Adoniram Judson jun. starb auf See an Bord der französischen Bark *Aristide Marie*. Sein Leichnam wurde östlich der Andamanen, auf 13° nördlicher Breite und 93° östlicher Länge, der See übergeben.]<sup>375</sup>

---

<sup>375</sup> A. d. H.: Dieses biografische, sich auf das Jahr 1850 beziehende Detail wurde vom Übersetzer eingefügt.

## Judsons erstes Traktat für die Birmanen

Es gibt ein Wesen, das ewig existiert; das frei ist von Krankheit, Alter und Tod; das war und ist und sein wird, ohne Anfang und ohne Ende. Außer diesem Wesen, dem wahren Gott, gibt es keinen anderen Gott. Der wahre Gott unterscheidet sich von allen anderen Wesen. Drei in einem vereint, Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist, diese drei sind *ein* Gott. Gott ist Geist, ohne leibliche Gestalt. Obgleich er allgegenwärtig ist, offenbart er doch über den Himmeln am klarsten seine Herrlichkeit. Seine Macht und seine Weisheit sind unendlich. Er ist rein und gut und besitzt immerwährende Glückseligkeit. Ehe diese Welt geschaffen wurde, war Gott glücklich, umgeben von den reinen und körperlosen Söhnen des Himmels. Um seine Vollkommenheiten zu zeigen und seine Geschöpfe glücklich zu machen, schuf Gott die Himmel, die Sonne, den Mond und alle Sterne, die Erde, die verschiedenen Arten der wilden Tiere und den Menschen. Der erste Mann und die erste Frau waren, als Gott sie erschaffen hatte, nicht der Krankheit und dem Tod unterworfen; sie waren frei von jeder Art von Übel und Bösem, und ihr Inneres war aufrichtig und rein. Danach aber übertraten sie das Gebot Gottes und sündigten gegen ihren Wohltäter, der unvergleichlich und die Summe aller Vollkommenheiten ist. Daher verschwand das Licht des göttlichen Angesichts, und diese beiden, zusammen mit all ihrer Nachkommenschaft, setzten sich der Finsternis aus und wurden unrein und böse; sie wurden – in ihrem gegenwärtigen Zustand – der Krankheit, dem Tod und allen anderen Übeln unterworfen, und so wurden sie zu solchen, die in ihrem zukünftigen Zustand zu Recht die schreckliche Strafe der Hölle verdienen. Als über 4000 Jahre danach die Menschheit derart zugrunde gerichtet war, war Gott bewegt von Mitleid für die Menschen, die sich so sehr ins Elend verstrickt hatten. Daher sandte er auf die Erde, den Wohnplatz der Menschen, den Sohn, den zweiten *yadana* unter den drei *yadanas* [alles in höchstem Maße Ausgezeichnete oder

Hervorragende<sup>376</sup>]. Die Umstände seines Gesandtwerdens waren folgendermaßen: Gott der Sohn (in dem sich göttliche und menschliche Natur vereinen, ohne sich zu vermischen, zu verändern oder aufzuheben) wurde in dem Land Israel und der Region Judäa durch die Kraft Gottes im Schoß einer Jungfrau empfangen und wurde geboren. Dieser menschengewordene Gott, der Jesus Christus heißt, hat – als Mensch – an unserer statt furchtbare Leiden und den Tod auf sich genommen, die für unsere Sünden gebührende Strafe. Und weil er diese Leiden auf sich genommen hat, ist er – als Gott – in der Lage, alle seine Nachfolger von der Strafe der Hölle zu erretten, sie mit seinem eigenen Leben zu erlösen und in den Himmel zu bringen. Am dritten Tag, nachdem Jesus Christus den Tod erlitten hatte, kehrte seine Seele in seinen Leib zurück, und er wurde wieder lebendig. Innerhalb eines Zeitraums von vierzig Tagen blieb er hier und gab seinen Jüngern Anweisungen, indem er ihnen danach folgenden Auftrag erteilte: »Geht hin in alle Länder auf der Erde und verkündigt die Frohe Botschaft allen Menschen. Derjenige, der an mich glaubt und getauft wird, wird errettet werden. Derjenige, der nicht glaubt, wird verdammt werden, das heißt, er wird unaufhörliche Strafe in der Hölle erleiden.« Dann fuhr er, in Anwesenheit vieler seiner Jünger, in den Himmel auf und nahm seinen Platz an dem Ort ein, wo Gott seine ganze Herrlichkeit erstrahlen lässt. Entsprechend dem letzten Gebot Jesu Christi reisten seine Jünger, mit Judäa beginnend, durch verschiedene Länder und Königreiche und verkündigten die Frohe Botschaft; und viele glaubten und wurden zu Nachfolgern Jesu Christi. Diese wahre Religion verbreitete sich dann in den Ländern des Westens; und jetzt ist aus dem Land Amerika ein Lehrer der Religion in dieses Land Birma – in den Ländern des Ostens gelegen – gekommen und hat begonnen, die Frohe Botschaft zu verkündigen. In vielleicht ein- oder zweihundert Jahren wird die Religion Buddhas, Brahmas und Mohammeds und auch Roms zusammen mit allen anderen falschen Religionen verschwunden und vergessen sein, und die Religion Christi wird die ganze Welt durchdringen; alle Streitigkeiten und Kriege werden auf-

---

376 Anmerkung von A. Judson: Im vorliegenden Gebrauch vermittelt das Wort *yadama* keine zusätzliche Bedeutung, seine Einfügung ist aber zur Verständlichkeit des Satzes im Birmanischen erforderlich.

hören, und alle Stämme und Völker werden wie eine in Liebe verbundene Familie von Geschwistern sein. [*Ende von Teil 1*]

Ein Jünger Jesu Christi ist jemand, der von Neuem geboren ist; dies bedeutet, dass die alte Natur, die über alle Generationen hinweg vom ersten Menschenpaar ererbt wurde ... abgetan wird und die – durch den Heiligen Geist eingepflanzte – neue Natur empfangen wird. Der nichterneuerte Mensch liebt sich selbst über alles und sucht nur seine eigenen persönlichen Interessen. Der erneuerte Mensch liebt den wahren Gott über alles und sehnt sich danach, dass die Verherrlichung Gottes gefördert wird. Er liebt auch alle anderen wie sich selbst und sucht ihr Bestes, als wäre es sein eigenes. Der nichterneuerte Mensch verlangt danach, sinnliche Lust, weltlichen Reichtum, Ruhm und Macht zu genießen. Der erneuerte Mensch verachtet sinnliche Lust usw. Seine Sehnsucht ist es, im Gemüt rein zu sein sowie mit Gnade erfüllt und anderen nützlich zu sein, die Verherrlichung Gottes zu fördern und schließlich die reine und unendliche Glückseligkeit des Himmels zu genießen.

Der nichterneuerte Mensch, von Stolz geprägt, hasst die Religion Jesu Christi, die Beugung und Demütigung erfordert. Wenn er vom Gewissen aufgeschreckt wird, versucht er, verdienstliche Werke zu vollbringen, um Sühnung für seine Sünden zu erwirken und Errettung zu empfangen. Der erneuerte Mensch weiß mit Gewissheit, dass der Mensch gegen Gott gesündigt und sich große Schuld zugezogen hat und keine verdienstlichen Werke hervorbringen kann. Er führt sich klar vor Augen, dass es allein aufgrund des menschengewordenen Gottes, Jesus Christus, möglich ist, dass Sünde gesühnt werden und man die Glückseligkeit des Himmels empfangen kann. Deshalb bemüht er sich entsprechend der göttlichen Gebote – aus tiefer Liebe zu Jesus Christus und aus dem Wunsch, seinen Willen zu tun –, böse Taten zu vermeiden und nur gute Taten zu tun. Wenn er gelegentlich – aufgrund der Angriffe der noch verbleibenden alten Natur – abgelenkt und die göttlichen Gebote übertritt, so tut er Buße angesichts dessen, dass er gegen seinen über die Maßen vortrefflichen, erhabenen und aller Liebe werten Herrn gesündigt hat. Er bekennt – im alleinigen Vertrauen auf den Tod Christi – die Sünde, die er begangen hat und bittet Gott um Vergebung. Wer nicht erneuert und deshalb kein Jün-

ger Christi ist, der erlangt in diesem gegenwärtigen Leben keine wahre Weisheit; seine Sünden sind zahlreich und schwer. Und weil ihm der Herr gleichgültig ist, der allein ihn von der Sünde befreien könnte, wird er in diesem Leben keinen Zufluchts- oder Ruheort finden, sondern Seele und Leib werden in die Hölle stürzen, wie er es aufgrund seiner Sünden zu Recht verdient. Und da er sich einem *ewigen* Gott gegenüber schuldig gemacht hat, muss er dementsprechend *ewige* Pein erleiden. Wer erneuert ist und ein Jünger Jesu Christi wird, der ist im gegenwärtigen Leben mit wahrer Weisheit vertraut und erlangt den Stand eines *Thautahpan* [eines Menschen, der eine neue und herrliche Natur erhalten hat, was zu endgültiger Errettung führt]. Und wenn er in die andere Welt übergeht, wird er – da seine Seele die Vergebung der Sünden durch den Tod Christi erlangt hat – durch die Gnade Gottes in die Gegenwart Gottes eingehen. ... [Ende von Teil 2]

Die Gebote Jesu Christi sind folgende:

- Tue Buße bzw. ändere deine Gesinnung; d.h., rotte die alte Natur aus und übe dich in der neuen.
- Habe Glauben an den Erretter, den Herrn Jesus Christus.
- Liebe Gott über alles.
- Liebe die anderen wie dich selbst.
- Sei nicht auf weltliche Güter und Reichtümer bedacht, sondern richte dein Trachten und Sehnen auf jene Reichtümer, die unbefleckt und unvergänglich in den Himmeln sind.
- Kämpfe gegen Hochmut, Stolz und Anmaßung und übe dich in einer demütigen, langmütigen und sanftmütigen Gesinnung.
- Vergelte nicht Böses mit Bösem, sondern sei bereit, die Fehler anderer zu vergeben und Unrecht geduldig zu ertragen.
- Liebe deine Feinde und bete für sie.
- Sei barmherzig gegenüber den Armen und Bedürftigen und gib Almosen.
- Begehre nicht das Eigentum anderer; nimm deshalb auch nichts mit Gewalt; stiehl nicht; betrüge nicht in Geschäft und Handel; vergreife dich in keiner Weise am Besitz anderer.
- Rede nichts Falsches.

- Gib kein falsches Zeugnis.
- Nimm nicht das Leben eines Menschen (es sei denn, du stehst im Dienst der staatlichen Obrigkeit).
- Trinke keine berauschenden Getränke im Übermaß.
- Verachte nicht die Ehe, sei es die eines Lehrers der Religion, eines Herrschers oder einer Privatperson.
- Begehre nicht einen anderen Mann oder eine andere Frau außer deinem Ehegatten oder deiner Ehegattin.
- Ehre deine Eltern und hilf ihnen und unterstütze sie bereitwillig so gut, wie du kannst.
- Höre respektvoll auf die Unterweisungen derer, die dich in Glaubensdingen belehren, und trage mit freiwilligen Gaben zu ihrer Unterstützung bei.
- Was Herrscher betrifft – ob sie nun Jünger Christi sind oder nicht –, so ehre sie, zahle ihnen die entsprechenden Steuern, bete für sie und gehorche ihren rechtmäßigen Geboten.
- Bete allezeit zu Gott.
- Versammle dich am ersten der sieben Wochentage mit anderen, um Gott anzubeten und sein Wort zu hören.
- Wenn du ein Jünger Christi geworden bist, dann empfang die Taufe mit Wasser.
- Halte danach von Zeit zu Zeit ehrfurchtsvoll zusammen mit anderen das Mahl – zum Gedächtnis an sein Fleisch und Blut, das er für seine Jünger hingegeben hat.
- Verwende alle Sorgfalt darauf, dass deine Verwandten und Nachbarn und Landsleute, die nicht Jünger Jesu Christi sind, zur Bekehrung kommen.
- Verwende mit leidenschaftlicher Gesinnung alle Sorgfalt darauf, dass die Bewohner der Städte und Länder und Königreiche, die in der Finsternis sind und noch nicht das Licht der Erkenntnis des wahren Gottes erlangt haben, Jünger Christi werden.
- Dies sind die Gebote Jesu Christi. [*Ende von Teil 3*]

Der Lehrer, der diese Schrift verfasst hat, hat das große Übel gesehen, das über die Birmanen kommen wird. Er hat deshalb – von Mitleid getrieben – sein eigenes Land verlassen und ist aus einer ungeheuer

großen Entfernung mit Schiffen in dieses Land, das Land Birma, gelangt. Er sucht weder Ruhm noch Reichtum. Er begehrt auch keine Gaben und Geschenke. Die Nachfolger Christi in seinem eigenen Land – von Mitleid gegenüber den Birmanen getrieben – sorgen für all das, was er zum Leben braucht. Er hat keinen anderen Beweggrund als diesen: Da er ein Nachfolger Christi ist und deshalb sein Glück darin besteht, das Beste anderer zu suchen, ist er hierhergekommen und arbeitet hart daran, dass die Birmanen von der schrecklichen Strafe der Hölle gerettet werden und sich der Glückseligkeit des Himmels erfreuen mögen.

Im Jahr Christi 1816, im birmanischen Jahr 1178<sup>377</sup>, am 967. Tag des Herrn des Saddan-Elefanten und Meisters der Sakyah-Waffe und im 33. Jahr seiner Herrschaft, im Abschnitt Pashoo, am Dienstag, dem 12. Tag des abnehmenden Mondes Wahgoung, nach dem doppelten Schlag, wurde diese Schrift mit dem Titel *Der Weg zum Himmel* vollendet. *Möge der Leser Erleuchtung empfangen. Amen.*<sup>378</sup>

---

377 A. d. H.: In Bezug auf die Zeitangaben in diesem Absatz vgl. die Fußnoten 142-144 auf S. 258.

378 A. d. Ü.: Dieses Traktat, geschrieben vor 200 Jahren für Theravada-Buddhisten in Birma, wird heute noch gelegentlich verwendet, so z. B. in Thailand (nach der Übersetzung in Thai).

## Die dreifache Schnur<sup>379</sup>

Prediger 4,12

Verfasst von einem Missionar in Birma

Du gehst davon aus, mein lieber Bruder, dass du über die Sünde Buße getan und dein Vertrauen auf den Herrn Jesus gesetzt hast. Dein allergrößter Wunsch ist es jetzt, in der Gnade zu wachsen und zu vollkommener Liebe und vollkommener Freude in Gott zu gelangen. Aber du bist verwirrt über den Weg dahin, angesichts der verschiedenen Wegweisungen der verschiedenen Gruppierungen der christlichen Welt; und du bittest um ein kurzes Handbuch mit Ratschlägen, einfach zu verstehen und überzeugend für das Herz. Deshalb stelle ich dir hiermit *die dreifache Schnur* vor. Ergreife sie mit der Hand des Glaubens und sei versichert, dass sie deine Seele zu Gott und zum Himmel ziehen wird.

Die erste ist die Schnur des *Gebets im Verborgenen*. Ohne diese haben die anderen keine Kraft. Das Gebet im Verborgenen wird gewöhnlich als eine Pflicht betrachtet, die jeden Morgen und jeden Abend geleistet werden muss, um das Gewissen frei von Befleckung zu halten. Aber, mein lieber Bruder, lass eine derart mangelhafte Auffassung nicht dein Denken bestimmen. Betrachte das Gebet im Verborgenen vielmehr als eine der drei großen Aufgaben deines Lebens. Ordne deine Geschäfte so – wenn möglich –, dass du ohne große Mühe zwei oder drei Stunden jeden Tag dafür aufwenden kannst, und zwar nicht nur für die Verrichtung von Andachtsübungen, sondern vor allem dafür, dass du dich dem Gebet im Verborgenen widmest und in der Stille die Gemeinschaft mit Gott suchst. Versuche, dich siebenmal am Tag von deinen Geschäften und der Gesellschaft anderer Menschen zurückzuziehen und deine Seele im Verborgenen zu Gott zu erheben. Beginne den Tag, indem du nach Mitternacht auf-

---

379 A. d. H.: Diese Abhandlung ist auf dem Hintergrund des besonderen geistlichen Zustands zu verstehen, in dem sich A. Judson zum Zeitpunkt ihrer Niederschrift befand. Das betrifft vor allem die Entsagung und Askese in dieser Phase seines Glaubenslebens. Vgl. dazu Teil III, Kapitel 2.

stehst und dich in der Stille und Dunkelheit der Nacht einige Zeit dieser heiligen Aufgabe widmest. Die Stunde der beginnenden Morgendämmerung möge dich bei dem gleichen Werk antreffen; und auch die Zeit um 9, 12, 15, 18 und 21 Uhr soll dich ebenso damit beschäftigt finden. Sei in dieser Sache fest entschlossen. Bring jedes praktisch mögliche Opfer, um diese Praxis aufrechtzuerhalten. Bedenke, dass die Zeit kurz und gedrängt ist und dass du deinen Geschäften und deiner Gesellschaft nicht erlauben darfst, dich der Gemeinschaft mit Gott zu berauben. Versuche, zumindest die Zeiten am Morgen, am Mittag und am Abend sowie die Zeit nach Mitternacht einzuhalten, wenn dies deiner Gesundheit nicht abträglich ist.

Fragst du, wie du beten sollst? Es gibt Einen, der dich lehren kann und unterweisen möchte. Wann immer du beten willst, nähere dich Golgatha; knie am Fuß dieses Hügels, erhebe deine Augen, zitternd und voller Tränen, zu deinem fleischgewordenen und für dich am Kreuz sterbenden Gott und Heiland. Bekenne, dass du schuldig bist; flehe um seine Vergebung; und glaube mir, mein lieber Bruder, dass der Heilige Geist schnell kommen und dich lehren wird, wie du beten sollst.

Die zweite ist die Schnur der *Selbstverleugnung* – ja, sie ist rau für die Hand der Sinne und wurde außerdem in der römisch-katholischen Kirche so sehr missbraucht, dass die Protestanten Angst davor bekommen und sie weggeworfen haben. Aber ergreife sie, mein Bruder, mit der Hand des Glaubens. Sie ist eine der drei; und ohne sie haben die anderen beiden – wenn auch von einigem Nutzen – keine Kraft und Beständigkeit.

Es ist ein anerkanntes Prinzip, dass man jede Fähigkeit des Leibes und des Geistes durch regelmäßigen Gebrauch stärkt und verbessert, während sie durch Nichtgebrauch geschwächt und eingeschränkt wird. Es ist nicht nötig, dafür Beweise oder Veranschaulichungen anzuführen; diese finden wir in unserer alltäglichen Erfahrung. Selbstliebe oder die Gier nach Befriedigung der eigenen Lüste durch den Genuss der Reichtümer, der Ehren und der Vergnügungen dieser Welt ist das Leitprinzip des gefallen Menschen. In der von Neuem geborenen Seele lebt dieses Prinzip immer noch, wenn es auch tödlich verwundet ist. Und je mehr man ihm frönt, desto stärker wird es wieder. Aber es heißt ja:

»Die Gotteslieb fließt stark und rein  
im Maß, wie Eigenliebe schwindet;  
denn unsre Herzen sind zu klein –  
für *zwei* Flüsse kein Platz sich findet.

Nicht können *zwei* die Seel regiern,  
drum treib die Eigenliebe aus.  
Der Gotteslieb wir *ganz* gehörn;  
sie nimmt nicht solchen Gast ins Haus.«<sup>380</sup>

Und der Weg, sich der Eigenliebe zu entledigen, besteht darin, ihr nicht weiter zu frönen. Das heißt, wir müssen unser Ich als einen Feind betrachten, gleichsam als böses Raubtier, dessen Begierden durchkreuzt und dessen Süchte beschnitten werden müssen – und zwar in dem Maße, wie dies konsequent verwirklicht werden kann durch die vollkommene Fähigkeit und Bereitschaft Christi, uns zu helfen. Oder, um in der Sprache der Schrift zu sprechen: Ich muss mich selbst verleugnen und täglich das Kreuz aufnehmen<sup>381</sup>; den Leib zerschlagen und ihn in Knechtschaft führen<sup>382</sup>; die Glieder töten, die auf der Erde sind<sup>383</sup>; und aufhören, die Welt sowie das zu lieben, was in der Welt ist<sup>384</sup>.

Wie schade ist es um diejenigen, die ihre Tage mit dem Verwöhnen ihrer Leiber verbringen unter dem Vorwand, ihr Leben und ihre Gesundheit zu erhalten. Sie mühen sich ab, Schätze auf der Erde zu sammeln unter dem Vorwand, für ihre Kinder vorzusorgen. Sie passen sich dem gegenwärtigen Zeitlauf an unter dem Vorwand, nicht als Sonderlinge angesehen werden zu wollen, was ihnen angeblich schaden würde. Sie verwenden jedes Mittel, um ihr Ansehen zu erhalten und ihre Reputation auszudehnen, indem sie vorgeben, dadurch mehr Einfluss zu gewinnen und dadurch der Sache des Evangeliums besser dienen zu können! Wie können solche ins Reich der Himmel ein-

---

380 A. d. Ü.: Dies sind die letzten beiden Strophen aus dem Gedicht »Divine Love Endures No Rival« (William Cowper, 1731–1800). Es findet sich in seinen Übertragungen der Gedichte von Madame Guyon (1648–1717), veröffentlicht 1783.

381 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 16,24; Markus 8,34; Lukas 9,23; 14,26–27.

382 A. d. Ü.: Vgl. 1. Korinther 9,27.

383 A. d. Ü.: Vgl. Kolosser 3,5.

384 A. d. Ü.: Vgl. 1. Johannes 2,15.

gehen? »Denn eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind, die ihn finden.«<sup>385</sup> Möchtest du, mein Bruder, zu diesen wenigen Glückseligen gehören? Möchtest du diese zügellose Eigenliebe bekämpfen, die bis jetzt die Liebe Gottes aus deinem Herzen ausgeschlossen hat und dein Fortschreiten auf dem himmelwärts führenden Pfad behindert hat? Dann gewöhne dir tägliche, fortwährende Selbstverleugnung an. Höre auf, deinem Appetit zu frönen; sei mit der einfachsten Nahrung zufrieden; weise das zurück, was den Gaumen am meisten erfreut; faste oft; bezwinge deinen Leib. Höre auf, dich äußerlich zu schmücken; kleide dich in grobe und einfache Stoffe; vermeide allen Schnickschnack; beschneide die Mittel von Stolz und Eitelkeit; nimm dir eine einfache und ärmliche Wohnung. Erleide bewusst Unannehmlichkeiten; ja, ziehe sie jeder Art fauler Bequemlichkeit und fleischlicher Genussucht vor. Erlaube dir keine Vergnügungen; wende deine Augen ab von den schönen Anblicken dieser nichtigen und eitlen Welt und wende deine Ohren ab von ihren angenehmen Klängen. Lass dich auf keine Unterhaltung ein, wenn sie deine Zwiesprache mit Gott unterbricht; lies kein Buch, wenn es deine Gemeinschaft mit ihm stört. Vermeide in dieser Hinsicht alles, was nicht dazu dient, deine Hingabe zu fördern, es sei denn, es ist für deinen Beruf nötig. Befreie dich von der Belastung durch weltlichen Besitz; verkaufe, was du hast, und gib es den Armen und besonders denen, die unter geistlicher Armut leiden. Was dein Ansehen betrifft, diesen letzten und am meisten gefürchteten Tyrannen des armen gefallenen Menschen, so folge dem Rat jenes außergewöhnlichen Heiligen, des Erzbischofs Leighton<sup>386</sup>: »Wähle immer nach bestem Wissen und Können, was am meisten zu Gottes Ehre ist und am meisten Christus und seinem Beispiel entspricht und was deinem Nächsten am meisten nützt und am meisten gegen deinen eigenen Willen ist und deinem eigenen Lob und deiner Ehre am wenigsten förderlich ist.« Und wiederum: »Sei nicht

---

385 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 7,14.

386 A. d. Ü.: Robert Leighton (1611/13–1684), schottischer presbyterianischer Theologe und Geistlicher. Obwohl Presbyterianer, wurde er von Charles II. zum Bischof von Dunblane (1661–1670) und Erzbischof von Glasgow (1670–1674) ernannt. Vorher war er acht Jahre (1653–1661) Präsident der Universität von Edinburgh. Bekannt als Schottlands »Apostle of Peace«, versuchte er, die Positionen der anglikanischen Episkopalkirche mit denen der Presbyterianer in einer United Church of Scotland zu versöhnen – allerdings erfolglos.

nur damit zufrieden, sondern strebe danach, soweit du kannst, unbekannt und doch wohlbekannt zu sein, verurteilt und verachtet von allen Menschen, und doch ohne schuldig geworden zu sein oder es verdient zu haben.«<sup>387</sup> Und lehne schließlich alle Kompromisse mit dieser Welt ab, die in den Armen des Bösen liegt.<sup>388</sup> Verzichte auf alle deine weltlichen Vorhaben und Beschäftigungen, abgesehen von dem, was für deinen eigenen Lebensunterhalt und den der von dir Abhängigen unbedingt notwendig ist. Lass dich, so weit wie möglich, nicht durch die Berührung weltlicher Dinge verunreinigen. Indem du die Zugänge deiner Seele gegenüber den Verlockungen der Lust des Fleisches, der Lust der Augen und des Hochmuts des Lebens<sup>389</sup> verschließt, musst du versuchen, diesen todbringenden und überwältigenden Einfluss zu schwächen, den die Welt über dich gewonnen hat und dessen du dir kaum bewusst bist.<sup>390</sup> Und wenn du alles getan hast, was dir möglich ist, dann denke daran, dass du nichts anderes verdienst als die Hölle. Du hast sie verdient aufgrund der Zögerlichkeit, mit der du dich dem Licht ausgesetzt hast, infolge des Widerstrebens, mit dem du deiner Pflicht nachgekommen bist, und wegen der fleischlichen Gegenargumente, denen du dich bei jedem Schritt hingeeben hast. Du hast sie verdient aufgrund der Bereitwilligkeit, mit der du manchmal meinstest, deine Anstrengungen aufgeben zu sollen, und aufgrund der Untreue, mit der deine besten Handlungen vermischt sind, und der Sünde, mit der du sie befleckt hast.

---

387 Siehe *Rules and Instructions for a Holy Life* (»Regeln und Anweisungen für ein heiliges Leben«), eine Abhandlung, die zwar nicht völlig ausgearbeitet ist, aber dennoch das Mark und den Kern wahren praktischen Glaubenslebens enthält. Siehe auch Laws *Treatise upon Christian Perfection* (A. d. Ü.: Svw. »Abhandlung über christliche Vollkommenheit«. Gemeint ist William Law [1686–1761], *A Practical Treatise upon Christian Perfection*, London, 1726.) und Thomas a Kempis' [um 1380 bis 1471] *Imitatio Christi* (»Nachfolge Christi«).

A. d. Ü.: Leightons Werk *Rules and Instructions* hatte großen Einfluss auf Henry Scougal (1650–1678) und dessen Büchlein *The Life of God in the Soul of Man*, das bis heute oft zusammen mit *Rules and Instructions* herausgegeben wird und von dem George Whitefield sagte: »Ich wusste nicht, was wahre Religion ist, bis Gott mir diese ausgezeichnete Abhandlung sandte.«

388 A. d. Ü.: 1. Johannes 5,19.

389 A. d. Ü.: 1. Johannes 2,16.

390 Um dich gegen Extreme zu schützen, beachte die beiden folgenden kurzen Regeln: 1. Vermeide solche Entbehrungen und Härten, die deiner körperlichen Gesundheit abträglich sind. 2. Vermeide übertriebene Absonderlichkeiten in Kleidung und Verhalten, die nur deinen Stolz fördern; und während du danach strebst, in allen äußerlichen Dingen einfach und unauffällig zu sein, behalte Kleidung und Gebräuche deines Landes bei und respektiere die nationalen Gebräuche und Gewohnheiten, die den Hohen und Niedrigen, den Reichen und Armen gemein sind, es sei denn, es gibt einen besonderen Grund, dies zu ändern.

Bist du bereit, der du diese Seiten liest, in Verzweiflung auszurufen: »Wehe mir!«<sup>391</sup> Wie kann ich, gebunden mit tausend Ketten und beladen mit tausend Lasten, je ein heiliges Leben der Selbstverleugnung führen? Denke daran, dass es Einen gibt, der fähig und willens ist, dir zu helfen. Es ist im Allgemeinen – wenn nicht gar ständig – der Fall bei Jungbekehrten, dass der Heilige Geist sie zum Pfad der Selbstverleugnung hinführt. Vielleicht können wir alle uns an die Zeit erinnern, als wir ein solches Bewusstsein unserer eigenen Unwürdigkeit hatten, dass wir danach strebten, uns jedwedem Genuss zu verweigern; als wir ein solches Bewusstsein für die Gefahr der Versuchung und die schreckliche Macht der Sünde hatten, dass wir bereit waren, auf alles zu verzichten, um ein heiliges Leben zu führen. Aber in der protestantischen Kirche haben die Gespenster der römisch-katholischen Leibfeindlichkeit, ihrer selbst auferlegten Kasteiungen, ihrer übertriebenen Selbst- und Werkgerechtigkeit, ihrer religiösen Schwärmerei usw. uns in Schrecken versetzt. Wir verschlossen unsere Augen vor dem aufgehenden Licht, wandten unsere Augen ab von dem himmlischen Ruf, der Geist ließ ab, mit uns zu rechten,<sup>392</sup> und wir wurden mit der allgemeinen Flut mit fortgerissen.

Kehre um, o verirrte Seele, zu deiner ersten Liebe.<sup>393</sup> Gott wartet immer noch und möchte Gnade erweisen. Spürst du nicht einen inneren Antrieb in dir, während du diese Zeilen liest? Eine verborgene Überzeugung, dass dies die Wahrheit ist? Eine beginnende Sehnsucht, dies zu praktizieren? Gib dich dem himmlischen Wirken hin. Mache einen sofortigen Anfang. Warte nicht, bis du den ganzen Pfad taghell erleuchtet siehst; erwarte keine mittägliche Helligkeit, solange die Sonne noch mit den dunklen, unheilvollen Nebeln kämpft, die deinen irdischen Horizont umgeben, an den Grenzen zu einer noch dunkleren Welt. Der Pfad der Selbstverleugnung ist ein für fleischliche Augen verhüllter Pfad, ein Geheimnis des Reiches Gottes.<sup>394</sup> Wenn du schon beim ersten geforderten Opfer zögerst, dann erwarte keine weitere Ermahnung, kein weiteres Licht. Aber wenn du tun willst,

---

391 A. d. Ü.: Vgl. Psalm 120,5; Jesaja 6,5; Jeremia 10,19; 45,3; Micha 7,1.

392 A. d. Ü.: Vgl. 1. Mose 6,3.

393 A. d. Ü.: Vgl. Offenbarung 2,4-5.

394 A. d. Ü.: Vgl. Lukas 8,10.

was unter deiner Hand in dieser Stunde zu tun sich findet,<sup>395</sup> wenn du es willst, dann unternimm – in kindlicher Einfalt und demütigem Gehorsam – den ersten Schritt. Dann wirst du den zweiten sehen, den du jetzt noch nicht siehst; und während du vorwärtsschreitest, wirst du erkennen, wie sich der Pfad der Selbstverleugnung auf wunderbare und geradezu entzückende Weise vor dir auftut. Du wirst es köstlich finden, deinem geliebten Herrn und Heiland zu folgen, das Kreuz tragend, und bald schon wirst du sagen können:

»Süß ist Dein Kreuz –  
weit mehr als alle Süße –  
für Seelen, die Dein Lächeln fesselt.«

Die dritte Schnur ist *das Tun des Guten*. Sie verleiht den anderen beiden Schönheit und Nützlichkeit. Vom Herrn Jesus steht geschrieben, dass er *umherging, indem er Gutes tat*.<sup>396</sup>

Bist du sein Jünger? Dann ahme sein Vorbild nach und gehe umher, indem du Gutes tust. *Tue Gutes*. Lass dies dein Wahlspruch sein. Tue Gutes – alles Gute, was in deiner Macht steht, Gutes jedweder Art und jedweder Person gegenüber. Betrachte jedes menschliche Wesen als ein Geschöpf, das wie du in Gottes Bild erschaffen wurde; betrachte jeden, den du triffst, mit den Augen der Liebe und hoffe darauf, dass er in jener strahlenden himmlischen Welt dein liebender und geliebter Gefährte sein wird. Freue dich über jede Gelegenheit, ihm Gutes zu tun, sei es nun zeitlicher oder geistlicher Natur. Tröste ihn, wenn er in Nöten ist; hilf ihm in seinen Bedürfnissen; unterweise ihn, wo er unwissend ist; erleuchte seine Dunkelheit; warne ihn vor der Gefahr, in der er steht; zeige ihm den Weg zum Heil; überzeuge ihn und bitte ihn inständig, auf jenem glückseligen Pfad dein Mitreisender zu werden. Begleite ihn mit allen Erweisen der Freundlichkeit und Liebe, wie du es auch von einem anderen dir gegenüber erwarten würdest.<sup>397</sup> Ertrage geduldig seine

---

395 A. d. Ü.: Vgl. 1. Samuel 21,4.

396 A. d. Ü.: Vgl. Apostelgeschichte 10,38.

397 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 7,12; Lukas 6,31.

Schwachheiten. Werde im Gutes tun nicht müde.<sup>398</sup> Denke daran, dass dein Heiland lange Geduld mit dir gehabt hat und immer noch Geduld hat, über alle Vorstellungen hinaus. Bedenke, dass er deine Befleckungen mit dem in seinem eigenen Blut getränkten Kleid bedeckt, sodass der Zorn Gottes dich nicht trifft. Und wenn er auf diese Weise deine ungeheure Schuld vergibt, kannst du dann nicht geduldig mit deinem Mitschuldner sein?<sup>399</sup>

Tue Gutes dem Herrn, deinem Heiland. Ist er so weit entfernt, dass du ihn nicht erreichen kannst? Gewiss, er thront in der Höhe; aber dennoch lebt er auch in allen seinen Gliedern. »Insofern ihr es einem der geringsten dieser meiner Brüder getan habt, habt ihr es mir getan«<sup>400</sup>. Wie du deshalb Gelegenheit hast, wirke Gutes gegenüber allen, besonders aber gegenüber den Hausgenossen des Glaubens.<sup>401</sup> Suche als wahrer Nachfolger Christi nicht deinen eigenen Vorteil, sondern den Vorteil der Vielen, dass sie errettet werden mögen.<sup>402</sup>

Christus hat gelitten, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengelange, sondern ewiges Leben habe. Lass daher deinen Wunsch nach dem Sieg des Guten sich bis zu den entferntesten Enden der Erde erstrecken; und wo immer ein menschliches Wesen existiert, mögen sich deine Gebete und deine Anstrengungen vereinen, um ewige Segnungen seiner geliebten Seele zuteilwerden zu lassen. Aber gib den Hausgenossen des Glaubens, was immer ihre Sprache, ihr Land oder ihre Denomination sein mag, Anteil an deiner herzlichen Liebe. Bedenke, dass jeder einzelne von ihnen zur Familie deines geliebten Heilands gehört; und achte dich glücklich, wenn du seine Füße waschen darfst, als wären es die Füße deines Herrn selbst. Denke daran, dass trotz aller gegenwärtigen Unvollkommenheiten du mit ihnen auf das große Ziel zugehst, miteinander vereint zu werden und mit Gott ungetrübte Gemeinschaft zu haben – auf eine über die Maßen unaussprechliche Weise, so wie Gott in Christus und Christus in Gott ist. Bedenke, dass sich das Herz unendlicher Liebe jetzt schon öffnet, um dich und sie alle aufzunehmen, und dass ihr

---

398 A. d. Ü.: Vgl. Galater 6,9.

399 A. d. Ü.: Vgl. Matthäus 18,21-35.

400 A. d. Ü.: Matthäus 25,40.

401 A. d. Ü.: Vgl. Galater 6,10.

402 A. d. Ü.: Vgl. 1. Korinther 10,33.

euch gemeinsam in den unendlichen zukünftigen Zeitaltern versenken werdet in »jenes Meer unsagbaren Lebens und unsagbarer Liebe, / das nicht Küste hat noch Grund«<sup>403</sup>.

Indem du dich in der *Selbstverleugnung* übst, schwächst du das dich erniedrigende Prinzip ungezügelter Eigenliebe; und indem du *Gutes tust*, förderst und stärkst du das himmlische Prinzip heiligen Wohltuns. Diese Übungen also, gekräftigt und geheiligt durch *Gebet im Verborgenen*, seien die regelmäßige Praxis jedes Tages deines Lebens.

So stelle ich dir also, mein Bruder, die *dreifache Schnur* vor – die drei großen Mittel, um in der Gnade zu wachsen, um über die Welt, das Fleisch und den Teufel den Sieg zu erringen und um die Seele von der Erde zum Himmel zu ziehen. Wohlgermerkt, es sind »Mittel«; denn ich spreche jetzt nicht vom Glauben, jener Grundhaltung in uns, die Veränderung schafft und wirksam ist – sozusagen die Hand, mit der du die dreifache Schnur ergreifen musst. Wirst du das, was ich dir vorgestellt habe, annehmen? Bist du geneigt, es zu ergreifen? Übe dich in dieser vom Himmel hervorgebrachten Neigung. Sie ist mehr wert als alle Schätze der Erde. Geh in dein Gebetskammerlein, strecke die Hand des Glaubens aus und flehe himmelwärts. Der Heilige Geist schwebt auch in diesem Augenblick über dir;<sup>404</sup> er will dich stärken, damit du das Leben ergreifst. Zögerst du? O mein Bruder, zögere nicht, ich flehe dich an. O betrübe nicht den Heiligen Geist.<sup>405</sup> Enttäusche nicht die Hoffnung deines Heilands, der dich so liebt und sich nach dir sehnt. Sage der Welt ab, sage deinem eigenen Wesen ab und flüchte dich in seine liebenden Arme, die geöffnet sind, dich aufzunehmen und zu umschließen. Engel werden sich über deine erneute Hinwendung zu ihm freuen, so wie sie es über deine erstmalige taten.<sup>406</sup> Bald wirst du solche Freude empfinden, wie du dir bis dahin nicht hast vorstellen können. Du wirst anfangen, in einer neuen Welt zu leben, und spüren, wie Himmelsluft dich umweht: Du wirst sehen, wie das Licht des

---

403 A. d. Ü.: Mit jenem »Meer unsagbaren Lebens und unsagbarer Liebe« ist die göttliche Dreieinheit gemeint. A. Judson zitiert hier die letzten beiden Zeilen des Liedes »Blest Be The Father And His Love« von Isaac Watts (1674 – 1748).

404 A. d. Ü.: Vgl. 1. Mose 1,2.

405 A. d. Ü.: Vgl. Epheser 4,30.

406 A. d. Ü.: Vgl. Lukas 15,10.

Himmels um dich leuchtet; und du wirst anfangen, den Herrn, deinen Gott, auf neue Weise zu lieben, wenn er »dir alles vergeben [hat], was du getan hast«<sup>407</sup>.

### Nachschrift

Wenn ich mich nun von dir verabschiede, mein Bruder, dann kommt mir der Gedanke, dass sich trotz deiner festen Hoffnung dennoch Furcht und Zweifel bezüglich deines geistlichen Zustands in deinem Herzen finden könnten und du vielleicht meinst, dir fehlte noch die Hand des Glaubens, mit der du das ergreifen kannst, was ich dir vorgestellt habe. Und ich stelle mir vor, dass du ausrufst: »Was soll ich tun?«<sup>408</sup> Bist du dir deines Zustands als geistlich Verkrüppelter bewusst? Dann gibt es Hoffnung. *Tu das, was du kannst*: Strecke deine Hand aus, die du hast, wie verkrüppelt oder verdorrt sie auch sein mag, und versuche, das angebotene Gut zu ergreifen. Versuche, im Glauben zu beten, Selbstverleugnung zu praktizieren und Gutes zu tun. Und sei versichert, mein Bruder, dass du rasch die Hand des Glaubens da finden wirst, wo du dachtest, sie wäre nicht vorhanden. Da ist einer bei dir, den du noch nicht kennst – er, der dem blinden Bartimäus das Augenlicht gab<sup>409</sup> und der zum Taubstummen sagte: »Ephata! ... Werde aufgetan!«<sup>410</sup> Er ist es, der die jungen Raben hört, wenn sie nach Speise rufen,<sup>411</sup> und erst recht den Ruf des Menschen vernimmt, des ihm liebsten unter all seinen Geschöpfen. Er ist ständig bewegt vom sehnsüchtigen Empfinden eines mitfühlenden Vaters, wenn er von fern seinen armen verlorenen Sohn – hungrig und hoffnungslos – aus dem fernen Land zurückkehren sieht.<sup>412</sup>

Mizar<sup>413</sup>, Februar 1829

---

407 A. d. Ü.: Hesekiel 16,63.

408 A. d. Ü.: Vgl. Apostelgeschichte 2,37.

409 A. d. Ü.: Vgl. Markus 10,46-52.

410 A. d. Ü.: Vgl. Markus 7,32-37 (besonders V. 34).

411 A. d. Ü.: Vgl. Psalm 147,9.

412 A. d. Ü.: Vgl. Lukas 15,11-32 (besonders V. 20).

413 A. d. Ü.: »Die dreifache Schnur« wurde natürlich in Moulmein geschrieben, gegen Ende von Judsons »mönchisch-quietistischer Phase«. »Mizar« scheint eine Metapher für seinen damaligen geistlichen Zustand zu sein, wobei wohl auf Psalm 42,7 angespielt wird: »Mein Gott, es beugt sich nieder in mir meine Seele; darum denke ich an dich aus dem Land des Jordan und des Hermon, vom Berg Mizhar.« (A. d. H.: Andere Bibelübersetzungen lesen »Mizar«.)

## Ratschläge für Missionskandidaten

An die Vereinigung für Außenmission der Hamilton Literary and Theological Institution, N.Y.<sup>414</sup>

Moulmein, 25. Juni 1832

Liebe Brüder,

vor mir liegt das Schreiben Eures korrespondierenden Sekretärs, Mr. William Dean, vom vergangenen November. Es ist einer der wenigen Briefe, zu deren Beantwortung ich mich gerufen fühle, denn Ihr fragt mich um Rat in Bezug auf verschiedene wichtige Punkte. Außerdem liegt in den Empfindungen, die Ihr zum Ausdruck bringt, etwas so Seelenverwandtes zu meinen eigenen, dass ich mich von Herzen mit den Gliedern Eurer Vereinigung verbunden fühle. Statt eine flüchtige Antwort mit einigen Gemeinplätzen zu geben, ist es mein Herzenswunsch, einige Punkte niederzuschreiben, die Euch in Eurer zukünftigen Laufbahn hoffentlich von wirklichem Nutzen sein mögen. Dennoch muss ich mich jeweils kurz fassen, denn Mangel an Zeit gestattet es mir nicht, meine Gedanken ausführlicher auszubreiten.

Wenn ich meine Ausführungen beginne, dann gehe ich von Folgendem aus: Ihr zieht ernsthaft in Erwägung, ein Leben als Missionar zu führen.

*Zuerst* soll es deshalb ein missionarisches *Leben* sein; d. h., geht hinaus für ein ganzes Leben und nicht für eine begrenzte Frist. Bildet Euch nicht ein, dass in Euch ein wahrhaft missionarischer Geist wirksam ist, wenn ihr von vornherein vorhabt, die Heiden bald wieder zu

---

<sup>414</sup> A. d. Ü.: Die heutige Colgate University in Hamilton (New York) wurde 1819 als Baptist Education Society of the State of New York gegründet. Ab 1823 hieß sie dann Hamilton Literary and Theological Institution, ab 1846 Madison University und ab 1890 Colgate University (zu Ehren des Seifenfabrikanten William Colgate und seiner Familie, die sich als großzügige Mäzene erwiesen hatten). Nachdem 1928 die Fusion mit der Rochester Divinity School erfolgte, können dort auch Nichtbaptisten studieren.

verlassen, nachdem Ihr gerade einmal ihre Sprache gelernt habt. Sie zu verlassen! Wofür? Um den Rest Eurer Tage mit dem Genuss der Bequemlichkeit und des Reichtums Eures Heimatlands zu verbringen?

*Zweitens.* Wenn Ihr eine Gefährtin für Euer Leben in Betracht zieht, achtet ganz besonders auf eine gute körperliche Konstitution und bürdet Euch selbst und der Mission nicht mutwillig oder ohne guten Grund eine Last auf.

*Drittens.* Seid nicht über die Maßen begierig darauf, an Bord des Schiffs geistlich Gutes zu tun. Missionare haben durch unüberlegten Übereifer während ihrer Ausreise häufig mehr Schaden angerichtet als Gutes bewirkt.

*Viertens.* Achtet darauf, dass die große Aufmerksamkeit, die Ihr zu Hause bekommt, die ungünstigen Umstände, in die Ihr an Bord des Schiffs gestellt seid, und die »unmissionarischen« Beispiele, denen Ihr möglicherweise auf einigen Missionsstationen begegnen werdet, dass dies alles Euch nicht von lebendigen Missionaren in bloße Skelette verwandelt, ehe Ihr Euren Bestimmungsort erreicht. Es ist vielleicht nützlich, sich vor Augen zu halten, dass ein großer Teil derer, die als Missionare in den Orient ausreisen, innerhalb von fünf Jahren nach Verlassen ihres Heimatlands sterben. Wandelt deshalb mit Bedacht;<sup>415</sup> der Tod beobachtet jeden Eurer Schritte aus kurzer Distanz.

*Fünftens.* Nehmt Euch in Acht vor der Reaktion, mit der Ihr bald nach dem Erreichen Eures Arbeitsfelds konfrontiert sein werdet. Dort werdet Ihr wahrscheinlich einheimische Christen vorfinden, über deren Verdienste oder Mängel Ihr ohne eine gewisse Vertrautheit mit ihrer Sprache kein korrektes Urteil abgeben könnt. Manche Phänomene werden Euch gleichzeitig enttäuschen und abstoßen. Ihr werdet mit Enttäuschungen und Entmutigungen konfrontiert werden, über die Ihr Euch unmöglich ein korrektes Bild anhand bloßer schriftlicher Berichte machen könnt und die Euch anfänglich dazu bringen werden, dass Ihr es fast bereut, Euch der Sache der Mission verschrieben zu haben. Ihr werdet Männer und Frauen sehen, die Ihr bisher immer nur durch ein mehrere Tausend Meilen langes Teleskop betrachtet habt. Ein derartiges Instrument vergrößert stark. Hütet Euch deshalb

---

415 A. d. Ü.: Vgl. Jesaja 38,15.

vor einer falschen Reaktion, wenn auf Euch die Erfahrung all dieser Dinge in ihrer ganzen Wucht hereinbricht, damit Ihr nicht schon beim Beginn Eurer Arbeit entmutigt werdet oder in Euch Vorurteile gegen bestimmte Personen oder Orte entstehen, die Euer zukünftiges Leben bitter machen würden.

*Sechstens.* Hütet Euch vor der noch problematischeren Reaktion angesichts der Erfahrung, dass Ihr nach einiger Zeit die Sprache erworben habt und dann ermüdet und ausgezehrt worden seid durch das Predigen des Evangeliums gegenüber einem ungehorsamen und widersprechenden Volk.<sup>416</sup> Ihr werdet Euch manchmal sehnen nach einem ruhigen Rückzugsort, wo Ihr eine Atempause findet von dem Druck der mühevollen Arbeit unter den Einheimischen – der unaufhörlichen unerträglichen Reibung der missionarischen Mühlsteine. Und Satan wird in dieser Sache Verständnis für Euch zeigen; und er wird Euch irgendeine Kirche voller Bequemlichkeit präsentieren, wo Ihr in Eurer Muttersprache predigen könnt, vielleicht eine Anstellung bei der Regierung, eine Professorenstelle oder den Posten eines Herausgebers, eine literarische oder wissenschaftliche Beschäftigung, irgendein überflüssiges Übersetzungsprojekt oder zumindest irgendeine schulische Tätigkeit; mit einem Wort, irgendetwas, was Euch hilft – ohne allzu viele Kompromisse bezüglich Eurer Überzeugung einzugehen –, Euch der eigentlichen Missionsarbeit zu entziehen. Eine solche Versuchung ist die Krisenphase Eurer Krankheit. Wenn Eure geistliche Konstitution sie übersteht, dann erholt Ihr Euch; wenn nicht, dann werdet Ihr sterben.

*Siebtens.* Hütet Euch vor Stolz; nicht nur vor dem Stolz stolzer Menschen, sondern besonders vor dem Stolz demütiger Menschen – jenem verborgenen Stolz, der oft aus dem Bewusstsein erwächst, dass wir in den Augen dessen, der *wirklich* groß und gut ist, geschätzt und geliebt sind. Dieser Stolz frisst manchmal wie ein Krebs die inneren Organe des Glaubenslebens auf, ehe wir seine Existenz auch nur vermuten. Um seine Wirkung einzudämmen, ist es gut, dass wir uns daran erinnern, wie wir in den Augen Gottes dastehen und wie wir in den Augen unserer Mitmenschen dastehen würden, *wenn alles*

---

<sup>416</sup> A. d. Ü.: Vgl. Römer 10,21; Jesaja 65,2.

*bekannt wäre.* Strebe danach, dass alles bekannt ist. Bekenne Deine Fehler freimütig und so öffentlich, wie die Umstände es erfordern oder erlauben. Wenn Du etwas getan hast, dessen Du Dich schämst und wodurch vielleicht jemand anders verletzt wurde (und welcher Mensch wäre frei davon?<sup>417</sup>), freue Dich darüber, nicht nur die Sache in Ordnung bringen zu dürfen, sondern betrachte es darüber hinaus als Gelegenheit, Deinen Stolz zu demütigen.

*Achtens.* Legt nie Geld für Euch oder Eure Familien zurück. Vertraut auf Gott von einem Tag auf den anderen, und wahrhaftig, Ihr werdet gespeist werden.

*Neuntens.* Hütet Euch vor jener Trägheit, die zu einer Vernachlässigung leiblicher Übung führt. Der schlechte Gesundheitszustand und der vorzeitige Tod der meisten Europäer im Orient müssen in erster Linie auf die äußerst mutwillige Vernachlässigung körperlicher Übung zurückgeführt werden.

*Zehntens.* Hütet Euch vor einem eleganten und vornehmen Lebensstil. Habt so wenig wie möglich Umgang mit der modebewussten europäischen Gesellschaft. Der von vielen Missionaren im Orient angenommene Lebensstil widerspricht völlig dem vertrauten Umgang mit den Einheimischen, der grundlegend für die Missionsarbeit ist.

Es gibt viele Punkte der Selbstverleugnung, die ich eigentlich gern ansprechen möchte; aber das Bewusstsein meiner eigenen Mangelhaftigkeit zwingt mich zu schweigen. Auch habe ich verschiedene andere, grundlegend wichtige Themen nicht angesprochen, denn es war mein Ziel, nur solche auszuwählen, die meiner Auffassung nach gewöhnlich nicht besonders wahrgenommen oder betont werden. Ich hoffe, Ihr seht mir den ermahnenden Stil nach, in den ich unbeabsichtigt hineingeraten bin. Ich versichere Euch, ich führe nichts Böses im Schilde.

Was Eure Fragen in Bezug auf Studienfächer, Qualifikationen usw. betrifft, so fällt mir nichts ein, was besonders nutzbringend sein könnte – außer der einfachen Bemerkung, dass man nach mei-

---

417 A. d. Ü.: Vgl. 1. Könige 8,46; 2. Chronik 6,36.

ner Befürchtung allmählich eine immer größere Betonung auf eine sogenannte gründliche klassische Bildung legt.

Mit dem Gebet, dass Ihr in all Euren Überlegungen von Gott geleitet werden mögt und dass ich einst die Freude haben möge, einige von Euch an diesen heidnischen Küsten willkommen zu heißen, verbleibe ich

in herzlicher Zuneigung, Euer Bruder  
A. Judson

## Abkürzungen

A. d. A.	Anmerkung des Autors
A. d. H.	Anmerkung des Herausgebers
A. d. Ü.	Anmerkung des Übersetzers
Bd.	Band
Bde.	Bände
ev.-luth.	evangelisch-lutherisch
Hrsg.	Herausgeber
Rev.	Reverend
S.	Seite, Seiten
s. u.	siehe unten
svw.	so viel wie
v. a.	vor allem

## Abbildungen

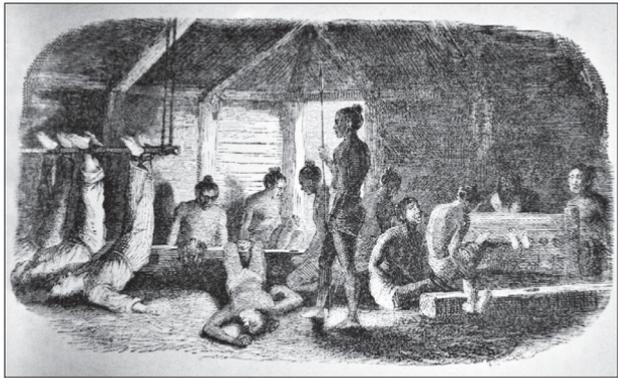
*Die Judsons  
kommen in  
Rangun an  
(13. 7. 1813).*



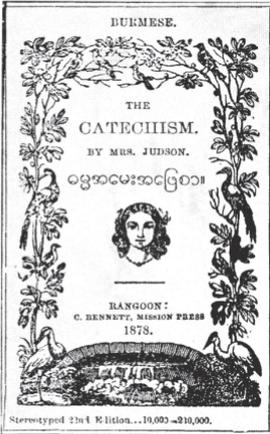
*A. Judson  
beginnt, in  
einem zayat  
zu lehren  
(Frühjahr 1819).*



*Im  
Todesgefängnis  
Let-may-yoon  
(1824).*



။ သူတော်ကောင်းအတွက်ကြောင့်အသေခံစွဲ  
 ရှိကောင်းရှိလိမ့်မည်မှန်စေတော့။ ငါတို့သည်  
 စည်ပင်ခရစ်တော်သည်ငါတို့အတွက်ကြောင့်  
 ှည်ဖြစ်၍ ဘုရားသခင်သည် ငါတို့ကို  
 ှဲချစ်တော်မူသည်ကို ငါတို့အားထင်  
 ှီ။ သို့ဖြစ်၍ ယခုတွင် အသွေးတော်  
 ှတ်ရာသို့ရောက်ပြီးမှ ထိုသခင်အား  
 ှယ်ချွတ်တော်မူခြင်းသို့ရောက်မည်  
 စရာရှိ၏။ အကြောင်းမူကား။ ရန်သူ  
 ှားသခင်၏သားတော်အသေခံတော်မူ  
 ှို့သည် ဘုရားသခင်နှင့်မိသဟာယ  
 ှက်ကိုခံရသည်မှန်လျှင် မိသဟာယ  
 ှက်အားဖြင့်ကယ်တင်တော်မူခြင်းသို့  
 ှ၍ မျှော်လင့်စရာရှိ၏။ ထိုမျှမက။ ငါ  
 ှစ်အားဖြင့်မိသဟာယဖွဲ့ရာကျေးဇူး



Titelblatt  
 des von  
 Ann Judson  
 übersetzten  
 Katechismus  
 und  
 Textbeispiel  
 aus dem  
 Römerbrief  
 (Fertigstellung  
 des von  
 Adoniram  
 Judson  
 übersetzten  
 Neuen  
 Testaments:  
 12. 7. 1823).

ခံပြီးလျှင် ထိုသခင်အားဖြင့် ဘုရားသခင်နှင့် ငါ  
 ှဲမြောက်ခြင်းရှိကြ၏။  
 ှကြောင်းအရာဟူမူကား။ အပြစ်တရားသည်  
 ှက်သောသူအားဖြင့် ဤလောကသို့ဝင်၍ အပြစ်  
 ှားဖြင့်သေခြင်းတရား၊  
 ှို့သည် အပြစ်ရှိသေ  
 ှကြ၏။ ပညတ်တရား  
 ှ၌အပြစ်ရှိ၏။ အဘယ်  
 ှည်ဟုမှတ်စရာမရှိ။ ငါ  
 စ၍ မောရှေလက်ထက်  
 ှည်အစိုးရ၏။ အာခံပြန်  
 ှသူတို့ကိုပင်အစိုးရ၏  
 ှသောသူ၏ပုံပမာဖြစ်သ  
 ှသော်လည်း ပြစ်မှားခြ  
 ှောမတူ။ အကြောင်း  
 ှ်မှားသောအားဖြင့်လူ  
 ှဲ၏။ တပယာက်သော  
 ှားဖြင့် ဘုရားသခင်၏



Ann Judson geb. Hasseltine (1789 – 1826).

*A. Judson  
besucht Karen-  
Dörfer nördlich  
von Moulmein  
(1832).*



*Junge birmanische  
Christen, denen  
Leitungsaufgaben  
anvertraut  
sind, kommen  
zusammen,  
um die künftige  
Gemeindearbeit  
zu planen  
(ca. 1840).*



*Emily Judson geb. Chubbock  
(1817–1854).*





*Birma (Myanmar) und benachbarte Regionen (in heutigen Grenzen dargestellt)*

Die meisten der eingezeichneten Orte stehen mit dem Wirken von Adoniram Judson in Verbindung.